This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Allgemeine Geſchichte

der

chriſtlichen Kirche

von ihrem Entſtehen bis auf die Gegenwart.

Für das

deutſche Volk.

Von

Heribert Rau.

Frankfurt a. M.

Literariſche Anſtalt.

(J. Rütten.)

1846.

BR
145
.R3

Druck von Gebrüder Adelmann
in Frankfurt a. M.

2397
27

Johannes Ronge

in Liebe und Achtung

gewidmet.

Vorwort.

Die große Aufgabe der Gegenwart ist für das deutsche Volk: endlich einmal praktisch zu werden. Praktisch im edlen Sinne kann man aber nur sein, wenn man ein vielseitiges Wissen besitzt, welches die Möglichkeit anhanden gibt, in die Angelegenheiten des Lebens zweckdienlich und mit Nutzen einzugreifen.

Nach diesem Wissen verlangt gegenwärtig die edle deutsche Nation, die längst mündig geworden ist, laut und entschieden. Es ist daher an der Zeit, daß alle Wissenschaften ihr zugänglich gemacht werden, und zwar vor allen Dingen diejenige Wissenschaft, die das Heiligste des Menschen, die Religion, behandelt.

Besitzen wir nun auch in allen Fächern der Theologie, und namentlich in deren Grundwissenschaft, der Kirchengeschichte, treffliche Werke in Menge, so fehlt es uns doch ganz und gar an solchen Bearbeitungen, die den Nichtgelehrten zugängig sind.

Von dieser Ansicht geleitet, und von heiliger Liebe für die deutsche Nation und deren kräftiges Erblühen begeistert, unternahm es der Verfasser des vorliegenden Werkes im Winter 1845 auf 46 die Kirchengeschichte in einer Reihe von Vorlesungen öffentlich vorzutragen. In dieser Ansicht durch den Erfolg der Vorlesungen bestärkt, arbeitete er dieselben zu einem Ganzen um, und legt das Ergebniß nun in die Hände des größeren Publikums, indem er zugleich auf das bestimmteste erklärt: daß der Zweck des gegenwärtigen Buches einzig und allein dahin geht, dem eben angedeuteten Bedürfnisse zu entsprechen.

Frankfurt a. M., im April 1846.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
Die vorchristlichen Religionen 2

Geschichte des Urchristenthums.

Von Christus bis auf Constantin den Großen (1—337).

I. Christus und seine Apostel 7
II. Die ersten christlichen Gemeinden 13
III. Die Christenverfolgungen 18

Geschichte der Entartung der christlichen Kirche.

Von der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion unter Constantin dem Großen bis auf Karl den Großen und Mahomet (337—814).

I. Begründung der Hierarchie 31
II. Die Christuslehre unter den Deutschen 53
III. Mahomet 70

Geschichte des Papstthums.

Von der Gründung der Hierarchie bis zur Zeit der Reformation (800—1400).

I. Gründung des Papstthums 81
II. Einsiedlerwesen, Mönchthum und Bilderdienst 86
III. Die Entstellung des Christenthums durch Aberglauben und heidnischen Cultus 100
IV. Die Blüthe des Papstthums 117
V. Die Kreuzzüge 142
VI. Die Ritter- und Bettelorden 154
VII. Das Sinken der päpstlichen Macht 161

Geschichte der ersten Reformation.

Von der Kirchenversammlung zu Pisa bis zum westphälischen Frieden (1409—1648).

I. Die Vorläufer der Reformation 194
II. Der Hussitenkrieg. Weitere Vorboten der Reformation 209
III. Dr. Martin Luther 225
IV. Die Reformation 244
V. Der Schmalkaldner Krieg 273
VI. Der Bauernkrieg und die Münsterischen Unruhen 279
VII. Die Reformation in der Schweiz 286

Geschichte der Bekämpfung der Reformation durch Rom (1540—1846).

Seite
I. Der Orden der Jesuiten 293
II. Das Concilium von Trident und der dreißigjährige Krieg 306

Geschichte der Reformation außerhalb Deutschland.

I. Geschichte der Reformation in Frankreich 326
II. In England, Schottland und Irland 343
III. In Schweden, Dänemark, Norwegen und Island 350
IV. In den Niederlanden 352

Geschichte der getheilten christlichen Kirche.

I. Die römisch-katholische Kirche 357
Jansenisten, Quietisten 358
II. Die griechisch-katholische Kirche 361
a) Die orthodox-griechische Kirche 361
1) Die Nestorianer 367
2) Die Thomaschristen 368
3) Die Monophysiten: Jacobiten, Armenier, Kopten, Abyssinische Christen 368
4) Die Maroniten 369
b) Die russisch-griechische Kirche 371
1) Die Roskolniki 373
2) Die Duchoborzi 373
3) Die Philipponen 373
III. Die protestantische Kirche.
1) Die Wiedertäufer 374
2) Die Arminianer 374
3) Die Herrnhuter 375
4) Die Unitarier 377
5) Die Methodisten 378
6) Die Quäcker 379
7) Die Schwenkenfeldianer 379
8) Die Swedenborgianer 379
9) Die Pietisten 382

Geschichte der christlichen Kirche in der neueren Zeit.

Von dem westph. Frieden, bis auf Ronge's Sendschreiben.

I. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens und die Zeit Josephs II. . . . 387
II. Die Kirche unter den Stürmen der französischen Revolution . . . 401
III. Des Papstthums Demüthigung unter Napoleon 417
IV. Wessenberg und Zschokke 425

Geschichte der zweiten Reformation.

Von Ronge's Sendschreiben bis auf die Gegenwart (1844—1846).

I. Beginn der zweiten Reformation 433

Einleitung.

1.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“

Wie bei der Erziehung des einzelnen Menschen Lebenserfahrungen dem Erzieher die besten Regeln an Handen geben, so wird für die fortschreitende Ausbildung des gesammten Menschengeschlechtes kein trefflicherer Wegweiser aufgefunden werden können, als die Geschichte.

Vor dem Richterstuhle der unparteiischen, auf genaue und scharfe Prüfung gegründeten Geschichte zerfällt jedweder Trug. Unbestechlich enthüllt sie die fromme Scheinheiligkeit und stellt sie dem Auge der Welt in ihrer armseligen Blöße dar; mit unerbittlicher Gerechtigkeit entreißt sie den Mächtigen der Erde den Purpur und zeigt sie der Nachwelt — war ihre Erscheinung nur eitler Glanz, — in ihrer vollen Nichtigkeit.

Und mögen die bestochenen oder zitternden Zeitgenossen auch Wolken des Weihrauchs opfern, sie zerstieben vor dem Hauche der Unbestechlichen, denn ihres Mundes Odem ist die strenge, die lautere Wahrheit! —

Aber auch Lorbeerkränze und strahlende Ehrenkronen vertheilt und drückt sie auf die Häupter jener edlen Wesen, die, von der Mitwelt verkannt, ihr Leben wahrer Größe geweiht.

So, — mit Gerechtigkeit lohnend und strafend, — zeigt sie uns jede geschichtliche Erscheinung in ihrem wahren Lichte. — Natürlich ist daher, daß sie für jeden Menschen, der sich über den Stumpfsinn des Thieres erhoben, vom höchsten Interesse sein muß, begreiflich, daß sie für den Gebildeten eine unversiegbare Quelle der Weisheit und der Tugend, für die Völker selbst aber und die Lenker menschlicher Geschicke die treueste und sicherste Führerin ist.

Was hier von der Geschichte im Allgemeinen gesagt ist, gilt in vollem Maße von der Geschichte der Religionen, die im Laufe der Jahrtausende über die Erde schritten oder noch unter den Menschen weilen. Nun muß aber dem Denkenden bei der Anerkennung der Wichtigkeit religiöser Selbstständigkeit, — besonders in unseren bewegten Zeiten, — Alles daran liegen, mit sich über den Werth oder Unwerth seiner Religion in's Klare zu kommen; und wie könnte er dies besser bewerkstelligen, als wenn er das große Buch der Welterfahrung aufschlägt und sich darin über die Geschichte seiner Kirche belehrt!

Diesem Bedürfnisse, namentlich für die Bekenner der christlichen Religion, möglichst zu entsprechen und zwar in einer allgemein verständlichen Weise, ist der Zweck dieser Blätter. Sie werden bei treuer und unparteiischer Auffassung wahr und freimüthig die Thatsachen verkünden, dem Leser aber das Urtheil anheimstellen; denn nur da, wo die Kräfte des menschlichen Geistes sich selbstständig und ungehindert entwickeln, schreitet er seinem Ziele, der höchstmöglichen Vollendung, kräftig entgegen.

2.

Die vorchristlichen Religionen.

Das gründliche Studium der alten und neuen Religionen und Religionssysteme trägt eine goldene Frucht. Es ist die Erkenntniß: daß allen Religionen das Ewigpositive, der Glaube an Gott, zu Grunde liegt. Es gibt also eigentlich auch nur eine einzige Religion, wenn sich gleich die Auffassung der Grundidee derselben in tausend Strahlen bricht und bei den verschiedenen Völkern, je nach dem Grade ihres Culturzustandes, zu Tage tritt. Auffassungsweise und äußere Form mußten sich natürlich nach dem Nationalcharakter, dem Klima und der örtlichen Umgebung bilden; so daß es als in der Natur der Sache begründet erscheint, wenn sich die phantasiereichen, leicht beweglichen Bewohner des heiteren Hellas andere Vorstellungen von der Gottheit machten, als die, in düsteren Wäldern und an nebligten Küsten wohnenden, rauhen und kriegerischen Scandinavier und Germanen.

Unstreitig waren es die großartigen Erscheinungen der Natur, die, — bald furchtbar und zerstörend, bald freundlich und segensreich dem Menschen entgegentretend, — ihn, im Gefühle seiner eigenen Schwäche, auf ein höheres und mächtigeres Wesen hinwiesen. Es war die dunkle Ahnung des einen Gottes, die der Allliebende tief in das Innerste einer jeden Menschenbrust gesenkt, um an diesem heiligen und zarten Bande den Staubgebornen dem Ewigen entgegenzuführen. Aber dem befangenen Geiste trat in den scheinbaren Widersprüchen der verderblichen und segensreichen Naturerscheinungen bald der Zweifel entgegen, und aus dem Monotheismus (dem Glauben an einen Gott) entstand der Polytheismus (der Glaube an mehrere Götter), da der noch unerfahrene Mensch in dem Guten und Bösen die Wirkungen verschiedener Götter zu finden glaubte.

Jetzt belebte sich mit einemmale die ganze Natur, und Stein und Pflanze und Thier und Mensch und Wasser und Feuer wurden die Träger der Gottheit.

Aber auch hier wieder bewies es sich: daß die Idee eines höchsten, allwaltenden Gottes, die ursprüngliche in der Tiefe des Menschengeistes selber Liegende sei. Denn fast überall sehen wir, auch im Polytheismus, ein in Dunkel gehüll-

tes, höheres Wesen über die Götter walten. So bei den Hindu in Bram, — im römischen Fatum, bei den Griechen in der ἀναγκη (der Nothwendigkeit, dem Schicksale) — und bei den Völkern des Nordens im Alles verschlingenden Wolfe Fenris, dem am Ende der Zeit selbst Odin mit allen Göttern erliegen muß.

Und wenn in Afrikas Wüsten der Whidah sich anbetend vor der Schlange niederwirft, und der Dahome den blutgierigen Panther als seinen Gott verehrt; wenn Aegyptens Priester den Vorhang lüpft und dem erstaunten Volke des Niles Ungeheuer zeigt, das sich auf seidenen Kissen behaglich dehnt; — wenn der Hindu unverrückten Auges in den Kelch der bunten Lotosblume schaut, dem, von den Wellen sanft gewiegt, die Geister seiner Gottheit im leisen Hauch entsteigen; — wenn der Grieche vor seines Meißels plastischen Gestalten zu Boden sinkt, den marmorschönen, aber marmorkalten; — wenn der Jude zu Jehovah fleht; — und Mahomets fanatischer Jünger sein „Allah ist Gott!" mit glühendem Antlitz jauchzt, — so beten sie, gleich wie der Christ, Alle, Alle! zu demselben Gott, der von dem Einen nur besser als von dem Anderen erkannt wird.

Demohnerachtet konnte für die Fortbildung des Menschengeschlechtes, dessen erhabenes Ziel sittliche Vollendung ist, keine der älteren Religionen genügen.

Selbst das geistreichste aller Völker, die Griechen, waren nicht im Stande hierin den Anforderungen des Weltgeistes zu entsprechen und zwar um so weniger, als ihre Religion, — nicht aus dem Bedürfniß sittlicher Veredlung entsprossen, auch nicht nach höchst möglichster sittlicher Vollendung der Menschheit rang, sondern im Gegentheil, bei einer höchst sinnlichen Auffassung, nur diejenigen Tugenden beförderte, die, wie Vaterlandsliebe, Bürgertüchtigkeit, Gehorsam gegen das Gesetz, als kräftige Stützen eines blühenden Staates dienen konnten.

Den Heldensagen des grauen Alterthums entwachsen, sich anlehnend an die Ueberlieferungen der ältesten Gottesahnungen, schuf sich der bewegliche hellenische Geist, getragen von glühender Phantasie und regem Kunstsinn, einen selbstständigen Himmel voll Götter, die ihm der Ausdruck vollendeter sinnlicher Schönheit und Befriedigung wurden.

Körperlich und geistig vollendete Schönheit darf man demnach eigentlich als die Grundidee, den Grundbegriff für „das Göttliche" bei den Griechen annehmen. Sie trat in den Göttergestalten nur in die Erscheinung. Allein es war, wie Gfrörer so trefflich sagt, eben nicht jene „innerliche, geistige, von Denkern gefeierte Schönheit, die keine sittliche Unreinheit duldet," und somit lag in Griechen

ands Mythologie schon von Anfang an der Keim des eigenen Todes. Mit der steigenden philosophischen Ausbildung der Nation erblaßten die reizenden Schöpfungen der Dichter. Aber auch die Philosophie, die unter Sokrates, Plato und Aristoteles ihren Höhepunkt erreichte und über den Polytheismus hinausschreitend, zur Urquelle alles Seins zurückgekehrt war, artete aus, und ward zur eitlen Sophistik. Und als nun erst die Freiheit der Nation und mit ihr die Vaterlandsliebe und jeder freie Aufschwung zu Grunde ging, sank auch die griechische Religion, ihrer letzten Stütze beraubt, in den Staub.

Roms Legionen hatten zu der Zeit ihre siegreichen Waffen fast über die ganze bekannte Welt getragen. Doch mit dem riesigen Anwachsen des Reiches, mit der Anhäufung unermeßlicher Schätze, mit der überhandnehmenden Ungleichheit der Macht und des Reichthums, wuchsen auch Sittenlosigkeit, Luxus und Schwelgerei in dem Maße, daß bald kaum ein Schimmer des alten, großartigen Römergeistes und jener Tugenden mehr zu erkennen war, die einst die Republik zu ihrer Größe geführt.

Die Götter der besiegten Völker, den Ueberwindern ein Spott, hatten sich als trostlose Gebilde der Phantasie erwiesen, während die Sieger selbst, — wenn auch von aller Welt als bluttriefende Tyrannen verabscheut, — durch den knechtischen Sinn ihrer Zeitgenossen vergöttert, zum Himmel stiegen. Thron und Familienleben waren entwürdigt, die Philosophen entartet, Unglaube und Gleichgültigkeit gegen alles was Religion betraf an der Tagesordnung. Aber dem bis zum Ekelhaften gesteigerten Genusse folgte eine folternde Abspannung und das Gefühl jener inneren Unbefriedigung und Leere, welches Gott als Wegweiser zum Ewigen in den tiefsten Grund der Menschenbrust gesenkt. Vergebens verpflanzte die, um ihren Einfluß besorgte Priesterkaste den Isis- und Serapisdienst von Aegypten nach Rom. Der Reiz der Neuheit wirkte nur kurze Zeit. Denn hatte der Isisdienst in Aegypten auch einen tiefen Sinn, da die Göttin von tausend Namen als die Verkörperung der segensreichen Naturkräfte jenes Landes galt, ward doch ihre Verehrung in Rom zu einem sinnlosen Cultus und frivolen Götzendienste.*) Der Polytheismus hatte sich überlebt, die Welt war reif für die rein geistige Auffassung des Ewigen und zwar in einer neuen, selbst vom Judenthume nicht gekannten Weise.**)

---

*) Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat; von L. Ranke. S. 4.
**) Chrysostomi Opp. ed. Paris. II. 540.

Vorwort.

Die große Aufgabe der Gegenwart ist für das deutsche Volk: endlich einmal praktisch zu werden. Praktisch im edlen Sinne kann man aber nur sein, wenn man ein vielseitiges Wissen besitzt, welches die Möglichkeit anhanden gibt, in die Angelegenheiten des Lebens zweckdienlich und mit Nutzen einzugreifen.

Nach diesem Wissen verlangt gegenwärtig die edle deutsche Nation, die längst mündig geworden ist, laut und entschieden. Es ist daher an der Zeit, daß alle Wissenschaften ihr zugänglich gemacht werden, und zwar vor allen Dingen diejenige Wissenschaft, die das Heiligste des Menschen, die Religion, behandelt.

Besitzen wir nun auch in allen Fächern der Theologie, und namentlich in deren Grundwissenschaft, der Kirchengeschichte, treffliche Werke in Menge, so fehlt es uns doch ganz und gar an solchen Bearbeitungen, die den Nichtgelehrten zugängig sind.

geistlosen Ceremonien erstarrt waren und von einem unheilvollen Sektengeiste zerrissen wurden; oder — wie die griechische und römische — der wachsenden Erkenntniß als dichterische Fabelbildungen erliegen mußten.

Aber der Mensch bedarf, soll seine Existenz nicht eine halbe, unerträgliche und den Anforderungen seines Inneren selbst ungenügende sein, einer geistigen Ergänzung, die, durch Religion erwirkt, als eine Vermittlung des Irdischen mit dem Ewigen zu betrachten ist. Diese Vermittlung und Ergänzung aber bot der große Nazarener durch seine Lehre im vollsten Maße und um so liebenswürdiger dar, als er, die Menschheit von den drückenden Fesseln leeren Ceremoniendienstes befreiend, die Worte aussprach: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten," — zugleich aber auch die ganze Menschheit emporhob und an das Herz Gottes, als an das eines Vaters legte.

Eine solche Lehre, — mit einer wahrhaft göttlichen Moral Hand in Hand gehend, — mußte allerwärts Anklang finden, sobald sie erst die Ansicht, als sei sie lediglich die Lehre einer jüdischen Sekte, überwunden und mit freisinniger Unparteilichkeit in das Leben getreten.

Dies hatte Christus auch vorausgesehen*) und zum Behufe ihrer weiteren Verbreitung zwölf Lehrschüler um sich versammelt, welche er seiner näheren Freundschaft und Belehrung würdigte. Sie waren es, die nach seinem Tode als Boten Gottes aller Welt das Evangelium verkünden sollten**) und welche daher auch Apostel, d. h. „Ausgesandte" genannt wurden. Aus diesen Zwölfen bildete sich um Jesu mit der Zeit noch ein weiterer Kreis von Schülern, der bald bis zu siebzig Theilnehmern anwuchs.

Als nun der große Weise von Nazareth die Wahrheit seiner Aussprüche durch seinen Märtyrertod bewährt hatte und der erste Schrecken von seinen Jüngern gewichen war, traten diese wiederum vereinigt in ihrer kleinen Gemeinde zu Jerusalem, jedoch vorerst nur im Geheimen, auf. Da ereignete es sich, daß, als sie allesammt am Pfingstfeste in inbrünstigem Gebete versammelt waren, der Geist Gottes über sie kam, und sie mit Muth und Begeisterung ausrüstete, so daß sie ihre Ueberzeugung vor allem Volke mit einer Beredsamkeit aussprachen, welche der neuen Lehre Massen von Bekennern jubelnd zuführte.

Somit aber war die Bahn gebrochen und den Jüngern Jesu ihr Wirkungskreis vorgezeichnet.

---

*) Marc. 3, 14.

**) Marc. 16, 15. — Matth. 28, 19.

Leider sind uns nur wenige Nachrichten von ihren Lebensverhältnissen erhalten worden.

Petrus, — der Apostel, auf dessen felsenfesten Glauben der Meister schon in seinem Leben zu mehrerenmalen vertrauensvoll hingewiesen hatte, ohne ihm jedoch irgendwie damit ein Vorrecht über seine anderen Lehrschüler einzuräumen, — besuchte bald darauf Antiochien*) und ging sodann, wie sein erster Brief bezeugt,**) nach Babylon. Daß er, wie die römisch-katholische Kirche später behauptete, zu Rom eine christliche Gemeinde gestiftet und daselbst der erste Bischof gewesen sei, ist als unwahr erwiesen.***)

Wahrscheinlich jedoch bleibt, daß Petrus, lange nach Bildung der ersten Christengemeinde in Rom, welcher nicht er, sondern Linus und Anacletus als die ersten Bischöfe vorstanden, — dorthin kam, und unter Neros Schreckensregierung hingerichtet wurde. Die Sage geht, er sei in umgekehrter Stellung, den Kopf nach unten, gekreuzigt worden.

Eine bei weitem bedeutendere Persönlichkeit als Petrus, tritt uns in Paulus entgegen, dessen freierer Geistesblick, — sobald der erbitterte Feind zum begeisterten Anhänger der Christuslehre geworden, — sich über die engen Grenzen schwang, welche das jüdische Gesetz für die übrigen Heilsverkünder gezogen. Galt ihm das Christenthum doch für eine Weltreligion, während es die übrigen Apostel zumeist nur als das vollendete, zum Durchbruch gekommene Judenthum betrachteten.

Paulus, oder wie er früher hieß, Saulus, war in Ciliciens blühender Hauptstadt Tarsus geboren. Da er schon in der frühesten Jugend Charakterstärke und Wissensdrang, namentlich aber einen entschiedenen Hang nach Erforschung der höheren Lebensaufgaben zeigte, sandten ihn die Seinen nach Jerusalem in die Schule Gamaliels. Aus ihr trat Saulus in den Orden der Pharisäer und ward hier durch seine kräftige Natur zu einem solchen Feuereifer für Aufrechthaltung der alttestamentalischen Satzungen hingerissen, daß er, der Warnungen seines weisen und gemäßigten Lehrers ohnerachtet, ein erbitterter Christenverfolger ward. So war er bei der Steinigung des

---

*) Galat. II, 11.

**) 1 Pet. V. 13.

***) Gfrörers Geschichte der christl. Kirche. Bd. I S. 235. Dr. K. Hase's Kirchengeschichte S. 26. — Sackreuter christliche Religions- und Kirchengeschichte 1. Band S. 20. u. f. w.

Stephanus, — einem der ersten Diakonen, — zugegen; ja nach Apostelgeschichte 8, 3. heißt es: „Saulus aber wüthete gegen die Gemeine und drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Weiber fort und lieferte sie ins Gefängniß". Damit nicht zufrieden, trieb ihn sein Eifer selbst in die Ferne, und so unternahm er auch einen Zug nach Damaskus, woselbst sich bereits viele Christen niedergelassen.

Mit seiner fanatischen Verfolgungssucht mochte unterdessen sein besseres „Ich" oft schon in Zwiespalt gerathen sein, zumal wenn er der Warnungen seines geliebten Lehrers Gamaliel gedachte. Auf der einsamen Reise entspann sich dieser Seelenkampf auf's Neue, so daß, als bei einem Unwetter der Blitz dicht an seiner Seite niederschlug und ihn betäubt zu Boden warf, er dieses Ereigniß — wie später Peter Waldus und Martin Luther in ähnlichen Lagen — für eine Warnung Gottes nahm, die bestimmt sei, seinem bisherigen Verfahren Einhalt zu thun und ihn auf einen besseren Weg zu leiten. Saulus ging in sich und sann drei Tage und drei Nächte in der Einsamkeit über sich nach. Da ward ihm plötzlich sein Inneres klar; denn mit der Prüfung der Christuslehre war es wie mit Frühlingswehen über ihn gekommen und der Glaubenshaß, der bisher sein Herz mit einer starren Eisesrinde umzogen, schmolz an den Strahlen jener göttlichen Liebe, die die ganze Menschheit wie ein theures Kind an ihren Busen legt. Und an die Stelle der finsteren Lust, die befriedigter Haß gewährt, trat die Seligkeit der Liebe, und alle die reichen Gaben, mit welchen die Natur Saulus überschüttet, verklärten sich nun im Strahle dieser neuen Sonne und entfalteten sich zu den herrlichsten Blüthen.

Saulus ließ sich sofort — es war im Jahr 36 nach Christi Geburt — taufen, wandelte seinen Namen in Paulus und war von diesem Augenblicke an ein neuer Mensch. Christus war in ihn eingezogen, Christus lebte und schaffte in ihm durch seines Geistes Kraft. Von nun an wirkte er abwechselnd in Damaskus, Jerusalem, Tarsus und Antiochien, ja seine apostolischen Reisen führten ihn nach Cyprus und Kleinasien. Da Paulus die Christuslehre in ihrer vollen und großartigen Bedeutung, als ein Evangelium für alle Völker, aufgefaßt, wandte er sich auch ohne Unterschied an Juden und Heiden. Hierdurch bildeten sich aber in den nächsten Zeiten neben den jüdisch-christlichen Gemeinden, auch Gemeinden von sogenannten Heiden-Christen. Natürlich bleibt es daher, daß, — bei der rechtgläubigen Starrheit, mit welcher die meisten getauften Juden noch an dem alten Testamente und namentlich an den Satzungen ihrer Ueberlieferung

hingen, die damals unter der Bezeichnung „Gesetz" begriffen wurden, — die Frage auftauchte: „Ob überhaupt Jemand in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden könne, der sich den mosaischen Gesetzen, wie z. B. namentlich der Beschneidung, nicht unterziehen wolle?"

Die hierüber nicht nur unter den Bekennern des neuen Glaubens im Allgemeinen, sondern selbst unter den Aposteln herrschende Meinungsverschiedenheit bedrohte die junge Kirche gleich in ihrem Entstehen mit einer gefährlichen Spaltung, und beängstigte namentlich Paulus so sehr, daß er seinen bisherigen Wirkungskreis verließ und sich nach Jerusalem, — welches damals als der Mittelpunkt der christlichen Glaubensgemeinschaft angesehen wurde, — begab, um dort mit der Gemeinde und den übrigen Aposteln wo möglich eine Einigung zu erwirken. Hier aber bewies es sich deutlich, daß der Geist der Wahrheit, den Christus den Seinen versprochen, nicht von denselben gewichen war. Der überzeugenden Beredsamkeit des kühnen Paulus gelang es, der freisinnigeren Ansicht den Sieg zu verschaffen, und so wurde durch seinen Einfluß und den der Apostel Petrus und Jakobus erwirkt: daß die Heidenchristen bei Uebernahme der sogenannten noachischen Gebote jedes ferneren Ceremonial- und Gesetzeszwanges und somit auch der Beschneidung enthoben seien.

Diese Anordnung, die sogleich allen Gemeinden zur Annahme empfohlen wurde, rettete nicht nur die christliche Kirche vor einer Einseitigkeit und Beschränktheit, die sie ihrem Wesen nach zerstört und leicht ihren Untergang noch vor ihrer Entwickelung herbeigeführt hätte; sondern sie trug auch wesentlich zu ihrer raschen Verbreitung bei. Von neuem freudigem Muthe beseelt, zog Paulus nun abermals aus und durchreiste unter beständigen Kämpfen und Gefahren den größten Theil des römischen Reiches, allenthalben die Lehre des Heils verkündend und mit Muth, Scharfsinn und Gelehrsamkeit für die Wiedergeburt des Menschengeistes im Geiste und in der Wahrheit streitend; zugleich aber auch allenthalben neue Gemeinden unter den Bekehrten bildend. Wir besitzen von Paulus zehn Sendschreiben; als: einen Brief an die Römer, zwei Briefe an die Korinther, sowie die Schreiben an die Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, zwei Briefe an die Thessalonicher, ebensoviel an Timotheus, einen an Titus und einen an Philemon. Alle diese, zum Theil sehr bedeutenden, Sendschreiben zeichnen sich durch Schärfe und Tiefe der Gedanken und namentlich durch eine wohlthuende Gemüthlichkeit aus. Jedenfalls bleibt Paulus das große Verdienst, daß er es war, der dem Christenthume seine welthistorische Bedeutung, sein allumfassendes Grundprinzip, im Sinne des erhabenen

Stifters erhalten hat. Nach längerer Gefangenſchaft, die er, wie wir aus den Briefen an ſeine Freunde erſehen, mit Ergebung in den Willen Gottes und mit freudiger Hingabe zu Ehren ſeines Meiſters ertrug, wurde er (wahrſcheinlich im Jahr 64) zu Rom enthauptet.

Wenden wir nun unſere Blicke auf Johannes, jenen ſanften, liebevollen Jünger, der ſein Haupt an die Bruſt des Meiſters legen durfte. Von dem kühnen, leidenſchaftlichen Paulus durch Sanftmuth und demuthvollen Sinn verſchieden, kam er mit Jenem, was Hingebung an die Lehre des Herrn und tiefes Gemüth betrifft, überein. Unerreichbar aber ſteht er vor allen Jüngern in Betreff der Auffaſſung jener Lehre. Das ſanfte, reine Herz des edlen Johannes hatte, in der Fülle ſeiner Liebe, Chriſtus ſo vollkommen in ſich aufgenommen, daß dieſer mit ihm ſo zu ſagen Eines wurde, und ihn verklärte und trug. Daher finden wir denn auch in dem von ihm herrührenden Evangelium eine rein geiſtige Auffaſſung der Meſſiasidee, deren Grundton die ewige Gottesliebe iſt. Johannes wirkte anfangs lange in Jeruſalem, dann wandte er ſich nach Epheſus, woſelbſt er in hohem Alter in den Armen ſeiner Lieben ſanft entſchlummerte.

Leider beſitzen wir über das Wirken und die Schickſale der übrigen Jünger Jeſu nur ſehr unzureichende Nachrichten. Jacobus der Aeltere litt unter Herodes Agrippa, Jacobus der Jüngere — der lange Zeit als Vorſteher die Gemeinde zu Jeruſalem geleitet — durch den Hohenprieſter Ananus den Märtyrertod. Philippus ging, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nach Phrygien, Thomas nach Parthien, Andreas nach Scythien, Bartholomäus aber ſoll ſein apoſtoliſcher Eifer bis in das ferne Indien geführt haben.

An die Apoſtel ſchloſſen ſich aber wieder neue Verkünder der Heilsbotſchaft an, unter welchen wir vorzüglich Timotheus, Titus, Barnabas, Apollo von Alexandrien, Markus und den Heidenarzt Lukas nennen. Die Geſchichte der erſten Gemeinden, zu welcher wir jetzt übergehen, wird uns auf einige derſelben zurückführen.

II.

Die ersten christlichen Gemeinden.

Wir haben bereits vorhin, bei unserem auf die vorchristlichen Religionen geworfenen Blick der Zeiterscheinungen gedacht, welche eine schnelle Verbreitung des Christenthums so glücklich vorbereitet.

Es wird daher Niemand überraschen, daß sich schon in den ersten Jahrzehnten nach Christi Tod, — außer den in Palästina verbreiteten Christengemeinden, — auch Gemeinden zu Cäsarea, zu Damaskus und Antiochien, zu Alexandrien, Ephesus, Smyrna, Kolossae, Philadelphia, Laodicea, Sardes und Galatien, sowie in Rom und dem übrigen Italien, zu Philippi, Thessalonich, Korinth und Athen, ja selbst in Creta, Cyrene und Cypern bildeten.

Sie alle waren entstanden in einer mächtig bewegten Zeit, in einer Zeit, in welcher sich — gleich wie in der unseren — eine neue geistige Welt zu gestalten begann. Jahrhunderte waren befestigend, aber auch wieder zerstörend und auflösend über die geistigen Riesengestaltungen der Vorzeit hinweggefahren, und hatten das Alte morsch und wankend gemacht.

Schon hatten Roms Adler ihre Nester auf den himmelanstrebenden Trümmerhaufen zerstörter Reiche aufgebaut; denn unter ihrer Flügel kräftigem Schlage waren die altehrwürdigen Bauten der Politik in Schutt und Asche gesunken, da der Kitt, der ihrer Grundmauern zeittrotzendes Werk Jahrtausende gehalten, vertrocknet, da Nationalität und Volksglaube einem Alles ausgleichenden Indifferentismus hatte weichen müssen.

Diese Zeiten des Zertrümmerns und Wiederaufbauens, in welchen sich hier so Manches schmerzlich ablöste, um sich dort wieder liebend anzuschmiegen; diese Zeiten der staatlichen und geistigen Umgestaltungen waren es, in deren sturmbewegtem Laufe die Apostel auftraten und unter Kämpfen und Ringen, unter Trübsal und Noth eine Botschaft verkündeten, die der hienieden so geängstigten Menschheit inneren Frieden, einen tröstlichen beseligenden Glauben und die frohe Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft brachten. Und auf die neue, frohe Botschaft hin, entrissen sich Tausende, selbst mit Aufopferung und allen Gefahren trotzend, dem grauenhaften Seelentode, der sie bis dahin

erſtarrt in ſeinen eiſigen Armen gehalten. Und neues Leben erfaßte ſie, und feurig und begeiſtert rann das Blut wiederum durch ihre Adern, denn Chriſti Lehre hatte ſie erweckt und ergriffen und in ihnen war nun mit einemmale der große Todte tauſendfach erſtanden.

Der Entſchluß war groß, der Kampf hart, der Sieg aber deſto ſchöner.

Nur enger, feſter und inniglicher ſchloſſen ſich die jungen Chriſtengemeinden, von ihren Widerſachern gedrängt, aneinander. Und jeder Druck von Außen trug nur dazu bei, die junge Pflanze kräftigere und tiefergreifendere Wurzeln in den Herzen ſchlagen zu laſſen.

Mochten nun auch äußere Stürme toben, — aus dem Inneren aller damaligen Gemeinden weht uns — wie milder Frühlingshauch, — der reine Chriſtusgeiſt entgegen; und wir verweilen um ſo lieber bei ihnen, als uns das leider! baldige Zerfallen jener urſprünglich in ihnen herrſchenden Einfachheit mit wehmüthigen Gefühlen erfüllt und eine bange Ahnung der kommenden Entartung uns gleichſam zu ihnen, als dem Ideal chriſtlichen Lebens, als einem friedlichen und beſeligenden Aſyle zurückdrängt.

Ganz im Geiſte des Stifters, bildeten damals alle Gläubigen nur eine große Familie, deren Haupt und Herz Chriſtus war.

Hier war von einem eigentlichen, für ſich beſtehenden Prieſterſtande nicht die Rede; um ſo weniger, als Chriſtus gegen einen ſolchen geeifert hatte, und man wohl fühlte, daß es keines anderen Mittlers zwiſchen Gott und der Menſchheit außer Chriſto bedürfe. Eben ſo wenig kannte man eine Ueberordnung eines Apoſtels über die Anderen; wie denn ſelbſt Petrus (1. Brief Petrus 5. Kap. 1. V.) die Aelteſten, als ihr Mitälteſter, bittet, die Heerde Gottes nach des Ewigen Willen zu leiten. Die Gemeinde-Angelegenheiten wurden durch Aelteſte, — Presbyter oder Epiſkopi, woraus ſpäter die Bezeichnung Biſchöfe entſtand — die Armenpflege durch Diakone verſehen. Auch gab es hie und da Diakoniſſinnen zur Pflege und Almoſenvertheilung unter dem weiblichen Theile der Gemeinde; doch führte man die Frauen ſchon gleich nach der erſten inneren Abklärung und Beruhigung zur „ſtillen Hingebung an das göttliche Wort“ und zu der, ihnen von der Natur angewieſenen, häuslichen Sphäre zurück.

Was das Lehramt betrifft, ſo ſtand es Jedem, der da befähigt war und von heiliger Begeiſterung getrieben wurde, frei, die Gemeinde

zu erbauen. In den Andachtsstunden, die meist in Betsälen abgehalten wurden, wechselten Vorlesungen aus dem alten Testamente und den apostolischen Sendschreiben — die Evangelien kannte man damals noch nicht — freie Vorträge, Gebete und Gesänge mit einander ab. Die Hauptfeier aber bildete ein Brudermahl, welches, zum Andenken an Christi Abendmahl, gewöhnlich beim Schluß der Andachtstunden genommen und bei welchem das Brod gebrochen und der Kelch nach des Stifters Anordnung und mit seinen Worten herumgereicht wurde. Diese Bundesmahle trugen den Namen Agapen.

Dabei zeichneten die ersten Christen — natürlich mit den, für alle menschlichen Institutionen feststehenden Ausnahmen — ein lebendiges Streben nach Sittenreinheit und eine Innigkeit frommen Glaubens aus, die nicht wenig zur Verbreitung des Christenthums bei allen Besserdenkenden beitrugen und den einzelnen Christen selbst einen tiefen Gehalt und eine Hingabe an Gott und Christus gaben, welche die Ueberwindung aller Leiden, ja des Todes zu einer freudigen Aufgabe machten.

Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft und das aufrichtige Bestreben sich untereinander nach allen Kräften zu unterstützen, trat in den ersten Gemeinden charakteristisch hervor; ja es artete sogar zum Theil bis zur Einrichtung einer Gütergemeinschaft aus, die man jedoch bald als unzweckmäßig wieder aufgab.

In den christlichen Bund führte die Taufe ein. Von einem weitläufigen Glaubensbekenntniß wußte man hierbei nichts; der Täufling gelobte: durch Christum ein besserer Mensch zu werden und empfing somit die Taufe als ein Zeichen der Weihe im Namen und im Glauben an den göttlichen Vater, Sohn und Geist.*) Anfangs wurde — namentlich von den Juden-Christen, der Sabbath gefeiert; später einigte man sich indessen hierin mit den Heiden-Christen und verlegte die Feier auf den Sonntag, als auf den Tag der Auferstehung.

Von Werkheiligkeit und äußerlichem Wesen konnte demnach bei den ersten Christen nicht die Rede sein; ihr Christenthum war im Gegentheil ein reines Inneres, eine heilige, verklärende Flamme, welche von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde der Schlacken und moralischen Unreinigkeiten mehr verzehrte und auf praktische Weise — Paulus rechnete sich den Verdienst durch seiner Hände Arbeit zum Ruhme an — jene so lang ersehnte Ergänzung und Vermittlung des Irdischen mit dem Ewigen herbeiführte.

---

*) Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß stammt erwiesen nicht von den Aposteln; auch taucht es erst im 4. Jahrhundert auf.

So hatte das Christenthum in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung — trotz dem hie und da auftauchenden Sektengeiste, der sich bald Paulisch, bald Christisch, bald wieder Apollisch u. s. w. nach den verschiedenen Ansichten nannte, — nicht nur kräftig Wurzel gefaßt, sondern auch — da den Aposteln eine gütliche Vermittlung bei den meisten Gemeinden gelang, — allmählig bedeutend an Verbreitung zugenommen, als ein welthistorisches Ereigniß eintrat, mit welchem die junge Glaubensgemeinschaft in einen ganz neuen Lebensabschnitt treten sollte.

Die Habsucht und Tyrannei der, über die Juden gesetzten, römischen Landvögte, hatten um die damalige Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Ja der Druck, welchen die Weltbeherrscherin, Rom, auf das unglückliche Volk übte, war so unerträglich grausam, daß es scheint, als habe man systematisch auf eine Empörung hingearbeitet, um alsdann das Volk, das mit unerschütterlicher Treue an seiner Nationalität hing, zu vernichten. Unter dem Joche eines solch' unerträglichen Druckes seufzend, wandte sich Judäa seiner letzten und einzigen Hoffnung, dem Glauben an den — ihm so vielfach verheißenen — Messias, als dem Erretter aus allen seinen Nöthen mit einer Sehnsucht und einer Zuversicht zu, welche in gleichem Maße mit der Gewaltherrschaft der verhaßten Römer wuchs.

Großartig und herrlich war die Idee, die sich an den erwarteten Messias knüpfte. Ein König und Hoherpriester, sollte er nicht nur den alten Glauben in seiner Reinheit wieder herstellen, sondern auch Israel aus seinen Banden befreien und zum Siege über die Völker der Erde führen.

An diesem Glauben, namentlich aber an den Hoffnungen von irdischer Größe und Macht, die er in sich schließt, hielten nun die meisten Juden, vorzüglich die mächtige Sekte der Pharisäer, so wie alle Reichen und Angesehenen unerschütterlich fest. Diesem Glauben, diesen irdischen Hoffnungen hatte Jesus Christus, — der da als ein geistiger Messias auftrat und durch eine geistige Wiedergeburt sein Volk zu retten dachte — erliegen müssen.

Durch ihn war indessen die Messiasidee im Volke wieder doppelt rege geworden. Diese Aufregung kam nun den Pharisäern und Ehrgeizigen wie gerufen; sie eiferten und predigten aller Orten so allgewaltig dafür, daß sie am Ende das ganze Volk für dieselbe fanatisirten. Die natürliche Folge war, daß Verschiedene sich für den ersehnten Erretter ausgaben und unaufhörliche Unruhen erregten, welche den Zorn der Römer nur noch mehr reizten. So fielen 12 Messiasse dem

Richterbeile Roms und mit ihnen bluteten die edelsten Söhne der Nation.

In den sechziger Jahren aber ergriff die Empörung das ganze Reich. Ein kriegerischer Geist, wie in den Zeiten der Makkabäer, hatte die Nation erfaßt. Der tyrannische Druck trieb sie zum Aeußersten, und was vermag ein gequältes Volk nicht, wenn es in gerechtem Unwillen die Fesseln seiner Dränger abschüttelt. Der römische Feldherr Cestius, der gegen Judäa ausgesandt, wurde auf's Haupt geschlagen und seine Legion vernichtet.

Da erwachte der Grimm des gereizten Löwen. Kaiser Nero sandte Vespasian mit 60,000 im Kampf ergrauten Kriegern ab, die Empörer zu züchtigen. Und die eherne Schlange der römischen Legionen wälzte sich Rache schnaubend gen Palästina. Als diese Nachricht Jerusalem erreichte, sank den Pharisäern und den Begüterten der Muth; sie bangten um ihre Habe, und wollten nun in ihrer Feigheit vermitteln und abwehren und beschwichtigen, was doch ihre eigene Ehrsucht hervorgerufen.

Doch der Kern des Volkes wandte sich mit Abscheu von ihnen weg und sah todesmuthig dem Kampfe um Sieg oder Vernichtung entgegen. Aber eine Spaltung konnte nun nicht vermieden werden. Sie brach die innere Kraft der schwer Bedrängten. Nero's Tod und dessen Folgen hatten indessen Vespasian nach Rom gerufen. An seiner Stelle erschien nun plötzlich Titus vor den Mauern Jerusalems. Es war im Jahre 70 und unglücklicherweise gerade zur Zeit des Osterfestes, so daß sich eine ungeheure Volksmenge (sie wird auf 3 Million Menschen geschätzt), in den Mauern der Hauptstadt zusammendrängte.

Eine gräßliche Katastrophe brach nun über das jüdische Reich und sein Hauptstadt herein.

Vom Feinde eingeschlossen, entstand in der unglücklichen Stadt alsbald eine Hungersnoth, die zu einer so gräßlichen Höhe stieg, daß Mütter, halb wahnsinnig der Qual des Hungers folgend, ihre eigenen Kinder verzehrten. Aber nicht zufrieden mit solchen Gräueln, lieferten sich die einzelnen Parteien der Belagerten selbst in Mitten der Stadt blutige Treffen, während Schaaren wüthenden Volkes viele der reichsten und angesehensten Einwohner, die sich durch ihr Betragen verdächtig gemacht, als Hochverräther an dem Gotte Israels und seinem Volke, erwürgten.

Indessen waren die beiden Vormauern Jerusalems gesunken. Lange und mit heroischer Tapferkeit kämpften die muthigen Streiter

um das letzte Bollwerk. Aber auch dieses wurde genommen und nun drangen die blutschnaubenden Horden der römischen Krieger über Berge von Leichen in Stadt und Tempel!

Jerusalem fiel! — Zion sank in Schutt und Asche. 1,100,000 Menschen waren umgekommen, über 100,000 gefangen. Den Rest der Nation aber zerstreute der Rathschluß des Ewigen, nach wiederholten Todeskämpfen, über die Länder aller Völker.

Nie hat ein Volk ein härteres Schicksal betroffen. Theilen wir daher den Schmerz Israels, und suchen wir noch heutzutage durch treue Bruderliebe den Vertriebenen die neue Heimath heimischer zu machen.

III.

Die Christenverfolgungen.

Der Fall Jerusalems und die völlige Vernichtung der jüdischen Nationalität, so wie die Zerstreuung Israels über die ganze Erde, hatten auf die Verbeitung des Christenthums einen wesentlichen Einfluß. Mit den unglücklichen Juden wurden auch Tausende von Christen, welche die Römer nicht mit Unrecht als eine jüdische Sekte betrachteten, auf den Märkten von Terebinthe und Gaza als Sklaven verkauft oder nach Aegypten abgeführt.

Die Klügeren hatten sich schon im Anfang des Krieges aus Jerusalem zurückgezogen, und zum Theil nach Pella, einem Städtchen am Jordan, geflüchtet. Als die Unternehmenderen dieser Juden-Christen*) nun sahen, daß Jerusalem, auch wenn es wieder auferbaut

---

*) Wir dürfen hier nicht vergessen, daß wir in den ersten Jahrhunderten den Unterschied zwischen Juden-Christen und Heiden-Christen immer im Auge behalten müssen. Juden-Christen hießen diejenigen Christen, die, aus dem Judenthume zum Christenthume übergegangen, behaupteten, der Christ müsse die sämmtlichen Grund- und Ceremonialgesetze des Judenthums, namentlich die Beschneidung, beibehalten; an ihrer Spitze steht Petrus; — die Heiden-Christen, wohl auch paulinische Christen genannt, — weil sie der freieren Lehre des Apostels Paulus folgten — hielten dagegen die große Idee, daß das Christenthum als Weltreligion sich nicht in die beengenden Fesseln der jüdischen Ceremonial-Gesetze zwängen lasse, fest, und verwarfen dieselben daher.

würde, seinen Einfluß und sein Ansehen für immer verloren, begaben sie sich in die Gemeinde nach Rom, als derjenigen Stadt, die nunmehr schlechterdings durch ihre politische Bedeutsamkeit auch der Mittelpunkt der christlichen Glaubensgemeinschaft werden mußte.

Diese Uebersiedlung der geistreichsten und eifrigsten Judenchristen von Jerusalem nach Rom ist aber für die Folge von unendlicher Wichtigkeit, da die neuen Ankömmlinge auf die dort herrschenden paulinischen Ansichten der Heidenchristen von nun an die petrinische Denkungsweise pfropften, und mit dieser die Idee einer mosaischen Priesterherrschaft, eines Hohenpriesterthums, und einer besonderen Priesterkaste (der Leviten) einschwärzten. Hiermit aber war, wie wir später sehen werden, der erste Grund zur Hierarchie gelegt. Bis zu der Zeitepoche jedoch, von welcher wir jetzt handeln, (den letzten Jahrzehnten des ersten bis Ende des zweiten Jahrhunderts) war noch von nichts der Art die Rede, da in Aller Herzen der urchristliche Begriff der Gleichheit aller Gläubigen unerschütterlich feststand und selbst die Episcopi (Bischöfe) sich nur als Brüder und Mitvorsteher untereinander ansahen *).

Das Christenthum breitete sich indessen mit überraschender Schnelle nach allen bekannten Erdtheilen hin. Da es aber — wie nach Palästina's Eroberung durch die Römer die Juden — nur zerstreute Bekenner und Gemeinden zählte, da ferner der Apostelkreis ausgestorben und Niemand mehr lebte, der als Zeitgenosse Jesu von seinen Worten und Werken mündlich zeugen konnte, so fühlte man, sowohl bei den Juden als bei den Christen, das Bedürfniß nach einer schriftlichen Niederlegung heiliger Grundlehren. In Folge dessen entstand in der nächsten Folgezeit der Talmud der Juden, eine Sammlung von Vorschriften gottesdienstlicher Gebräuche und Gesetzauslegungen; während gegen das Ende des ersten Jahrhunderts für die Christen die verschiedenen Evangelien auftauchen.

Wir besitzen von den vielen, in den ältesten Zeiten der Kirche in Umlauf gesetzten Evangelien nur noch vier. Erwiesen ist es, daß die drei ersten derselben, diejenigen, die uns unter dem Namen der Evangelien des h. Matthäus, Markus und Lukas überkommen sind, weder Apostel noch Augenzeugen zu Verfassern haben; sondern

*) Ausführliches hierüber in „Geschichte der christlichen Kirche in den ersten drei Jahrhunderten" von A. F. Gfrörer (Allgemeine Kirchengeschichte, erster Band) von S. 252 bis 281.

aus verschiedenen mündlichen Ueberlieferungen und Sagen später zusammengesetzt wurden. Daher sich in ihnen auch gar manche fremdartigen Beimischungen vorfinden. Dieser Ansicht war man auch schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Markus und Lukas sind Apostelschüler. Letzterer war ein heidnischer Arzt und begleitete Paulus als Jünger auf seinen apostolischen Reisen. *)

Demohnerachtet behalten diese Evangelien, insofern sie nicht bei hierarchischen Anmaßungen als unumstößliche historische Beweisstücke angeführt werden sollen, ihren vollen Werth, indem sie für Geist und Herz reiche Segensquellen sind, und in ihren Lehren und Aussprüchen zumeist den ächten Christusgeist athmen.

Das vierte Evangelium endlich kann mit Gewißheit dem Apostel Johannes zugeschrieben werden, der es, allem Anscheine nach, in seinem Greisenalter zu Ephesus niederschrieb. Es unterscheidet sich nach Form und Inhalt von den drei Ersteren bedeutend, indem es, sichtlich aus einem Guß geschaffen, ein bei weitem höherer Geist durchweht. Auch charakterisirt es eine geistigere Auffassung des Erlösers und seiner großen Aufgabe.

Diese Evangelien tauchen, wie schon oben erwähnt, gegen Ende des ersten Jahrhunderts auf. Das dritte, eigentlich nur für einen angesehenen Privatmann, Theophilus bestimmt, erscheint erst um das Jahr 120. Allgemeinere Verbreitung erhielten sie insgesammt erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts.

Indessen war aber für die Bekenner der Christuslehre die Zeit der Prüfung angebrochen, und es folgten nun rasch aufeinander jene grausamen Verfolgungen, die zwar den Boden der jungen Kirche mit Strömen Blutes düngten, andererseits aber nicht nur die Seligkeit, die in diesem Glauben liegt, glänzend bewährten und seine Ausbreitung darum nur förderten; sondern auch einer Verflachung im Glauben vorbeugten und ihn im tief Innersten seiner Anhänger Wurzel schlagen ließen.

Der Gründe, warum die sonst so toleranten Römer sich der Christenverfolgungen schuldig machten, möchten viele aufzufinden sein. Wir heben nur einige, als die gewichtigeren, hervor.

Mit dem Christusglauben der damaligen Zeit verband, sich, namentlich bei den Juden-Christen, noch immer die alte Messias-Idee. Sie erwarteten daher die baldige Wiederkunft Christi. In all seiner

*) Eine höchst geistreiche Abhandlung hierüber findet man in Gfrörers schon genanntem Werke von S. 161 bis 177.

Herrlichkeit sollte er zur Erde kommen, als der Stifter des neuen Jerusalems und des tausendjährigen Reiches, das da herrschen werde über alle Reiche der Erde. Diesen festen Glauben aber predigten die Begeisterten aller Welt, so daß er den argwöhnischen Cäsaren kein Geheimniß bleiben konnte. Dazu kam, daß die römischen Machthaber die Christen, wie auch richtig, als eine Sekte der Juden betrachteten, der Juden, auf die sie seit den letzten Empörungen einen tödtlichen Haß geworfen. Ferner glaubten viele Christen den Imperatoren jene göttliche Ehre, die ihnen eine in Erbärmlichkeit versunkene Welt bezeugte, nicht erweisen zu dürfen;*) auch zogen sich die Meisten von öffentlichen Aemtern und Kriegsdiensten zurück, da sie durch beide mit dem Götzendienste der Heiden zu oft in Berührung kamen. Zieht man dies Alles in Erwägung, so wird man bekennen müssen, daß ein Glaube, der Roms Herrschaft bedrohte und zugleich so ganz und gar der damals allgemeinen Ansicht, jede Religion sei den Staatszwecken unbedingt unterzuordnen, entgegenlief, den Unmuth der Herrscher erregen mußte.

Hierzu kommt die Wuth einer mächtigen und zahlreichen Priesterkaste, die sich mit allen ihren Anhängern in ihrer Existenz bedroht sieht, und genöthigt ist, das Aeußerste für die Erhaltung ihrer Rechte — öffentlich und geheim — aufzubieten und sich zu dem Zweck mit dem Fanatismus gegen die Verkünder einer neuen Religion zu verbinden. Und der fanatischen Wuth der Priester schließt sich die Verachtung der Philosophen an, die mit Hohn und Spott auf eine Religion herabschauen, deren Heros am Kreuze — das ist am römischen Galgen — starb, einer Religion, welche, die eitle und seichte Mode-Philosophie der damaligen Zeit verwerfend, einfach auf Geistesdemuth und Sittenreinheit drang. Die Masse des Volkes endlich haßte die Christen als Verächter der Götter, und ihr Haß wuchs um so ungemessener auf, als sie zumeist der geistigen Auffassung der neuen Lehre nicht gewachsen waren, und daher den boshaften Verläumdungen fanatischer Priester um so leichter ihr Ohr schenkten.

Erwägt man dies Alles, so wird man sich leicht die feindselige Stimmung denken können, welche damals fast im ganzen Reiche gegen die Christen herrschte, und sich in einer langen Reihenfolge von Jahren durch unmenschliche Verfolgung der Gläubigen Luft machte.

Man nimmt gewöhnlich zehn Hauptverfolgungen an. Die erste brach unter Kaiser Nero (64—68) aus. Die Geschichte hat den

*) Rankes Geschichte der Päpste S. 7.

Namen dieses Herrschers mit der Bezeichnung eines Tyrannen und Wüthrichs gebrandmarkt und sein Andenken dem Abscheu Preis gegeben. Bekannt ist, daß, nachdem er Bruder, Mutter, Lehrer und Gattin durch Gift und Dolch aus der Welt geräumt hatte und Tausende als Opfer seines Blutdurstes gefallen waren, er die Laune bekam, sich einmal an dem fürchterlich erhabenen Schauspiele einer brennenden Stadt zu ergötzen. Nero wollte ein Bild des untergehenden Troja's sehen. Und der Unmensch wagte es in der That, dem Jammer, dem namenlosen Unglück vieler Tausende Hohn sprechend, Rom an allen Ecken anzünden zu lassen. Zehn Tage lang wüthete die gefräßige Flamme, zerstörend die herrlichsten Denkmale der Kunst und Wissenschaft, vernichtend und unter Schutt und Asche begrabend das Glück und den Frieden unzähliger Familien. Und als nun nach vollendetem Verbrechen die Wogen des Volksunmuthes sich immer wilder und wilder thürmten, und brandend bis an die Stufen seines blutbefleckten Thrones schlugen — da krönte der in Purpur gehüllte Feigling seinen Frevel damit, daß er die schwarze That den Christen zur Last legte. Und die Wuth des Volkes wandte sich nun den Beschuldigten zu und gab Nero's Blutdurst neue Befriedigung.

Der Kaiser ließ sofort, wen er in Rom von Christen, weß Geschlechts, weß Alters sie auch waren, habhaft werden konnte, einziehen. Glücklich wen der Tod durch das Schwert traf. Viele wurden gekreuzigt, Andere in die Häute wilder Thiere eingenäht und wüthenden Hunden zum Zerfleischen hingeworfen, noch Andere — und hier drohen die Schläge jedes menschlich fühlenden Herzens zu stocken — noch Andere umwickelte man mit brennbaren Stoffen, bestrich sie mit Pech, band sie an Pfähle und zündete sie bei Nachtzeit als Fackeln an. Und Nero gab zu diesem höllischen Schauspiele einen seiner Gärten her, und feierte fröhliche Spiele im Scheine dieser Fackeln.

Die zweite Christenverfolgung folgte im Jahre 94, unter der Regierung Kaiser Domitian's, der Nero an Tyrannei und Erbärmlichkeit wenig nachgab, sich aber dabei noch als Gott verehren ließ. Die dritte beginnt mit dem Jahre 106 und fällt unter Trajan. Sie wird indessen mit Unrecht zu den Christen-Verfolgungen gerechnet; da der edle Trajan, den Zeitgenossen und Nachwelt mit Freuden „den besten Fürsten" nennen, ausdrücklich jede Verfolgung der Christen untersagte. Dagegen hatte sich der Kaiser genöthigt gesehen, jede geheime Gesellschaft aus Staatsrücksichten zu verbieten, und da nun die Zusammenkünfte der Christen und namentlich die Agapen geheim gehalten wurden, so konnte es

nicht fehlen, daß viele Christen, als gegen die Gesetze des Staates handelnd, der hierauf stehenden Todesstrafe verfielen.

Der Geschichte wurden hierüber zwei wichtige Dokumente aufbewahrt. Nämlich ein Brief des jüngeren Plinius, der damals Statthalter in Bithynien war, und die Antwort des Kaisers auf dies Schreiben. Aus Ersterem ersieht man zu gleicher Zeit, welche Verbreitung das Christenthum damals schon gefunden. Plinius schreibt hiervon: „Es gibt hier eine große Anzahl Personen jeden Alters, „Standes und Geschlechts, die sich zu diesem Glauben bekennen; er „ist gleich einem ansteckenden Uebel, und hat nicht nur die Städte, „sondern sogar auch das Land ergriffen. Bei meiner Ankunft in „Bithynien fand ich die Tempel unserer Götter öde und verlassen, „die Feste unterbrochen und die Altäre verwaist."

Die nachfolgenden Kaiser beharrten lediglich auf Gesetzesstrenge, doch vermochten sie nicht immer die Christen gegen den Haß der Priester und des Pöbels zu schützen. Daher auch unter Hadrian, Antonius Pius und Marcus Aurelius Verfolgungen vorkommen, die als vierte, fünfte und sechste gerechnet werden.

So fielen denn abermals dem Fanatismus blutige Opfer, und diesmal zwar namentlich in dem damaligen Lugdunum, dem jetzigen Lyon, und in Vienne. Die Martern zu nennen, unter welchen man die unglücklichen Christen hinrichtete, würde jedes Menschenherz empören. Wenn uns aber Schriftsteller der römisch-katholischen Kirche weiß machen wollen, daß die armen Opfer, nachdem sie am ganzen Körper eine Wunde gewesen, nach abermaligem Brennen mit glühenden Metallstangen wieder durch ein Wunder plötzlich vollkommen frisch und gesund geworden, so ist dies ein frommer aber albener Betrug.

Heftigere Stürme tobten unter Septimius Severus (194—211). Zu Hunderten wurden hier die Verfolgten in den großen Circus getrieben und sodann, zur Unterhaltung der versammelten Schaulustigen, hungrigen Löwen und Tigern preisgegeben. Aber Gott bewies sich auch hier stark in den Schwachen. Selbst zarte Jungfrauen gingen muthig in den Tod, und während die Ungethüme rings um sie her die treuen Glaubensgenossen in blutende Stücke zerrissen und ein gräßlicher Tod immer näher auf sie eindrang, blieben sie ruhig, ja hocherhaben stehen, im inbrünstigen Gebete und lobten Gott mit freudigem Herzen, daß er sie würdige, gleich seinem Sohne für seine Lehre sterben zu dürfen.

Dieser siebenten Verfolgung kamen die übrigen drei großen nach kurzer Ruhe unter Alexander Severus (222—235) bald nach.

Namentlich zeichnete sich hierbei Kaiser Decius (249—251) aus. Unter ihm raffinirte man ordentlich auf neue Marterweisen, und Valerian, Diocletian und Galerius traten in seine Fußtapfen. In dieser letzten Zeit der Drangsale sollen an 17,000 Christen unter den empörendsten Qualen geblieben sein; doch ist diese Angabe wohl übertrieben, da es im Interesse der späteren Hierarchie lag, der Kirche durch ein großes Märtyrerthum einen neuen Heiligenschein um das Haupt zu winden.

So kommt es denn, daß die Römlinge aus dieser Zeit her eine Unmasse von Wunderlegenden datiren, die alle von heiligen Märtyrern herrühren; meist aber auf den ersten Blick dem denkenden Menschen, als der Natur und Vernunft widersprechend, ein mitleidiges Lächeln abzwingen.

Wer wollte es dagegen läugnen, daß diese Zeit der Trübsal und der Noth reich an Beispielen erhabener Seelengröße, bewundernswerther Standhaftigkeit und heroischen Muthes ist! Und wahrlich, die Gepeinigten überragten ihre Peiniger, und die Verfolgten machten ihre Verfolger zu Schanden. Ja! an den glorreichen Beispielen der Märtyrer erhob sich der Muth aller Edeldenkenden, und die Geschichte beweis't, daß alle diese Verfolgungen nur dazu beigetragen, die Verbreitung der Christuslehre zu befördern. Und in der That lag gerade in dem Umstande, daß die christliche Kirche im römischen Reiche so mächtig geworden, daß sie anerkannt oder durch alle Mittel zerstört werden mußte, der Hauptgrund des gegen sie, Gruens der Kaiser, geführten Kampfes auf Tod und Leben.

Vergebens traten während diesen Jammerzeiten einzelne Männer auf und suchten durch gelehrte und ungelehrte Schriften das Christenthum gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, die man ihm ungerechter Weise machte. Unter diesen Geistes-Kämpen, die unter dem Namen Apologeten bekannt sind, treten namentlich Quadratus (126) und Aristides, Justinus Martyr, Tatianus, Athenagoras, Theophilus, Hermias, Minucius Felix, Tertullian und Origines hervor.

Aber die Vertheidigungen aller dieser Männer vermochten es nicht, die Herrscher des römischen Weltreiches günstiger gegen die Christen zu stimmen, da die Unterdrückung dieser neuen Sekte nicht immer ihren Grund im Haß gegen sie fand, sondern namentlich in der Politik. Die Christengemeinschaft war bereits, wie schon öfter erwähnt, zu einer ehrfurchtgebietenden Ausbreitung gelangt. Da nun den Kaisern sehr häufig Gegenkaiser entgegentraten, oder die Herrschergewalt

auch unter Mitregenten vertheilt werden mußte, so blieben Parteien, wie die christliche, höchst gefährlich, indem ein Ehrgeiziger, der klug genug war sie für sich zu gewinnen, eines überwiegenden Einflusses, vielleicht des Sieges gewiß sein konnte. Was war daher in einem rein despotischen Staate, wie es der römische war, natürlicher, als daß die jedesmaligen Gewalthaber eine so gefährliche Sekte zu unterdrücken oder mit Gewalt auszurotten suchten?

Die Richtigkeit dieser Annahme bewährt die Geschichte. Als nämlich Constantinus, — später „der Große" genannt — um das Jahr 306 seinem Vater Constantius Chlorus auf dem Throne des Abendlandes gefolgt war und von seinen Mitherrschern bedroht wurde, entschloß sich derselbe, seine Gegner dadurch zu erdrücken, daß er sich unter den Christen einen bedeutenden Anhang erwarb. Er erklärte sich als ihren Freund und Beschützer und nun flogen ihm natürlich die Herzen derselben um so mehr zu, als sein Nebenbuhler Galerius gegen sie wüthete und das Banner des Heidenthums mit aller Macht neuerdings erhob. Mit Jubel ergriffen die Christen für Constantin die Waffen, dem Ehrgeizigen zum Schlachtfelde folgend, und als Constantin nun noch so klug war, seinem christlichen Kriegsvolke die Erlaubniß zu geben, sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu schmücken, da schlug die Begeisterung in hellen Flammen auf, und von ihr getrieben zogen die glücklichen Christen so todesmuthig gegen den verhaßten Feind, daß er auf's Haupt geschlagen wurde, und Constantin, nun Herr des Abendlandes, Italiens und Afrika's, siegend in Rom einzog.

Dies ist der geschichtlich erwiesene Hergang der Sache. Und er ist auch so schlicht und natürlich, daß sich Jedermann gestehen muß: es konnte unter den obwaltenden Umständen kaum anders kommen. Dennoch war dieser Hergang dem gerade damals auftauchenden Pfaffenthume zu einfach. Die Wunder einer, durch dankbare Begeisterung hervorgerufenen Tapferkeit waren ihm zu gering, und so erfand man folgende Sage, die ich aus einem Buche mittheile, welches in römisch-katholischen Schulen den fleißigeren Schülern als Preisgabe ertheilt zu werden pflegt: *)

„Nach dem Tode seines Vaters wurde Constantin in seinem

*) „Kurze Uebersicht der ganzen Kirchengeschichte, worin aus ihren über die Verfolgungen, Ketzereien und Aergernisse erfochtenen Siegen gezeigt wird, daß ihr Entstehen eben so, wie ihre Erhaltung ein Werk göttlicher Allmacht." Von Abbé l'Homond.

„einunddreißigsten Jahre als Kaiser ausgerufen. Diese Würde wurde „ihm von Maxentius, dem Sohne des Kaisers Maximianus, „angestritten; er zog wider ihn zu Felde; sie lieferten einige kleine „Scharmützel, in denen Maxentius alsogleich die Oberhand er„hielt. Endlich faßte Constantin den Entschluß, die Sache auf ein „entscheidendes Treffen ankommen zu lassen. Er zog demnach seine „Armee in Italien zusammen und näherte sich der Stadt Rom. Als „er aber sah, daß die Armee des Maxentius weit stärker als die „seinige war, so glaubte er eines höheren Beistandes nöthig zu ha„ben, wenn die Sache einen glücklichen Ausgang nehmen sollte. Er „beschloß daher, sich an den Gott der Christen zu halten und sich ihn „günstig zu machen; er bat ihn auf das Inständigste, sich ihm zu „erkennen zu geben. Das Herz dieses Fürsten war aufrichtig, und „er wurde erhöret.

„Gegen die Mittagsstunde, als Constantinus bei einer stillen „und heiteren Witterung an der Spitze seiner Truppen marschirte, „nahm er an dem Himmel ein schimmerndes Kreuz gewahr, worauf „diese Worte mit glänzenden Buchstaben zu lesen waren: In die„sem Zeichen wirst du siegen. Die ganze Armee sah diese seltene „Erscheinung; aber Niemand war so, wie der Kaiser, davon betroffen; „er dachte den ganzen Tag über nach, was doch dieses Wunder be„deuten möchte. Bei der Nacht erschien ihm Jesus Christus im „Schlafe mit dem nämlichen Zeichen, und befahl ihm, nach dem Muster „dieses Kreuzes eine Fahne zu machen, und sie als eine Schutzwehre „wider die Angriffe seiner Feinde in den Schlachten vortragen zu „lassen. Der Kaiser stand des Morgens mit dem Tage auf, ließ „Künstler kommen, und zeichnete ihnen die Gestalt dieser Fahne vor. „Sie war eine Art von Pike, mit Gold überzogen, und hatte eine „Querlinie in Gestalt eines Kreuzes, woran ein reich mit Gold ge„sticktes Tuch hing. Am äußersten Theile des Kreuzes war eine „Krone, die mit kostbaren Steinen besetzt war, in deren Mitte man „die ersten zween Buchstaben von dem Namen Christus in einander „verzogen sah. Auf dem Tuche befanden sich die Bildnisse des Kaisers „und seiner Kinder. Dieser Fahne gab man den Namen Labarum. „Constantin erwählte fünfzig Männer, die Tapfersten und Frömm„sten von seiner Leibwache, welche Einer um den Andern das Laba„rum tragen mußten.

„Aufgemuntert durch diese himmlische Erscheinung stand Kaiser „Constantin nun nicht mehr an, sich mit seinem Feinde in eine „Schlacht einzulassen; Maxentius wurde überwunden, er entfloh

„und auf der Flucht fiel er in die Tiber. Rom öffnete alsogleich „dem Kaiser die Thore, und er zog siegreich ein. Indessen ließ er „Bischöfe zu sich kommen, die ihn in den vornehmsten Wahrheiten der „christlichen Religion unterrichten mußten. Er hörte diese ihre Unter„weisungen mit vieler Ehrfurcht an, und bekannte sich endlich öffent„lich als solcher. Diese wunderbare Erscheinung ist eine „der bewährtesten in der ganzen Kirchengeschichte.“ —

Zu bedauern ist, daß außer der Sage der Kreuzerscheinung, von welcher mehrere gleichzeitige Schriftsteller nichts wissen, und die wohl fromme Schwärmerei erfunden haben mag, viel Unwahres in dieser Erzählung — wahrscheinlich aus Unkunde der Verfasser — eingeflossen ist.

Denn Erstens fand jene berühmte Schlacht den 27. Oktober 312 an der Tiber statt, während Constantin die sogenannte Kreuzesfahne, Labarum, erst mehrere Jahre später seinen christlichen Helden übergab; und dann nahm Constantin der Große nicht unmittelbar nach jener Schlacht, sondern kurz vor seinem Tode, erst fünfundzwanzig Jahre später (337) das Christenthum an. Was ferner das Lob Constantin's betrifft, so sind wir hierin ebenfalls anderer Meinung. Er war bei aller Geistesgröße und trotz dem, daß er Christ wurde und aus Politik das Christenthum schützte, ein Despot, der unter vielen andern Schandthaten seinen Schwiegervater, seinen eigenen Sohn, Crispus (326), seine Gattin Fausta, und später, gegen die heiligsten Eide, seinen Mitregenten und dessen unmündigen Sohn umbringen ließ.

Kehren wir zum Verlauf unserer Geschichte zurück.

Jedenfalls hatte das Christenthum mit ebengedachter Schlacht den Sieg über das Heidenthum errungen. Constantin erließ sofort ein Edikt, welches allen Religionen im römischen Reiche unbedingte Duldung, und somit auch den Christen vollkommene Freiheit verlieh. Kurze Zeit darauf erfolgte ein zweites kaiserliches Ausschreiben, nach welchem den Christen alle eingezogenen Güter wieder erstattet werden mußten. Später (321) ordnete er in seinem Reiche eine allgemeine Sonntagsfeier an, und erlaubte, daß der Kirche Schenkungen und Vermächtnisse zugewandt werden durften. Sein Eifer für das Christenthum wuchs mit den zunehmenden Jahren. Da es an Kirchen fehlte und die Bethäuser lange nicht mehr ausreichten, — denn man kann sich denken, welchen Zuwachs das Christenthum durch seine staatliche Anerkennung und des Kaisers Wohlwollen erhielt, — ließ Constantin den Christen die Basiliken — öffentliche Gebäude für Rechtspflege — ein-

richten. Dieselben eigneten sich vortrefflich hierzu. Die halbrunde Tribunal-Nische, in welcher sonst die Bildnisse der Kaiser gestanden, wurde nun zu dem, den Altar umschließenden Chor; und auch die Eintheilung im Innern, eine doppelte Säulenreihe, konnte ohne Störung als Begrenzung des Schiffs und der Abseiten beibehalten werden. In der That befreundete man sich mit den Elementen dieser Gebäude so sehr, daß man auch bei den neuen Kirchen, welche der freigebige Kaiser aufbauen ließ, die Basilikenform beibehielt. *)

Die prächtigste Kirche aber errichtete Constantin in seiner Hauptstadt Byzanz, die nach ihm Constantinsstadt, Constantinopel, genannt wurde. Es ist die weltberühmte Sophienkirche.

Hieher gehört auch die Sage von der Auffindung des heiligen Kreuzes. Nach oben erwähntem römisch-katholischem Lehrbuche heißt es: Helena, die Mutter Constantin's, habe ihr heiliger Eifer, das Kreuz aufzusuchen, an welchem der Erlöser den Tod gefunden, im hohen Alter nach Jerusalem geführt. **) Dort angelangt, habe es aber schwer gehalten, den Ort des heiligen Grabes zu entdecken, an welchem sie jenes Marterwerkzeug aufbewahrt glaubte. ***) Nachdem man über den Ort endlich — vielleicht ihr zu Gefallen — einig geworden, und lange nachgegraben, fand man richtig das Grab und neben demselben drei Kreuze †) sammt der Aufschrift, die an das Kreuz Jesu geheftet war, so wie die Nägel, die seine Hände und Füße durchbohrt hatten. Nun aber war man in Verlegenheit, welches von den drei Kreuzen das rechte sei. Eine alte kranke Frau mußte hier den Ausschlag geben. Die drei Kreuze wurden ihr aufgelegt; die beiden ersten blieben wirkungslos, bei Berührung des dritten ward sie auf der Stelle geheilt und stand lustig und guter Dinge auf. Ein gleiches Kunststück machte das Kreuz (nach Sozomenus Aussage) mit einem Leichname. Von dem heiligen Holze berührt, ward er augenblicklich wieder lebendig. ††) Helene sandte nun einen Theil dieses

*) W. Fussli II. 1. — Ranke. E. Q. Visconti zum Museo Pio Clementin VII. p. 100.

**) Wie kam sie auf den Gedanken, dies Kreuz auf einmal finden zu wollen, während man seit 300 Jahren nicht mehr daran gedacht, daß es noch bestehen könne?

***) Aus welchen Gründen? Weder im Neuen Testament noch sonst irgend wo wird darauf hingedeutet.

†) Nach 300 Jahren!!!

††) Wunderbar, daß nicht bei Helene selbst dies Mittel gegen den Tod angewendet wurde!

kostbaren Schatzes an ihren Sohn, den Rest aber ließ sie in eine silberne Kapsel einschließen, und gab ihn in die Hände des Bischofs von Jerusalem. *)

Ein Urtheil hierüber zu fällen, überlassen wir jedem Einzelnen; müssen aber dabei bemerken: daß, wenn man alle die Splitter des heiligen Kreuzes, die seit jener Zeit verkauft wurden, zusammenbringen wollte, eine ganze Stadt für einen vollen Winter Brennmaterial davon erhalten könnte! —

Mit der Anerkennung des christlichen Glaubens als Staatsreligion tritt die Kirche in ein neues Stadium, — und zwar — in das ihrer Entartung; denn — der Gemeinschaft der Christen entwuchs das Papstthum. Bis hieher aber war sie, der Keime der Hierarchie, die in ihr lagen, ungeachtet, bei ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit verblieben. So war man bis auf Constantin, — wie Tertulian uns belehrt, — ein abgesagter Feind jeder bildenden Kunst, weil man wohl einsah, wie leicht die Schöpfungen derselben den Geist verflüchtige und sinnlicher Anschauung Raum gebe. Auch erinnerten Statuen und Bilder zu sehr an das verhaßte Heidenthum. Der 36. Canon der Kirchenversammlung zu Illiberis spricht sich hierüber entschieden aus, indem er sagt: „Gemälde dürfen in den Kirchen nicht aufgenommen werden, damit nicht das, was wir verehren und anbeten, an den Wänden zum Nachtheil geistiger Auffassung versinnlicht werde."

Was die Bischöfe, Episcopi, betrifft, so hatte sich bereits allerdings das bestimmte Amt eines Seelenhirten in ihnen festgestellt. Doch konnte der Bischof nichts ohne Zustimmung seiner Collegen, der Presbyter oder Gemeindeältesten thun, wie dies der Kirchenvater Cyprian selbst zugesteht. Auch dachte in jenen Zeiten noch Niemand daran, den Bischöfen und ihren geistlichen Gehülfen das Heirathen zu verbieten; indem sogar Viele derselben in dem Stand der Ehe lebten.

War ein Bischof gestorben, so versammelten sich die Bischöfe der umliegenden Gemeinden und wählten, in Uebereinstimmung mit der betreffenden Gemeinde, einen neuen. Dabei war von keiner Ueberordnung eines einzigen Bischofs über die Gesammtmasse derselben die Rede, wie denn Cyprianus sagt:**)

*) Sollte dieser gute Mann nicht überhaupt bei der ganzen Sache die Hände mit im Spiel gehabt haben? Helene war eine Frau nahe den achtzig Jahren, Mutter des Kaisers, und somit leichtgläubig, reich und mächtig.

**) In prolog. Concil, Carthag. d. b. h.

„Auch soll kein Bischof in der Welt weder behaupten, er sei Bischof „über die Bischöfe, noch soll er Zwang ausüben über den Glauben „und die Handlungen seiner Collegen; denn jeder Bischof hat voll„kommene Freiheit, und kann seine geistliche Macht nach eigener Ueber„zeugung anwenden, und wenn er dies thut, so darf er von einem Anderen „eben so wenig gerichtet werden, als er einen Anderen richten soll."

Ebenso schreibt Ambrosius, Bischof von Mailand (387): *)

„Der Herr hat verboten, einen Sterblichen in Religionsangelegen„heiten Meister zu nennen, weil wir Alle nur einen Meister haben, „den Gesalbten Jesus Christus."

Ferner spricht der Kirchenvater Hieronimus (420): **)

„Die Bischöfe sind Alle gleich unter sich. Mag man Bischof im „großen Rom, oder im Städtchen Eugubium, im unbedeutenden Re„gium, oder im verachteten Tanis sein, daran liegt wenig; Verdienst „und Würde sind gleich. Reichthum und Macht, Armuth und Nie„drigkeit verleihen einem Bischofe weder höheren noch niederen Rang."

Allerdings geht aus letzterer Stelle hervor, daß sich schon damals Rom hie und da Anmaßungen erlaubt hat, welchen sich jedoch die übrigen Bischöfe, als solchen, entschieden widersetzten. Demungeachtet ist es natürlich, daß die Bischöfe der wichtigeren Städte mit der Zeit zu einem größeren Einflusse als die der unbedeutenderen, wenn auch ohne ein bestimmtes Oberrecht, gelangten. Man nannte sie Metropolitanen, und die wichtigsten unter diesen, nämlich die Bischöfe von Jerusalem, Antiochien, Alexandrien und Rom — Patriarchen.

Demungeachtet war selbst noch im dritten Jahrhundert das Prediger- oder Lehramt kein ausschließliches Recht der Geistlichkeit; indem auch zu dieser Zeit noch Laien Vorträge vor den versammelten Gemeinden hielten. Andererseits fing man schon an, den Geistlichen das Arbeiten zu verbieten, da sie bis dahin, gleich den Aposteln, gewöhnlich zum Unterhalt ihrer Lebensbedürfnisse nebenbei irgend ein Gewerbe getrieben hatten.

Jetzt, nach der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, gestaltete sich freilich Alles mit einem Male anders. Während die Kirche einerseits an Macht und Ausdehnung gewann, sank sie andererseits unter das Joch einer weltherrschsüchtigen Hierarchie. —

Wir haben uns demnach in dem kommenden Zeitraume namentlich mit der Entartung der urchristlichen Kirche, und zwar zunächst mit der Begründung des christlichen Kirchenregimentes, — der sogenannten Hierarchie — zu beschäftigen.

*) Sermon 8 in Psalm CXVIII.

**) Amb. in Luc. VI. 9.

Geſchichte der Entartung der chriſtlichen Kirche.

Von der Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion unter Conſtantin dem Großen bis auf Karl den Großen und Mahomet. (Vom Jahr 337—814).

I.

Begründung der Hierarchie.

Jeſus Chriſtus hatte ſeine Kirche auf geiſtige Freiheit und Sittlichkeit, unabhängig von allen poſitiven Dogmen, gegründet, und ihr zugleich das Princip der Gleichheit aller Menſchen, — im Verhältniß zu Gott und in Beziehung auf die Religion, — zu Grunde gelegt. Die erſten Jahrhunderte hielten, wie wir geſehen, an dieſen Grundſätzen feſt. Die freie und großartige Auffaſſung des einigen Gottes, des lebendigen Geiſtes der Wahrheit, der da der Menſchheit ein liebender Vater iſt, war ja zu ſehr Bedürfniß der Völker, Erforderniß des Zeitgeiſtes geworden. Den ſchlagendſten Beweis hierfür liefert die ſchnelle und ſo allgemeine Verbreitung des Chriſtenthums, das außerdem durch ſeine Sittlichkeits-Forderung auch zu einer um ſo liebenswürdigeren Erſcheinung wurde, als gerade damals das Heidenthum zu einer wahrhaft verabſcheuungswürdigen Sittenverderbtheit herabgeſunken war. Dabei richtete die Chriſtuslehre den Blick der gedrückten Menſchheit von der Nonſeligkeit des Irdiſchen nach der Herrlichkeit des Ewigen empor, und erſchloß den edleren Gemüthern mit einemmale ſchon im dieſſeitigen Leben ein ganz neues ſeliges Sein. Und gewiß war dies Gewinnen eines Himmels für dieſe Erdenwelt die Löſung einer Lebensfrage für die Menſchheit; nun mußte das Streben

darnach ein Praktisches bleiben. Denn sobald man in schwärmerischer Verzückung anfing, die Erde über den Himmel, das irdische Leben über das Zukünftige zu vergessen, war der schöne Einklang in der Menschenbrust gestört. Das was ergänzen sollte, gewann das Uebergewicht, und die Betreffenden wurden statt ganze, tüchtige und fröhlich wirkende Menschen, traurige Zwittergeschöpfe, — für die Geisterwelt zu sinnlich und für die Erde zu geistig. Christus hatte ein Handwerk gelernt, die Apostel hatten sämmtlich ihr Gewerbe, und ihre Nachfolger nahmen sich auch hierin ihr Beispiel zu Herzen. *) Sobald aber das Lehramt selbst zu einem Gewerbe ward, war freilich der ursprüngliche Standpunkt verrückt. Mit diesem Momente mußte auch die bis dahin unter allen Christen — als solchen — bestandene Gleichheit schwinden. Ohnedem hatte unter den Verfolgungen das Bischofamt für Ehrgeizige wenig Reiz geboten. Brachte es doch nur Sorge und Gefahr mit, da der Bischof der jedesmalige Vertreter seiner Gemeinde war, und somit auch für sie haften, leiden und nur zu oft sein Leben lassen mußte. Daß Männern, die es wagten, von heiliger Begeistrung für die weltbeglückende Lehre des Heilandes getrieben, solche gefährliche Stellen zu übernehmen, sich doppelter Achtung, erhöhter Liebe und Verehrung erfreuen mußten, ist natürlich. Und so knüpfte sich denn nach und nach an das Amt selbst ein gewisser Heiligenschein, der wiederum den Gedanken einer Vermittlung der Gemeinde mit Christo durch die Inhaber jener Aemter, erzeugte. Schwache Charaktere hielt dabei die gefahr- und drangsalreiche Zeit von den Bischofsämtern fern; den stärkeren bot die, sich nachgerade ordnende und staatlich organisirende Kirche Gelegenheit zu entschiedenem Auftreten. Berathungen wurden erfordert, theils in der Gemeinde, theils im Kreise des Presbyteriums, theils selbst unter verschiedenen Gemeinden auf Kreis- und Provinzial-Synoden. Bei allen diesen Berathungen aber präsidirten, als die Erfahrensten und Sachkundigsten, die Bischöfe, und Jedermann weiß, wie leicht aus dem Stuhl eines Präsidenten der Thron eines Regenten wird.

Unstreitig und unwiderleglich bleibt es aber, daß der Grundgedanke der Hierarchie mit den Judenchristen aus dem Judenthume zum Christenthume überging. Gibt es doch kaum eine mächtigere Beherrscherin des Menschen, als die Gewohnheit; wie sollten die unzähligen Juden, welche sich nach und nach dem Christenthume zuwandten, mit

*) Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts von J. H. v. Wessenberg. 1. B. S. 53.

einem Male den für sie heiligen Gewohnheiten, den von Jugend an eingesogenen Grundsätzen, den durch ein langes Leben tiefgewurzelten Ansichten und Vorurtheilen entsagen. Sie thaten dies denn auch um so weniger, als Jesu und seine Apostel selbst Juden gewesen, und sie, mit dem völligsten Rechte, im Christenthume nur ein geläutertes, verklärtes und zur geistigen Reife gebrachtes Judenthum sahen. Petrus und die meisten Apostel sprachen sich ja selbst für diese Ansicht aus, und drangen, — trotz dem, daß Christus gegen Tempeldienst und Ceremonialzwang geeifert hatte, — auf theilweise Beibehaltung des Gesetzes. Gegen Einzelnheiten dieses Gesetzes, wie z. B. gegen die Beschneidung, traten nun freilich Paulus und die Heidenchristen auf; was aber die Nothwendigkeit einer Priesterkaste betrifft, so kamen Heiden und Juden hierin überein, da beide durch die Gewohnheit an einer wohlorganisirten Priesterherrschaft — Hierarchie — hingen. Als sich nun im Laufe der ersten drei Jahrhunderte durch die obenerwähnten Verhältnisse auch bei den Christen ein Gegensatz zwischen Laien und Clerus herausbildete, so konnte es gar nicht anders kommen, als daß man dieser neuen Einrichtung, um ihr eine gewisse Heiligung zu geben, ganz im Sinne der Juden- und Heiden-Christen, einerseits die mosaische Priester-Ordnung, andererseits aber die Priestereinrichtung des damals bei den Heiden zur Mode gewordenen Isis- und Serapis-Dienstes zu Grunde legte.

Die christliche Hierarchie erwuchs also völlig naturgemäß aus den zusammentreffenden Umständen und Zeitverhältnissen, indem ihr zugleich Gewohnheit und Herkommen den Weg bahnten. Einmal aber begonnen, bemächtigten sich alle Leidenschaften und menschlichen Schwächen der neuen Richtung, um menschlichem Vortheil oder sinnlicher Befriedigung zu genügen, und so gelang es namentlich dem Ehrgeiz, dem Stolz, so wie der Herrsch- und Habsucht, den in so günstigen Boden gefallenen Samen rasch zur Reife zu bringen. So weit gediehen, trat aber noch eine weitere und edlere Haupttriebfeder hervor. Es war der, aus dem Selbsterhaltungstrieb der Kirche hervorgehende Gedanke nothwendiger Glaubenseinheit, der auch nach äußerer Einheit strebte. So kam es denn, daß, sobald sich die christliche Kirche des Schutzes Constantin des Großes zu erfreuen anfing, und den Vertretern derselben statt Verfolgungen und Tod, Ehre und Reichthümer wurden, mit einemmale das längst Vorbereitete an's Licht trat, und in ganz kurzer Zeit eine ausgebildete, sorgsam gegliederte Hierarchie vor unsere Blicke tritt.

Haben wir so die Motive in's Auge gefaßt, durch welche sich die Idee eines christlichen Hohenpriesterthums im Inneren der Gläubigen begründete, so sei es uns nun vergönnt, auch die äußeren Veranlassungen dieser, zwar verderblichen und unseligen, aber doch imposanten Erscheinung zu betrachten.

Constantin's erster Gedanke nach Erlangung der Alleinherrschaft über das römische Reich, mußte dahin gehen, den unsicheren Thron gegen jeden Angriff ehrgeiziger Unterthanen zu sichern. Er trat daher in Diocletians Fußtapfen, und beeilte sich durch kluge Neuerungen nicht nur die Macht des Heeres, — das seit beinahe einem Jahrhundert den Thron des Weltreiches mit seinen Lieblingen besetzt hatte, — und jene der obersten weltlichen Beamten zu brechen; sondern sein Hauptaugenmerk war zugleich darauf gerichtet, die Majestät des Kaisers zu heiligen. Er umgab sich daher mit einem, dem römischen Volke bis dahin fremden Glanze. Orientalische Pracht herrschte in seinem Palaste und in seiner Umgebung; dabei hüllte er sich selbst in mystisches Dunkel, trennte sich durch einen wohlgegliederten Hofstaat völlig von dem Volke und gab seiner Erscheinung auch im Aeußeren durch ein feierlich ernstes Ceremoniell eine erhöhte Würde und Bedeutsamkeit. Nach dem Grundsatze: „theilt und regiert", — wurde zugleich andererseits die Macht der Großen des Reiches gebrochen, indem man eine Masse neuer Aemter schuf, und die Provinzen und Regierungsbezirke verkleinerte; durch Titel und Würden aber, die man im Volke vertheilte, trennte man die Massen der Staatsbürger auf künstliche Weise, und erzielte dadurch neben Spaltungen, die Eifersucht und Rangunterschied erzeugten, eine größere Abhängigkeit von der Krone, in welcher sich in gleichem Maße Ansehen, Ehre und despotische Gewalt häufte.

War nun auch um die damalige Zeit längst der letzte Schimmer der alt-republikanischen Römertugenden verschwunden, so blieb es doch immer gewagt, eine Gewaltherrschaft, einen Despotismus einzuführen, der sich, alles trügenden Scheines bar, nackt und frech, als solcher der Menschheit zeigte, deren heiligste Rechte er in Staub trat! Sollte der Streich gelingen, mußten die Völker verblendet und über ihre Rechte getäuscht werden. Hiefür gab es aber nur ein Mittel, es war die Heiligung der Despotie durch die Religion. Bekanntlich war nun dies Mittel schon durch die Kaiser seit Augustus gebraucht worden, indem dieser und seine Nachfolger das Amt des Pontifex maximus, des Hohenpriesters, mit der Würde der Cäsaren vereinigten. Da nun aber das Heidenthum seine Macht und

seinen Einfluß bereits verloren, und selbst das Volk der alten Götter zum größten Theile als Fabelgebilde spottete, Constantin auch schon als Schutzherr des Christenthums aufgetreten war, so ist nichts natürlicher und einleuchtender, als daß er das alte Regierungskunststück von dem Heidenthum auf das Christenthum übertrug, und seine Gewaltherrschaft durch dieses zu heiligen suchte.

Es ist hiermit keineswegs gesagt, daß Constantin an der Erhabenheit und Göttlichkeit des Christenthums gezweifelt habe; sicher aber ist es, daß er sich desselben aus Politik bedient. Die Vereinigung der weltlichen und kirchlichen Allgewalt war sein Ziel. Und wenn er so klug gewesen ist, nicht direkt als Hoherpriester des Christenthums aufzutreten, so war er dies doch dem Geiste und der That nach, indem er den mit dem Purpur bekleideten Patriarchen von Constantinopel nur dem Scheine nach vorschob.

Besteht eine solche Vereinigung der weltlichen und kirchlichen Gewalt doch noch in unseren Tagen in einem europäischen Reiche, welches sie von den Herrschern des oströmischen Reichs geerbt! Der Kaiser von Rußland ist Beherrscher aller Reußen und oberstes Haupt der griechisch-katholischen Kirche.

Daß Constantin sich auch zu dem höheren Clerus gerechnet sehen wollte, geht daraus hervor, daß er sich mit Bischöfen umgab, deren stets eine Menge in seinen Vorzimmern wimmelten; daß er ferner in der Kirche seinen Sitz am Altare, mitten unter der Clerisei hatte, und endlich, — wie uns der Kirchenschriftsteller Eusebius belehrt, — häufig selbst bischöfliche Handlungen verrichtete. Es sind sogar Predigten von ihm bis auf uns gekommen.

Wie sehr diese Idee Wurzel schlug, geht auch daraus hervor, daß man auf der, 448 zu Constantinopel abgehaltenen Synode den Kaiser Theodosius II. bei seinem Eintreten mit dem Rufe: „Heil und langes Leben unserem Kaiser-Hohenpriester!" begrüßte. *)

Constantin hatte, wie schon erwähnt, Hof und Priesterschaft mit einem orientalischen Pomp und einem feierlich-steifen Ceremoniell umgeben; unter seinem Scepter erstanden prachtvolle Kirchen; seiner freigiebigen Hand entströmten zu Gunsten der Priester reiche Gaben; sein Hof war an Pracht und Sinnlichkeit gewöhnt — wie hätte sich bei dem Allen die Einfachheit der ersten Christengemeinden und deren

*) Gfrörers allgemeine Kirchengeschichte, 2r Bd. 1ste Abthlg. S. 20. Acta Concilii Chalcedonens. Harduin II. 150.

demokratiſche Verfaſſungen erhalten können, ja wie hätte ſelbſt der, bis dahin ſo einfache Gottesdienſt genügen mögen?

Dem Kaiſer ſammt ſeinem Hof und den nun auch maſſenhaft übertretenden Reichen und Mächtigen konnte z. B. der, bei den chriſtlichen Gemeinden bis dahin bei gottesdienſtlichen Verſammlungen übliche Bruderkuß nicht willkommen ſein; ebenſowenig das Feſthalten an brüderlicher Gleichheit. Andererſeits waren viele der Neuübergetretenen an den Sinnenreiz und Prunk gewöhnt, welchen die Religion der Heidenwelt im Iſis- und Serapisdienſte entfaltete. Wieder Andere, — und dies waren die dem Judenthum entwachſenen Chriſten, — hatten noch immer den moſaiſchen Tempeldienſt im Sinne. Auf ihrer Seite ſtand die junge Hierarchie, die in dem Pentateuch (den 5 Büchern Moſis) eine mächtige Stütze ihrer neu aufſtrebenden Gewalt fand. Alles dies vereinigt, wirkte auf einen Punkt: *die bis dahin demokratiſche Verfaſſung der chriſtlichen Kirche wurde in eine ariſtokratiſche umgewandelt.* Das Volk mußte zurücktreten und der Prieſterſchaft Platz machen; während andererſeits die urchriſtliche Einfachheit des Gottesdienſtes — dem Ausſpruche Chriſtus: „Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, ſollen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten!“ zum Hohne — einer Verſchmelzung des Chriſtenthums mit den Ceremonien des Heiden- und Judenthumes weichen mußte: einer Verſchmelzung, die ſo weit ging, daß man Seitens der Chriſten jene fremdartigen Liturgieen der chriſtlichen Gottesverehrung zu Grunde legte, indem man zugleich durch die Evangelien, die Apoſtelbriefe und namentlich durch das heilige Abendmahl die heidniſchen und jüdiſchen Gebräuche verklärte, und, — durch Zugrundelegung chriſtlicher Ideen, — vergeiſtigte und heiligte.*)

Eine kirchliche Ariſtokratie ſtand alſo nun in den Biſchöfen und Presbytern nebſt dem untergeordneten Clerus feſt, und hatte ſich bis zum Jahre 337 ſo gewaltig vermehrt, daß man um jene Zeit, in welche *Conſtantins* Taufe fällt, ſchon über 1800 Biſchöfe zählte. Eine kräftige Stütze fand dieſe — dem Geiſte der Chriſtuslehre ſo gerade entgegenlaufende — prieſterliche Ariſtokratie in dem eben ſo unchriſtlichen Anhäufen von Reichthümern und Schätzen.

Hatten bis dahin die Biſchöfe von ihrer Hände Werk, oder von den freiwilligen Beiträgen der Gemeindeglieder, in paſſender Zurück-

*) Ausführlicheres in den „Fünf Reden, vorgetragen in der deutſch-katholiſchen Gemeinde zu Frankfurt a. M. von Heribert Rau. Frankfurt a. M. bei Guſtav Oehler.

gezogenheit und Einfachheit gelebt, so traten sie nun in Pracht und Glanz auf, und führten bald einen Lebenswandel wie die Fürsten der Erde. *) Ging doch Constantin's Freigebigkeit in das Unglaubliche. So schenkte er der Kirche zu Alexandrien den dortigen Sonnentempel mit allen seinen Schätzen und Einkünften. (Auch der dortige Serapistempel fiel später der Gemeinde zu.) Der Bischof von Carthago erhielt dagegen 3000 Beutel, was nach unserem Gelde den Betrag von 200,000 Gulden macht. — Außerdem wurden allen Geistlichen nicht nur feste Einkünfte ausgeworfen, sondern sie erhielten auch Steuerfreiheit von besonderen Abgaben.

Eine andere unerschöpfliche Quelle des Reichthums war der Geistlichkeit und Kirche durch das Gesetz vom Jahre 321 eröffnet worden. Jenes Gesetz erlaubte, wie wir schon früher erwähnt, daß Jedermann der Kirche und der sie vertretenden Geistlichkeit Vermächtnisse und Schenkungen zufließen lassen dürfe. Wie schmählich diese Erlaubniß aber sogleich von dem Clerus mißbraucht wurde, geht schlagend daraus hervor, daß sich schon 49 Jahre später (370) der Kaiser Valentinian I. gezwungen sah, eine Verordnung **) zu erlassen, in welcher es heißt: „Geistliche und Mönche sollen sich nicht „mehr unterstehen, sich in die Häuser von Wittwen und „Waisen einzuschleichen. Vermächtnisse zu Gunsten der „Kirche, welche schwachen Weibern und anderen Thoren „abgelockt werden, sind null und nichtig, sobald Ange„hörige der Erblasser Klage dagegen erheben."

Der heilige Hieronimus ***) aber sagt über dies Gesetz: „Nicht über die Verordnung will ich murren, aber das thut mir weh, daß wir sie verdient haben." †)

Die nächste Folge dieses zuströmenden Reichthums war, daß die Geistlichkeit zu einem ausgedehnten Grundbesitz gelangte, der für ihre Macht zur kräftigsten Stütze wurde. Dabei nahm man aber nicht nur immer noch die freiwilligen Beiträge der Gemeindeglieder an, — man ging so weit, auch für die kirchlichen Funktionen, als: Taufe, Abendmahl, Ehen u. s. w. Geschenke zu fordern. Die Synode zu Elvira (305) verbietet daher schon die Annahme dieser erzwun-

*) Die großen Kirchenversammlungen, von J. H. v. Wessenberg, 1r Bd. S. 170.

**) Codex Theodos XVI. 2. 20.

***) Epistola 34. ad Pammachim.

†) Gfrörer, 2r Bd. S. 30 u. 31.

genen Geſchenke, damit es nicht ausſehe, als ob die Kirche die heiligen Handlungen verkaufe. *)

Faſſen wir nun alle dieſe Erſcheinungen zuſammen, ſo kommen wir zu dem Reſultat:

Die ſtaatliche Anerkennung des Chriſtenthums unter Conſtantin dem Großen brachte den Gläubigen nach blutigen Jahrhunderten den langerſehnten Frieden; — aber von dem Augenblick an, in welchem das Chriſtenthum Staatsreligion wurde, datirt ſich auch ſeine Entartung. Durch das Zuſammentreffen von tauſend Urſachen, namentlich aber durch das Bündniß einer auftauchenden Prieſterkaſte mit der Politik eines Despoten, bildete ſich eine chriſtliche Kirchenherrſchaft — Hierarchie.

Die Hierarchie, nebſt ihrer Vollendung im ſpäteren Papſtthume, iſt alſo dem Urchriſtenthum und der Lehre unſeres Heilandes ganz und gar fremd, und die erſte und hauptſächlichſte Urſache der Entartung der Chriſtuslehre, die uns bald ſo entſtellt entgegentreten wird, daß ſie kaum mehr zu erkennen iſt. Die Grundlage der Hierarchie aber iſt das jüdiſche und heidniſche Prieſterthum, geſtützt und gehoben durch den Despotismus der Kaiſer.

Will aber die römiſch-katholiſche Kirche das Recht der Prieſterherrſchaft durch die apoſtoliſchen Canones und die apoſtoliſchen Conſtitutionen **) erweiſen, ſo iſt zu entgegnen, daß beide Aktenſtücke erwieſen unächt ſind. Die apoſtoliſchen Conſtitutionen ſind nämlich 8 Bücher, in welchen die älteſten Rechtsgewohnheiten und Geſetze nach mündlicher Ueberlieferung von Juden-Chriſten aufgezeichnet wurden. Man ſchreibt ſie gewöhnlich, nebſt den Canones, dem Apoſtelſchüler Clemens Romanus zu. Da ſie indeſſen Inſtitutionen berühren, welche erſt im dritten und vierten Jahrhundert auftauchten, ſo zerfällt die Behauptung, ſie ſeien unter den Augen der Apoſtel geſchrieben, von ſelbſt. Der Geiſt aber den ſie athmen, geht aus dem Grundſatze klar hervor, welchen ſie Buch II. 26 und 34 aufſtellen, und der da ſehr unapoſtoliſch lautet: „So viel die Seele beſſer iſt als der Leib, um ſo viel übertrifft das Prieſterthum jede königliche Gewalt.“

---

*) Die großen Kirchenverſammlungen des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts von J. H. von Weſſenberg, 1r Bd. S. 115.

**) Als literariſche Erzeugniſſe des zweiten Jahrhunderts ſind namentlich anerkannt: Sieben Briefe des Kirchenvaters Ignatius; ein Brief des Polykarpus an die Gemeinde zu Philippi und die Geſchichte des Papias, einem Schüler Johannis, des Jüngers der Liebe.

Die apostolischen Canones, welche eine Zusammensetzung aus den Constitutionen und den Synodalgesetzgebungen des vierten Jahrhunderts sind, wurden selbst von der römischen Kirche als untergeschoben verworfen; später jedoch nahm man die ersten 50 Canones, als dem Papstthum günstig, wieder an. Beweise aus beiden Werken haben somit keine Kraft.

Es bedarf ferner keines weitschweifigen Beweises, um darzuthun, daß die Berufungen der römischen Hofkirche auf die sogenannte „Tradition" auf noch schwächeren Füßen stehen.

Unter Tradition versteht die päpstliche Kirche die mündliche Ueberlieferung von Christus bis auf die Gegenwart. — Christus nämlich lehrte die Apostel, die Apostel theilten sich mündlich über die Christuslehre und deren Auslegung den ersten Presbytern und Episcopis mit, diese verpflanzten die so empfangene Kirchenlehre — nach der Annahme der römischen Kirche — mündlich und unverfälscht auf ihre Nachkommen, diese wieder unverfälscht auf ihre Nachkommen und so fort 1800 Jahre lang bis auf uns.

Nun weiß aber Jeder, der Welt und Leben kennt, daß wenn am Morgen eines Tages eine wichtige Begebenheit erzählt und weiter erzählt wird, dieselbe Begebenheit, wenn man sie den Abend desselben Tages aus drittem und viertem Munde wieder erfährt, gewöhnlich dermaßen vergrößert und entstellt ist, daß man die Thatsache kaum wieder erkennt. Dies geschieht schon bei Dingen, welche das Interesse der einzelnen Weitererzähler nur wenig oder oft gar nicht berühren, — und nun will die römisch-katholische Kirche behaupten, die Kirchenlehre, die zu verschiedenen Zeiten so tief in die verschiedenartigsten Interessen der Geistlichkeit eingriff, sei 1800 Jahre lang unverfälscht erhalten worden. Es ist dies, gelinde gesagt, Unsinn. Außerdem darf man ja nur zwischen der Christuslehre und der Tradition einen Vergleich ziehen, um zu sehen, daß beide nicht nur von einander abweichen, sondern sich sogar in unendlich vielen Punkten schnurgerade entgegen stehen. Zuletzt können wir aus der Geschichte beweisen, daß sich schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts die Christuslehre durch Menschensatzungen zu trüben anfing; nebstdem, daß selbst die Apostel schon in der Auslegung der Lehre ihres Meisters uneinig waren, wie wir an Petrus und Paulus gesehen. Die Tradition also, auf welche die römisch-katholische Kirche ihre Rechte, Befugnisse und Lehren hauptsächlich gründet, muß in den Augen eines jeden Verständigen — gilt es geschichtlicher Beweise, — in Nichts zerfallen. In

Wahrheit ist sie denn — wie Kirchenrath Dr. Hase *) so treffend sagt — nichts anderes, als der Inbegriff dessen, „was das christliche Bewußtsein eines jeden Zeitalters wider die herrschenden Gegensätze durch die öffentliche Meinung aussprach." Aber dies Bewußtsein eines jeden Zeitalters nahm eben im Munde der schwachen Menschheit und im Laufe der Zeiten gar manchesmal auch die Färbung späterer Jahrhunderte an.

Der größte Fehler, den man vom dritten Jahrhundert an machte und fast durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten beging und noch immer begeht, ist das Aufgeben des Geistes Christi an einen anderen Geist, nur zu oft an rein irdische Denkungsweise und Bestrebungen. Der große Weise von Nazareth bestrebte sich, die Menschheit vom Tempeldienst, Ceremonialdruck, Sophistik und Dogmenzwang zu erlösen und dem freigewordenen Geiste, bei praktischer Lebensauffassung, durch eine großartige Anschauung Gottes und eines zukünftigen Seins, Befriedigung zu geben. Er war es, der die Menschheit von ihrer Halbheit erlöste und den Himmel zu der Erde herabbog und beide verband. Er war es, der den Menschen ergänzte, indem er das Reich Gottes, — den inneren, durch eine hohe, geistige Anschauung des Weltalls und seiner Erscheinungen, so wie durch einen rein sittlichen Lebenswandel herbeigeführten Frieden — jeder Menschenbrust leicht zugänglich machte.

Leider wurde der Göttliche aber nur zu oft und vielseitig mißverstanden, so daß die ganze Kirchengeschichte eben nur zu einer Aufzählung größerer und kleinerer Mißverständnisse wird.

Beweise finden wir schon in dem zweiten Jahrhundert. Durch den Uebertritt gelehrter Heiden, namentlich Griechen, trennt kalte Philosophie oder, richtiger gesagt, irrgeleitete Spekulation bei Vielen religiöses Wissen von religiösem Leben. Der Christuslehre bemächtigt sich bei Einzelnen, die aber bald Anhänger finden, griechisch-philosophische Anschauung, welcher sich indische und persische Begriffe beimischen. Aus dieser wunderbaren geistigen Ehe erstehen aber regellose phantastische Geburten. Mit einem Wort: es bildet sich unter den Christen im zweiten und dritten Jahrhundert eine philosophische Sekte, welche aus der einfach-praktischen Christuslehre eine Wissenschaft zu bilden strebt, und sich daher den stolzen Namen: „Wissende, Gnostiker," **) beilegt.

*) Kirchengeschichte, 4te Auflage, S. 70.

**) Ueber die Gnostiker Dr. C. Haase's Kirchengeschichte, S. 72. — Gfrö-

Der Hauptinhalt ihrer Lehre ist folgender: Nach den Gnostikern tritt dem Urgeist, dem ewig Reinen, dem Urheber alles Guten, das Irdische entgegen. Zu erhaben und heilig aber, um mit diesem Irdischen in Berührung zu treten, schafft der Urgeist Abbilder seiner Herrlichkeit (Aeonen, Kräfte). Einer dieser Aeonen nun ist der Schöpfer der Erde und des Menschengeschlechtes. Er trägt den Namen Demiurg. Der physische Mensch mit seinem tastbaren Körper gehört nun dieser sinnlichen Schöpfung, dem Ungöttlichen, dem Bösen an, die Seele dagegen ist Geburt eines guten Aeonen, und strebt zurück zu dem ewigen Urquell. Daher der Kampf des Guten mit dem Bösen im Menschen. Doch das Böse siegt nur allzuoft über das Gute. Da erbarmt sich das alliebende Urwesen und sendet zur Erlösung des Menschengeschlechtes dem Menschen Jesu, den Aeonen Jesu; das heißt nach der Lehre der Gnostiker, er senkt einen Ausfluß seines göttlichen Geistes in einen irdischen Leib, der als Christus zur geschichtlichen Erscheinung wird. Darum stellen denn die Gnostiker auch den Grundsatz auf, bei Christi Leiden und Tod habe nur der Scheinkörper gelitten, während der eigentliche Jesu, der Aeone, damals schon zum Himmel zurückgekehrt gewesen sei.

Mit Recht verwarf die Kirche die Schwärmereien und philosophischen Deuteleien der Gnostiker, als dem praktischen, volksthümlichen Christenthume entgegenlaufend. Dagegen gewann sie, durch die Ideen der Weltverachtung und der geistigen und wissenschaftlichen Entwicklung, die im Gnosticismus ruhten.

Die Sittenlehre der Gnostiker war zumeist streng. Enthaltsamkeit von Fleisch, Wein und sonstigen irdischen Ergötzungen ging aus der Ansicht hervor, daß sich der Mensch mehr und mehr aus den Fesseln alles Irdischen — als dem Bösen — befreien müsse.

Die Gnostiker verschwinden im sechsten Jahrhundert von der Weltbühne, hatten sich vorher aber schon in mehrere Sekten getheilt, unter welchen die Johannesjünger, die Ophiten und die Schüler des Basilides namentlich hervortreten. Eine andere, in jenen Zeiten nicht unwichtige Sekte, waren die

Montanisten.

Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts stand nämlich in Phrygien ein schwärmerischer Mensch, mit Namen Montanus auf, und stellte

---

rer's allgemeine Kirchengeschichte, 1r Bd. S. 313—372. — Sackreuters Religions- und Kirchengeschichte, 1r Bd. S. 132.

ſich der Chriſtenheit als den Gottgeſandten dar, deſſen Aufgabe es ſei, das noch unvollendete Werk der Erlöſung durch Chriſtus ſeiner völligen Reife entgegen zu führen. Eine weitere ſtufenweiſe Entwicklung der chriſtlichen Lehre und Bekämpfung des Gnoſticismus war das Ziel, nach welchem der neue Prophet rang. Dieſe weitere Entwicklung ſollte indeſſen nicht allein eine innere und geiſtige, ſondern zugleich eine zeitgemäße äußere ſein. Montanus griff daher den ſich nachgerade herausbildenden Prieſterſtand an, indem er die Behauptung verfocht: die ganze chriſtliche Gemeinſchaft ſei ein Volk von Prieſtern, ein königliches Prieſterthum; und Männer und Weiber, und Alt und Jung, welchem Stande ſie auch angehörten, ſie alle ſeien zur prieſterlichen Würde gleich berechtigt. So unendlich viel Wahrheit nun auch in dieſer Behauptung liegt, ſo wurde doch der günſtige Einfluß, welchen ſie durch vernunftgerechte Anwendung hätte üben können, durch die Uebertreibungen des frommen Schwärmers aufgehoben. Auch die ſtrenge Züglung aller ſinnlichen Begierden trieb Montanus bis auf das Aeußerſte, und Faſten, Eheloſigkeit und Märtyrerthum galten ihm als die erſten Bedingniſſe eines Gott wohlgefälligen Lebens. In dieſer Beziehung wirkten denn auch Montanus und ſeine Anhänger gewaltig auf ihre Zeit ein, ſo daß wir die montaniſtiſchen Grundſätze, ſo weit ſie chriſtlichen Lebenswandel betreffen, bald auf eine andere Weiſe, und zwar im Mönchthum, zu Tage brechen ſehen. Die Träumereien jener Zeit von dem baldigen Herannahen des himmliſchen Jeruſalems und des tauſendjährigen Reiches, waren Lieblingsſchwärmereien der Montaniſten, die ſie denn auch mit hoher Begeiſterung aller Welt verkündeten.

Die montaniſtiſche Lehre fand, namentlich in Kleinaſien, einen mächtigen Anklang, zumal bei den Frauen, unter welchen viele Prophetinnen und Gottbegeiſterte aufſtanden. Zwei derſelben, Maximilla und Priska, ſtiegen ſogar zu großer Berühmtheit empor. Demungeachtet erlag der Montanismus dem Einfluß der Biſchöfe, die ihre aufkeimende Macht durch ihn gefährdet wußten, und ward im dritten Jahrhundert als „irrgläubig“ (ketzeriſch) verworfen.

Eine andere Sekte tritt uns unter der Bezeichnung

Manichäer

entgegen. Sie zeigen ſich im dritten Jahrhundert und leiten ihren Namen von dem Perſer Mani ab, der die Religionslehren ſeiner Väter auf die Chriſtuslehre pflanzte. Ein guter und ein böſer Gott, ſinnlich erkennbar in Licht und Finſterniß, ſtehen ſich hier feindlich

gegenüber. Die Menschheit, in ihrer sinnlichen Natur, ist Schöpfung des bösen Gottes; dagegen stehen dem guten Gott zwei geistige Wesen: der Sohn und der Geist, zur Seite. Aus Erbarmen begleitet nun der Gott des Lichtes seinen Sohn, Christus, mit einem Scheinkörper, und sendet ihn, zur Erlösung des Menschengeschlechtes aus den Fesseln der Sinnlichkeit, auf die Erde. Daher waren nach Manis Lehren alle körperlichen Handlungen Jesu, so wie sein Leiden und Sterben, nur Schein. Dennoch gelang es dem lichtgeborenen Sohne Gottes, der Menschheit geistig den Weg zu ihrer Erlösung anzubahnen, während die Vernichtung des Reiches der Finsterniß, (die völlige Befreiung des Geistigen von allem Irdischen) der Zukunft, dem Geiste, aufbewahrt bleibt. An diese wunderliche Mischung persischen Glaubens und christlicher Religionsanschauung, knüpft sich noch die Idee einer strafenden und reinigenden Seelenwanderung für Sünder. — Wie leicht erklärlich, wurden auch die Manichäer bald von der bischöflichen Kirche für Irrgläubige erklärt, und hatten um ihres Glaubens willen viele Verfolgungen auszustehen.

Außer diesen zum Theil sehr mächtigen Sekten, standen aber zu gleicher Zeit noch viele andere Meinungsverschiedenheiten in Glaubenssachen auf. Vor allen Dingen liegt es nahe, daß die Person des Stifters der christlichen Lehre und ihr Verhältniß zur Gottheit der Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Prüfung und des Streites ward, wozu die Evangelien, durch ihre vielen dunkeln oder auch mystischen Stellen, nicht wenig beitrugen. Der Verstand verlangte bei Vielen sein Recht und nahm eine vernünftige Deutung des unbegreiflich Scheinenden in Anspruch. Beruhigung forderten Andere für ihr kindlich frommes Gemüth, das aus den schwankenden, unklaren, ja oft widersprechenden Angaben der neutestamentalischen Schriften peinigende Zweifel sog. Ueberhaupt mußte sich ja naturgemäß mit der Zeit zur Feststellung eines einigen Glaubens, so wie zur Beruhigung der Gläubigen ein unumstößliches Dogma über die wichtige Frage: „War Christus Gott oder war er nur ein mit der reichsten Fülle des Gottesgeistes begabter Mensch?“ herausbilden. Hiezu kam noch die Streitsucht gelehrter Griechen, welche, statt nach den wahrhaft göttlichen Lehren Jesu zu leben, in den Grübeleien über das Wesen der Person des Stifters ein reiches Feld für ihre theologisch-philosophische Kampflust fanden.

Für die Meinung: Christus sei ein, mit höherer Weisheit ausgerüsteter Mensch gewesen, trat schon in dem zweiten Jahrhundert Theodotus von Byzanz, im dritten (260) Paulus von Sa-

moſata, Biſchof zu Antiochien, *) auf. Ein anderer Kirchenlehrer, Praxeas, ſtellte dagegen die Anſicht auf, die Gottheit ſei in dem Menſchen Jeſu Chriſto erſchienen, eine Anſicht, die in Rom lange Zeit als die richtige galt. **) Ferner behauptete der Presbyter Sabellius (250): Vater, Sohn und Geiſt ſeien nur drei verſchiedene Benennungen eines und deſſelben göttlichen Weſens, dem man dieſe Namen nur je nach ſeinem verſchiedenen Wirken beilege. So habe ſich daſſelbe den Juden auf Sinai als Vater geoffenbart; — ſo heiße es Sohn, in ſo fern es in Chriſto als Menſch erſchienen; — ſo gelte ihm die Bezeichnung Geiſt, wenn man es als bei den Apoſteln wirkend betrachte.

Wir mußten dieſer verſchiedenen Anſichten Erwähnung thun, weil ſie auf den Wogen der Zeit auftauchten, und die Vorboten furchtbarer Stürme ſind. Vergeſſen wir nicht, daß leider! die ſchönen Zeiten der erſten frommen Begeiſterung verſchwunden waren; — jene Zeiten des Urchriſtenthums, die wir uns nicht oft genug zurückrufen können; — jene Zeiten, in welchen noch ein heiliges Nacheifern Jeſu, ein Verwirklichen ſeiner göttlichen Lehre durch die That, Chriſtenthum war.

Jetzt ſollte durch den Beitritt gelehrter Männer, jene, von allen poſitiven Dogmen freie Lehre einer göttlichen Moral, auf ein Mal in ein philoſophiſches Syſtem gebracht und der fromme Glauben zum Wiſſen erhoben werden. Hierzu trieb aber auch ſchon das Erſcheinen der Gnoſtiker, gegen welche bereits zwei tüchtige Männer, Irenäus ***) und Tertullian, †) aufgetreten waren. Beide halten die geſchichtlichen Grundlagen des Chriſtenthums als das Gemeinſame feſt und beſtreben ſich nur, ſeine praktiſchen Beziehungen wiſſenſchaftlich aufzufaſſen. Tertullian hat das Gottesbewußtſein in den Tiefen der Seele hochgeachtet, aber die Thorheit des Evangeliums der Weltweisheit ſeiner Zeitgenoſſen, das Unglaubliche der Wunder Gottes dem gemeinen Weltverſtande mit ſtolzer Ironie entgegengeſtellt. Er wurde das Vorbild der lateiniſchen Theologie, die der Philoſophie über die göttlichen Dinge abgeneigt, ſich den Fragen über die Zuſtände der Kirche und über die Bedürfniſſe des Herzens zuwandte. ††)

---

*) Monarchianer.
**) Patripaſſianer.
***) 177—202.
†) 190—220.
††) Dr. Haaſe's Kirchengeſchichte, 84.

Eine wirkliche christlich-philosophische Schule bildete sich aber um die Mitte des zweiten Jahrhunderts zu Alexandrien, dem damaligen Sitz der Gelehrsamkeit. Die wichtigste Erscheinung dieser Schule ist ohne Zweifel der bekannte Kirchen-Schriftsteller Origines (254), dessen Streben es war, durch griechische Bildung zum philosophischen Verständniß der heiligen Schrift zu führen. Er ist der Erste, welcher den christlichen Glauben als Wissenschaft behandelte.*) Außer Origines müssen wir namentlich noch des gelehrten Kirchenvaters Clemens von Alexandrien erwähnen, als ebenfalls aus der dortigen Schule hervorgegangen; desgleichen des Athenagoras (180), der eine Vertheidigung der Auferstehungslehre, vom philosophischen Standpunkte aus, geschrieben. Schließlich müssen wir hier noch bemerken, daß neben diesen wissenschaftlichen Bestrebungen zu gleicher Zeit auch eine Menge abenteuerlicher Heiligen-, Märtyrer- und Wundergeschichten zum Vorschein kamen, die meistens Erfindungen schwärmerischer Köpfe, oft auch die Produkte kecker Betrüger waren.

Wir müssen uns nun zu einem anderen Streit in der christlichen Kirche wenden, — zu einem Streite, der, aus der Schule von Alexandrien hervorgehend, abermals die Person Christi betraf, diesmal aber die ganze Christenheit ergriff, die Welt auf Jahrhunderte bis in ihre innersten Tiefen erschütterte, Christen das Blut ihrer Brüder vergießen machte, Ehrgeiz, Ränken und Schändlichkeiten ein erwünschtes Feld öffnete und die Anerkennung der geistlichen Oberhoheit Roms, so wie die Theilung der Christengemeinschaft in eine abendländische und morgenländische Kirche zur Folge hatte.

Es war dies der weltbekannte Arianische Streit.

Er brach um das Jahr 318 — also noch zu Lebzeiten Constantin des Großen — in Alexandrien aus. Der gelehrte Presbyter und Pfarrer der dortigen Baukalis-Kirche konnte es nämlich nicht mit seiner Vernunft in Einklang bringen, daß die Grundlehre des jüdischen und christlichen Glaubens: „Es gibt nur einen Gott," mit der damals um sich greifenden Idee der Dreieinigkeit Hand in Hand gehen könne. Wenn es einen Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligen Geist gebe, so seien dies eben drei Götter und nicht ein Gott. Arius lehrte daher: Christus sei wie wir andere Menschen geschaffen und erzeugt; aber als der Edelste aller Erschaffenen mit der Fülle des göttlichen Geistes ausgerüstet und sonach ein wahrer Sohn Gottes! —

*) Ausführlicheres über die Schule von Alexandrien, Origines u. s. w. bei Haase, 85. — Gfrörers Kirchengeschichte, 1r Bd. S. 419.

Dieser Ansicht stellte sich mit Entschiedenheit der Bischof von Alexandrien und namentlich dessen Diakonus Athanasius entgegen; da aber Arius auf seinen Ansichten beharrte und behauptete: daß, wenn man Christus als Gott vollkommen gleich betrachte, die Christen ja jedenfalls wenigstens zwei Götter anbeteten, so verstieß ihn der Bischof aus der Gemeinschaft der Christen und schleuderte den Bannstrahl auf sein Haupt. Aber Arius stand nicht allein, sondern er hatte einen großen und mächtigen Anhang, der noch von Tag zu Tage wuchs, und zu welchem auch der Kaiser und mehrere Bischöfe von Bedeutung, wie z. B. Eusebius, Bischof von Nikomedia, zu rechnen sind.

Der Streit erhitzte sich nun im gleichen Maße mehr und mehr, als er an Ausdehnung gewann. Eine Synode in Bithynien entschied sich (323) für Arius. Aber hiedurch wuchs die Erbitterung der Gegner nur um so mehr, und Kaiser Constantin sah sich daher genöthigt, (324) ein Schreiben zu erlassen, in welchem er beide Theile zum Frieden ermahnte.

Indessen hatte die Sache zum Theil eine andere Wendung genommen. Hören wir Gfrörers hierüber. Derselbe sagt: *) „Man wird finden, daß bei solchen Kämpfen in der Regel diejenige Meinung den endlichen Sieg davon trug, welche für die Person des Stifters der Kirche die ehrenvollste, verherrlichendste war. Uebereinstimmung mit Vernunft oder Philosophie kam dabei nicht oder wenig in Betracht. Im Gegentheil schadete sehr oft die Gemeinverständlichkeit eines aufgestellten Dogmas seiner kirchlichen Anerkennung. Denn, wie der Dichter sagt, ist das Wunder des Glaubens theuerstes Kind, und je überschwenglicher und geheimnißvoller eine Lehre klingt, desto mehr entspricht sie dem Wesen einer Anstalt, die, wie die Kirche des vierten Jahrhunderts, sich mehr und mehr über die Gränzen des Natürlichen erhob. Indem die christliche Clerisei auf die angegebene Weise stets für die überschwenglichste Fassung eines bestrittenen Dogmas entschied, erfüllte sie nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Stifter, sondern sie sorgte auch sehr kräftig für ihr eigenes Interesse. Denn es ist klar, daß die Kirche und somit der Clerus (die Geistlichkeit) desto größere Ansprüche machen konnte, je erhabener die Person ihres Stifters aufgefaßt wurde.“ So weit Gfrörer.

*) Kirchengeschichte, 2r Bd. 3s K. S. 201.

Von solchen Ansichten geleitet, fing nun ein großer Theil der Geistlichkeit, und an ihrer Spitze der Bischof von Corduba, ein Günstling des Kaisers, an, den Herrscher zu bearbeiten und für die Interessen der Hierarchie zu stimmen, und wirklich gelang es auch der Hofgeistlichkeit, den wankelmüthigen Constantin für sich zu gewinnen.

Es war unterdessen in Aegypten schon Bürgerblut um die Sache geflossen und so beschloß der Herrscher, der ganzen Angelegenheit dadurch ein Ende zu machen, daß er im Jahr 325 ein Concil nach Nicäa berief, und demselben die Entscheidung anheimstellte. Da diese Synode die ganze christliche Welt vertreten sollte, so nannte man sie eine Allgemeine oder Oekumenische.

Es erschienen auf ihr über 300 Bischöfe, nebst einer Unzahl Presbyter und geringerer Geistlichen. Auch der Bischof von Rom sandte als Vertreter zwei römische Priester. Im Ganzen hatte es die Hofpartei so einzurichten gewußt, daß meistens nur Feinde des Arius oder Schwachköpfe, mit welchen man leichtes Spiel hatte, einberufen wurden.

Der Kaiser erschien selbst und eröffnete das Concil mit einer langen salbungsreichen Rede. Arius und Athanasius, als die Häupter der streitenden Parteien, standen sich nun einander gegenüber, und verfochten mit eben so viel Gelehrsamkeit als Erbitterung ihre Ansichten. Allein Arius und seine Anhänger waren zu schwach vertreten und so setzte die Athanasianische Partei folgende Formel als Glaubensartikel durch:

„Wir glauben an Einen Gott, den allmächtigen Vater, „Schöpfer aller Dinge, der unsichtbaren und sichtbaren, und an „einen Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, den Einge„bornen, gezeugt aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, „Licht aus Licht, wesentlicher Gott aus dem wesentlichen Gotte, „gezeugt und nicht gemacht; Eines Wesens mit dem Vater, „durch welchen auch Alles geschaffen und der zu unserer Erlö„sung Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat; der ge„litten hat, am dritten Tage auferstanden und zum Vater zu„rückgekehrt ist und wieder kommen wird in Herrlichkeit, zu „richten die Lebendigen und die Todten. Wir glauben auch an „den heiligen Geist u. s. w."

Allein die Mehrheit der anwesenden Bischöfe verwahrte sich gegen die Annahme dieser Glaubensformel, da sie etwas ganz Neues sei, und keineswegs, weder aus der Tradition noch aus den heiligen Schriften herzuleiten wäre.

Allein der Bischof von Corduba hatte dies vorauskommen sehen, und den Kaiser dahin bestimmt, die athanasianische Ansicht, und wäre es auch mit Gewalt, durchzusetzen. Dies geschah! — Den anwesenden Bischöfen wurde die Wahl zwischen Annahme der eben erwähnten Glaubensformel oder Amtsentsetzung gelassen. Die Folge war, daß außer Arius und den Bischöfen von Marmarika und Ptolemais alle Anderen unterschrieben. Die Letzteren wurden sammt Arius als Ketzer ihrer Aemter entsetzt und verbannt.

Der Machtausspruch eines Despoten hatte also hier über den Glauben der Christenheit entschieden; der Menschengeist ist aber seiner Natur nach frei und läßt sich daher keine Glaubensformeln aufzwingen. Schon 335 sehen wir Athanasius, der gleich nach der Synode von Nicäa Bischof von Alexandrien geworden, gestürzt, nach Trier verbannt, und Arius zurückberufen.

Arius sollte in Constantinopel wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden. Er begab sich daher nach der Hauptstadt, starb aber den Abend vor dem dazu bestimmten Tage an Gift.

Aber auch Athanasius führte das Schicksal, nach Constantin des Großen Tod, auf seinen Bischofstuhl zurück. Da aber der alte Streit noch immer mit der gleichen Heftigkeit forttobte, faßte Athanasius den Entschluß, die Entscheidung der Angelegenheit dem Bischofsitz zu Rom, als dem wichtigsten des Abendlandes, vorzulegen. Diese Gelegenheit kam dem römischen Seelenhirten wie gerufen, denn die Appellation an Rom mußte eine ungemein wichtige Stütze für seine nachgerade sich geltend machende Anmaßung einer geistigen Oberhoheit abgeben. Bischof Julius von Rom schritt demnach diktatorisch ein; allein ein großer Theil der orientalischen Bischöfe verwies ihm dies Benehmen auf's Entschiedenste, da ihm durchaus kein Vorrecht zustehe. Hierauf schrieb der Bischof von Rom Folgendes: „Unmöglich könne er glauben, es sei ihnen mit der Behauptung ernst: daß allen Bischöfen gleiche Würde zukomme"; ja er ging noch weiter und fragt unter Anderem: „warum sich die orientalischen Bischöfe in den gedachten Streitigkeiten nicht schon längst an ihn gewandt, da es doch altes Rechtsherkommen wäre, daß dem Bischof von Rom in solchen Dingen die Entscheidung zustehe."

Aber auch jetzt wiesen die meisten Kirchenhäupter eine solche Zumuthung mit Entschiedenheit zurück. Unterdessen war in Constantinopel Blut geflossen, und während man sich über die Natur Christi stritt, vergaß man die Lehre Christi so vollkommen, daß man sich der abscheulichsten Gräuel schuldig machte. Zwei feindliche Bischöfe traten

jetzt in der Hauptstadt auf. Der athanasianische hetzte das Volk zur offnen Empörung gegen den arianischen, welchen die Regierung bestätigt hatte. Die wüthenden Haufen vergaßen Menschlichkeit, Recht und Gesetz, stürmten die Wohnung des arianischen Bischofs, erdrosselten ihn und schleiften seine Leiche an einem Strick durch die Straßen. Zwar wurde der athanasianische Führer hierauf verhaftet und in die Verbannung geschickt, als aber nun der neue arianische Bischof in die Hauptkirche ziehen wollte, stürzten beide Parteien nach jenem wichtigen Punkte und es entstand ein so furchtbares Gemetzel, daß in und außerhalb der Kirche über 3000 Menschen erschlagen wurden.

Wahrlich, man muß sich hier schämen, Christ zu sein! .... Aber dahin führt es, wenn man der Menschheit Dogmen und Glaubensartikel aufzwingen will!

Unterdessen hatte auf der anderen Seite der römische Bischof unermüdlich an seiner Erhöhung fortgearbeitet. Seinen Bemühungen gelang es denn auch endlich, ein allgemeines Concil zuwege zu bringen. Es sollte zu Sardika in Illyrien gehalten werden. Allein die abendländische und morgenländische Geistlichkeit konnte sich nicht einigen; im Gegentheil, sie kamen so sehr hintereinander, daß sich die morgenländischen Bischöfe zurückzogen und nun in Philipoppolis ein eigenes Concil abhielten.

Die Abendländer aber sprachen nun dem Bischof von Rom entschieden die oberste Gewalt zu, während sie die morgenländischen Bischöfe, die sich nach Philipopolis begeben hatten und meistens dem Arianismus huldigten, verbannten und aus der christlichen Kirche stießen. Somit war denn nicht nur das Papstthum begründet, sondern auch die Trennung der Kirche in eine römische und griechische vorbereitet.

Der Glaube des Arius fand indessen in Constantin's Sohn, Constantius, einen neuen und kräftigen, aber nur zu leidenschaftlichen Schutzherrn. Denn nun wütheten die Arianer mit Feuer und Schwert gegen die Athanasianer. Wurde doch in dieser Schreckenszeit selbst ein Mal die Cathedrale von Alexandrien gestürmt, so daß Athanasius kaum dem Tode entrinnen konnte. So zerrüttete der Streit über die „Gottgleichheit" oder „Gottähnlichkeit" Christi fort und fort die Welt 60 Jahre lang, und wandelte die Lehre der Liebe und des Friedens in eine Religion des Hasses und des Blutdurstes.

War es da ein Wunder, daß sich der Nachfolger des Kaisers Constantius, Julian, mit Abscheu von dem Christenthum wegwandte, und dem Heidenthum, — dessen Philosophie wahrlich christlicher war,

als die Christuslehre unter den vorhergehenden Herrschern, — sein Herz öffnete! Rasch wechselte daher bei seiner Thronbesteigung die äußere Gestaltung des Staates. Die Christen wurden aus allen Aemtern entfernt, die heidnischen Tempel dagegen unter Jubel und Glanz wieder eröffnet. Julian, — von seinem Rücktritt zum Heidenthume der „Abtrünnige", „Apostata" genannt, — war übrigens groß an Tugenden und ein trefflicher Staatsmann. Doch fiel er schon nach einer 20 Monat langen Regierung in einem Kriege gegen die Perser. Es war dies das letzte Aufflammen des Heidenthums. Kaiser Theodosius I. zertrat sein Haupt. Die Philosophenschulen wurden aufgehoben, die Tempel stürzten krachend in Trümmer und, der Wuth des Pöbels preisgegeben, hauchten die letzten Bekenner der alten Götter ihren Geist unter Qualen aus.

Aber auch die arianische Lehre wurde unter Theodosius unterdrückt und mußte auf der Synode zu Constantinopel (381) der Athanasianischen weichen, die sich von nun an als die Rechtgläubige bis auf unsere Tage in der katholischen Kirche erhalten hat.

Schließlich müssen wir hier noch einige andere Streitfragen in Erwägung ziehen, welche die Christen lange Zeit beunruhigten, feindselig theilten und zu gegenseitigem Haß entflammten. Sie dürfen als aus dem arianischen Streite hervorgegangen betrachtet werden, und sind die natürlichen Folgen des athanasianischen Lehrbegriffs.

Man hatte der christlichen Welt nach langen Kämpfen den Letzteren als den Stempel der Rechtgläubigkeit aufgedrückt; die Folge davon war natürlich eine gräuliche Begriffsverwirrung in Betreff des Gottessohnes, der eben — schlechterdings Mensch und Gott zugleich sein sollte. Der Gott war also auf überirdische Weise erzeugt, auf irdische aber — geboren. Hier mußte sich der gesunde Menschenverstand zuerst stoßen. Nestorius, Bischof von Constantinopel, trat daher schon um das Jahr 428 auf, und lehrte nebst seinem Presbyter Anastasius: man müsse die Mutter Jesu nicht „Gottesgebärerin", sondern „Christusgebärerin", nicht „Mutter Gottes", sondern „Mutter Christi" nennen. Hiergegen aber trat sofort der damalige Bischof von Alexandrien, Cyrillus, auf, und beschuldigte Nestorius, den er haßte, weil er ihm bei Besetzung des Stuhles von Constantinopel vorgezogen worden war, der Ketzerei. Beide Bischöfe schleuderten nun die Bannstrahlen gegeneinander. Eine Synode sollte wie gewöhnlich entscheiden. Man kam daher 431 zu Ephesus zusammen, doch wußte Jedermann, daß die eigentliche Entscheidung lediglich von der Gunst des Hofes abhing. Da nun aber Nestorius in früheren

Tagen oft gegen die Ausscheifungen des Hofes geeifert hatte, so fand Letzterer hier eine herrliche Gelegenheit, sich zu rächen. Cyrillus erhielt Recht und Nestorius wurde als Ketzer nach Antiochien, später sogar in das Innere von Afrika verbannt, woselbst er nach vielen Leiden starb. Seine Anhänger wurden mit der Benennung Nestorianer bezeichnet.

Ein anderer Bischof zu Constantinopel trat gegen das Jahr 522 auf und behauptete: wenn Christus Gott und Mensch zugleich gewesen, so müsse er auch nur Einen Willen, nur Eine belebende Kraft gehabt haben. Dagegen schrieen Andere: „Nein! in Christo waren zwei Willen und zwei Wirkungen!" Nun entstand abermals ein langwieriger Hader. Ein Concil zu Constantinopel entschied sich endlich für die letztere Meinung, die denn auch für die rechtgläubige, „orthodoxe" in der Kirche beibehalten wurde. Die Vertheidiger der ersteren Meinung wurden Monotholeten genannt. Es giebt deren noch jetzt in Syrien, es sind die Maroniten.

Aber dieselbe Frage sollte noch in einer anderen Form erstehen. Man wollte wissen, ob man in Christus eine oder zwei Naturen zu zählen habe? — Eine zweite Synode (449) zu Ephesus sollte hierüber entscheiden. Diese Versammlung von Kirchenväter ist unter der schönen Bezeichnung „die Räubersynode von Ephesus" bekannt; da die Hauptvertheidiger „von Einer Natur Christi" ihre Ansicht mit Waffen, Prügeln und Fußtritten, — an welch' letzteren sogar ein Bischof starb, — durchsetzten. Aber eine, zwei Jahr später folgende, Kirchenversammlung zu Chalcedon, stieß jenen Beschluß um, und erklärte sich dahin: „In Christo walten allerdings zwei Naturen: beide aber sind in ihm unzertrennlich vereinigt." Die Möglichkeit des Begreifens ward auch hier nicht berücksichtigt, sondern befohlen: das Festgesetzte zu glauben, und jedes Nachdenken über diese und ähnliche Angelegenheiten als Ketzerisch auf das Strengste verboten. Die Anhänger der Lehre von „Einer Natur in Christo" heißen Monophysiten.

Die schlimmsten Folgen hatten jedoch die pelagianischen Streitigkeiten. Zwei biedere und einsichtsvolle Männer, Pelagius und Cölestius, beklagten nämlich laut das Sittenverderbniß, welches dazumal über den größten Theil der Christenheit und namentlich über deren Geistlichkeit hereingebrochen war. Stritt man doch überall über unfruchtbare Spitzfindigkeiten und vergaß dabei den christlichen Lebenswandel ganz und gar. Nun ist bekannter Weise nichts bequemer, als die eigenen Schwächen und Verirrungen einer Vorausbestimmung auf-

zubürden. Mit dieſer Annahme machten es ſich nun ſchon damals Viele leicht. Pelagius und Cöleſtius aber traten gegen dieſe Meinung auf und erklärten: dem Menſchen ſei Willensfreiheit gegeben, ſo daß er zwiſchen dem Guten und dem Böſen frei wählen, und ſich durch Willenskraft von der Herrſchaft des Böſen befreien könne.

Jedem vernünftigen Menſchen mußte nun dieſe Auffaſſung der menſchlichen Natur zuſagen. Dennoch fand ſie, und zwar in dem gelehrten Biſchof Auguſtinus, einen entſchiedenen Gegner.

Auguſtinus, (354 in Numidien geboren) war aber in ſeiner Jugend ein in jeder Beziehung ausſchweifender Menſch geweſen und hatte ſich erſt ſpät bekehrt. Dieſer gewiß ernſtlich gemeinten Bekehrung folgte nun eine aufrichtige Reue und eine ſo hingebende Frömmigkeit, daß Auguſtin, im Bewußtſein der früheren Schwächen und angefeuert durch Dankbarkeit gegen Gottes Gnade, die ihn zur Erkenntniß hatte kommen laſſen, — das eigne Selbſt unbedingt an Gottes Gnade hingab. Hieraus läßt ſich denn auch einzig und allein begreifen, wie er auf jene widerſinnigen Lehren von der Erbſünde und dem unbedingten Rathſchluſſe Gottes kam. Auguſtinus behauptete nämlich: Durch den Fall des erſten Menſchenpaares habe ſich die Sündhaftigkeit und Sterblichkeit auf alle Menſchen für alle Zeiten vererbt, und zwar ſo, daß ſelbſt der neugeborne Säugling ſchon um dieſer Erbſünde wegen von Gott verflucht ſei, und ewig verdammt bleibe, wenn ihn nicht die Taufe davon befreie. Ebendeßwegen habe denn auch der Menſch durchaus keinen freien Willen, und ſei durch ſich ſelbſt keiner Beſſerung fähig. Eine ſolche könne lediglich durch die freie Gnade Gottes erzielt werden. Noch unſinniger aber und unheilvoller für die Zukunft war die, alle Sittlichkeit, alles edle Selbſtgefühl untergrabende Lehre Auguſtins: Gott habe nach einem unbedingten Rathſchluſſe gewiſſe Menſchen zur Seligkeit, andere zur Verdammniß beſtimmt. Dieſe Annahme, die den Allweiſen und Allgerechten zu einem launenhaften Tyrannen ſtempelt, wurde die Lehre von der Vorausbeſtimmung oder „Prädeſtination“ genannt.

Später ſuchte ſich eine etwas mildere Auffaſſung dieſer Lehrmeinung bei den ſogenannten Semipelagianern (Halb Pelagianer) geltend zu machen. Nach ihr hebt die Gnade Gottes die Willensfreiheit des Menſchen nicht auf, ſondern beide müſſen Hand in Hand gehen, wenn das ſchöne Ziel ſittlicher Reinheit errungen werden ſoll.

Wenden wir nun endlich den Blick von den unerquicklichen Zänkereien der Christen weg, welche namentlich das 4te, 5te und 6te Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu einer höchst bedauerlichen Epoche in der Kirchengeschichte machen. Der Vernunft widerstrebende Annahmen hatten sie hervorgerufen, Streit und Herrschsucht aber bildeten sie aus; während sie zugleich die Pfaffheit erfaßte, und die aufgeworfenen Dogmen so lange bearbeitete, bis sie Angesichts der betrogenen Menschheit zu einer geheimnißvollen und eben darum für heilig gehaltenen Grundlage eines despotischen Kirchenregimentes wurden.

Trostreicher soll nun für uns die Betrachtung werden, zu welcher uns das Aufkeimen des Christenthums in unseren heimathlichen Gauen führt.

II.

Die Christuslehre unter den Deutschen.

Die erste Kunde der Christuslehre brachten wohl, sonderbarer Weise, jene Söhne des Krieges nach Germanien, welche Jerusalem in Schutt und Asche gelegt hatten; denn es ist bekannt, daß die 22te römische Legion, die zumeist aus Christen bestand, und bei der Zerstörung der genannten Stadt unter Titus mitgefochten hatte, unmittelbar nach jener Begebenheit nach Mainz, — dem damaligen Moguntiacum tabernae — versetzt wurde.

Bis zu jenen Zeiten hatten sich die Deutschen — den Römern unter dem Namen Germanen bekannt, — ihre Freiheit, ihre freie und öffentliche Gerichtsverfassung, ihre eigene Religion, ihre eigene Sprache und Dichtung, so wie ihre Nationalität erhalten. Tacitus sagt von unseren Stammältern und deren Wohnsitz: „das Land, obgleich verschieden in der äußern Gestaltung, ist mit undurchdringlichen Wäldern und Sümpfen bedeckt; zur Obstzucht nicht geeignet, aber einträglich an Saaten und reich an Heerden. Silber und Gold haben die Götter den Germanen, — ich weiß nicht, ob aus Güte oder Zorn, — versagt. Die Ehen sind dort sehr streng und man könnte nicht leicht einen Theil ihrer Sitten mehr loben. Die Kinder wachsen nackt und schmutzig zu jenen kräftigen Menschen auf, die wir anstaunen. Jede Mutter nährt ihr Kind mit eigner Brust, und es wird nicht an Mägde noch Ammen verwiesen. Die Liebe erwacht bei den Germanen erst

erst spät; daher spiegelt sich die nervige Kraft der Aeltern in den Kindern ab. Gastfreundschaft, Treue und Tapferkeit sind ihre hervorragendsten Tugenden; ihre Laster Trunk und Spiel."

Die Frauen standen zugleich bei den alten Deutschen in hoher Achtung, ja sie umhüllte etwas Heiliges und Achtungsvolles. Was die Religion der Germanen betrifft, so verschwimmt dieselbe mit der der Scandinavier in Sagen und Dichtungen, die sämmtlich das Gepräge des Volkscharakters tragen.

Wir ehren sie hoch, als den Glauben unserer Vorfahren; treten wir daher im Geiste auf kurze Zeit in die Wälder unserer Ahnen, und lauschen dem Geflüster, das uns aus den Zweigen der grünen Dome so ahnungsvoll entgegenrauscht.

Die Religion unserer Vorältern, der kräftigen, biederen Germanen, bestand ursprünglich in der Verehrung der Elemente, namentlich des Lichtes. Bald aber hüllte Poesie den kindlichen Glauben in ihr zauberisches Gewand, indem sie die Heldensagen des fernsten Alterthums mit jenem frommen Glauben verschmolz. Jetzt werden Sonne und Mond, Feuer und Wasser, Luft und Nebel zu Göttergestaltungen, in welchen menschliche Tugenden und menschliche Gebrechen sich wieder spiegeln.

Odin, Wodan, — auch Alfadur (Allvater) genannt, — ist, gleich der Sonne, der Licht- und Lebensquell. Er ist der Gott der Götter, der Vater der Menschen, der Schöpfer der Welt. Allwissend durchschaut er Alles, selbst die Tiefe der menschlichen Seele. Wodan ist vermählt mit Freya oder Hertha (dem Erdkreise), aber er unterhält dabei eine Liebschaft mit der Göttin der Gewässer, zu welcher er, die Sonne, jeden Abend untertaucht, um den goldnen Pokal ihres Elements mit ihr zu trinken. Seine Strahlen aber vermählen sich mit den Dünsten der Mutter Erde und aus dieser Verbindung entsteht der Gott des Donners. Freya selbst ist die reizende Göttin der Liebe, des Friedens und der Ehen, — die Spenderin alles Schönen und Edlen.

Aber so lieblich die Mutter, so furchtbar erhaben der erstgeborne Sohn, Thor, der Gott des Donners und der Stärke. Wie Nordsturm ertönt sein Fußtritt, die tausendjährigen Eichen beugen sich vor seines Mundes Odem, vor seines Zornes Toben aber erbebt die Welt in ihren Grundfesten. Freya und Wodan zählen der Söhne aber noch mehrere. Unter diesen ist der jugendlich schöne Baldur der beste und weiseste. Er ist der Gott der Beredsamkeit und des Rechtes. Seine Brüder Tyr und Braga werden als die Götter der Uner-

schrockenheit und der Weisheit und Dichtkunst bezeichnet. Diesen Hauptgöttern schließen sich noch viele untergeordnete Götter, die seligen Helden — auch Asen genannt — und eine Menge Elfen und Feen an.

Sie Alle thronen in der Götterburg Asgard, die man sich gleichsam als eine ungeheure Befestigung des Himmels dachte. Hier stehen alle Paläste der Götter um Wodans silbernen Palast. Auch die herrlichen Tempel der Freundschaft und der Liebe erheben sich hier und vor allen Dingen Walhalla, die Wohnung der Helden, die in der Schlacht den Tod gefunden, und hier nun ihren Lohn erhalten.

Die Helden Walhallas ziehen jeden Morgen hinaus, auf einen weiten Plan und kämpfend haut dann Einer den Andern zu Boden. Dies ist ihr Spiel, dies ihre Lust, dies ihre ewige Wonne! Zu Mittag aber ertönt das Götterhorn, und alle Getödteten springen auf, und alle Wunden sind geheilt, uud alle Schmerzen sind verschwunden. An der Tafel führt Wodan den Vorsitz; die frommen Frauen und Mädchen aber werden nach dem Tode in freundliche Walkyren verwandelt und genießen somit das himmlische Glück, auch Jenseits in Gesellschaft der Helden, welchen sie hier unten schon das Dasein durch liebevolle Dienste erheitert und versüßt haben, leben zu dürfen.

Auf solche Weise dachten sich die Völker Germaniens und des Nordens den Ort zukünftiger Belohnung; der Ort der Strafe nach dem Tode war Niflheim, — das heißt Nebelland. Hier wohnten die Bösen in ewiger Kälte, in ewigem Nebel. Ihr Palast heißt Eliud (Elend), ihr Tisch Hungur (Hunger), ihr Bett Kör, (Kümmerniß).

Tempel kannten die Germanen und Scandinavier, — denn beide Völkerschaften erscheinen in Religion, Sitten und Gebräuchen um jene Zeit verschmolzen, — keine. Frei, wie sie lebten, verehrten sie auch ihre Götter in freier Natur, in dem magischen Dämmerschein heiliger Haine. Ebensowenig kannten sie eine Priesterkaste. Der Heerführer oder der Hausvater verrichtete das Opfer, oft auch brachten dies die Druiden dar, jene Dichter und Sänger, die — wie die Skalden im Norden und die Barden bei den Celten — die Heldensagen in Liedern dem Volke kündeten und bei der Nation in hoher Achtung standen. Auch Zauberer, Wahrsager, Propheten und Prophetinnen kannten die alten Deutschen; so wie — namentlich im Dienste der Freya, — auch einzelne Priester und Priesterinnen erscheinen. So kennt die Geschichte die Namen der priesterlichen Jungfrauen Veleda, Ganna und Aurinia. Sie standen in fast un-

begränztem Anſehen und leiteten oft die Schickſale ganzer Völker. Pferde, Hunde, Hähne und Menſchen waren die gebräuchlichen Opfer. *)

So viel über den Glauben unſerer Vorfahren. War er zum Theil auch noch roh, wie die Völker ſelbſt, denen er heilig, ſo war er doch zugleich von jeder düſteren Selbſtpeinigung frei, und hatte Mark und Kraft und eine einfache, geſunde Moral. Freiheit und Heldenſinn, Treue und Gaſtfreundſchaft waren ſeine Grundzüge; wie denn eben der Freiheitsſinn der alten Deutſchen kein privilegirtes Prieſterthum duldete. Andererſeits dürfen wir aber auch nicht blind ſein, und müſſen zugeſtehen, daß er Barbarei und Rohheit förderte und für die Dauer der nach geiſtiger Vollendung ringenden Menſchheit nicht genügen konnte.

Wohl mochten dies gegen Ende des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung ſchon Manche fühlen, und zwar namentlich diejenigen Stämme, die, — an der Gränze des römiſchen Reiches wohnend, — mit cultivirten Völkern in Berührung kamen. Daher dürfen wir annehmen, daß von Mainz, Trier, Worms, Köln und Augsburg die erſten Strahlen der geiſtigen Morgendämmerung für Deutſchland aufgingen.

Die älteſte Urkunde, die wir über das Auftreten des Chriſtenthums in Germanien beſitzen, iſt eine Ueberſetzung der Bibel in's Deutſche. Dies große Werk vollführte 388 Biſchof Ulphilas, nachdem er 33 Jahre lang den Weſtgothen die neue Lehre verkündet. Eines der wichtigſten Ereigniſſe für die Ausbreitung des Chriſtenthums aber war wohl die Bekehrung Chlodwigs, des Königs der Franken. Derſelbe hatte ſich mit einer burgundiſchen Fürſtentochter Chlotilde, vermählt, die eine eifrige Chriſtin war. Chlotilde beſtürmte ihren Gatten lange Zeit mit der Bitte, den heidniſchen Göttern zu entſagen, und zu ihrem Glauben, den ſie als einen beſeligenden erkannt, überzutreten. Clodwig widerſtand indeſſen lange Zeit. Da fügte es ſich, daß einſt, es war im Jahre 496, in einer Schlacht gegen die Alemannen, ſein Heer dem todesmuthigen Feinde nicht länger zu widerſtehen vermochte. Schon ſah der König ſeine Schlachtreihen wanken, ſchon neigte ſich der Sieg auf die Seite der Gegner, da wandte er ſich in ſeiner Verzweiflung und aus Unmuth über ſeine Götter, die ihm nicht helfen wollten, dem Gotte Chlotildens zu. Und das inbrünſtige Gebet erfüllte ſein Herz mit neuem

*) Die Religionen und Culte der bekannteſten Völker der Erde alter und neuer Zeit, von J. P. Gerlach, 2r Band.

Muthe. Begeistert und gekräftigt eilt er an die Spitze seiner Schaaren, und siehe! der Sieg ward sein.

Aber mit den Allemannen war nun auch der Väterglaube überwunden, Chlodwig und der größte Theil seines Heeres ließen sich sofort taufen.

Die römisch-katholische Kirche lehrt hierbei folgendes Wunder:

Nachdem Chlodwig in den nöthigsten Grundlehren der christlichen Religion unterrichtet, ward er, unter Entfaltung des größtmöglichen Glanzes, zur Kirche geführt. Vor derselben sollte er als Täufling, der damaligen Sitte zufolge, in einen Becken mit Wasser getaucht und sodann mit dem heiligen Oehle (Chrisma) gesalbt werden.

Als nun der erste Act dieser heiligen Handlung, die Taufe, vorüber war, gewahrte der Bischof zu seinem Schrecken, daß er das heilige Oehl vergessen. Er beauftragte daher einen Geistlichen, dasselbe zu holen; — umsonst! das Gedränge war so arg, daß an ein Durchkommen nicht zu denken war. In der Verzweiflung wandte sich nun der Bischof betend zum Himmel, — siehe! — da öffnete sich derselbe, und eine Taube schwebte hernieder, in ihrem Schnabel ein Fläschchen mit heiligem Oehle tragend. Der himmlischen Bürde entledigt, kehrte sie hierauf rasch zu den Wohnungen des Paradieses zurück.

Das himmlische Oehlfläschchen wurde seit jener Zeit in Rheims aufbewahrt und nur bei den Krönungen der französischen Könige benutzt, bis es in den Stürmen der Revolution verloren ging.

Allein wenn nun auch die Franken bekehrt waren, so hatte dies auf das eigentliche Deutschland wenig Einfluß. In seine Wildnisse, in seine fast undurchdringlichen Wälder durften sich kaum die Verkünder der Christuslehre wagen, und hatten sie auch den Muth dazu, so hielt es ihnen schwer, die wilden, freiheitliebenden Bewohner derselben, deren höchste Lust Krieg und Kampf auf Leben und Tod war, unter das Joch des neuen Glaubens zu beugen; eines Glaubens, der da Sanftmuth predigte und Geduld und Unterwerfung unter ein strenges Sittengesetz. Wirklich zeigte auch der Erfolg, wie wenig sich unsere Vorältern zur Annahme des Evangeliums schicken konnten; denn die Wenigen, die sich seiner bequemten, fielen wieder, wenn auch nur zum Theil, in die alten Gewohnheiten zurück, so daß sich auch hier in vielen Gegenden eine Mischung heidnischer und christlicher Gebräuche bildete. Am unangenehmsten berührte die Germanen die Lehre von der Kreuzigung Christi. Ein gekreuzigter Gott, das wollte ihnen nicht in den Kopf; ebensowenig konnten sie begreifen, warum die Jünger so feig gewesen seien, um Jesu kreuzigen zu lassen. So rief selbst

Chlodwig, als man ihm die Leidensgeſchichte Jeſu erzähte: „O! wär ich nur mit meinen Franken dabei geweſen, wie hätt' ich ihn rächen wollen!“

Ein anderer fränkiſcher Häuptling, Radbod, hatte ſich überreden laſſen, Chriſt zu werden. Schon war er im Begriff ſich taufen zu laſſen, ſchon ſtand er mit einem Fuße in dem Waſſer, da hielt er plötzlich inne, ſchaute den Mann Gottes, der die heilige Handlung an ihm verrichten ſollte, ernſt und nachdenklich an und ſprach: „Ihr habt geſagt, wenn ich mich taufen ließe, ſo würde ich in den Himmel der Chriſten kommen. Das iſt nun ſchon recht. Wo aber ſind denn meine Vorfahren, die von Eurer Lehre nichts wußten? Sind die im Himmel oder in der Hölle?“ —

Der Prieſter, an den die Frage gerichtet war, kam hierüber gewaltig in Verlegenheit. Nach einiger Ueberlegung aber antwortete er: „Mein Sohn! Als ungetauft ſind ſie wohl zur Hölle gefahren!“ — „So?“ — entgegnete Radbod, und zog ſchnell den Fuß aus dem Waſſer, — „dann will ich lieber auch bei Woban und meinen Vorfahren bleiben!“ —

Wir geben dies Beiſpiel, weil es die Denkungsart der zu Bekehrenden ſo überaus treffend charakteriſirt.

Indeſſen was kann feſter Wille, Beharrlichkeit und Begeiſterung für eine große Sache nicht erzielen, und ſo gelang es den chriſtlichen Miſſionären dennoch, hie und da den Samen des Herrn auszuſtreuen, und ſomit wenigſtens den alten Götterglauben zu erſchüttern, und die Gemüther auf die Morgenröthe einer höheren Cultur vorzubereiten.

Von Norden, von England und Schottland her, drang endlich gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts der Sieg des Kreuzes heran. 565 war es einem Irländer, Columban, im Vereine mit zwölf gleichgeſinnten Freunden gelungen, die menſchenfreundliche Chriſtuslehre auf der Inſel Ikolmhill — nahe der Inſel Staffa — zu verbreiten. Die Haine der Druiden, und was mehr ſagen will, die Nacht des Aberglaubens, wurde gelichtet, und da, wo einſt die heiligen Eichen gerauſcht, erhoben ſich nun die Altäre des einigen Gottes.

Columban gründete auf jenem Eilande ein Kloſter, und hier, von der Welt faſt vergeſſen, erblühte, mitten unter den Stürmen einer bewegten Zeit, hohe Gelehrſamkeit, die um ſo ſegensreicher wirkte, als tüchtige Männer ihren Saamen in alle Welt trugen. So ging aus jenem Kloſter der Mönch Sanct Goar hervor, der an den Geſtaden des Rheines das Wort Gottes verkündete, und ſich in der Ge-

gend, in welcher sich jetzt das Städtchen St. Goar erhebt, als Einsiedler niederließ. Noch größeren Einfluß übte der Schotte Gallus, der, ebenfalls ein Schüler jenes Klosters, den Rhein herab kam. Bis nach den Thälern der Schweiz führte den würdigen Greis sein Eifer. Beschwerden und Leiden, Entsagungen und Kränkungen schreckten ihn nicht, und selbst als ihn, den damals 85jährigen Mann, die heidnischen Priester zu Tuggen am Zürchersee und zu Bregenz vertrieben, predigte er noch an der Steinach die Lehre des Heils. Hier fand er denn auch einen milden Boden für seine geistige Saat und baute sich daher, diesen um so sorgfältiger zu pflegen, im nahen Walde eine Zelle.

Die zu Herzen gehende Einfachheit seiner Lehre, sein stiller, gottseliger Lebenswandel und die Wohlthaten, durch welche er ringsum die Gegend beglückte, brachten ihn bald in den Ruf eines außerordentlichen Mannes, so daß sich der Besitzer des Bodens, auf dem er wohnte, veranlaßt fühlte, ihm aus Dankbarkeit den benachbarten Wald, nebst Wiesen und Felder zu schenken. Aber Gallus blieb auch jetzt, trotz des Besitzes ausgedehnter Ländereien, anspruchslos und bescheiden; er pflanzte mit eigner Hand seine Kohlgärten, weidete seine kleine Heerde, belehrte und bildete dabei die Bewohner der Umgegend und hatte bald die Freude, die Menge der Lernbegierigen wachsen und wachsen zu sehen. Als er 640 starb, huldigten schon alle umliegenden Thäler von Rhätien den Geboten des reinen Ur-Christenthums.

War aber auch Gallus heimgegangen, wandelte auch sein Leib nicht mehr auf Erden, das Gedächtniß an den Wohlthäter so vieler Tausende schwand nicht; ja die dankbare Erinnerung an den Dahingeschiedenen verzehrte in dem Feuer der Begeisterung noch die letzten Schlaken seiner irdischen Natur und ließ den gottgefälligen Mann, gleich dem Phönix, verjüngt und veredelt den Flammen entsteigen. Das Volk, und später Rom, sprachen ihn heilig.

Schon 50 Jahre nach seinem Tode erstand auf der Stelle, wo er gewohnt, ein Kloster, welches man zum Andenken an ihn, den heiligen Gallus, St. Gallen nannte. Das Erfreulichste dabei ist, daß der Geist des würdigen Mannes auch auf seinen Nachfolgern ruhte. St. Gallen ward eine Pflanzschule der Wissenschaft und sandte gleich rüstige Bekehrer nach allen Gauen Germaniens. *)

Dem Genannten folgten als Glaubensboten aus Schottland nach: Kilian, Emmeran und Willebrod. Ersterer begab sich zu den Ostfranken und lehrte in der Gegend von Würzburg, woselbst er 687

*) J. G. Ebel. — Ferner „Walther von der Vogelweide" von Uhland.

den Herzog Gozbert bekehrte. Willebrod wanderte nach der Küſte der Nordſee zu den Frieſen. Emmeran endlich zog ſich nach der Donau.

Alle dieſe Verſuche waren jedoch, — wenn gleich vorbereitend, — doch vereinzelt, bis 716 Winfried, ſpäter Bonifacis genannt, auftrat.

Ehe wir aber zu dieſem „Apoſtel der Deutſchen" übergehen, haben wir einen Blick auf die damaligen politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands und die angränzenden Reiche zu werfen.

Chlodwig, der König der Franken, deſſen Taufe wir eben erwähnt, hatte (486) durch den Sieg bei Soiſſons den Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien (dem jetzigen Frankreich) vernichtet, und damit ein fränkiſches Reich, ein Reich der Franken, — Frankreich — gegründet. Sein mächtiger Arm machte 491 die Thüringer zinsbar, und beugte 496 ſelbſt die Allemannen unter das Joch ſeines Scepters. Aber die Nachfolger dieſes mächtigen Herrſchers waren ſeiner keineswegs würdig. Unklug zertheilten ſie das ſchöne Reich unter ſich und ſchwächten ſomit die Macht der Krone ſo gewaltig, daß ihnen endlich ihre erſten Beamten, ihre Haushofmeiſter, die Majores Domus, über den Kopf wuchſen, und ſich zuletzt ſelbſt des Thrones bemächtigten.

Der erſte dieſer Haushofmeiſter, der, — wenn auch noch nicht als König, doch ſeit 687 als wirklicher Regent des Frankenreiches, — auftrat, war Pipin von Herſtal. Mit klarem Blick die ſtaatlichen Verhältniſſe überſchauend, faßte er den Entſchluß, ſeinen Nachkommen nicht allein den fränkiſchen Thron zu ſichern, ſondern auch Deutſchland ihrer Herrſchaft zu unterwerfen.

Mit Gewalt der Waffen war dies letztere Vorhaben aber keineswegs bei den tapfern, durch ihre Wälder und Sümpfe geſchützten Deutſchen durchzuſetzen. Pipin mußte daher zu einem andern Mittel ſeine Zuflucht nehmen. Es war leicht zu finden und um ſo beſſer anzuwenden, als es die wahre Abſicht hinter dem Schein des Wohlwollens und der Frömmigkeit barg.

Mit einem Wort: das heilige Grab, in welches man die Freiheit der Deutſchen zu ſenken gedachte, war nichts Anderes, als: das Chriſtenthum.

Stand es doch feſt, daß das Chriſtenthum die rohſten Völker zähmte und bildete, und — indem es den niedergebeugten Nacken freier Männer unter das heilige Joch einer gottgeweihten Prieſterſchaft bog, ſie auch willig zum Gehorſam gegen weltliche Herrſcher machte.

Pipin von Herstal kam hierbei noch ein Anderes zu statten. Der Papst hatte nämlich gleichfalls sein Augenmerk auf das schöne Deutschland und seine kräftigen Söhne geworfen. Konnte er doch seiner stolz aufstrebenden Macht auf keine Weise eine festere Stütze geben, als durch die Bekehrung einer so unverdorbenen und mächtigen Nation.

Pipin von Herstal und der Papst begegneten sich demnach in dem Wunsche: Germanien um jeden Preis dem Christenthume zu gewinnen. Zu diesem Vorhaben vereinigten sich beide denn auch öffentlich; während Pipin in's Geheime den Papst nur für seine Eroberungsplane zu gebrauchen dachte, der Papst dagegen heimlich dahin zielte, sich eine neue Stütze gegen die Macht der weltlichen Fürsten zu schaffen. *)

Da aber die Deutschen alles Fränkische, demnach auch die fränkischen Priester, haßten, so kam Rom mit Pipin dahin überein: aus England angelsächsische Priester zur Bekehrung Deutschlands kommen zu lassen. Ein solcher war nun der fromme und hochbegabte Bonifacius.

Bonifacius, — seinem Familiennamen nach Winfried, — war um das Jahr 680 zu Kirton im brittischen Reiche geboren. — In Klöstern erzogen, entfalteten sich schon frühzeitig die herrlichen Anlagen des feurigen Knaben, dessen Phantasie gierig aus alten Legenden die süße Milch der Schwärmerei sog; während die Evangelien und namentlich die Apostelgeschichte in ihm einen unüberwindlichen Hang zur Heidenbekehrung hervorrief. Trotzdem mußte er bis zu seiner Priesterweihe im Vaterlande aushalten. Als er nun aber endlich im dreißigsten Jahre Presbyter geworden, ließ er sich nicht mehr halten, und schiffte sich, mit Erlaubniß seines Oberen, und in Begleitung zweier Mönche (716) nach Friesland ein. Hier aber wurde ihm bei seiner Landung das Predigen sogleich untersagt, und so mußte Winfried unverrichteter Dinge heimkehren.

Unterdessen hatte der Bischof zu Rom von dem Eifer des jungen Priesters Kunde erhalten. Konnte ihm etwas willkommener sein? Winfried war ja ganz der Mann für seine und Pipin's Plane, — und zwar um so mehr, als er ein wahrhaft gottbegeisterter Lehrer, ein ächter Apostel war, der in seinem schlichten, frommen Sinn nichts von den Plänen der geistlichen und weltlichen Herrscher ahnte.

Um sich indessen seiner desto besser versichern zu können, beschied ihn Gregor II., — der damals auf dem Bischofstuhle von Rom

*) Manke, 18.

saß, — zu sich. Winfried folgte sogleich dem Rufe und erschien 718 an der Tiber. Hier eröffnete ihm Gregor nun einen Theil seines Planes. Winfried ward beauftragt, sich nach Deutschland zu begeben, und die wilden Germanen zu bekehren; doch mit der ausdrücklichen Bedingung, die athanasianische Glaubenslehre einzuführen und nur und allein im Sinne Roms zu lehren und zu verfahren und in allen zweifelhaften Fällen sich dorten Rechts zu erholen.

Zur richtigen Beurtheilung dieser Verpflichtung muß bemerkt werden, daß die bis dahin in Deutschland entstandenen Gemeinden sämmtlich dem Arianismus huldigten, von keiner Oberhoheit Roms etwas wußten noch wissen wollten, und daher auch keine Abgaben nach Rom entrichteten. Ihre Priester lebten einzig von den freiwilligen Gaben der Gemeinde und waren zum größten Theile verehlicht. *)

Bonifacius, von einem reinen und heiligen Eifer für die Sache Gottes beseelt, unterwarf sich den Bedingnissen Gregor's ohne Weiteres und trat nun sofort seine Bekehrungsreise an.

Zuerst besuchte er Thüringen, dann nacheinander das noch heidnische westliche Franken, Friesland und endlich auch das Gebiet der alten Catten oder Hessen. Unter dem letzten Volksstamme gründete er sogar, — nachdem er einen Theil des Stammes nebst dessen Anführern Detdick und Dierolf bekehrt, — zu Amöneburg ein Kloster (722), dessen Hauptzweck Ausbildung tüchtiger einheimischer Religionslehrer sein sollte. Das junge Christenthum erhielt in demselben nach Außen hin einen Mittelpunkt und einen festeren Halt.

Fünf Jahre lang wirkte Winfried auf solche Weise in Deutschlands Gauen, und zwar um so segensreicher, als er sein Wirken keineswegs auf oberflächliche und formelle Bekehrung beschränkte, sondern — selbst aus tief innerster Ueberzeugung ein Christ — auch diese innere Ueberzeugung den gemüthreichen Deutschen mittheilte. Dabei hielt er, so viel es ihm vergönnt war, bei den Lehren des Urchristenthums fest, und suchte durch einen unsträflichen Lebenswandel für ein thatkräftiges Christenthum zu gewinnen. Aber Winfried ging noch weiter, er führte an seiner Hand die menschenfreundliche Cultur ein. Unter seiner Leitung fielen dichte Wälder und der neu gewonnene Boden ward zum ergiebigen Ackerland. Gar manches blutgefärbte Schwert wandelte sich unter seinen Augen zum erdaufwühlenden Pfluge oder zum nützlichen Werkzeug; gar manchen Stamm, der seinen Göt-

*) Allgemeine Kirchengeschichte von Gfrörer, 3r Bd. 8. K. S. 482 u. f. f.

tern noch jüngst Menschenopfer gebracht, erzog sein mildes Wort zu sanfteren Sitten.

Ein solch' herrliches Wirken mußte Rom mit hoher Freude erfüllen; auch durfte Gregor nach solchen Prüfungen nun entschiedener mit seinem Plane hervorrücken. Zu dem Ende berief er Winfried im Jahre 723 zum zweitenmale nach Rom. Winfried gehorchte, ward mit offenen Armen empfangen, und erhielt nebst der Bischofweihe den Ehrennamen „Bonifacius" (das heißt: der „Wohlthäter").

Dagegen aber ward er in des Papstes Plan tiefer eingeweiht und mußte über dem Grabe Petri folgenden unseligen Eid schwören, der Deutschlands geistige Freiheit auf Jahrhunderte an Rom und seine Priesterherrschaft verkaufte. Der Eid lautet:

„Ich, Bonifacius, von Gottes Gnaden Bischof, schwöre Dir, Petrus, dem Apostelfürsten, und Deinem Stellvertreter dem Papste Gregorius, so wie dessen Nachfolgern, bei dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der unzertrennlichen Dreifaltigkeit, und bei Deinem heiligsten Leichnam: daß ich allen Inhalt des Glaubens und die Reinheit der katholischen Kirche bewahren, auch in dem Verbande derselben verharren werde. Ich schwöre, daß ich nie das Geringste auf irgend Jemandes Rath wider die Einheit der katholischen Kirche unternehmen, sondern Dir und Deiner Kirche, welcher vom Herrn die Macht zu binden und zu lösen verliehen ist, unverbrüchliche Treue und Lauterkeit des Glaubens weihen will. Ich schwöre ferner: keine Verbindung oder Gemeinschaft mit Bischöfen zu halten, von denen mir bekannt geworden, daß sie den alten Vorschriften (dem Papstthum) zuwider handeln, sondern vielmehr denselben zu wehren, wenn ich es vermag, wo aber nicht, meinem apostolischen Herrn sogleich Anzeige zu machen. Sollte ich — was ferne sei — irgend etwas gegen diesen Eid, sei es absichtlich, sei es aus Versehen, thun, so möge mich die Pein des jüngsten Gerichtes oder die Strafe des Ananias und der Saphira treffen, welche sich erkühnt haben, Dich, o heiliger Petrus, hintergehen zu wollen. Diesen Eid habe ich, Bonifacius, geringer Bischof, mit eigener Hand unterschrieben, und über dem Grabe des seligen Petrus vor Gott als Zeugen und Richter beschworen." *)

*) Gfrörer's Kirchengeschichte, 3r Bd. 8. K. S. 490. — Haase's Religions- und Kirchengeschichte, S. 103.

Bonifacius begab sich nun mit Empfehlungsschreiben versehen erst zu dem Sohne und Nachfolger Pipin von Herstal's, Karl Martell, sodann in die Gauen der Hessen, Thüringer und Baiern. Auch jetzt hatte er mit unendlichen Schwierigkeiten, mit Entbehrungen und tausend Mühseligkeiten zu kämpfen. Bei einem großen Theile der Hessen war zwar der alte Götterglaube erschüttert und wankend, dennoch konnten und wollten sich die ehrlichen Catten so leicht nicht zu einem Uebertritte entschließen. Da rief sie Bonifacius an einem bestimmten Tage in der Gegend zusammen, in welcher das Dorf Geismar (damals Gicesmare) liegt. Dort nämlich stand seit Jahrhunderten eine mächtige Eiche. Hoch in die blauen Lüfte reichte ihr stolzer Gipfel und ihrer Aeste Schatten breitete sich weithin aus, so daß ein ganzer Stamm in ihrem Schutze ruhen konnte.

Der stolze Baum aber war dem mächtigen Kriegsgotte Thor geweiht und hieß die „Donnereiche".

Viele Menschenleben waren an dem heiligen Baume vorübergesaust; unzählige Opfer hatten seine Wurzeln mit Blut getränkt; aber die Zeit hatte auch sein Mark verzehrt.

Um diesen Baum, — ein wahres Sinnbild des alterschwachen deutschen Heldenglaubens, — versammelte Bonifacius die ungläubigen Hessen, in seinem Schatten predigte er mit Feuerworten das Evangelium. Aber die Stirnen der alten Krieger und der graubärtigen Druiden und Barden wurden finster und finster. Da ergriff plötzlich der Apostel der Deutschen ein mächtiges Beil und auf die Eiche zeigend, rief er: „Ihr Ungläubigen! laßt den Himmel entscheiden, wer Recht hat, ich oder Ihr; laßt ihn entscheiden, ob Euer Schlachtengott oder ob der sanfte Gott der Christen der wahre Gott ist. Diese Eiche ist Thor geweiht; vermag sie meine Hand zu fällen, so glaubt dem Himmelswort, das ich Euch lehre; vermag ich's nicht, so bleibet Wodan treu und seinen Söhnen!"

Und Bonifacius schwang kräftigen Armes das Beil; bleich und zitternd aber zogen sich, dumpf murrend, die Heiden zurück, jeden Augenblick des Himmels Blitz erwartend, der da den Verräther an dem gottgeweihten Heiligthume zerschmettern werde. Aber siehe! — den gewaltigen Schlägen erliegt der Baum, es kracht, es stöhnt! — und zu der Erde sinkt der stolze, heilige Wipfel.

Und staunend und betend fallen die Heiden nun nieder und neigen dem Gotte der Christen willfährig das Haupt.

Die Eiche sank, des Barden Harfe schrillte,
Mit zorn'gem Blick zerreißt er's Saitenspiel;
Da Wodan finster sich in Nacht verhüllte,
Fühlt er, daß mit der Eiche auch sein Glaube fiel.
Mag's sein, — die alten Götter habet Ihr vertrieben,
Wenn nur dem Deutschen — deutscher Sinn geblieben!

Von Hessen aus setzte der nie ermüdende Apostel seinen Wanderstab nach Thüringen fort. Auch hier krönten die erfreulichsten Erfolge seine Anstrengungen. Es darf uns nicht wundern, daß Bonifacius so große Erfolge herbeiführte, da er klug genug war, das nationale Element in den zu bekehrenden Völkern zu ehren, und Rom öfter bewog, auf die Gewohnheiten der biederen Deutschen Rücksicht zu nehmen. So führte er, wie ein guter Vater, die im Glauben noch kindlichen Germanen allmählig einer besseren Erkenntniß zu. Freilich mußte Deutschland diesen Gewinn mit der Aufopferung seiner Unabhängigkeit in religiösen Dingen erkaufen; — freilich fällt auf Bonifacius die schwerere Schuld zurück, die deutsche Nation Roms unbedingter Herrschaft unterworfen, und damit einen Wurm in die Blüthe ihrer aufkeimenden Größe gesetzt zu haben; — dennoch möchte der „Apostel der Deutschen" hierüber kaum zu verdammen sein, da er — wie sein ganzes Leben erweist, — in der Bekehrung der Heiden seine Lebensaufgabe erblickte, und diese wiederum ohne die mächtige Hülfe und Stütze in Rom kaum zu erzielen gewesen wäre. Zudem mußte ihm ja in seiner Zeit und Stellung das als wünschenswerth und gut erscheinen, was wir, durch den Erfolg belehrt, für verderblich und nachtheilig erkennen. Darum seinem, gewiß gut gemeintem, Mißgriff ein mildes Urtheil.

Auch in Thüringen gründete Bonifacius die erste christliche Kirche, und zwar in der Gegend von Gotha. Jetzt erhebt sich unweit der bemooften Ruinen dieses Gotteshauses ein 30 Fuß hoher Candelaber mit ausgebreiteter Flamme aus Sandstein gehauen, ein Sinnbild der von dort ausgehenden Erleuchtung durch das Christenthum.

Gregor II. war unterdessen (731) gestorben; allein sein Nachfolger, Gregor III., erkannte die großen Verdienste des Apostels der Deutschen für den römischen Stuhl, so gut als Jener; ja er ging in seiner Dankbarkeit noch weiter, und ernannte Bonifacius zum Erzbischof und Primas der Kirche Deutschlands. In solcher Eigenschaft

ließ es sich Winfried nun vor allen Dingen angelegen sein, dem neuen Glauben auch äußerlich Stützpunkte zu geben. Er schuf daher in den verschiedenen Gauen Deutschlands Bisthümer. So kommen im Jahre 742 außer Köln, Trier und Mainz, schon Bischöfe von Würzburg, Passau, Eichstädt, Straßburg, Augsburg, Salzburg, Regensburg und Freising vor. Wie sehr Bonifacius dabei bemüht war, die deutsche Nationalität, so weit es ihm die römischen Vorschriften erlaubten, zu schützen, geht daraus hervor, daß er Alles aufbot, um die Landessprache auch in den kirchlichen Acten zu erhalten; denn, sagte er, „die Leute sollen verstehen, was sie bekennen!"

Noch einmal riefen Geschäfte den Unermüdlichen nach Rom. Diesmal verweilte er ein ganzes Jahr daselbst. Als er darauf nach Hessen zurückgekehrt war, legte er das Kloster Fulda an, welches bekanntlich später zur Abtei und endlich sogar zum Bisthum erhoben wurde.

Unter so vielseitiger und anstrengender Arbeit, unter so mannichfachen Sorgen und Mühen war unterdessen das Haar des rüstigen Apostels gebleicht; dennoch gönnte sich Bonifacius keine Ruhe. Fünfundsiebzig Jahre alt verließ er abermals seinen erzbischöflichen Stuhl zu Mainz und begab sich, — nachdem er sich einen Nachfolger in Uebereinstimmung mit Rom ernannt, — in Begleitung von 53 Clerikern nach Friesland.

Tausende strömten ihm hier zu und ließen sich von dem ehrwürdigen Greise taufen, und der glückliche Erfolg entzückte sein Herz, und ein heiliger Eifer trieb ihn tiefer und tiefer in das wilde, unwirthliche Land. So hatte er einst, — es war im Sommer des Jahres 755, — abermals eine namhafte Zahl Neubekehrter durch die Taufe dem Christenthume zugeführt, und beabsichtigte nun noch, durch Händeauflegen, die Weihe zu vollenden. Der 5. Juni war zu diesem Feste anberaumt. Bonifacius hatte an den Ufern des Flusses Bordne seine Zelte aufschlagen lassen, und erwartete hier, in Mitten seiner Begleiter, die Ankunft der durch Sendboten zusammenberufenen Gläubigen. Der Morgen des ersehnten Tages brach endlich heran, und schmückte mit seinem Sonnengolde die Wipfel der uralten Bäume, während der tausendstimmige Sang der Vögel den ehrwürdigen, greisen Apostel weckte. Aber die frohen Lieder der befiederten Sänger fanden heute nur ein wehmüthiges Echo in Winfried's Brust, und als er hinaustrat aus dem Zelte, um in Gottes freier Natur sein Morgengebet zu verrichten, da wehte ihn die feierliche Stille mit trüber Ahnung an, und

aus den Wogen des Flusses und aus den belaubten Zweigen rauschte und flüsterte es ihm zu, wie leiser Heimathruf. Und Bonifacius däuchte es, als künde ihm eine innere Stimme die Stunde seines Todes an. Und siehe, seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Noch hatte er sein Morgengebet nicht vollendet, als seine Begleiter, blaß vor Entsetzen, auf ihn zueilten, und ihn benachrichtigten, daß sich ein Haufe bewaffneter Friesen nähere, die vertriebenen Götter blutig zu rächen. Bonifacius aber, der ehrwürdige Greis, erhob sich in heiliger Ruhe. Sein Auge leuchtet in hoher Freude, aus den grauen Wimpern fällt eine Dankeszähre in den langen, silberweißen Bart und seine Begleiter von jeder Gegenwehr abmahnend, ruft er begeistert aus: „Kinder! laßt ab! — legt nieder die Waffen; denn Christus warnt uns, Böses mit Bösem zu vergelten. Danket und preiset vielmehr Gott, — gekommen ist der langersehnte Tag! — Der Herr errette unsere Seele!“

Und als er die Worte gesprochen, sauste ein Speer auf ihn zu, und durchbohrte sein Herz, und mit ihm fielen Alle, die ihn begleitet.

So endete Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Die bekehrten Friesen aber rächten seinen Tod mit Feuer und Schwert auf eine furchtbare Weise.

So großartige Erfolge aber auch den Eifer dieses Glaubensboten gekrönt hatten, noch gab es in Deutschland ungeheure Landesstrecken, zu welchen das Licht der Christuslehre nicht gedrungen. Vor allen Dingen war dies bei den freiheitliebenden Sachsen der Fall, die sich um so weniger bekehren lassen wollten, als sie wohl einsahen, daß sie mit dem Christenthume zugleich an die Herrscher des Frankenreiches, ihre Todfeinde, verrathen würden. Und sie hatten in dieser Ueberzeugung nur zu recht, wie sich dies bald erweisen sollte.

Eine neue großartige Erscheinung — eine Erscheinung, wie sie nur selten in Jahrtausenden auftreten, folgte in wenigen Jahren dem Tode Winfrieds. — Karl der Große, Karl Martel's Enkel, bestieg den Thron der Franken, und erhob das fränkische Königreich zu einem abendländischen Kaiserthum. Vom Ebro, der Spaniens Fluren tränkt, bis an die Raab, die Ungarns Berge grüßt, und von der Tiber, der Rom bespülenden, bis hin zur Eider, die in die Nordsee mündet, erstreckte sich sein großes weites Reich.

Aber dies Reich war nicht ererbt, es mußte durch Tapferkeit und Klugheit errungen werden. Karl benutzte daher nicht nur, wie seine Vorfahren, das Christenthum und seine Priesterschaft zur Ausdehnung und Befestigung seiner Macht; sondern auch, außer dem Schwert, die

Civilisation. Kirchen, Klöster, Bisthümer und Schulen wurden errichtet; das Gerichtsverfahren geordnet; Zucht und Sitte bei Geistlichen und Laien streng gehandhabt, und Künste und Wissenschaften gehegt und gepflogen. Die Kirche galt Karl dem Großen als eine Schule der Bildung. Er schützte und ehrte sie daher, während seine kräftige Hand sie andererseits in den ihr gebührenden Schranken erhielt. So schenkte er, wie sein Vorfahre, den Päpsten große Ländereien und gründete somit den Kirchenstaat, während er zugleich sein Recht als Oberherr des Staates und der Kirche nie aus den Augen ließ, und Päpste und Bischöfe als Diener des Staates behandelte, ernannte und absetzte. Ein Brief Kaiser Karl des Großen an Papst Leo III. enthält die Worte: „Nach Durchlesung Eurer Zu„schrift habe ich große Freude empfunden, sowohl über die Einstim„migkeit Eurer Wahl, als auch über Euren demüthigen Ge„horsam und die Versicherung Eurer Lebenstreue.“ *) Dagegen fand Leo, als er vertrieben worden, an dem Kaiser einen mächtigen Schützer. Karl führte ihn siegreich nach Rom zurück, und empfing dafür die Kaiserkrone.

Dasjenige Werk Karl des Großen aber, welches uns in Betreff der Kirchengeschichte und namentlich in Beziehung der Einführung des Christenthums in Deutschland am wichtigsten erscheinen muß, ist die völlige Ausrottung des alten Götterglaubens in Deutschlands Gauen.

Leider wurde das Christenthum hier freilich auf eine sehr unchristliche Weise eingeführt, nämlich mit dem Schwerte.

Drei und dreißig Jahre lang mußte Karl die freiheitliebenden Sachsen bekämpfen, da sie die neue Lehre, die sie mit Recht als eine Schlinge ansahen, in welcher man ihre Unabhängigkeit fangen wollte, hartnäckig zurückstießen. Würde ihnen die Christuslehre von einer anderen Seite, die weniger politisch verdächtig, mit Sanftmuth und Beharrlichkeit verkündet worden sein, sie hätten sich sicher, so gut als andere deutsche Stämme, bekehrt. So ward es ihnen verhaßt, und der Zehnten, welchen Karl als Belohnung für die Geistlichen einführte, däuchte ihnen ein verabscheuungswerther, sie entehrender Tribut.

Aber Karl war Mann dafür, einen ein Mal gefaßten Beschluß auszuführen. Mit Heeresmacht überzog er Sachsen und zwang die Widerspänstigen zur Taufe. Aber — der große Karl hatte Eines übersehen, er hatte vergessen: daß das Machtgebot eines Herrschers wohl Völker zertreten, nie aber den freien Geist

*) Gfrörer's Kirchengeschichte, 3. Buch, 9. K. S. 668. — Mansi XIII. 980.

zu unterjochen vermag! — Sobald der Kaiser Sachsen verlassen, brach die Empörung auf's Neue los, Sachsen war wieder frei und sprach Kaiser und Christenthum Hohn. Auf gleiche Weise ging es, wie schon erwähnt, an 30 Jahre lang fort. Auf Empörung folgte Unterwerfung, auf Sieg neue Aufstände. Daß solche Widerspänstigkeit Karl den Großen zum Aeußersten reizten, ist natürlich; dennoch wirft das Verfahren, welches er nun annahm, einen düsteren Schatten auf seinen sonst so hellstrahlenden Namen. Zu Tausenden wurden die Heiden in's Wasser getrieben, um getauft zu werden; ja einmal ließ der furchtbare Herrscher 4500 Gefangene in einem Tage niedermetzeln. Aber solch' unchristliches Wüthen reizte das unglückliche Volk nur noch zu verzweifelterem Widerstande, und flammte die Nation zu um so wilderer Rache an. Neue Kämpfe wütheten. Die Sachsen fochten mit übermenschlicher Tapferkeit unter ihren Anführern Wittekind und Alboin. Umsonst! — Karl der Große warf sich von zwei Seiten mit seiner ganzen Heeresmacht auf die Verwegenen, und so mußten sie einer gleich erstaunenswerthen Tapferkeit, so wie der Uebermacht erliegen. Zehntausend Familien führte der Kaiser als Geißeln mit sich fort. Es waren die Kühnsten und Tapfersten. Sie wurden im ganzen Reiche als vereinzelte Colonien vertheilt. Eine solche Colonie tapferer Sachsen ward, auf des Herrschers Befehl, auch an dem schönen Mainstrome angelegt, und zwar dem kaiserlichen Reichspalaste zu Frankfurt gegenüber. Dort sollten die biederen Sachsen, — die Treue an ihrem alten Glauben und Freiheitssinn aus ihrem Vaterlande vertrieben, von nun an hausen. So entstand: „Sachsenhausen."

Nach so entscheidenden Schritten und so tödtlichen Niederlagen blieb endlich dem Sachsenvolke nichts mehr übrig, als sich der allgewaltigen Hand des Schicksals zu fügen. Die Anführer bequemten sich sonach zur freiwilligen Annahme der Taufe, und ihnen mußte das Volk um so mehr folgen, als auf das Beharren im Heidenthume Todesstrafe gesetzt wurde.

Karl gründete sofort in den neubekehrten Landen Klöster, als geistige Festungen, und errichtete zu Minden, Osnabrück, Verden, Bremen, Paderborn und Münster Bisthümer.

Als Karl der Große 814 starb, war Deutschlands Bekehrung längst vollendet.

III.

Mahomet.

Zu derſelben Zeit, in welcher die Chriſtuslehre von Gallus und Sanct Goar in Deutſchlands Gauen verkündet wurde, trat auch im fernen Arabien ein neuer Prophet auf, im Namen des einigen Gottes Worte des Heils verkündend.

Es war Mahomet, der Stifter der mahometaniſchen Religion.

Welterſchütternde Ereigniſſe, welche die Schickſale ganzer Völker auf Jahrtauſende beſtimmen, treten nie plötzlich und unvorbereitet in die Weltgeſchichte. Die Keime zu ſolchen Früchten ſind ſtets längſt gelegt, und haben ſich jedesmal im Lauf der Zeiten entwickelt. Die Zeit, ſagt Schiller,

— iſt eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und Alles iſt Frucht, und Alles iſt Saamen!

So iſt denn auch die Erſcheinung Mahomets und der durch ihn feſtgeſtellten Lehre ein natürliches Ergebniß der damaligen Zeitumſtände; eine Geburt des ſich mehr und mehr in der Entwicklung des Menſchengeſchlechtes offenbarenden Weltgeiſtes.

Der Hauptentſtehungsgrund des Mahometismus, — der dem Chriſtenthume in ſeiner Ausbreitung ſo feindlich und nachtheilig entgegentrat, ja mehr als einmal die Exiſtenz deſſelben bedrohte, — war aber die Entartung dieſes Chriſtenthums ſelbſt. Verfolgen wir auf einen Augenblick die organiſche Entwicklung der neuen großartigen Erſcheinung genauer.

Zu der Zeit, von welcher wir hier handeln, waren über die Halbinſel, welche unter dem Namen Arabien bekannt iſt, eine Menge verſchiedener Volksſtämme verbreitet, die ſämmtlich verſchiedenen Glaubenslehren und Formen huldigten. Die Eingeborenen verehrten zumeiſt Sonne, Mond und Geſtirne und zwar bald in geiſtigerer, bald in der derbſten und ſinnlichſten Auffaſſung.

Dabei hatte ſich die glühende Phantaſie der Araber hunderte von Göttern untergeordneten Ranges geſchaffen, deren allein das Nationalheiligthum, der Tempel zu Mekka, die Kaaba, 360 zählte. Außer dieſen Heiden waren in ganz Arabien ſehr anſehnliche Judencolonien verbreitet, neben welchen andererſeits mehrere chriſtliche Biſchoffitze entſtanden waren. Die Bisthümer aber waren zugleich über-

füllt mit Christen der verschiedensten Meinungen, da ein großer Theil jener Bekenner des christlichen Glaubens, welchen die orthodoxe Kirche als irrgläubig ausstieß und verfolgte, in Arabien ein friedliches Asyl suchte und fand. Außer der mosaischen, heidnischen und christlichen Religion fanden sich aber auch noch viele Anhänger Zoroasters, Feueranbeter und Zabier. Nun hatte, wie überall in der damals bekannten Welt, der Götzendienst auch hier seine Macht verloren, und fröhnte, Angesichts tieferer Seelenbedürfnisse, nur noch ein ohnmächtiges, siechtes Scheinleben, welches nur auf den schöpferischen Ruf eines neuen „Werde" harrte, um sich einem jungen, kräftigeren geistigen Leben anzuschließen. Die christliche Religion konnte aber wahrlich in der Gestalt, in welcher sie damals dorten auftrat, weder die Herzen noch die Geister gewinnen, da sie, wie wir bereits gesehen, in der römischen und constantinopolitanischen Kirche auf eine so abscheuliche Weise entstellt worden, daß sie statt Liebe nur Haß, statt Duldung nur Verfolgungswuth, statt frommem Lebenswandel nur sophistische Streitsucht lehrte. Was aber das Schlimmste war, die verfolgten und eingewanderten Christen brachten aus ihrem Vaterlande den bittersten Haß gegen ihre rechtgläubigen Verfolger mit, und so entspann sich denn auch in Arabien unter den Christen der unseligste Streit in Religionsangelegenheiten und namentlich über den Hauptpunkt, die Göttlichkeit oder Gottähnlichkeit Christi.

Allen Unbefangenen mußte dies Hadern, Zanken, Schimpfen, Verdammen und Verfluchen der Christen untereinander zuwider werden, und zwar um so mehr, als ihnen der Streit nach schlichtem Menschenverstande unbegreiflich dünken mußte. Christus war und blieb für Alle, deren geistige Ausbildung zum Verständniß jener mystischen Anspielungen auf sein Einwohnen im Vater noch nicht reif — ein vom Weib Geborener — ein Mensch. Wie auch hätten die Stämme Arabiens, die theils Nomaden, theils kriegerisches Raubgesindel, theils geldgierige Kaufleute waren, zu einer höheren, zu einer geistigeren Anschauung des großen Nazareners gelangen sollen!

Aus dem Gesagten erhellt, welch' gährendes und gehässiges Durcheinander der Religionsmeinungen in jenen Tagen durch ganz Arabien herrschte. Solch' ein Zustand kann nie für die Dauer bestehen; die Ansichten bekämpfen, reiben und verfolgen sich eben so lange, bis dem Chaos eine neue Welt entspringt. In irgend einem Staubgeborenen, den die Natur mit besonderer Vorliebe begabt, kämpft sich dann die Sache durch, die Idee der Zeit wird sich in ihm klar und selbstbewußt, er spricht sie aus, und findet mit seinen Worten in Millionen

Herzen ein freudiges Echo, da er ja nur erweckt, was, durch die Zeit gereift, in ihnen schläft.

So ging's mit Mahomet, so mit allen Propheten, Religionsstiftern und Halbgöttern.

Mahomet, der Sohn Abdallah's, ward 571 zu Mekka geboren. Früh verwaist, hinterließen ihm seine Aeltern, — obwohl aus einer der ersten Familien des Landes stammend, — nur wenige Kameele und einen alten Sklaven. In dieser hülflosen Lage erbarmte sich sein Großvater, Abdul-Motaleb, und nach dessen baldigem Tode sein Oheim, Abu-Taleb, des Knaben. Abu-Taleb, damals Hoherpriester im Heidentempel zu Mekka, erkannte alsbald die Fähigkeiten seines Schützlings. Er sorgte daher für eine entsprechende Erziehung und vernachlässigte neben geistiger Ausbildung auch nicht die körperliche seines Neffen. Mahomet lernte früh die Waffen führen und besuchte bald an seines Oheims Seite die Löwenjagd. Im vierzehnten Jahre hatte sich der herrlich aufblühende Knabe schon den Ruf der Tapferkeit in einem ernsten Gefechte errungen. Mehr noch trugen zu seiner Ausbildung die Reisen bei, auf welchen er seinen Oheim in Handelsangelegenheiten begleitete. Hier erschloß sich dem ernsten Knaben die weite Welt, und während die langen Wege durch die einsamen Wüsten und Steppen, dem zu tiefem Nachsinnen Geneigten Zeit und Muße gaben, sich durch innerliche Anschauung mit der Geisteswelt klarer zu machen, bereicherten die belebten Märkte der berühmtesten Handelsplätze seinen Geist mit frischen Lebenserfahrungen. So lernte er in der syrischen Stadt Bozra einen christlichen Mönch kennen, und da dieser Wohlgefallen an dem bildschönen Jünglinge fand, so machte er ihn mit den Lehren der christlichen Religion bekannt. Wie mochten da die widersprechendsten Ansichten und Gefühle die Brust des ernsten, mit einer so reizbaren, glühenden und dichterischen Phantasie begabten jungen Mannes durchstürmen. Wie mag er gekämpft und gerungen haben, um sich aus dem Labyrinth der verschiedenen Meinungen zurecht zu finden und mit sich, Gott und der Welt klar zu werden.

Erst im fünfundzwanzigsten Jahre finden wir ihn wieder, und zwar als Geschäftsführer einer reichen Wittwe zu Mekka mit Namen „Chadidschah". Zweimal unternahm er für diese die Reise nach Syrien, und bewährte sich in allen Geschäften so treu und gewandt, daß ihm Chadidschah ihre Hand als Lohn anbot. Mahomet ward durch diese Ehe mit einem Male seiner untergeordneten und beengenden Stellung enthoben und in einen der reichsten Kaufherrn Mekkas um-

gewandelt. Fünfzehn Jahre lang lag er nun seinen eigenen Geschäften ob; doch blieb sein Geist auf ganz andere Dinge als auf den Handel gerichtet. Mehr und mehr trat ihm auf seinen weiten Reisen die traurige Lage der Bevölkerung Arabiens entgegen, und ließ ihn mit tiefem Seelenschmerze den Mangel einer Religion fühlen, die, alle die unseligen Spaltungen lösend, die ganze Menschheit in einem Bunde vereine. Nicht der selbstgeschaffenen Götter Unzahl, nicht Moses und das Gesetz, ja nicht Christus, — der ja gerade zu so bedauerlichen Kämpfen und Auftritten Veranlassung gegeben, — durften, seiner Meinung nach, der Schwerpunkt einer solchen Religion sein, dies sagte ihm der Geist, dies lehrte ihn die traurige Erfahrung; — sondern Gott allein, der ewig über alles Menschliche Erhabene.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich sein Gemüth Tag und Nacht, am heimischen Herde und im fernen Syrien, in der Wüste erhabener Einöde und in der Oase lachendem Grün. Und Mahomet ward immer stiller und ernster und nachdenklicher, und der Gedanke: daß die Völker der Erde eines Propheten bedürftig, der, auf Moses und Christus bauend, Alle vereinige in Einem Glauben und mit einem Schlage die ganze Last thörigten Aberglaubens von der, nach Freiheit ringenden Brust der Menschheit nehme, trieb ihn in eine heilig gehaltene Höhle, in der er ganze Monate lang, in religiöse Beschauungen versunken, zubrachte.

Ein so erregbarer Geist, eine so glühende, dichterische Phantasie, ein so thatdurstiger, energischer Charakter wie der Mahomet's, mußten aber die Lieblingsidee bald dermaßen in sich aufnehmen, daß der Wunsch und die Sehnsucht nach ihr sich selbst zur Erfüllung gestalteten. Allmählig brütete Mahomet nicht mehr über dem Gedanken, daß die Sendung eines Propheten nöthig sei, — sondern es war ihm, als müsse Gott ihn selbst zu diesem Propheten bestimmt haben. Und so schraubte sich seine Einbildung immer höher und höher, und Begeisterung erfaßte ihn bei dem Gedanken: daß ihn Gott dazu bestimmt haben könne, und der Gedanke riß ihn hin zu beten und zu fasten und zu wachen, und in seiner Phantasie öffneten sich ihm die Himmel des Ewigen und er schaute Gabriel, den Engel des Herrn, und Gott selbst, und der Allmächtige kündete, was seines Herzens Wunsch war, und in seinem Geiste hörte er die Worte, an die er ja unaufhörlich und einzig dachte: „Allah ist Gott, und Mahomet sein Prophet!"

Und er sank nieder, erschöpften Körpers und Geistes, und seine

Glieder zuckten und ſein Mund ſchäumte und Alle die ihn ſahen wandten voll Ehrfurcht und Grauen ihr Antlitz ab. *)

So ſtellte ſich bei Mahomet die Ueberzeugung feſt, daß er Gottes auserwählter Prophet ſei. Aber die Ausführung der ihm dadurch zufallenden Aufgabe erforderte nicht nur Muth, ſondern auch reifliche Vorbereitung.

So ſehen wir denn Mahomet erſt im vierzigſten Jahre ſeine öffentliche Laufbahn betreten. Die erſte, der er ſich offenbarte, war ſein treues Weib Chadidſchah, die denn auch ſogleich, ſeine hohe Sendung anerkennend, ihm zu Füßen ſtürzte und bei dem Gotte, der ihre Seele in Händen habe, ſchwur: Mahomet ſei ſein Prophet. Von nun fing der Gottbegeiſterte an, ſich im engeren Kreiſe ſeiner Freunde, dann aber, bei einer Verſammlung ſeines ganzen Stammes, dieſem kund zu geben. Aber nur Wenige erkannten ſeine Sendung an, unter dieſen ſein Freund Abubekr, Ali, der elfjährige Sohn Abu Talebs, und ſein Sklave Seid. Die Uebrigen wandten ſich theils ungläubig, theils mit Hohn und Zorn von ihm; denn da in ſeinem Stamme das Vorrecht des heidniſchen Oberprieſterthums im Tempel zu Mekka ruhte, ſo ſahen ſie in Mahomet's kühnem Unternehmen eine Beeinträchtigung ihrer einträglichen Rechte und ihres Einfluſſes.

Mahomet aber kümmerte das Benehmen ſeines Stammes nicht. Die Würfel waren gefallen, jetzt galt es Entſchiedenheit; ſtand er ja doch in Gottes — in Allahs — Hand, und der, der ihn geſandt, der mußte ihn auch ſchützen. Kühn und entſchloſſen trat Mahomet daher jetzt öffentlich in der Kaaba, dem heidniſchen Heiligthume zu Mekka, auf, verkündete laut ſeine Sendung und eiferte in heiliger Begeiſterung gegen Aberglaube und Götzendienſt. Wie vorauszuſehen, blieb denn auch ſein Eifern nicht ohne Folgen; ſein Anhang wuchs nicht unbedeutend; während aber auch, wie natürlich, der Haß ſeiner Gegner bis zum wildeſten Fanatismus ſtieg. In kurzer Zeit hatte ſich Mekka in zwei feindliche Parteien geſpalten, von welcher jedoch die Feinde des Propheten das Uebergewicht behielten; ſo daß Mahomet, — nachdem er ihnen mehrmals ausgewichen, ſtets aber zurückgekehrt war, — von Gift und Dolch bedroht, nach der ihm freundlicher geſinnten Stadt Jathreb fliehtn mußte.

Jathreb empfing ihn, als er nach mehrtägiger gefährlicher

*) Gfrörer's Kirchengeſchichte, 3. Buch, 1. K. S. 26. — („Ibn Ishak" „Sirat Arrasul" „Scharaf Eddin Obussiri") Fides, 2. Theil S. 103.

Flucht und nach tausend überstandenen Gefahren dorten ankam, mit Jubel, und nannte sich von nun an Medina al Nabi, oder kurzweg „Medina", die Stadt des Propheten. Die Mahomedaner aber zählen vom Tage dieser Flucht — Hedschra — an, ihre Jahre.

Mahomet baute nun zu Medina eine Moschee, einen Tempel zur Verehrung des einigen Gottes, und kündete in demselben die neue Lehre. Der Zudrang der Lernbegierigen überstieg bald die kühnsten Erwartungen; ja die Masse der Gläubigen wuchs zu einer so imposanten Größe heran, daß er bald an der Spitze einer ehrfurchtgebietenden Macht stand.

Hier aber tritt nun ein Wendepunkt in Mahomet's Charakter ein. Bisher hatte ihn eine fromme Schwärmerei zur Verkündigung einer neuen, in manchen Punkten für die damaligen Zeitumstände trefflichen Lehre getrieben, — eine Schwärmerei, die ohne Zweifel in der Absicht begründet war, seine Landsleute aus den unwürdigen Fesseln des Götzendienstes zu befreien, und die ganze Menschheit unter dem Paniere eines allmächtigen und alleinigen Gottes zu vereinigen. Jetzt aber, da Mahomet sein Werk vollendet, durch das Glück gekrönt und sich mit einem Male im Besitze einer mehr als königlichen Gewalt sah, brachen die menschlichen Leidenschaften, — die bis dahin wahre Gottbegeistrung zurückgehalten, — allgewaltig durch, und die Begeistrung schlug über in Fanatismus, und der Eifer gegen die Ungläubigen verwandelte sich in Haß und, im Gefühle der Macht, verlangte die Rachsucht ihre Rechte, und an die Stelle der Demuth trat Ehrgeiz, und der Gedanke, einen allgemeinen Glaubensverband unter den Menschen zu stiften, erzeugte die Idee einer Universalmonarchie. Seine feurige Natur, sein kriegerischer Sinn, verleiteten ihn dabei zu demselben Fehler, in welchen Kaiser Karl der Große bei Bekehrung der Sachsen verfallen; das was sie als gut — aber zugleich auch als die eigene Herrschergewalt fördernd — erkannt hatten, sollte bei Beiden der Menschheit mit dem Schwerte aufgedrungen werden. Freilich griff diese Ansicht bei den kriegerischen Arabern tief in den Nationalcharakter. Sie wurde daher mit Jubel aufgenommen, und Mahomet sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines siegestrunkenen, glaubens- und bekehrungswüthigen Heeres. Der Krieg gegen alle Widersacher begann und ward mit meist so glücklichem Erfolge geführt, daß Mahomet im siebenten Jahre der Hedschra, — d. h. sieben Jahre nach seiner Flucht von Mekka nach Medina, — Mekka, das ihn einst vertrieben, mit Heeresmacht überziehen und erobern konnte (629). Mahomet bewies bei dieser Gelegenheit überraschende

Mäßigung. Der Lohn dafür war eine ſchöne Frucht. Die heilige Stadt huldigte dem Propheten und ſeiner Lehre. Das Reich der heidniſchen Götter aber war zu Ende; auf des Propheten Wort wurden die 360 Götzenbilder der Kaaba in den Staub geſtürzt und zertrümmert, während der Ruf: „Allah iſt Gott und Mahomet ſein Prophet!“ in vieltauſendfachem Echo durch Mekkas Straßen widerhallte.

Der Sieger ordnete hierauf die politiſchen und religiöſen Einrichtungen und ſchuf vor allen Dingen das Amt eines Imams oder Emirs, welches die höchſte irdiſche und prieſterliche Gewalt erblich in ſich vereinigte. Wie ſich von ſelbſt verſteht, nahm Mahomet in eigner Perſon von dieſer Würde Beſitz. Mit unglaublicher Schnelle folgte jetzt Sieg auf Sieg. Hunderttauſende fochten nun ſchon für den Islam, und Arabien war bereits völlig unterworfen, als Mahomet — den 17. Juni des Jahres 632 — in ſeinem 63. Jahre ſtarb.

Chadidſcha war ihm längſt vorausgegangen und auch von den Söhnen, welche ihm ſeine ſpäteren Weiber, deren er viele zu gleicher Zeit hatte, ſchenkten, überlebte ihn Keiner.

Ehe wir nun der weiteren Ausbreitung des Islams gedenken, müſſen wir einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick auf die Lehre Mahomet's werfen.

Den Inhalt derſelben bezeichnet das Wort „Islam“, welches ſo viel als Glaube bedeutet. Er iſt, wie aus den Verhältniſſen hervorgeht, in welchen Mahomet Arabien fand, ein Gemiſch heidniſcher, chriſtlicher, moſaiſcher und perſiſcher Religionsgrundſätze, dem kriegeriſchen, glühend ſinnlichen und dichteriſchen Naturell der Söhne Arabiens angeſchmiegt.

Das Grunddogma der mahometaniſchen Religion iſt mit dem Grunddogma der jüdiſchen und chriſtlichen eins und daſſelbe, es heißt: Es gibt nur einen Gott! — Auf dieſer Einheit Gottes hielt Mahomet unerſchütterlich feſt. Dennoch ſah er wohl ein, wie nöthig die Menſchheit einer Vermittlung mit dieſem höchſten Weſen bedürfe; und dieſe Vermittlung fand er in den gottbegeiſterten Menſchen, welche von Zeit zu Zeit, als Propheten auftretend, den Blick der Völker nach dem Urquell alles Daſeins richteten. Als ſolche Propheten ſtellte er namentlich auf: Abraham, Moſes, Chriſtus und ſich.

Chriſtus, der Sohn der Jungfrau, der den Völkern das Evangelium brachte, war ihm der Herrlichſte unter Allen. Allein ſeine göttliche Lehre ward ja leider! damals durch aberwitzige Auslegung

und menschliche Zuthaten aller Art, so sehr entstellt, daß Gott, wie Mahomet überzeugt war, eines neuen Gesandten bedurfte, die Menschheit auf den rechten Weg zurückzuführen, und als diesen neuen, von Christus schon verheißenen, in alle Wahrheit leitenden Tröster, betrachtete Mahomet sich selbst.

Wollen wir gerecht und unparteiisch sein, so dürfen wir hier nicht vergessen, daß Mahomet rücksichtlich der christlichen Religion nur zu recht hatte. Denken wir nur an die abscheulichen und ekelhaften Zänkereien der Christen und die Entstellung der christlichen Religion zurück, wie sie seit Jahrhunderten die Menschheit zerrissen und irrführten. Nicht Einer — nein Tausende edeldenkender Menschen mögen damals nach einer Verbesserung der Kirche geseufzt haben; freilich nicht in der Art Mahomet's, den eben menschliche Schwächen auf bedeutende Abwege führten.

Die Lehre des neuen Propheten pflegten seine Anhänger sogleich auf Palmblätter oder Pergamentstreifen niederzuschreiben. Diese Blätter sammelte zwei Jahre nach seinem Tode sein Nachfolger Abu Bekr, und vereinigte sie in einem Werke, der sogenannten „Sammlung" — dem „Koran". Der Koran ist somit das heilige Buch der Mahometaner. Er besteht aus 114 Abschnitten oder „Suren" und ist in der bilderreichen, oft großartig erhabenen, oft aber auch schwulstigen Dichtersprache des Orients geschrieben. Er enthält unstreitig viel Gutes. So z. B. beschämt er schon gleich in der zweiten Sure den Eigendünkel und die Unverträglichkeit des damaligen Christenthums, indem es heißt: „Die Gläubigen, seien es Juden, Christen oder Sa„bäer *), wenn sie nur glauben an Gott, an den jüngsten Tag, „und das Rechte thun, so wird einst ihnen Lohn von ihrem Herrn, „und weder Furcht noch Traurigkeit wird kommen über sie."

Wie Mahomet über Moses und Christus dachte und lehrte, ersehen wir aus folgenden Stellen: 5te Sure heißt es: „Licht und Wahrheit enthält das Gesetz Mosis, welches meine (Gottes) Offenbarung ist," **) — und 6te Sure: „Wir haben dem Mose die Schrift gegeben, als eine vollkommene Anleitung für Die, welche, was recht ist, thun wollen, sie lehrt die Erkenntniß aller Dinge. Sie ist eine Leitung und Gnade, damit die Kinder Israels an die Ankunft ihres Herrn glauben mögen." Sodann in Betreff Christi die 5te Sure: „Wir

*) Johanneschristen.

**) Der Koran, aus dem Arabischen von Dr. L. Ullmann, S. 75. 110. 83. 86. — Gfrörer, 3. B. 1. K.

haben Jeſus, den Sohn der Maria, in die Fußtapfen der Propheten folgen laſſen, beſtätigend die Thora, welche in ihren Händen war, und gaben ihm das Evangelium, enthaltend Leitung und Licht, und Beſtätigung der Thora, den Gottesfürchtigen zum Fingerzeig und zur Erinnerung. Die Beſitzer des Evangeliums ſollen nun nach den Offenbarungen Gottes darin urtheilen; wer aber nicht nach den Offenbarungen Gottes darin urtheilt, der gehört zu den Frevlern." — Dagegen eifert er vielfach gegen die Entſtellung des Chriſtenthums; namentlich verletzt ihn der Glaube an eine Dreieinigkeit Gottes und die Anſicht: Chriſtus ſei Gott gleich. Der Koran ſagt hierüber 5. Sure: „Wahrlich das ſind Ungläubige, ſo da ſagen: Gott ſei Chriſtus, der Sohn der Maria. Sagt ja Chriſtus ſelbſt: O Ihr Kinder Iſrael, verehrt Gott, meinen und Eueren Herrn; wer Gott irgend ein Weſen zugeſellet, den ſchließet Gott vom Paradieſe aus, und ſeine Wohnung wird das Höllenfeuer ſein, und die Gottloſen werden keinen Helfer haben. Auch das ſind Ungläubige, welche ſagen: Gott iſt der Dritte von Dreien; denn es gibt nur Einen einzigen Gott; wenn ſie ſich nicht enthalten, ſo zu ſprechen, ſo wird dieſe Ungläubigen ſchwere Strafe treffen. Sollten ſie daher nicht zu Gott zurückkehren und ihn um Verzeihung bitten? denn Gott iſt verſöhnend und barmherzig. Chriſtus, der Sohn Marias, iſt nur ein Geſandter, ſo wie ihm Geſandte auch vorangegangen ſind."

Auch Mahomet ſtellt, — wie bei Juden und Chriſten, — gute und böſe Engel auf; hält an der Erbſünde, verkündet Auferſtehung der Todten und ein Weltgericht, welchem Belohnung der Guten und Beſtrafung der Böſen folgt. Tapferkeit, Reinheit des Herzens, Mildthätigkeit und Gaſtfreundſchaft, gelten nach den Lehren des Korans als Haupttugenden eines guten Mahometaners. Trotzdem vermag der Koran ebenſowenig einen Vergleich mit der Sittenlehre der Bibel auszuhalten, wie Mahomet ſelbſt mit Chriſtus. Während Chriſtus, in der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit wirkend, Gott, die Menſchheit und ihr Verhältniß zum Göttlichen rein geiſtig auffaßt, ſeine Lehre in Worten des ewigen Lebens verkündet, und durch ſeinen wahrhaft heiligen Lebenswandel ein Beiſpiel der höchſten ſittlichen Reinheit darſtellt, kündet Mahomet, der als Despot herrſcht und mit fünfzehn Weibern lebt, eine Gotteslehre, die, der gröbſten Sinnlichkeit huldigend, in irdiſchen Anſchauungen jeden Geiſtesaufſchwung erſtickt. So malt er das Jenſeit in der 56ten Sure wie folgt aus:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Wenn der Unvermeidliche (Gerichtstag) eintreffen wird, dann wird keine Seele mehr

dessen Eintreffen läugnen. Er erniedrigt und erhebt. Wenn die Erde mit heftiger Erschütterung erschüttert wird, und die Berge in Stücke zerschmettert und wie dünner zerfliegender Staub werden, dann werdet ihr in drei Klassen getheilt: Gefährten der rechten Hand! (und wie glückselig sind die Gefährten der rechten Hand) und Gefährten der linken Hand! (und wie unglückselig sind die Gefährten der linken Hand) und Die, welche Andern im Guten vorangegangen sind, die werden ihnen auch in das Paradies vorangehen. Diese werden Gott am nächsten sein und in wonnevollen Gärten wohnen. Sie werden ruhen auf Kissen, mit Gold und edlen Steinen ausgeschmückt. Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden, ihnen aufzuwarten, um sie herumgehn mit Bechern, Kelchen und Schalen fließenden Weines, der den Kopf nicht schmerzen und den Verstand nicht trüben wird, und mit Früchten, von welchen sie nur wählen, und mit Fleisch von Vögeln, wie sie es nur wünschen können. Und Jungfrauen mit großen schwarzen Augen, gleich Perlen, die noch in ihren Muscheln verborgen, werden ihnen zum Lohn ihres Thuns. Weder eitles Geschwätz, noch irgend eine Anklage wegen Sünde werden sie dort hören, sondern nur den Ruf: Friede! Friede! Und die Gefährten der rechten Hand werden wohnen bei dornenlosen Lotusbäumen, und unter ausgebreiteten Schatten, und bei einem immer fließenden Wasser, und bei Früchten in Ueberfluß, die nie vermindert und nie verboten werden. Wohnen werden sie bei Jungfrauen, gelagert auf erhöhten Kissen, die wir durch eine besondere Schöpfung geschaffen; wir machten sie zu Jungfrauen, von ihren Gatten, welche in gleichem Alter mit ihnen, stets gleich geliebt. Dies den Gefährten der rechten Hand. Die Gefährten der linken Hand aber werden wohnen in brennendem Winde und siedend heißem Wasser und unter dem Schatten eines schwarzen Rauches, der weder kühl noch angenehm ist. Denn sie haben sich vor diesem der Lust dieser Welt gefreut und beharrten hartnäckig in ruchlosem Frevelmuthe!" —

Hervorragend unter den Geboten des Korans sind: die Wallfahrt nach Mekka, die jeder Rechtgläubige wenigstens ein Mal in seinem Leben unternehmen soll; die Aufforderung, den Glauben durch das Schwert zu verbreiten; Anordnungen von Waschungen, Almosenspendung, Fasten und Beten. Wein, Schweinefleisch, Spiel und Wucher sind verboten, dagegen ist Vielweiberei erlaubt. Eine eigentliche Priesterkaste kennt der Islam nicht; indem die Imams nur Verkünder des Korans, die Derwische, eine Art Bettelmönche, die unwissenden Ulemas aber osmanischen Ursprungs sind.

Die mahomedanische Religion trifft mit Recht der Vorwurf einer allzugroßen erschlaffenden Sinnlichkeit; allein wie hätte ihr Stifter sein Volk, das nur allzusehr selbst in die gröbste Sinnlichkeit versunken war, für sich und eine höhre Idee gewinnen können, wenn er sich den Begriffen desselben nicht genähert hätte. Der Erfolg beweist, daß er scharf gesehen. Die Verheißung eines sinnlichen Glücks im zukünftigen Leben führte Hunderttausende träger und genußsüchtiger Orientalen seiner Glaubensfahne zu.

Schon kurz nach dem Tode des Propheten breitete sich der Islam mit reißender Schnelle auch über die Gränzen Arabiens aus. Unter seinen Nachfolgern, den Kalifen Abu Bekr, Omar, Othman und Ali, wurden rasch hintereinander Jerusalem, Phönizien, Syrien, Aegypten, Persien und die ganze Nordküste Afrikas erobert.

Im Jahre 669 erscheinen die Moslemin in Sicilien; 672 aber bedroht ihre Flotte schon Konstantinopel, das sich kaum halten kann. Zugleich wird ganz Südasien bis Indien hin dem Glauben des Propheten unterworfen. Noch gefährlicher für die christliche Kirche ward (711) das Eindringen des Islams in Spanien. Ganz Europa erzitterte, denn schon sah es sich in seinem Herzen, in Franken und somit auch in Deutschland bedroht, als es der heldenmüthige Karl Martel durch die ewig denkwürdige Schlacht bei Poitiers (731) rettete. Sechs Tage lang kämpfte das vereinigte fränkische und deutsche Heer gegen die überlegene morgenländische Macht. Da vertilgte am siebenten, — wie Rodericus Toletanus sagt, — das hochstämmige, kühne Geschlecht der Deutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenig Stunden das arabische Heer! —

Europa war vor der Schreckensherrschaft orientalischer Despoten, die christliche Kirche vor ihrem völligen Untergange gerettet. In Spanien aber erhielten sich die letzten Spuren des Islams bis 1492.

Geſchichte des Papſtthums.

Von der Gründung der Hierarchie bis zur Reformation.
(Vom Jahr 800—1400).

I.

Gründung des Papſtthums.

Wir haben bereits in den vorhergehenden Abſchnitten geſehen, wie ſich im Laufe der Jahrhunderte aus dem einfachen, jeder Prieſterkaſte fremden, Urchriſtenthume eine chriſtliche Kirche herausbildete, deren Grundpfeiler, den Ausſprüchen des Stifters ungeachtet, ein völlig geordnetes Prieſterthum wurde. Wir ſahen, daß die Kaiſer des Orientes und Occidentes nach ihrer Bekehrung Glanz und Reichthum auf jene Prieſterſchaft häuften, um durch dieſelbe, ja zum Theil als ihr Oberhaupt, zu ſiegen, zu erobern und zu herrſchen. Dennoch behaupteten die Kaiſer geraume Zeit ihr Recht als Staatsoberhäupter auch über die Kirche, deren Biſchöfe, Metropolitane und Patriarchen durch ſie ernannt, belehnt, beliebig verſetzt oder auch abgeſetzt wurden. Aber die Idee einer kirchlichen Herrſchaft hatte bereits, namentlich in Conſtantinopel und Rom, Fuß gefaßt, und prieſterliche Schlauheit wußte die große Wahrheit: „daß das Ewige alles Irdiſche überrage!“ ſo lange der Welt und den Gläubigen vorzuſchwatzen und ſo geſchickt zu drehen und zu wenden, bis ſie, mißverſtanden den Grundſtein kirchlicher Herrſchaft abgab.

Von nun an arbeiteten die Biſchöfe von Rom und Conſtantinopel mit unermüdeter Thätigkeit an der Vergrößerung ihrer Macht und der Ausdehnung ihres Einfluſſes. Vor allen Dingen

waren die Inhaber des römischen Stuhles bemüht, dem Patriarchen von Constantinopel gegenüber, welcher den Vortheil hatte Hofbischof zu sein, die Ehre des römischen Stuhles zu heben. Zu diesem Zwecke gab man der falschen Annahme: als sei Petrus erster Bischof von Rom und Gründer der dortigen Gemeinde gewesen, die möglichste Ausdehnung; während vor allen Dingen Leo I. (440—460) die zufällig an Petrus gerichtete Anspielung („Petros" deutsch der Fels) „auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen," so deutete, als habe Christus dem Petrus einen Vorrang vor den anderen Jüngern eingeräumt; während Christus in der angeführten Stelle — wenn sie außerdem keine unterschobene ist — ganz deutlich nur voll Vertrauen auf den Glaubenseifer des Apostels blickte. Auch die Macht zu binden und zu lösen gab Jesus bekannter Weise nicht Petrus allein, sondern allen Aposteln insgesammt.*) Mehr als alle diese Bemühungen Einzelner, befestigten die Hierarchie aber jenes Zusammenwirken tausendfacher Ursachen, wie wir sie bereits unter dem Abschnitt „Gründung der Hierarchie" geschildert.

Die Bezeichnung Papst, das heißt „Vater", gewinnt erst im sechsten Jahrhundert ihre jetzige Bedeutung; wurde aber ursprünglich durchaus nicht den römischen Bischöfen allein beigelegt, sondern auch z. B. den Bischöfen von Alexandrien. Auch gab diese Bezeichnung durchaus kein Vorrecht, wie man sich denn auch erinnern wird, daß sämmtliche Bischöfe der ersten Jahrhunderte beständig gegen jede Oberhoheit Roms, als einer Anmaßung, protestirten.

Daß die Bischöfe von Constantinopel und Rom vor allen anderen Bischöfen Ansehen und Einfluß gewinnen mußten, war natürlich. War doch der Patriarch von Constantinopel stets auf das Engste mit dem Hof verbunden und erhielt durch die Berührung mit dem Kaiser, häufig auch durch die Hofgunst, einen Abglanz kaiserlicher Hoheit. Aber eben dieser Vortheil des byzantinischen Stuhles war auch sein Nachtheil, indem der Hofbischof zumeist Werkzeug in den Händen der Herrscher wurde, und daher nie so selbstständig und unabhängig auftreten konnte, als der Bischof von Rom, für welchen, außer dem Mährchen, daß Petrus die römische Gemeinde gegründet, namentlich die politische und geschichtliche Wichtigkeit der Weltstadt sprachen.

*) Auszug aus dem neuen Testamente, nach den Regeln der gesunden Vernunft, von Heribert Rau. Stuttgart 1841, bei J. F. Cast.

Wir haben bereits erwähnt, wie sich nach und nach die Inhaber der beiden ebengenannten Bischofsitze feindlich entgegen traten, und Jeder das Oberhoheitsrecht über die gesammte Kirche in Anspruch nahm. Schon auf der Synode zu Sardica war aber der italienischen und abendländischen Geistlichkeit die List gelungen, die Anhänger des Patriarchen von Constantinopel zu vertreiben und sodann dem apostolischen Stuhl zu Rom die gesetzgebende und richterliche Gewalt über die ganze Kirche zuzuerkennen. Stemmten sich nun auch die Patriarchen von Constantinopel und ihr Anhang mit allen Kräften gegen diese Anmaßung, so kam Rom vor allen Dingen die abnehmende Macht des Kaiserthums in Italien zu Hülfe. Der Bischof von Rom ward der Weltstadt, ja selbst oft für ganz Italien ein Schutzherr *) und seine Verbindungen mit England und Deutschland gaben ihm eine, allerdings Ehrfucht gebietende Macht. Den Kaisern konnte dies nicht entgehen; ihr eigenes Interesse zwang sie daher diesem aufstrebenden neuen Herrscherthume in der Begünstigung des Hofbischofes ein Gegengewicht zu geben, und so schmückten sie denselben mit dem Titel „allgemeiner Patriarch". Da änderte plötzlich ein scharf eingreifendes unvorhergesehenes Ereigniß den Lauf der Dinge. Ein Kaisermord gründete die Suprematie, die kirchliche Oberhoheit, Roms.

Im Jahre 590 bestieg nämlich ein merkwürdiger Mann den römischen Stuhl. Es war Gregor, später der Große genannt. Sohn eines römischen Senators, zählte er den Bischof Felix II. unter seine Ahnen, woraus beiläufig gesagt, hervorgeht, daß es noch im fünften Jahrhundert selbst verheirathete römische Bischöfe gegeben hat. **) Gregor bekleidete ursprünglich das Amt eines Stadtpräfekten, fand sich später aber so sehr vom Mönchthume angezogen, daß er nicht nur aus seinen Mitteln sieben Klöster gründete, sondern endlich selbst die Kutte nahm. Seine Tüchtigkeit als Staatsmann war aber schon damals so anerkannt, daß er bald seiner Zurückgezogenheit entrissen und, nachdem er dem römischen Stuhle namentlich als Gesandter von Constantinopel vielseitig genützt, 590 zum römischen Bischof ernannt wurde. Zwar floh er in tiefer Demuth verkleidet in Wälder und Höhlen, um dieser unverdienten Ehre zu entgehen; glücklicherweise aber fand sich noch zur rechten Zeit eine vom Himmel gesandte schneeweiße Taube ein, welche die Suchenden auf die Spur Gregor's führte. Man

*) Ranke's Geschichte der Päpste, S. 12 und 18.
**) Gfrörer, 2r Bd. 1ste K. S. 1051.

fand ihn und führte ihn nun, wie ſehr er auch widerſtrebte, zur heiligen Weihe.

Mit gleicher Demuth nannte ſich nun Gregor einen Diener aller Prieſter, einen „Knecht der Knechte Gottes," fand es demohnerachtet aber im Interreſſe des ſogenannten apoſtoliſchen Stuhles, für deſſen Oberhoheitsrecht kämpfend gegen den Patriarchen von Conſtantinopel aufzutreten. Zwölf Jahre ſtritt er indeſſen umſonſt, da, wie ſchon erwähnt, der Kaiſer gerade in der Aufrechthaltung der Macht ſeines Hofbiſchofs das beſte Gegengewicht gegen Rom erblickte.

Da begab es ſich, daß der damals in Conſtantinopel herrſchende Kaiſer, Mauritius, durch eine Rebellion des Heeres, an deren Spitze Phokas — ein „Ungeheuer in Menſchengeſtalt," ein Ebenbild Neros — ſtand, geſtürzt wurde. Phokas ließ ſofort den entthronten Kaiſer nebſt ſeinen fünf Söhnen ergreifen und ermorden; ja ſeine Wuth ging noch weiter, auch Mauritius Gattin fiel mit ihren drei Töchtern auf derſelben Stelle, die das Blut des Kaiſers, des Gatten und Vaters, getrunken hatte.

Dieſe Gräuelthaten konnte der Patriarch von Conſtantinopel nicht ungerügt anſehen, wenn er auch der Gewalt nachgeben mußte. Aber die Rüge vergaß ihm der in Purpur gehüllte Kaiſermörder nicht. Er wande ſeine Blicke ſofort nach Rom; Rom aber kam ihm entgegen; denn kaum hatte der fromme Vater der Chriſtenheit, — wie ſich Gregor gern nennen hörte, — von der neuen Staatsumwälzung Kunde erhalten, als er ſofort dem Kaiſermörder ein Beglückwünſchungsſchreiben zugehen ließ, worin er demſelben in den niederträchtigſten Schmeicheleien zu ſeiner Thronbeſteigung Heil und Segen wünſchte. Es beginnt mit den Worten: „Ehre ſei Gott in der Höhe, der, wie geſchrieben ſteht, die Zeiten ändert und Reiche verſetzt!"

Von dieſem Augenblick an tritt denn auch Rom mit ſeinen Päpſten, ſeinen Vätern der Chriſtenheit, in den Vordergrund.

Unterdeſſen hatte ſich das ſogenannte Erbgut des Apoſtels Petrus ſeit dem erſten Jahrhundert und der urſprünglichen Gütergemeinſchaft bereits zu ausgedehnten Ländereien, weitläufigen Beſitzungen und großen Schätzen durch Schenkungen und fromme Stiftungen erhoben. Zwar gehörte dies reiche Erbtheil eigentlich der Kirche, und war zum größeren Theile urſprünglich zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt; da ſich aber die Päpſte als die Kirche ſelbſt anſahen und jede Verwendung für die Ausbreitung der kirchlichen Macht, als im Sinne der Schenker, betrachteten, ſo ging der größte

Theil des gesammten Kirchenguts nach und nach zu päpstlichem Privateigenthum über.

Da wollten es die uns schon bekannten Verhältnisse Pipins von Herstal, daß dieser, — der Haushofmeister der fränkischen Könige, — um seiner eigenen Familie den Weg zum Throne zu bahnen, der Hülfe des Papstes bedurfte. Rom gewährte sie, und erkannte, — da es seinen Nutzen dabei fand — die neue thronräuberische Regentenfamilie an, ja es befahl den Franken, bei den ärgsten geistlichen Strafen, niemals einen Herrscher aus anderem Blute zu wählen.

Pipin und seine Nachfolger hatten demnach Grund zur Dankbarkeit genug, und so übten sie dieselbe denn auch aus. Die Longobarden, ein Zweig des großen germanischen Völkerstammes, hatten sich, aus ihren Wohnsitzen durch die Avaren vertrieben, mit Weibern, Kindern, Leibeigenen und Heerden im oberen Italien niedergelassen und daselbst ein Reich gebildet. Zu den Zeiten Pipin's des Kleinen (Karl Martel's Sohn) streckten aber diese wilden Eroberer die Hände weiter aus und bedrohten sogar Rom. Da eilte Pipin, der Verbündete des Papstes (754) an der Spitze eines Heeres über die Alpen, schlug die Longobarden, nahm ihnen die neu eroberten Provinzen wieder ab, und schenkte sie, obgleich sie eigentlich dem Kaiser gehörten, dem Papste, als dem Freunde, der seiner Familie den Weg zum Throne gebahnt. Mit diesen Schenkungen aber, die sich unter Karl dem Großen noch bedeutend mehrten, und welche der Bischof von Rom, obgleich sie fremdes Gut waren, ohne Anstand annahm, war nun mit einem Male ein weltliches Reich, „der Kirchenstaat" gegründet, und der angebliche Nachfolger Petri nun auch zum weltlichen Fürsten erhoben.

Da sich aber zugleich unter Karl dem Großen ein neues Kaiserreich bildete, zu welchem die römischen Päpste in eine ähnliche Verbindung traten,*) wie die Patriarchen von Constantinopel zum morgenländischen Kaiserthume, so schied sich auch die römische Kirche immer mehr und mehr von der griechischen, wozu die politische Abgränzung beider Reiche gegeneinander und die Eigenthümlichkeit der sie bewohnenden Völkermassen nicht wenig beitrugen.

Somit war aber nicht nur die Kluft zwischen der römischen und constantinopolitanischen Kirche neuerdings vergrößert, sondern auch das Papstthum gegründet. Betrachten wir nun seine mäch-

*) Ranke, die römischen Päpste.

tigſte Stütze, das Mönchthum, und die, in ſeinem Gefolge einbrechende völlige Entſtellung des Chriſtenthums.

II.

Einſiedlerweſen, Mönchthum und Bilderdienſt.

Das Mönchthum entwuchs dem Einſiedlerleben, jener merkwürdigen Erſcheinung, die, im tiefſten Alterthum begründet, beweiſt, daß durch alle Zeiten in den Herzen aller Völker jene mächtige Sehnſucht nach Erlangung inneren Friedens ruhte, und dieſer Friede von jeher in einer ungetheilten Vereinigung mit der Gottheit geſucht ward.

In Indiens Paradieſesgärten, die in ewigem Frühling dem Staubgeborenen ſo ſüß und ſelig entgegenlachen, — an den Ufern des Hydaspes, der mit ſeinen klaren Wellen die blühenden Ufer des Thales Kaſchmir beſpült, — in dem Schatten uralter Palmenwälder, in deren feuchtem Grunde die Rieſenſchlange ſchläft, verkündete der ſanfte Hindu vor tauſend und tauſend Jahren ſchon die Lehre von dem einen und ewigen Gottesgeiſte. Und in der Einſamkeit ſeiner Wälder und auf den öden Hochebenen ſeiner himmelſtürmenden Gebirge ſann er der Idee des ewigen Gottes nach, und eine unausſprechliche Sehnſucht zog ihn hin zu dem Allreinen und er fühlte, daß nur und allein in der vollkommenſten Ablöſung des Geiſtes von allem Irdiſchen und der unbedingteſten Hingabe an die Gottheit, die wahre Luſt, die wahre Seligkeit zu finden ſei.

Aber den freien Aufſchwung der Seele feſſelte der Körper; das geiſtige Verſenken in die Gottheit ſtörte die Welt, die in ihren Millionen ſinnlichen Erſcheinungen zerſtreuend auf den menſchlichen Geiſt wirkt.

Und der Unmuth gebar in der Seele der frommen Schwärmer den Unwillen und ſie blickten mit Verachtung auf die Welt, — wie ſchön, wie lieblich ſie ihnen auch entgegenlächelte, — und auf den Körper, der ihrer ſchmachtenden Seele ein enger Kerker dünkte.

Da reifte in ihnen der Entſchluß: die Welt zu meiden und in ſtiller Zurückgezogenheit nur der Anſchauung des göttlichen Geiſtes zu leben.

Die Ausführung war leicht; die Natur ſpendete in reicher Fülle den Leichtbefriedigten den Unterhalt, während das Klima gleichfalls keine Schwierigkeiten in den Weg legte.

Nur Eines blieb störend. Es war die körperliche Hülle. In den Adern rollte vor wie nach heißes Blut; die Sinne lechzten nach Befriedigung; Hunger und Durst, Müdigkeit und Schlaf machten ihre Rechte geltend, und trotz der Einsamkeit schlich selbst die Fleischeslust, gleich der hungrigen Hyäne, funkelnden Auges mit leisem Tritt daher.

Die Sinnlichkeit des Körpers war demnach noch das einzige Hinderniß, welches überwunden werden mußte. Es ward versucht durch doppelte Entbehrung. Indeß — der Mensch bleibt Mensch! — auch die frömmsten Schwärmer verleitete Naturtrieb zu wiederholter Befriedigung.

Jetzt glaubten sie überzeugt sein zu dürfen, daß in dem Fleisch ein böser Geist hause, der, dem frommen Entschluß, der göttlichen Anschauung ganz und gar zu leben, mit bösen Künsten entgegenwirkte. Das Fleisch, und mit ihm der unreine Geist, der in ihm hauste, mußten also für ihre Rebellion gezüchtigt und abgetödtet werden So fingen denn die einsamen Schwärmer an, den eignen Körper auf mannichfache Weise zu peinigen; indem zugleich der Gedanke bei ihnen Wurzel faßte, je fürchterlicher die Strafen seien, die sie dem verachteten Körper anhaben würden und jemehr sie ihn durch dieselben ertödteten, desto wohlgefälliger müßten sie dem reinen Geiste werden.

Der Welt entging indessen die wunderliche Weise der frommen Schwärmer nicht. Ihre Selbstüberwindung, ihre Entsetzen erregende Strenge gegen den eignen Leib, ihre heroische Ueberwindung aller Schmerzen, ihre Entsagung zu Gunsten eines, im Grunde allerdings heiligen Zweckes, — mußte die Welt zum Staunen hinreißen; welches, wenn auch Anfangs von einem mitleidigen Lächeln der Vernünftigen begleitet, doch bald zur Verehrung, zur Heilighaltung, ja zur Anbetung bei der roheren Menge heranwuchs.

So entstanden schon — lange vor Christi Geburt — Einsiedler, Büßende und Heilige bei den Indiern, die unter der Bezeichnung Sanyassis und Jogis bekannt sind, und sich noch bis heute erhalten haben. Ja es kann noch jetzt kein Bramine zu dem Stande eines Heiligen oder Vollendeten gelangen, wenn er nicht eine Zeitlang Einsiedler und Büßender gewesen.

Das eigentliche Streben wahrhaft frommer Seelen nach innerer Reinigkeit und innerem Frieden, so wie nach unabläßiger Anschauung und Anbetung des Ewigen, artete aber bald, namentlich nachdem sich ihm weltliche Verehrung und der Begriff der Heiligkeit zugesellt, in Aeußerlichkeit aus, und die Büßenden suchten weniger mehr wie anfangs ein Abstreifen des Irdischen, um geistiger und somit gottseliger

zu werden, als einen Schein von Heiligkeit in fanatischer und naturwidriger Mißhandlung des Körpers.

Jetzt gab es Hindu, die sich Monate lang nackten Leibes den brennenden Strahlen der Sonne Indiens aussetzten, während sie zugleich, um die Glut zu mehren, unaufhörlich vier Feuer dicht um sich erhielten. Andere standen jahrelang unbeweglich auf einem Fuße, mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Armen. Wieder Andere stellten sich auf hohe Säulen, deren kleine obere Fläche ihnen keine Bewegung und Veränderung des Standes erlaubte. Hier schleppte Einer Ketten und Lasten von ungeheurem Gewicht sein Leben'ang auf Weg und Steg nach; dort gewahrte man einen Anderen, der sich, — mit den Füßen über einem Feuer aufgehängt, das er selbst zu unterhalten bemüht ist, — bei lebendigem Leibe eigenmächtig halb zu braten sucht.

Zu solchem Wahnsinn führte schon in den frühesten Zeiten das Einsiedlerwesen in Indien, von wo es sich allmählig bis Aegypten ausdehnte. Als nun das Christenthum in Aegypten Fuß faßte, gab es den Einwohnern dieses Landes, die ohnedies zu einem unthätigen und beschaulichen Leben hinneigen, neue Veranlassung, der alt herkömmlichen Sucht zum Einsiedlerleben zu genügen. Es geschah dies aber um so mehr, als das Christenthum allerdings von seinen Bekennern eine geistige Erhebung über alles Irdische verlangte und den Schwachen in den Stellen: „Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe Alles, was Du hast, und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben!" *) und ferner: „Wer immer Haus, Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Kinder und Acker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben erben!" **) — Gelegenheit zu Mißverständnissen bot. Außerdem weckte die Christuslehre, wie einst der Bramaismus, wohl gleiche Seelenbedürfnisse, wodurch, bei gegebenem Beispiele und unter ähnlichen Verhältnissen, auch ähnliche Ergebnisse erfolgten. Auch die Christenverfolgungen trieben wohl Manchen nach wüsten und unzugänglichen Orten, so wie die Entartung der reinen Christuslehre und irdische Mißgeschicke manches edle oder gebrochene Herz drängen mochten, in stiller Zurückgezogenheit nur sich und seinem Gott zu leben.

Als den Vater der christlichen Einsiedler in Aegypten haben wir Paulus von Theben zu nennen, der sich im Jahr 250 bei der Christenverfolgung unter Decius in eine Wüste flüchtete. Paulus

*) Ev. Matthäi 19 V. 21.
**) Ebendaselbst V. 29.

lebte hier fast ein ganzes Jahrhundert, nährte sich sparsam von Baumfrüchten, und starb 113 Jahre alt im Geruche großer Heiligkeit.

Die römische Kirche hat sein Leben mit einer Unzahl Wunder ausgeschmückt. Unter Anderen brachte ihm nach dieser ein Rabe täglich sein Brod.

Einflußreicher für das kurz darauf zur wahren Sucht werdende Einsiedlerwesen war Antonius.

Antonius, der Sohn wohlhabender coptischer Landleute, hatte in seiner Jugend eine sehr fromme Erziehung erhalten. Von Bildung wußte er dagegen nicht das Geringste; — theils weil seine Aeltern die Wissenschaften verachteten, und glaubten: ein recht frommer Glaube sei besser als die ausgedehntesten Kenntnisse, theils weil er selbst keinen Hang zum Lernen hatte, sondern lieber ganze Tage in stillem Brüten über religiöse Dinge zubrachte. Den größten Theil seiner Zeit verlebte Antonius aber in den Betsälen, und war dort ein so eifriger Christ, daß er bald die Hauptlehren der Evangelien auswendig wußte. Als er 18—20 Jahre alt war, verlor er seine Aeltern, und mußte nun gegen seinen Willen die Feldwirthschaft derselben und die Erziehung einer minderjährigen Schwester übernehmen.

Da hörte er eines Tages beim Gottesdienst die oben angeführte Bibelstelle: „Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen!" — Diese Worte trafen ihn mit wunderbarer Gewalt. Sie däuchten ihm ein Fingerzeig des Himmels, und von schwärmerischer Begeisterung hingerissen, verschenkte Antonius noch zur Stunde alle seine Grundstücke, verkaufte sodann was er an beweglicher Habe besaß, und vertheilte den Erlös, — der Anweisung des Evangeliums nach, — unter die Armen seines Ortes.

Hiermit war aber der eifrige Jünger noch nicht zufrieden; denn als er in einer der nächsten christlichen Erbauungsstunden die Lehre vernahm: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der kommende Tag wird für das Seine sorgen!" — übergab er seine Schwester vertrauten Händen, ergriff den Wanderstab und richtete seine Schritte nach der thebaischen Wüste.

Hier ging es Antonius nun, wie es einst wohl den indischen Einsiedlern ergangen. Jemehr er durch übertrieben angestrengtes Beten, Fasten und Wachen seinen Körper schwächte und seine Nerven überreizte, desto allgewaltiger forderte die Natur ihre Rechte, desto glühendere Bilder malte ihm seine aufgeregte Phantasie vor. So kam es denn, daß Antonius sich von tausend bösen Geistern geplagt und versucht glaubte, und gerade durch immer gesteigerte Selbstpeini-

gung jene Verſuchungen nur noch mehrte. Waſſer und trockenes Brod waren jetzt ſeine einzige Nahrung, ſeine Wohnung aber beſtand in einer Grabhöhle, die er, da ihn ſeine Bewunderer zu ſtören anfingen, endlich mit einer unzugänglichen Ruine vertauſchte, in welcher er 20 Jahre zwiſchen Schlangen und Ungeziefer aller Art hinbrachte. Seine Kleidung aber beſtand aus nichts, als aus einem härenen Hemde und einem alten ſchmutzigen Schafspelze.

Antonius ſollte indeſſen auch an ſeinem neuen Aufenthaltsorte keine Ruhe haben, denn auch hier wußten ihn ſeine Verehrer aufzufinden.

Man kann ſich denken, welche Bewunderung der Mann der Wüſte einem Volke einflößte, das ein ſolch' Abſterben für die Welt in ſeiner Neigung fand, und in nationaler Trägheit und Schwermuth ein beſchauliches Nichtsthun einem anſtrengenden arbeitſamen Leben vorzog.

Natürlich bleibt es daher, daß Antonius in den Augen der Menge zu einem Heiligen ward, und Tauſenden als Muſter chriſtlicher Tugendhaftigkeit und Größe galt. Die faſt göttliche Verehrung aber, die das Volk ihm zollte, weckte bald in der Menge Nacheiferer, und ſo bevölkerte ſich in kurzer Zeit die ganze Wüſte mit einer Unzahl von Einſiedlern.

Nur zweimal während ſeines ganzen Einſiedlerlebens zeigte ſich Antonius auf kurze Zeit in der Welt, und zwar das erſtemal unter der, von Galerius ausgehenden Chriſtenverfolgung, in welcher er, obwohl vergeblich, den Märtyrertod zu erleiden hoffte. Das zweitemal von Athanaſius gerufen.

Als Antonius (356) in ſeinem 105. Jahre den Tod herannahen fühlte, ließ er ſich von ſeinen beiden Lieblingsſchülern in eine tiefe, kaum zugängliche Wildniß führen. Hier mußten ihm Beide ſchwören, ihn zu begraben, die Stätte aber, woſelbſt ſein Leichnam ruhe, nie und nimmer einem Sterblichen zu verrathen.

Trotzdem, und obgleich die Betheiligten ſicher geſchwiegen, iſt man in Frankreich zu St. Didier la Mothe dennoch ſo glücklich, die Gebeine des heiligen Antonius zu beſitzen.

Zu der Zeit, in welcher Antonius ſtarb, hatte ſich aber der Trieb, Einſiedler zu werden, ſchon zu einer Art graſſirender Sucht geſteigert, auf deren Ausdehnung man ſchließen kann, wenn man erfährt, daß ungefähr 70 Jahre ſpäter, — wie Hieronymus verſichert, — Aegypten allein eine halbe Million Einſiedler und Mönche zählte. Die Urſachen, die ſolch' auffallende Erſcheinungen hervorriefen, werden wir ſogleich in's Auge faſſen, wenn wir erſt noch der Ausbildung des

Einſiedlerweſens oder vielmehr dem Uebergang deſſelben zum Kloſterleben, gefolgt ſind.

Die ägyptiſchen Einſiedler, deren Leben — wie die römiſch-katholiſchen Schriftſteller ſagen — dem der Engel glich, hatten, wie erwähnt, bereits die Wüſten bevölkert, und waren andererſeits in ihren Selbſtpeinigungen gegen die indiſchen Buddhiſten, Braminen und Gymnoſophiſten keineswegs in Thorheit zurückgeblieben. Waren auch anfangs edle Seelen von der Großartigkeit kühner Entſagung angezogen worden, ſehen wir jetzt die Schwärmerei oft durch Zerrüttung des Körpers und des Geiſtes in wirklichen Wahnſinn, oder auch durch eitles Scheinweſen in vollkommene Narrheit übergehen.

So trat um das Jahr 420 ein Einſiedler mit Namen Simeon auf, der ſich, um — wie er in vollem Ernſte behauptete — als Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit Gott näher zu ſtehen, dreißig Jahre lang Tag und Nacht auf einer 72 Fuß hohen, ſpitz zulaufenden Säule aufhielt. Und dieſe Verrücktheit fand auch noch Nacheiferer. Von zwei anderen Säulenheiligen, oder Styliten, wie man ſie auch nannte, ſoll der Eine ſogar 68, der Andere 70 Jahre auf ähnlicher ſchwindelnder Höhe zugebracht haben.

Aber der Geiſt der damaligen Zeit, die an einer unſeligen Mißdeutung der Chriſtuslehre krank lag, war nun ein Mal für ſolch' unnatürliche Lebensauffaſſung, und was wir jetzt als abgeſchmackte Verirrung betrachten, galt damals als geiſtige Größe.

So verbreitete ſich denn das Einſiedlerweſen raſch über Aegyptens Gränzen, namentlich nach Paläſtina, Syrien, Armenien und Kleinaſien hin. Im Abendlande jedoch, deſſen Klima ungünſtiger und deſſen Bewohner weniger zu fanatiſchen Schwärmereien geneigt, fand es nur geringen Anklang und faßte erſt bei weitem ſpäter, in der Form des Kloſterlebens, Wurzel.

Als ſich nämlich die Einſiedler an Zahl ſo gemehrt hatten, daß man in Aegypten bei jedem Schritt und Tritt auf einen ſolchen traf, und ſomit ohnedem die Einſamkeit faſt aufgehoben war, kam einer derſelben, Pachomius, auf den Gedanken, ſich mit mehreren ſeiner Brüder zu vereinigen, um in Gemeinſchaft, und ſomit leichter und weniger beſchwerlich, ihr beſchauliches Leben fortzuſetzen Die Legende läßt ihn dieſen Beſchluß in Folge einer nächtlichen Erſcheinung faſſen, bei welcher ein Engel ihm die Erbauung von Klöſtern als den Willen Gottes verkündete.

Wir halten uns lieber an einen vernunftgerechten Grund, als an das Mährchen einer Engelerſcheinung, da wir wohl wiſſen, daß zu

allen Zeiten und bei allen Völkern die Einrichtungen, auf welche die Prieſterſchaften einen beſonderen Werth legten, durch ähnliche, von jenen Prieſterſchaften erfundenen Sagen in den Augen des Volkes geheiligt wurden.

Kam doch Pachomius der tief in der Menſchenbruſt begründete Trieb des Zuſammenlebens gewaltig zu Hülfe, wie denn auch der Erfolg zeigte. Während er anfangs nur zehn Mönche um ſich verſammelt fand, zählte ſein Kloſter bei ſeinem Tode 1300 Mönche, außer welchen in den verſchiedenen benachbarten Klöſtern noch 7000 unter ſeiner Aufſicht ſtanden.

Klöſter nannte man nämlich die, von hohen Mauern umſchloſſenen Wohnungen derjenigen Einſiedler, die ſich zu einem gemeinſam zu führenden religiös-beſchaulichen Leben vereinigt hatten. Dieſen Mönchsgeſellſchaften gab nun Pachomius gleiche Lebensregeln und Kleidung. Letztere beſtand ganz einfach aus einem Gewand von grober Leinwand, welches ein Gürtel zuſammenhielt und über das ein weißer Schafs- oder Ziegenpelz fiel; über den Kopf trugen ſie eine wollene Kappe. Die Lebens-Regeln erſtreckten ſich auf Gehorſam gegen den oder die Oberen und die Verordnungen ſelbſt, auf gemeinſames Beten, Arbeiten und Speiſen und ein eheloſes, jedem Genuß entſagendes Daſein. Zwölfmal wenigſtens mußte jeder Mönch im Laufe des Tages und zwölfmal während der Nacht dem Gebete obliegen. Büßungen und Peinigungen blieben auch hier nicht ausgeſchloſſen, doch machte zu jener Zeit auch das gemeinſchaftliche Arbeiten einen weſentlichen Theil des Kloſterlebens aus. Denn man hatte den, gewiß ſehr richtigen Grundſatz aufgeſtellt: daß der Mönch, welcher arbeite, nur mit einem Teufel zu ſchaffen habe, daß dagegen den Müßigen unzählige böſe Geiſter plagten. *)

Die Arbeiten ſelbſt beſtanden in der Beſtellung der Aecker, in Schiffsbau, Anfertigung von Matten und Körben aus Schilf, dem Weben von Kleidern und Decken u. ſ. w.

Mit dieſen Mönchsklöſtern entſtanden zugleich aber auch Frauenklöſter, deren Bewohner man Nonnen, d. h. Zurückgezogene, Reine, Heilige, nannte. Sämmtlichen Klöſtern ſtanden Obere oder Oberinnen vor, die den Titel Aebte, Aebtiſſinnen oder auch Priore, Priorinnen führten; über dieſen ſtand gewöhnlich ein Haupt des ganzen Vereines, der wiederum den Biſchöfen zum Gehorſam verpflichtet war. Man kann hieraus leicht ſchließen, welche unge-

*) Gfrörer, 2s Buch 4s K. Joh. Cassianus de institutione coenobiorum.

heure Gewalt durch diese Einrichtung der Kirche zuwuchs. Konnte doch nun z. B. der einzige Bischof von Alexandrien mit einem Worte ein Heer von 50,000 fanatischen Streitern auf den Kampfplatz führen. —

Mönche und Nonnen wurden zu jener Zeit noch unter die Laien gezählt. Doch fing man nicht nur bald an, die Vorsteher der Klöster zu Geistlichen zu weihen, sondern es gingen sogar auch viele Bischöfe aus den Mauern derselben hervor. Zum Rang der Geistlichkeit stiegen jedoch die Mönche erst im Laufe des achten Jahrhunderts.

Kommen wir nun, nachdem wir die Erscheinung des Einsiedler- und Mönchwesens in's Auge gefaßt, auf die Ursachen zurück, welche sie, nicht sowohl hervorgerufen, — denn dieser thaten wir schon Erwähnung, — als zu einer so auffallenden Ausbreitung gelangen ließen.

Die erste und Grundursache, aus welcher sich Tausende von Menschen dem Einsiedler- und Mönchsleben zuwandten, so daß mit der Bevölkerung der Klöster die Städte entvölkert wurden, war, wie schon erwähnt, eine falsche Auslegung verschiedener Schriftstellen, — eine irrige Auffassung der Wahrheit: daß das irdische Leben dem geistigen unterzuordnen, und eine Seligkeit nach dem Tode mit Hingabe und Verachtung des irdischen Daseins zu erlangen sei. Hierzu kam die Verehrung, welche die rohe Menge den Büßenden und Entsagenden zuwandte; ferner flüchteten damals gar manche Unterthanen des Reiches, die im häuslichen Kreise bitteren Entbehrungen ausgesetzt waren, so wie unglückliche Sklaven in die sicheren Freistätten der Klöster. Nicht unbedeutend mochte zu gleicher Zeit die Zahl derer sein, welche der Widerwillen gegen die Entartung der Kirche und ihre ewigen Zänkereien veranlaßte, für ihre frommgläubige Seele ein stilles Asyl zu suchen, bis zu welchem zu dringen den Stürmen des Lebens nicht vergönnt sei. Und dann die Herzen alle, die das wildbrausende Leben gebrochen, die durch Zurücksetzung, bittere Erfahrungen, schmerzliche Verluste auf das Tiefste verletzt, dem Irdischen entsagten, um hier stillem Anschauen zu leben und Jenseits Ersatz für die Leiden der Erde zu finden.

Alle diese Veranlassungen erklären es leicht, wie es kommen konnte, das Hunderttausende von Menschen ihre Lebensbestimmung mißkannten, und in der Entäußerung ihrer natürlichen Pflichten eine unnatürliche Tugend und Heiligkeit suchten.

Die Folgen zeigten sich bald; die widernatürliche Lebensweise rächte sich durch widernatürliche Laster. Die unsinnigen Selbstpeini-

gungen ließen allmählig nach, so wie auch die Strenge der Lebensweise. Schon unter Basilius, jenem Bischofe von Cäsarea, welcher sich als ein namentlicher Beschützer und Verbreiter des Mönchwesens bewährte, verlor die Klosterzucht an moralischer Kraft, das Arbeiten wurde aufgegeben und ein frommer Müßiggang und ein verborgenes schwelgerisches Leben traten an ihre Stelle. Dies aber waren neue Anziehungsmittel, und nun wandte sich noch der verächtlichste Theil der Menschheit, die Arbeitsscheuen, den Klöstern zu.

Von Wissenschaftlichkeit war in jenen Zeiten denn auch mit wenigen Ausnahmen durchaus keine Spur unter den Mönchen zu finden, im Gegentheil, sie verachteten die Wissenschaft als überflüssig und seelengefährlich, ja man begünstigte von Rom aus, damals wie heute, Stumpfsinn und geistige Beschränktheit, weil man wohl wußte, daß Blinde leichter zu gängeln sind als Sehende. So wurde das Mönchthum ein furchtbares Werkzeug in den Händen der höheren Geistlichkeit und eine der mächtigsten Stützen des Papstthumes. Werden wir doch sogleich sehen, daß gerade die Mönche es waren, die jedem geistigen Aufschwunge, jeder beabsichtigten Glaubensreinigung entgegentraten, und dem grassesten Aberglauben und den widersinnigsten Entstellungen des Christenthums nicht nur in aller Welt das Wort redeten, sondern auch durch Ausbreitung derselben, namentlich zur Knechtung der Menschheit unter die geistige Tyrannei der Bischöfe zu Constantinopel und der römischen Päpste beitrugen.

Nur einzelne Klöster und Mönche, zu welch Letzteren Benedikt von Nurcia gehört, machten in jenen Zeiten wohlthuende Ausnahmen von der Regel. Aber sie waren, wie gesagt, höchst selten. Von dem späteren Einfluß der Klöster und den Mönchsorden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, als den Dominicanern, Augustinern, Franciskanern, Karmelitern u. s. w. kann, wie natürlich, erst in der Folge, wenn wir zu jenen Zeitabschnitten gelangt sind, die Rede sein.

Versuchen wir nun, unsere eben aufgestellte Behauptung: daß es gerade das Mönchswesen gewesen sei, welches von jeher in der christlichen Kirche, jedem geistigen Aufschwung, jeder beabsichtigten Glaubensreinigung mit Erfolg entgegengetreten sei, zu rechtfertigen.

Es wird diese Aufgabe für uns um so wichtiger, als wir leider! erleben müssen, daß selbst in unseren Tagen, daß im neunzehnten Jahrhundert, jene unseligen Anstalten geistiger Verfinsterung und Knechtung aus dem Reiche der Todten wieder heraufbeschworen werden.

Aus dem Reiche der Todten! — ja! denn der alles verschlingenden Zeit verfallen, sind sie für die Gegenwart *marklose* Gestaltungen, die der Zeitgeist als sich selbst überlebte Gebilde wie todte Körper mit Widerwillen ausstößt. — *Ein frischer Morgenwind* — und die trüben Gespenster erblassen und zerfallen in ihr Nichts!

Dies gilt von den Mönchsorden, die, gewaltsam heraufbeschworen, in der Gegenwart über die Erde schleichen. Diese haben wir jetzt nicht mehr zu fürchten — aber wohl einen anderen Orden, jenen Orden, auf welchen die Welt mit dem gerechtesten und größten Abscheu zeigt, den gebrandmarkten Orden der *Jesuiten*. Durfte man ja die Klöster *die Gräber der Sittlichkeit, der Tugend, der geistigen Freiheit und Menschenwürde nennen*, so ist dies wahrlich! der Jesuitismus noch weit mehr. Dominikaner und Franziscaner erkennt man an der Kutte, — die Jesuiten tragen Kutte, Chorrock, Uniform und Frack, und ihres Handwerks Zeichen ist allein — ein verdorbenes Herz.

Wohl thut es darum Noth, gegen diesen Orden auf der Hut zu sein, und da er mit den Mönchsorden wenigstens *das* gemein hat, *daß er ein Werkzeug der Hierarchie ist, dessen sie sich zur Unterjochung der Geister, ja zur Lenkung der Staatsgeschicke* bedient, so wird es für uns zur *hohen Wichtigkeit*, diejenigen Seiten im großen Buche der Geschichte mit Aufmerksamkeit durchzulesen, auf welchen das Wirken und Treiben irgend einer ähnlichen Verbindung geschildert ist.

Nirgends aber finden wir in der Kirchengeschichte ein auffallenderes Beispiel, welche Gewalt der Hierarchie durch die geistlichen Orden zuwuchs, als in dem

Streit über den Bilderdienst,

der in den Jahrhunderten, von welchen wir jetzt handeln, die christliche Welt erschütterte.

Wir haben bereits schon früher erwähnt, daß in den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirchengemeinschaft weder gemalte noch sonst geformte bildliche Darstellung irgend einer kirchlichen Person vorkamen, ja daß selbst die Synode zu *Elvira* ausdrücklich jede Ausschmückung der Kirche durch Gemälde und Statüen untersagte. Mit der Anerkennung des Christenthums als Staatsreligion, mit der Gründung der Hierarchie, mit deren *zunehmendem Reichthum, mit der Vermischung fremder Culte mit dem Christenthume*, bahnte sich indessen bald auch die Gewohnheit Raum, die Tempel des Herrn prächtig auszuschmücken. Zugleich glaubte man durch Aufstel-

lung der Bildsäulen oder der gemalten Bilder Christi, der Mutter Jesu und der Heiligen und Märtyrer, die Gläubigen durch beständige und handgreifliche Erinnerung an dieselben, zu einem ähnlichen Gott wohlgefälligen Lebenswandel anspornen zu können. Diese Absicht war nun an und für sich gewiß edel und schön; allein sie ward nur zu bald von der ungebildeten Menge mißkannt. Man fing an mit der Errichtung solcher Denkmale den Gedanken zu verbinden, daß man dadurch den Heiligen Verehrung bezeige. Der Clerus aber ließ diese Idee um so lieber Wurzel fassen, als sie die kunstgerechte Ausschmückung der Gotteshäuser unendlich beförderte, und somit den sinnlichen Eindruck erhöhte, welchen diese auf das Volk machten. Kam derselbe doch lediglich der Geistlichkeit zu gut, die durch prunkhafte Kleidung, pompösen Gottesdienst und prachtvolle Umgebung in den Augen der Masse nicht wenig an Ansehen gewann. Um aber die Mutter Jesu, die Heiligen und Märtyrer recht innig zu verehren und sich im Gebete zu vergegenwärtigen, kniete man wohl auch vor ihren Bildnissen nieder. — Dem Menschen entzieht sich aber gar leicht die rein geistige Auffassung einer Idee, wenn er ihr Symbol verkörpert in Händen hält, und so bleibt es sehr natürlich, daß man bald in der gemalten Fläche, in der plastisch gebildeten Statue den dargestellten Gegenstand erblickte, ihn küßte, Lichter vor ihm anzündete, bei Ablegung des Eides die Hand auf denselben legte, ihn selbst anrief, ihm Weihrauch streute, ja ihn als Gevatter annahm. Somit aber hatte man das Grundgebot des alten Testamentes:

„Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine Götter neben „mir haben; du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleich„niß machen, weder deß', das oben im Himmel, noch deß', das „unten auf der Erde, oder deß', das im Wasser und unter „der Erde ist!"

ebenso entschieden übertreten, als die Grundlage des neuen Bundes:

„Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im „Geiste und in der Wahrheit anbeten"

Mit einem Wort, man war in der christlichen Kirche zu einer vollkommenen Viel- und Abgötterei gekommen. Maria galt als die Himmelskönigin, und um wie viel man sie höher als Gott selbst und Christum schätzte, geht unter Anderem daraus hervor, daß der Rosenkranz 150mal den englischen Gruß, diese Huldigung der Gottesmutter, zu beten vorschreibt, während das Gebet des Herrn, das Vaterunser, nur 50mal herzusagen ist.

Unbegreiflich würde es nun bleiben, warum die Geistlichkeit nicht Alles aufbot, diesem Unsinn, dieser Lästerung des Unendlichen und Göttlichen entgegenzutreten; wenn man eben nicht wüßte, daß, seit den ersten Jahrhunderten bis heute, die Pfaffheit lediglich dem eigenen Interesse gehuldigt.

Der Aberglaube gab die ungebildeten Massen in die Hände der Bischöfe, die Heiligenverehrung gebar die Reliquienverehrung, beide aber wurden Quellen reichhaltigen Verdienstes. Haben wir, im neunzehnten Jahrhundert, nicht noch wächserne Christusbilder, welchen Kopf- und Barthaar beständig wächst? — Haben wir nicht noch Heiligenbilder, die zu Zeiten bluten? — Haben wir nicht noch Wallfahrtorte? Sahen wir nicht mit eigenen Augen eine halbe Million Menschen nach Trier zu einem Stück alter Leinwand wallen?

Bedarf es einer weiteren Ausführung, daß Heiligen- und Reliquienverehrung Abgötterei sind? und daß sie lediglich erhalten werden, um die Schwachen im Geiste beliebig zu gängeln und ihnen ihr Geld abzunehmen?

Hier, wo Thatsachen so laut sprechen, dürfen wir wohl schweigen.

Wie jetzt, so ging es aber auch damals, das Unerhörte rüttelte die Besserdenkenden aus ihrem Schlummer.

Was half es aber, daß gerade die kräftigsten und besten Kaiser gegen den Bilderdienst auftraten? Die Hierarchie fühlte die Axt an ihrer Wurzel und ihr Nothschrei rief die Millionen Mönche auf, welche die ganze christliche Welt damals bevölkerten.

Eid und Pflicht gebot aber den Mönchen unbedingten Gehorsam; jeder Gedanke an Aufklärung war ihnen dabei in ihrer eigenen Geistesnacht ein Entsetzen, — außerdem waren gerade die Anfertigung und der Handel von und mit Heiligenbildern und Reliquien eine der Hauptnahrungsquellen derselben. Wie ein Mann stand ihre ungeheure Masse demnach auf, als Kaiser Leo der Isaurier (726) das erste Verbot gegen den Bilderdienst ergehen ließ. Sogleich hetzten die Mönche den Pöbel zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen Herrscher auf, fanatisirten die Volksmassen und riefen sie zu den Waffen. Allein Leo schlug die Rebellen auf das Haupt und erstickte die Rebellion im Blute der Empörer. Auch der Papst Gregor II. empörte sich, und trieb Italien an, dem Kaiser die Steuern zu verweigern, während der Mönch Johannes von Damascus im Orient aufwiegelte und sich selbst bei den Mahometanern, den ärgsten Feinden des Reichs, um Beistand umsah.

Kaiser Leo blieb zwar im größten Theile des Reiches, ungeachtet der angestrengtesten Gegenkämpfe, Sieger, allein in Italien trotzte der Papst, jetzt Gregor III., ihm und der Vernunft; — ja der Nachfolger Christi trug die Empörung gegen seine rechtmäßige Obrigkeit sogar noch zur Schau, indem er Rom's Kirchen mit den herrlichsten Bildsäulen Christi, der jungfräulichen Gottesgebärerin, und vieler Heiligen und Märtyrer ausschmücken ließ.

Unter Kaiser Leo's Sohn, Constantin Copronymus, der in seines Vaters Fußtapfen trat, brachen neue, abermals von den Mönchen angestiftete Revolutionen aus, die erst nach langjährigen Bürgerkriegen gedämpft werden konnten. An der Spitze der Empörer standen Artabasdus, des Kaisers eigner Schwager, und der Patriarch von Constantinopel. Nach langen und heißen Kämpfen schlug Constantin endlich die Bilderverehrer (Ikonodulen) auf's Haupt.

Artabasdus wurde als Hochverräther geblendet; den Patriarchen von Constantinopel aber ließ der Kaiser zur Strafe seines unsinnigen Eifers für die Verehrung der Bilder, rücklings auf einem Esel sitzend, durch die Stadt führen.

Der Kaiser hatte sich bei dieser Gelegenheit indessen überzeugt, daß er nur Hand in Hand mit den Bischöfen gehend, die Abgötterei der Heiligenverehrung aus dem Grunde vernichten könne. Constantin berief daher 754 eine Synode nach Constantinopel, auf welcher auch 338 Bischöfe erschienen. Wirklich gelang es hier dem aufgeklärten Herrscher den Sieg der Vernunft durchzusetzen: die Synode verdammte den Bilderdienst als unchristlich, und verfluchte unter gräulichen Verwünschungen alle Bilderverehrer.

Wie ein Blitz aus heiteren Höhen traf diese Nachricht das unermeßliche Heer der Mönche, die durch Beschlüsse der Synode ihren Einfluß mit völliger Vernichtung bedroht sahen, da derselbe hauptsächlich auf der Erhaltung des finstersten Aberglaubens, mithin auch auf der Bilder- und Reliquienverehrung, beruhte. Ihr Zorn flammte daher denn auch in dem wildesten Fanatismus auf, so daß sie durch das ganze Reich Aufruhr predigten, und unzählige Menschen dadurch in namenlosen Jammer stürzten. Aber der Kaiser war kräftig und entschieden genug, das Uebel mit der Wurzel auszurotten; alle Klöster wurden durch Gesetze aufgehoben; viele riß man nieder, andere wurden in Casernen und Ställe verwandelt; wer von den Mönchen nicht zum Auswandern Lust hatte, mußte sich wenig

ſtens wie die anderen vernünftigen Leute kleiden. Eine Menge Kloſterbrüder zwang man ſogar zum Heirathen. In des Kaiſers Gegenwart aber durfte das Wort „Mönch“ gar nicht mehr genannt werden, und wenn Conſtantin je einmal von denſelben ſprach, hieß er ſie nie anders als die „Dunkelmänner“ und „Finſterlinge.“ *)

Conſtantins Sohn und Nachfolger, Leo IV., dachte wie ſein Vater; und da das Reich unter jenem von Mönchen geſäubert worden, durfte er ſich im Anfang einer friedlichen Regierung erfreuen. Aber bald ließen ſich wieder hie und da Mönche blicken, und, was wichtiger, alle erledigten Biſchofſtühle fielen, zum Staunen der Beſſerdenkenden, Kloſterbrüdern zu. Da forſchte der Kaiſer überraſcht nach, und ſiehe, ſeine eigene Gattin, Irene, war die Beſchützerin der Bilderdiener. Sie ſelbſt hatte in ihren innerſten Gemächern Heiligenbilder und Mönche verſteckt.

Die Folge war, daß ſich Leo IV. ſofort von ſeiner Gattin als geſchieden betrachtete. Da kannte die Rache des, von Pfaffen fanatiſirten Weibes keine Gränzen mehr, und Irene, (die ſiebzehn Jahre ſpäter dem eigenen Sohne die Augen ausſtechen ließ) vergiftete den Gatten.

Mit dieſer Schandthat hatte aber auch der Aberglaube geſiegt; denn Aberglaube, Rohheit und Sittenloſigkeit gehen immer Hand in Hand.

In kurzer Zeit füllte ſich das Reich wieder mit Mönchen, die Klöſter blühten wieder fröhlich auf, die Biſchofſitze wurden mit Bilderdiener beſetzt und eine Synode zu Nicäa verdammte und verfluchte nun (787) Diejenigen, die 33 Jahre früher gegen Bilder- und Reliquiendienſt geeifert. (Ikonoklaſten.)

„Um dies durchzuſetzen (ſagt Gfrörer) mußte die ganze hohe Geiſtlichkeit des Reiches zum Abfall und Treubruch an ihrer bisher bekannten Ueberzeugung verleitet werden. Es gelang dadurch, daß man den Uebertretenden den Beſitz ihrer Pfründen verbürgte. Das Concil glich einem großen Markte, auf dem einerſeits das Gewiſſen feilgeboten, andererſeits die käufliche Waare mit Biſthümern bezahlt wurde.“

Somit waren Bilderdienſt, Heiligen- und Reliquienverehrung wieder in der chriſtlichen Kirche eingeführt und der Nacht des Aberglaubens durch das Mönchsweſen neue Bahn gebrochen.

---

*) Gfrörers Geſchichte der chriſtlichen Kirche, 3s Buch 3s Kap. S. 97 bis 196.

Dies geschah im Orient. Im Occident siegte die Vernunft auf längere Zeit. Und zwar ging ihr segensvolles Licht aus Frankfurt am Main aus; denn allen Bemühungen der Päpste ohnerachtet, untersagte die, 794 hier unter Karl des Großen Schutz gehaltene Kirchenversammlung die Aufstellung, Verehrung und Anbetung aller Heiligen und Gottesbilder.

III.

Die Entstellung des Christenthums durch Aberglauben und heidnischen Cultus.

Es wurde schon öfter erwähnt, daß der Sieg des Christenthums unter Constantin dem Großen eigentlich sein Fall genannt werden muß, und daß sich von jener Zeit an die Entartung der, in ihren Grundlagen so erhabenen Christuslehre datirt. Die Geschichte gibt uns hierfür schlagende Beweise genug an die Hand, Beweise, die wir hier einzeln führen wollen, die sich aber sämmtlich in der traurigen Wahrheit aussprechen: Das Christenthum überwand das Heidenthum; aber das Heidenthum ward wieder, der Form und dem Inhalt nach, Sieger über jenes; denn vom vierten Jahrhundert nach Christo herrscht abermals ein völliges Heidenthum, welches nur den Namen Christenthum führt.

Der Hauptgrund dieser unseligen Verirrung liegt entschieden darin, daß die plötzlich so rasch auf die heftigsten Verfolgungen und Unterdrückungen eintretende Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, eine zu unvorbereitete, eine zu gewaltsame war.

Die Christuslehre und ihre Aneignung ist Sache des inneren Menschen. Sie will, sie muß geistig erfaßt werden, und ein Christ ist eben nur der, den die Lehre und das Beispiel Christi so durchdrungen haben, daß er ein lebendiges Spiegelbild des Meisters ist, oder doch wenigstens, da diese sittliche Höhe kaum zu erreichen sein wird, ein Ebenbild desselben zu werden strebt. Alle äußerliche Zuthat ist daher unwesentlich, und wenn ein Heide, ein Mahometaner oder ein Jude, von dem Beispiel und der trefflichen Lehre des großen Nazareners ergriffen und begeistert, nach beiden lebt, so ist er wahrlich

der ein Chriſt zu nennen, als ein im Namen Jeſu getaufter Menſch, der mechaniſch alle Gebräuche der chriſtlichen Kirche mitmacht, und vielleicht täglich Meſſen hört oder lieſt, Lichter vor den Bildern der Heiligen anſteckt, und die Himmelskönigin ſammt allen Heiligen und ihren Reliquien anbetet, in der That aber gegen alle ſittliche und geiſtige Erhebung gleichgültig iſt.

Bei der Einführung des Chriſtenthums als Staatsreligion nahm man indeſſen hierauf keine Rückſicht. Es war ein Werk der Politik, und Niemand frug: iſt auch die überwiegende Maſſe des Volkes reif, einen ſolchen Schritt zu thun? — führt ſie innerer Drang, Ueberzeugung und geiſtiges Bedürfniß der neuen Lehre zu?

Dem Kaiſer lag daran die Maſſe der Chriſten der Zahl nach wachſen zu ſehen, denn in ihrer *numeriſchen* Uebermacht war die Befeſtigung *ſeiner* Macht begründet; dem heidniſchen Volke dagegen kam es darauf an, der Vortheile theilhaftig zu werden, welche den Bekennern einer vom Hofe begünſtigten Religion zufielen. Neben der kleinen Zahl der aufrichtigen und wahren Bekenner traten daher Schaaren von Heiden über, die mit der Taufe nichts als die Bezeichnung „*Chriſten*“ annahmen. Mit dieſen aber, die von Kindheit an an Vielgötterei und einen myſtiſchen und zugleich prachtvollen, der Sinnlichkeit ſchmeichelnden Gottesdienſt gewöhnt waren, ſchlich ſich denn auch in der Heiligenverehrung die *chriſtliche* Vielgötterei und jene Geſtaltung des chriſtlichen Cultus nach und nach ein, wie wir ihn noch heute in der römiſch-katholiſchen Kirche gebräuchlich finden.

Die Heiden hatten Haus- und Schutzgötter. Die Chriſten ſehen wir in den nächſten Jahrhunderten ebenfalls im Haus, auf Weg und Steg, in der Kirche, auf den Schiffen, im Handel und im Krieg, kurz überall und bei allen Gelegenheiten betend vor Heiligen- und Marienbildern knieen, Weihrauch opfern, und Lichter anzünden; auch wurden den Heiligen Kapellen und Kirchen gebaut; ſo wie bald jeder Einzelne, jede Geſellſchaft, jede Stadt und jedes Land ihren Schutzheiligen hatten. Aber die Chriſten gingen noch weiter. *Helena* hatte das Kreuz Chriſti und deſſen Nägel gefunden. Von dem Kreuze wurden, wie bekannt, Splitter an andächtige und fromme Seelen abgegeben, natürlich gegen ſchweres Geld oder koſtbare Gegengeſchenke. Da nun aber das erſtaunliche Wunder eintrat, daß die abgeſchnittenen Splitter immer wieder nachwuchſen, ſo gab das heilige Kreuz Veranlaſſung zu einem ganz vortrefflichen Handel, deſſen Ergiebigkeit ſehr bald Nacheiferung erweckte. Jetzt wimmelte die chriſtliche Welt mit einemmale von Reliquien, man zeigte: Die Pantoffeln, in welchen

Maria zur Eliſabeth gegangen; das Hemd, den Gürtel, den Unterrock der Maria; Stroh aus der Grippe Jeſu; die Windeln, in welche Maria den Neugeborenen gewickelt; Blut von den ermordeten Kindern zu Bethlehem; die ſteinernen Krüge von Canaa, die heilige Lanze, das Schweißtuch Chriſti, den heiligen Rock *), ſammt den zwanzig übrigen heiligen Röcken — alles erſt nach mehr als 300 Jahren aufgefunden; außerdem kleinere und größere Quantitäten vom Blute Chriſti; Zähne, Haare und Thränen des Erlöſers, die Grippe Chriſti — ganz und in Stücken; — die Ueberbleibſel der fünf Brode, mit welchen der Herr die 5000 Menſchen geſpeiſt; ſämmtliche Marterwerkzeuge, und ſogar (wie Theiner ſelbſt verſichert) den Schwanz des Eſels, auf dem der Herr in Jeruſalem eingeritten, **) und in Verona noch ein Mal den Eſel ſelbſt, mit dem Schwanz.

Aber Alles dies reichte nicht hin! — Die Nachfrage nach Reliquien war ſo groß, daß mit einemmale die Gräber heiliger und unheiliger Menſchen geplündert wurden. Jetzt fand man in jeder Kirche und in jeder Privatkapelle ganze Leichname von Heiligen und Märtyrern oder auch nur einzelne Theile, wobei es ſich denn freilich oft ergab, daß manche dieſer Märtyrer mehrere Köpfe, Beine oder Arme gehabt haben mußten.

Zum Beweis, wie weit dieſer Unfug ging, erwähnen wir einen Erlaß des Kaiſers Theodoſius I., in welchem es heißt: „Niemand unterſtehe ſich fürder, die Leiche eines Märtyrers zu zerſtücklen, Niemand Handel mit ſolchen Stücken zu treiben ***).

Den Gipfel des gottesläſterlichen Unſinns erreichte man aber, als man die Unverſchämtheit hatte aufzuzeigen: Sproſſen der Himmelsleiter, welche Jakob im Traum geſehen, und die Haut der Schlange, in welcher der Satan die Eva verführt u. ſ. w.

So hatte ſich die, an und für ſich gewiß löbliche und natürliche Verehrung derjenigen Gegenſtände und Ueberreſte, welche einſt frommen Menſchen und geiſtesſtarken Glaubenshelden angehörten, nachgerade zu einer leidenſchaftlichen Sucht geſteigert. Es würde indeſſen der urſprüngliche edle Gebrauch nie und nimmer zu einer ſo ver-

*) Sackreuter.

**) Die reformatoriſchen Beſtrebungen in der katholiſchen Kirche von Dr. Anton Theiner.

***) Gfrörers Geſchichte, 2r Bd. 11s Kap. S. 763. — Cod. Theodos. IX, 17, 7.

derblichen Höhe ausgeartet ſein, wenn den Verkündern der chriſtlichen Religion daran gelegen hätte, dieſe in ihrer Reinheit zu erhalten. Darum aber war es der Hierarchie nie zu thun; denn mit der Vergeiſtigung und Rückführung des Glaubens auf das Urchriſtenthum würde ſie ſich den Stab gebrochen und ſich ſelbſt vernichtet haben.

Die Prieſterherrſchaft war ja eine Geburt des Heiden- und Judenthums; ihre Träger erkannten daher auch recht gut, daß ihr Reich nur ſo lange beſtehen könne, als es in den, aus dem Heidenthume hergeleiteten, ſinnberauſchenden Aeußerlichkeiten ſeine Stütze finde. Solche Stützen waren nun Bilderdienſt, Heiligen- und Reliquienverehrung; Dinge, welche den Pfaffen um ſo beſſer in ihren Kram tauchten, als ſie, wie ſchon erwähnt, koſtbare Handelsartikel, und ſomit reiche Erwerbsquellen wurden.

Um dieſem Handel aber einen um ſo größeren Schwung zu geben, beförderten die Geiſtlichen und Mönche den auftauchenden Glauben an die Wunderkraft jener Reliquien.

Statt alſo bemüht zu ſein, den Menſchengeiſt immer mehr und mehr von Irrthümern frei zu machen, und, nach den Lehren des großen Rabbi, ihn der geiſtigen Anſchauung Gottes, und ſomit der ſittlichen Selbſtſtändigkeit und Erhebung über Wahn und Irrglauben näher zu führen, bemühten ſie ſich, die Menſchheit erſt recht in Geiſtesfeſſeln zu ſchlagen und unter das Joch eines Aberglaubens zu beugen, der graſſer und erniedrigender war, als ihn je der Cultus eines Volkes aufzuweiſen hatte.

Wenn Aegyptens Söhne ſich vor Apis, dem Stiere, anbetend niederwarfen, ſo ſahen ſie in ihm ein Bild der ſchöpferiſchen Urkraft; — wenn der Parſe das reine Element des Feuers göttlich verehrt, gilt ihm die lichte, wärmende Flamme, als das Sinnbild des Alles durchdringenden, Alles belebenden geiſtigen Lichtes, das da iſt der heilige, ewig thätige Gottesgeiſt! — wenn ſich der Grieche im heiteren Cultus vor ſeinen herrlichen Göttergeſtalten neigte, erblickte er in denſelben den Sieg der göttlichen und ewigen Schönheit über die rohe Maſſe; — wenn aber der Chriſt vor modrigen Lappen alter Leinwand, vor alten Windeln, halb verweſten Knochen und Sproſſen einer Leiter, die ein Menſch vor Tauſenden von Jahren im Traum geſehen haben ſoll, anbetend und verehrend niederfällt; wenn ſich der Chriſten Schaaren in Paläſtina Tag für Tag darum reißen, eine Hand voll Staub von der Fußtapfe Jeſu zu erhalten, die dieſer bei ſeiner Himmelfahrt zurückgelaſſen, und die, millionenmal hinweggenommen, millionenmal am kommenden Morgen wieder vorhanden; — wenn Chriſten in geſeg-

neten Rosenkränzen, Holz- und Knochensplittern schützende Amulete sehen, und von gemalten, oder von Menschenhänden auf sonstige Weise, oft fratzenhaft gebildeten Darstellungen der Heiligen Heilung und Fürbitten erflehen — — dann müssen wir gestehen, daß der Aegypter, der Parse und der Grieche ein Recht haben, mit Mitleiden auf den Wahnsinn herabzuschauen, der in den Gehirnen solcher Christen spukt.

Aegyptens Cultus versank in den grauen Nebeln fabelhafter Vergangenheit; vom heiteren Himmel der Griechen singt nur der Dichter noch; — die schwarze, kalte, unfruchtbare, alle geistige Kraft, alle sittliche Größe, allen freien Aufschwung ertödtende Nacht des Aberglaubens aber liegt noch jetzt erdrückend auf einem großen Theile der Welt, und ihr feucht-kalter Hauch wird jeden schönen Lebenskeim im Schooße der Menschheit ersticken, so lange es noch eine Priesterherrschaft, so lange es überhaupt noch Priester gibt, die, — statt einzig und allein das christliche Bewußtsein in den Herzen ihrer Mitbrüder zu wecken und zu heben, und somit die Menschen zu freier, sittlich-religiöser Entwicklung zu führen — sich als von Gott bestellte Vormünder zwischen den himmlischen Vater und seine Kinder drängen.

Mit dem schmählichen Reliquienhandel war es aber um jene Zeiten, von welchen wir hier ursprünglich handeln (also vom vierten bis neunten Jahrhundert), nicht gethan. Die Verehrung der Heiligen zog die Gläubigen auch zur Aufsuchung der Orte, wo dieselben gelitten, gestorben und begraben.

Im Anfang unternahmen einzelne fromme Seelen diese Wallfahrten, bald aber gesellten sich ihnen Schaaren von Pilgern bei. Da aber der Besuch von Tausenden von Menschen für die besuchten Orte einen außerordentlichen Gewinn auswarf, so schossen mit einem Male neben den heiligen Orten auch wunderthätige Heiligenbilder wie Pilze aus der Erde. Zugleich predigten Mönche und Pfaffen in aller Welt von dem Verdienste solcher Wallfahrten; ja sie verhießen den Theilnehmern an denselben sogar Sündenvergebung. Um dieses Preises willen ergriffen die Frömmern freudig und begeistert den Wanderstab. Aber den Bessern schlossen sich auch Neugierige, Gewinnsüchtige, Müßiggänger und leichtsinniges Gesindel an, und somit wurden schon damals die Wallfahrten — was sie noch jetzt sind — Schulen der Heuchelei, der Werkheiligkeit, der Faulheit und der Lüderlichkeit.

Schon in jenen Zeiten eiferten denn auch rechtliche Männer gegen diesen Unfug, wie denn Gregor, der Nyssener, von Jerusalem schreibt: Es gibt keine Art der Unreinheit, die dort nicht (durch Ver-

anlassung der Wallfahrten) verübt wird: Bosheit, Ehebruch, Diebstahl, Götzendienst, Giftmischerei, Neid und Mord. So verbreitet sind diese Laster in jener Stadt, daß man nirgends solche Mordgier finden wird, wie hier, wo die Einwohner, gleich wilden Thieren, nach dem Blute ihrer Mitmenschen, um schnöden Gewinnes willen dürsten. *)

Dabei faßte zugleich der unselige Gedanke immer festere Wurzel, daß man Gott an einem Orte besser dienen und anbeten könne, als an dem anderen; wodurch das religiös sittliche Bewußtsein mehr und mehr untergraben, das innere, geistige Leben ertödtet, und das Wesen der erhabenen Christus-Religion, — jene heilige Weihe, welche nur moralische Reinheit und geistige Freiheit gibt — auf Aeußerlichkeiten hingeleitet wurde.

Auch der Gottesdienst selbst erlitt nachgerade eine vollkommene Umwandlung. In den ersten Zeiten hatten die Christen, — durch die Verfolgungen, welchen sie ausgesetzt waren, dazu gezwungen, — eine Geheimhaltung ihrer Zusammenkünfte und namentlich des Abendmahls eingeführt. Sobald die christliche Religion anerkannt, war dies nun nicht mehr nöthig. Dennoch behielt man das geheimnißvolle Wesen, wenigstens bei den Liebesmahlen, bei, und zwar hauptsächlich, um dadurch einerseits die Feierlichkeit der Handlung zu heben, andererseits durch den Reiz des Mysteriösen die Gläubigen anzueifern; da die übergetretenen Heiden, von ihrem früheren Cultus her, an Mysterien gewöhnt waren.

Den heidnischen Mysterien gingen Fasten, Besprengungen mit geweihtem Wasser, Waschungen u. s. w. voraus. Dasselbe finden wir in der christlichen Kirche; obgleich weder bei Christus noch bei den Aposteln und ebensowenig in den ersten Gemeinden irgendwo von solchen Dingen, namentlich aber nie von Weihwasser und Waschungen die Rede ist. — Besprengungen mit solch geweihtem Wasser sollten nun den Teufel austreiben, Gewitter entfernen, Krankheiten verscheuchen, Feuersbrünste löschen und sogar den Entschlafenen Ruhe im Schooße der Erde geben.

Den heidnischen Mysterien ging ferner Entkleidung und Waschung bei Denjenigen voraus, die von einem niederen Grade zu einem höheren stiegen.

Nun wußten freilich Christus und seine nächsten Nachfolger nichts von religiösen Graden, — die christliche Kirche jedoch kannte schon im

*) Gfrörers Kirchengeschichte, 2s Buch 11s Kap. S. 783. — Oratio de iis qui adeunt Jerusalem Opp. II. 1084.

Anfang des vierten Jahrhunderts drei Klaſſen von Laien, oder Catechumenen, — außer den ſogenannten Wiſſenden und den Abſtufungen der Prieſterſchaft! Es waren Zuhörer, Kniebeugende und Täuflinge. Wer Täufling werden wollte, mußte Prüfungen beſtehen, faſten und ſich Beſchwörungen unterziehen. Nach genügendem Unterricht wurde alsdann an beſtimmten Tagen die Taufe an ſämmtlichen Angemeldeten vorgenommen. In einem beſonderen Raum der Kirche war zu dieſem Zweck ein großes Waſſerbecken in die Erde gegraben. Hier mußten ſich nun ſämmtliche Täuflinge, Männer wie Weiber, — natürlich abgeſondert, — völlig entkleiden; denn ſagt Ambroſius: „Nackt ſind wir auf die Welt gekommen, nackt in das Taufbecken geſtiegen, nackt werden wir an das Thor des Himmels eilen!“

Bei Männern vollführten Diakonen, bei Weibern und Mädchen Diakoniſſinnen das Untertauchen; nur das Händeauflegen und das Salben der Stirne, welches unmittelbar nach der Taufe folgte, blieb dem Biſchofe vorbehalten. *)

Das Untertauchen geſchah drei Mal. Dieſe Taufweiſe erhielt ſich, bis größere Maſſen übertraten und die Kindertaufe an deren Stelle kam. Nun ging das Recht zu taufen auf alle ordinirten Geiſtlichen über; der Biſchof aber bereiſte von Zeit zu Zeit ſeine Sprengel, und legte den Neugetauften nachträglich, unter Salbung der Stirne, die Hände auf, wodurch die Firmung entſtand.

Jetzt erſt hatten die Getauften das Recht, dem ganzen chriſtlichen Gottesdienſte, ſammt der Feier ſeiner Myſterien beizuwohnen.

Die kirchliche Gottesverehrung ſelbſt beſtand nämlich aus zwei Haupttheilen: der Feier der Catechumenen (Missa catechumenorum) und der Andacht der Gläubigen (Missa fidelium).

Der Feier der Catechumenen durften die Büßenden, ſo wie alle Diejenigen beiwohnen, die noch nicht in die Geheimniſſe des Abendmahles eingeweiht waren. Die Andacht beſtand aus Geſängen, Vorleſungen aus heiligen Schriften, Gebeten und freien Vorträgen (Predigten). Nach Vollendung dieſes erſten Haupttheiles der Andacht, trat alsdann ein Diakon hervor und rief die Formel der Entlaſſung: ite missa est, worauf ſich alle Catechumenen und Büßenden zu entfernen hatten. Von dem Worte Missa aber, welches Entlaſſung der Verſammlung bedeutet, nannte man ſofort die ganze Feier „Meſſe“.

Nach Entfernung der Catechumenen begann nun der zweite oder Haupttheil der Andacht, die Ertheilung des Abendmahls.

---

*) Gfrörer 2, 11, Mystagog II, 2.

Hier muß nun vor allen Dingen erwähnt werden, daß sich schon sehr frühe bei dieser Feier der Gedanke an ein zu bringendes Opfer einschlich, und zwar abermals aus dem Heidenthume.

Der Glanzpunkt jedes heidnischen Gottesdienstes war der Augenblick, in welchem der Gottheit das Opfer dargebracht wurde. An diese Feier waren die Millionen Heidenchristen gewohnt, und hatte sich nicht Christus selbst für die Menschheit geopfert? und das Abendmahl gerade zum Andenken an seinen Opfertod eingesetzt? Der Gedanke eines Opfers lag also nahe, und da er der Gewohnheit so vieler Tausenden schmeichelte und dabei durch seine mysteriöse Färbung die Würde und die Hoheit des Priesterstandes mächtig hob, so ließ man ihn sich von beiden Seiten allmälig gefallen, — ohne ihn jedoch anfangs auszusprechen.

An den Opferaltären der Heiden stiegen aber Wolken köstlichen Weihrauches empor. Zwar spottete noch im Anfang des vierten Jahrhunderts Ambrosius über diese heidnische Sitte; aber bald darauf wirbelten auch in christlichen Tempeln Weihrauchsäulen in die Lüfte; denn schon hatte man sich mit dem Gedanken eines christlichen Opfers vertraut gemacht, und bei dem Opfer durfte die Räucherung eben so wenig fehlen, als Fahnen und tragbare Götzen-, hier Heiligen-Bilder und brennende Kerzen. Von jetzt an studirte man ordentlich darauf, den Glanz der Feier zu erhöhen, und zwar um so mehr, als Aeußerlichkeiten die Religion verflachten und somit der fromme Eifer der Gläubigen in Gleichgültigkeit umschlug. Pomp und Pracht sollten nun die Sinne gewinnen, da die Herzen kalt und leer blieben, und so sehen wir allmälig die Kleiderpracht der Priester wachsen, und sich nach heidnischem und levitischem Muster jene Tracht herausbilden, die wir noch heute in jeder römisch-katholischen Kirche erblicken.

Christus, der göttliche Menschenfreund, hatte sich für die Wahrheit seiner Lehre, und somit für das geistige Wohl der Menschheit, am Kreuze geopfert; er hatte, zur Erinnerung an seine Hingabe für die heilige Sache der Wahrheit, das Abendmahl eingesetzt. Um nun nach altjüdischer und heidnischer Gewohnheit im christlichen Cultus ebenfalls ein Opfer zu haben, legte man also jetzt in das, zum Gedächtnißmahl eingesetzte Abendmahl den Sinn eines Opfers; man ließ gleichsam Christus sinnbildlich wiederholt zum Wohle der Menschheit sterben, und verband mit diesem neuen unblutigen Opfertod den Begriff der Aussöhnung Gottes. —

Niemand kann läugnen, daß diese Auffassung des heiligen Nacht-

mahles dem Geiſte der Chriſtuslehre und den Ausſprüchen des Heilandes ganz fremd, ja geradezu widerſtreitend und rein altteſtamentaliſch oder, — was in den damaligen Verhältniſſen begründeter, — heidniſch war.

Mit dieſer Einrichtung rückte aber die Kirche dem heidniſchen Cultus ſo nahe, daß ſie getroſt auch noch ſonſtige, die Feier erhöhende Theile jener Liturgien aufnehmen durfte. Man lehnte ſich dabei an die zuletzt beliebteſten Culte *) des Mithras-, Serapis- und namentlich des Iſisdienſtes. Und wie im letzteren ſinnbildliche Scenen aus der Lebensgeſchichte der großen Göttin aufgeführt wurden, ſo fing man nun an, auch beim chriſtlichen Gottesdienſte die Leidensgeſchichte Jeſu ſinnbildlich darzuſtellen.

Die Einrichtung fand bei der überwiegenden Maſſe ſchauluſtiger Menſchen Anklang und geſtaltete ſich unter dem römiſchen Biſchof Gregor I., um das Jahr 600, jedoch nicht ohne vielſeitigen und bedeutenden Widerſpruch, zu jener feſtſtehenden und ſcharf begränzten Ceremonie, welche die römiſche Kirche mit dem Namen „Meſſe“ bezeichnet.

Hiermit hatte aber die Herabziehung und Veräußerlichung der reinen Chriſtuslehre, bezüglich des Abendmahls, ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Im Laufe der Zeit verwirrten ſich die Begriffe immer mehr und mehr, bis es gar, 831, einem Mönch des Kloſters Corbie, Paſchaſius Radbertus, einfiel, die Behauptung aufzuſtellen: daß ſich das Brod und der Wein, welche der Prieſter beim Meßopfer oder Abendmahl ſegne, Kraft der darüber geſprochenen Einſetzungsworte, auf unbegreifliche und geheimnißvolle Weiſe in das wahre Blut und in den wahren Leib Jeſu Chriſti verwandle und zwar in denſelben Leib, den Maria geboren, der am Kreuze geſtorben und nach drei Tagen auferſtanden ſei. Wer alſo das Abendmahl genieße, eſſe wirkliches Fleiſch und trinke wirkliches Blut, doch ſei dieſem Fleiſch und dieſem Blut durch ein Wunder die gewöhnliche Farbe und der eigenthümliche Geſchmack genommen, denn es verbleibe in Geſtalt, Farbe, Geruch und Geſchmack Brod und Wein.

Radbertus legte dieſe Meinung, von der das Chriſtenthum 800 Jahre lang nichts geahnt hatte, in einer Schrift nieder, auf welche jedoch Niemand achtete. 13 Jahre ſpäter über-

*) Schmidt de sacerdot. et sacrif. Aegypt. p. 165—171. — Plutarch de Iside et Osir. — Jablonski Voces Aegyptiacae in Opusc. 309. Metam. XI. p. 759.

arbeitete er ſie indeſſen noch einmal, und widmete ſie nun Karl, dem Könige der Franken. Dies machte Aufſehen und nun erregte das Buch heftige Kämpfe. Von allen Seiten her erhoben ſich Stimmen des Widerſpruchs, ſelbſt im eigenen Kloſter, und alle Welt rief: Radbertus habe in die Worte Chriſti einen Sinn gelegt, der nie und nimmer darin zu finden ſei!

Die Behauptung des Radbertus war denn auch ſo widerſinnig, dem wahren Geiſte der Chriſtuslehre ſo widerſprechend, und der Gedanke: daß man einerſeits einen Gott, andererſeits Menſchenfleiſch eſſe, ſo herabziehend und widerwärtig, daß die Erfindung des überſpannten Mönches ohne Zweifel allgemein verworfen und gewiß bald vergeſſen worden wäre, wenn in ihr nicht der ungeheuerſte Triumph der Hierarchie verborgen gelegen hätte.

Denn: nahm die Kirche die Anſicht des Radbertus als die ihre an, ſo ſtand ſie mit einem Male hoch über allen irdiſchen Verhältniſſen und ihre geringſten Prieſter konnten nun mit Recht auf Kaiſer und Könige herabſehen; denn Derjenige, der im Stande iſt, einen Gott zu ſchaffen, muß ja — eben weil er einen Gott hervorrufen, ſchaffen kann, — ſelbſt größer als dieſer von ihm hervorgerufene Gott ſein!

Nach der Lehre des Radbertus, die unter der Bezeichnung der „Transſubſtantiations-Lehre" bekannt iſt, vermag aber jeder Prieſter, — ſelbſt wenn es der erbärmlichſte und verworfenſte Menſch wäre, — nach Belieben, wann und wo er will, aus Brod und Wein einen Gott zu ſchaffen; er kann denſelben hier und dorthin ſtellen; er kann ihn verzehren und verdauen; er kann ihn auch etwa, wenn er Luſt hat, mit Füßen treten. Wenn dies Alles der ſchlechteſte Prieſter aber mit Gott, — den er durch ſein Wort hervorgerufen, — thun kann, was kann er ſich alsdann nicht Alles gegen die Menſchen, — und trügen ſie auch Kronen, — erlauben.

Gegen die Würde eines, mit ſolcher Wunderkraft und Hoheit verſehenen Prieſterſtandes mußte der Glanz irdiſcher Throne wie das Licht der Sterne vor der Glorie der aufgehenden Sonne erbleichen. Jetzt, jetzt! waren die Prieſter keine Menſchen mehr, ſondern Götter!

Freilich konnten ſie dieſe neue Stufe ihrer Größe nur dadurch erklimmen, daß ſie die Gottheit in den Staub zogen und die Menſchheit täuſchten; — was aber lag daran? — ſie ſelbſt ſtiegen, und dies war genug.

Mit gieriger Hand griff denn auch die Hierarchie nach dieſem Kleinod; dennoch mußte ſie 400 Jahre um die allgemeine Anerkennung dieſer Idee kämpfen; wie wir denn ſpäter, wenn wir an die Zeiten der Blüthe des Papſtthums kommen, ſehen werden, daß ſie erſt unter Papſt Innocentius III. (1215) beſtätigt und zum Kirchenglauben erhoben wurde.

Wir ziehen aus allem Dieſem den nöthigen und folgereichen Schluß: Die Meſſe ſammt der Abendmahlslehre, wie ſie heutzutage in der römiſchen Kirche eingeführt iſt, iſt heidniſchen Urſprungs; die Transſubſtantiationslehre aber iſt die Erfindung eines müßigen Kopfs, die erſt 800 Jahre nach Chriſtus auftauchte, die Gottheit in den Staub zieht und die Menſchheit unter einen unwürdigen Aberglauben beugt.

Chriſtus hatte ganz einfach bei dem letzten Nachtmahle, welches er in wehmüthiger Ahnung des ihn bedrohenden Todes im Kreiſe ſeiner geliebten Schüler eingenommen, das Brod gebrochen und den Kelch durch ein Dankgebet geſegnet, und beides ſeinen Jüngern gereicht, mit der Bitte: ſolches öfter zum Andenken an ihren väterlichen Freund zu wiederholen. Denn wie er jetzt Brod und Wein hingegeben habe, zur Nahrung und Kräftigung des irdiſchen Körpers, ſo werde er auch ſein Fleiſch und ſein Blut hingeben zur Beſtätigung ſeiner Lehre, die ja ſtets die Nahrung und Kräftigung des unſterblichen Theils der Menſchheit bleiben ſolle.

Würde nun, ich frage alle Welt, würde Chriſtus, wenn er heute als Menſch unter uns träte, in der Meſſe und in der Lehre vom Abendmahle, wie ſie von Rom ausgeht, ſeine Lehre wieder erkennen? — Wir glauben ſchwerlich! — Das Traurigſte iſt aber dabei, daß ſelbſt Abendmahl und Meſſe mit der Zeit zu einem ſchnöden Handelsartikel wurden. Denn ſobald man das Abendmahl als ein Verſöhnungsopfer zu betrachten anfing, mußte den Sündern daran gelegen ſein, dies Ausſöhnungsmittel für ſich anwenden zu können. Anfangs bat man nun die Prieſter darum und vergütete ihnen die Mühewaltung, nach und nach aber ſtellten ſich dieſe, vorher freiwilligen Vergütungen als Taxen feſt, und nun ließ der Sünder für Geld Gott ſo oft ſchaffen und opfern als er für gut fand. — Man theilte die Meſſen in große, feierliche Meſſen (Hochamt), in Seelenmeſſen (wobei das Opfer zu Gunſten der Verſtorbenen gebracht wird), ferner in trockne oder Schiffs-, in Jagd- und andere Meſſen, alle hatten Taxen und noch heutzutage iſt der Handel mit „Meßopfern" eine Hauptnahrungsquelle der Hierarchie.

Und doch gibt es nur ein Opfer, welches dem Allmächtigen, dem großen Weltengeiste angenehm sein kann: es ist die Hingabe eines reinen Herzens an die ewige unendliche Liebe; — es ist die beständige Aufopferung alles Unwahren und Unsittlichen in uns; — es ist die Weihe unserer selbst — durch ein rechtschaffenes Leben! —

Die christliche Gottesverehrung hatte also mit der Zeit, wie wir gesehen, einen ganz anderen Charakter angenommen: — sozwar, daß man von einer geistigen Auffassung der beseligenden Christuslehre fast nichts mehr wußte, und alle Religiosität lediglich in einem äußeren, dem Heidenthume nachgebildeten Gottesdienste suchte. Von einer Religion des Herzens oder gar des Verstandes war gar keine Rede; dagegen täuschte man die Herzen durch poetische Schwärmereien und wiegte die Sinne durch Kunst und Pracht in einen angenehmen Taumel. Baukunst, Malerei, Plastik, Musik und Dichtkunst mußten sich vereinigen, um durch ihre Wundergebilde die Gläubigen hinzureißen; während Weihrauch, Processionen, Kleiderpracht und Aufzüge die Sinne fesselten. Die Kunst ward eine Dienerin des Göttlichen und Ewigen, aber sie beengte als christliche Kunst den Ideenkreis der Menschheit, und trug dadurch gleichfalls bedeutend zur Veräußerlichung der Religion bei.

Allein diese Anstrengungen, den Cultus über alle Maßen großartig zu gestalten, so wie die Verschwendungen der Geistlichkeit, erschöpften bald alle Kassen, namentlich die der Bischöfe zu Rom, da diese, zur Befestigung ihrer Macht auch in politischer Hinsicht große Ausgaben bestreiten mußten.

Trotz Reliquienkram, Wallfahrten und Meßopfern fehlte es daher an Geld. Man kam also in Rom zusammen und fing zu berathen an, wie am besten Geld zu schaffen sei. Man sann lange darüber her und hin, endlich kam man auf einen höchst glücklichen Gedanken.

Bekanntlich war es in den Zeiten des Urchristenthums gebräuchlich gewesen, daß die Sünder ihre Missethaten Angesichts der Gemeinde laut und reuig bekannten. Dem Bekenntniß folgten sodann gewöhnlich schwere Kirchenbußen, die ebenfalls öffentlich abgethan werden mußten. Als später das Christenthum Staatsreligion ward, und Massen reicher und mächtiger Männer beitraten, wagten es die Priester nicht mehr, so öffentlich und streng zu strafen. Man fing daher einerseits an, ein geheimes Sündenbekenntniß anzuempfehlen, während man andererseits den Reichen Gelegenheit schaffte, ihre Bußen in milde Gaben an die Armen, die Kirche oder den Clerus

umzuwandeln. Diese neue Quelle des Einkommens mußte aber um so reichhaltiger fließen, je mehr man die Sünder in Furcht über das Jenseits erhielt, ohne denselben jedoch alle Hoffnung der Erlösung abzuschneiden. Die Hölle — dieser Glaubenssatz stand fest — gab die ihr verfallenen Seelen nicht mehr heraus, und doch liegt zwischen dem Weg zu den Gärten des Paradieses und dem Orte der ewigen Verdammniß gerade jene breite Straße, welche die Mehrzahl der Staubgebornen wandelt. Man hatte daher schon hie und da die Ansicht aufstellen hören, daß es außer Himmel und Hölle noch einen dritten Ort — einen Ort der Seelen-Reinigung — geben müsse. Diese Annahme Einzelner kam nun Rom in seiner Verlegenheit trefflich zu statten. Die Kirche adoptirte sofort diesen Glaubenssatz, (obschon er den Evangelien ganz fremd ist) und nannte diesen dritten Ort das Fegfeuer. Zugleich lehrte man, (wie man es denn noch lehrt), daß die Seelen derjenigen Verstorbenen, die noch nicht völlig rein und makellos, in diesem Fegfeuer so lange in höllischen Gluten zu leiden hätten, bis sie von ihren Sünden völlig gereinigt. Dies alles machte aber noch kein Geld flüssig. Man lehrte daher die Christenheit, daß Christus und seine Apostel, so wie die Heiligen und Märtyrer mehr gute Werke im irdischen Leben vollbracht hätten, als dies zu ihrer Seligkeit nöthig gewesen wäre. Alle diese überverdienstlichen Werke seien in einen Gnadenschatz zusammengeflossen, zu welchem der Papst, d. h. der römische Bischof, den Schlüssel habe. Er könne nun nach Gefallen aus diesem Schatz der Gnade schöpfen und Sündern davon mittheilen, so z. B. durch diese Manipulation Seelen aus dem Fegfeuer erlösen, wenn nämlich diese Gnade durch Seelenmessen, Schenkungen an die Kirche u. s. w. verdient würde.

Entsetzenerregend ist nun freilich der Gedanke, daß ein so grauenhafter, ein so gottesschändender Unsinn Glauben finden konnte; allein die Christenheit war bereits so furchtbar in Aberglauben und Irrwahn verstrickt, es lag, Dank dem Pfaffen- und Mönchswesen! eine solche Geistesnacht über den Jahrhunderten, daß auch dieser Glaube, zum Hohne der Vernunft, Wurzeln fassen, ja, was das Schrecklichste ist, sich bis auf uns erhalten konnte. Nach und nach wandte man den unerschöpflichen Gnadenschatz auf alle Sünder an, und nun erreichte die Verwegenheit der Päpste ihren Höhepunkt; denn sie trieben mit der Gnade Gottes ruchlosen Handel. Man nannte diesen Erlaß der Sünden „Ablaß."

Um aber recht vollen Nutzen aus dieser trefflichen Erfindung zu ziehen, kam der Papst noch auf einen andern Gedanken, — denn an

glücklichen Auffindungen von Erwerbsquellen zeichnete sich Rom von jeher aus, — er setzte nämlich ein Jubeljahr fest, an welchem alle Welt eingeladen wurde nach Rom zu pilgern, um dort vollkommenen Ablaß für alle Sünden zu finden. Die Sache schlug ein. Millionen Pilger wallten nach Rom und die Kirche erntete unermeßliche Schätze.

Zwar war damals bestimmt worden, daß nur alle hundert Jahre ein solches Jubeljahr gefeiert werden dürfe; aber die Einnahme war zu schön und lockend gewesen, und so erklärte Rom, daß alle fünfzig, und zuletzt gar daß alle fünf und zwanzig Jahre ein solches, für die Kirche allerdings wahrhaftes Jubeljahr zu begehen sei.

Diese Einrichtung und die fernere schmachvolle Ausdehnung des Ablasses fallen indessen in eine künftige Periode, sie mußten hier aber erwähnt werden, da sie in dem eben besprochenen Zeitraum ihre Wurzel schlugen und mit zu den mächtigsten Stützen des Papstthums gehörten.

Eine natürliche Folge aller bisher erwähnten Einrichtungen war zu gleicher Zeit die immer schärfere Scheidung des Priesterstandes von dem Volke. In der urchristlichen Kirche gab es gar keine Priester und die Presbyter waren Eins mit der Gemeinde. Jetzt dehnte sich eine gewaltige Kluft zwischen den Geistlichen und den Gemeinden, eine Kluft, welche die Hierarchen auf alle nur erdenkliche Weise zu erweitern suchten. So z. B. benutzte man die Transsubstantiationslehre, um das Vorrecht der Priesterschaft recht grell hervorzuheben, und entzog, gegen die ausdrückliche Verordnung Christi selber, den Laien den Kelch. Der Herr gebot: „Trinket Alle daraus!“ Der Papst aber fand für gut zu befehlen: Nein! nicht wie Christus, sondern wie ich will! Hinweg mit dem Volke von dem Tische des Herrn. Die Priesterschaft allein ist, als Mittlerin zwischen Gott und Menschheit, heilig genug, das Gedächtnißmahl unter beiden Gestalten zu feiern. Wenn sie den Kelch genießt, so trinkt sie für die ganze Christenheit, die ohnehin als ein Nichts in ihr aufgeht.

Die Behauptung, Christus sei in jeder der beiden Substanzen vollständig vorhanden, mußte dabei diesen verwegenen Eingriff in die heiligsten Rechte der gesammten Christenheit rechtfertigen, und so wurde dieselbe nun, wie schon früher vom Altare, so jetzt sogar vom Tische des Herrn verstoßen, und mußte sich mit dem Genusse des Abendmahls unter „Einerlei Gestalt“ begnügen.

So trat die Trennung des Priesterstandes, wenn auch vielen Geistlichen selbst unbewußt, immer mehr hervor, und wenn die Ver-

hältniſſe und der Zeitgeiſt ſie beförderten, ſo lag doch auch vom vierten Jahrhundert an, ein wohl durchdachter und gut berechneter Plan allen darauf abzielenden Erſcheinungen zu Grunde. Die mächtigſte Beförderung fand jedoch dieſes Streben in dem Cölibat, der Eheloſigkeit der Prieſter.

Der Apoſtel Petrus war verheirathet, denn es heißt Matthäus 8. V. 14. „Als Jeſus in das Haus des Petrus kam, ſah er die Schwiegermutter deſſelben am Fieber darniederliegen u. ſ. w.“ Auch die meiſten übrigen Apoſtel waren verehlicht, denn Paulus ruft in ſeinem erſten Briefe an die Korinther, 9. Kapitel 5. Vers: „Haben wir nicht auch das Recht, eine Schweſter, d. h. eine Chriſtin, zum Weibe mit umher zu führen, wie die übrigen Apoſtel und die Brüder des Herrn, und Kephas?“ Ferner ſagt Paulus ausdrücklich: „Ein Biſchof ſoll ſein eines Weibes Mann!“ *) Allerdings empfiehlt derſelbe Apoſtel an einer anderen Stelle **) den ledigen Stand, ſetzt aber ausdrücklich hinzu: „Ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, alſo wandle er.“

Es iſt leicht begreiflich, daß demohnerachtet in den erſten ſtürmiſchen Zeiten gar Manche ledig blieben, die ſich dem Apoſtel- oder Lehreramte gewidmet. Theils um in ihrem Wirken weniger beengt zu ſein, theils eben jener unſicheren und drangſalvollen Zeiten wegen. Das Einſiedler- und Mönchsweſen brachte indeſſen bald die Anſicht auf, daß Eheloſigkeit nicht nur ein Verdienſt, ſondern ſogar die Grundbedingung zu einem heiligen Lebenswandel ſei. Dennoch ſehen wir in der morgenländiſchen Kirche noch im vierten und fünften Jahrhundert verheirathete Prieſter und Biſchöfe. Rom erklärte dagegen (ſchon 385 unter Biſchof Siricius) daß nur Eheloſe in den Stand der Prieſter treten oder darin belaſſen werden könnten. Trotz dem kehrte man ſich wenig darum und wir kennen im achten, neunten und zehnten Jahrhundert eine Menge Biſchöfe, die verheirathet waren und Kinder hatten. Gab es doch ſelbſt damals Päpſte, welche in der Ehe lebten. ***)

Erſt ſpäter, und zwar 1074, in einem Zeitraum, an welchen wir in der Kirchengeſchichte noch kommen werden, ward die Eheloſigkeit der Prieſter als göttliche und päpſtliche Verordnung und unumſtößliches Kirchengeſetz gehandhabt. Schon bis dahin war indeſſen allerdings die überwiegende Maſſe der Geiſtlichkeit ledig geblieben, und bildete

*) 1. Tim. 3, 2.
**) 1. Kor. 7, 7—17.
***) Ausführlicheres: Gfrörers Kirchengeſchichte, 3tes Buch 14tes K. S. 1320.

somit einen eigenen Verband, den weder die zarten Bande des Familienlebens noch sonstige staatsgemeinheitliche Interessen an die bürgerliche Gesellschaft schloß. Die compakte Masse der Geistlichkeit war dagegen „ein Staat im Staate," den ein gemeinsames Interesse nach einem Ziele, der Untersuchung der Geister, selbstbewußt oder auch unbewußt, hintrieb, „ein Staat im Staate," dessen Wurzel in Rom, der in allen Ländern und Reichen daher auch nur römische Interessen vertrat.

So mußte natürlich auch das Cölibat zu einem der mächtigsten Hebel päpstlicher Gewalt werden.

Als den Schlußstein zur Gründung des riesigen Baues, den wir als Papstthum im Mittelalter bis in die Wolken reichen sehen, und dessen dreifach gekrönte Kuppel der irrgeleiteten Menschheit Jahrhunderte lang als Leitstern entgegenglänzte, haben wir nun noch der falschen Isidorischen Dekretalen zu erwähnen.

Die „falschen Isidorischen" oder wie sie auch genannt werden: die „Pseudoisidorischen Dekretalen" bilden, als ein verabscheuungswürdiger Betrug, einen Schandfleck in der Geschichte der christlichen Kirche.

Im Jahr 636 war nämlich eine Gesetzsammlung erschienen, an deren Herausgabe der Bischof Isidor von Sevilla namentlich Antheil gehabt haben soll. Sie enthielt Concilienbeschlüsse, päpstliche Briefe, Mandate und Dekrete bis auf Gregor den Großen.

In dieser isidorischen Sammlung war nun bis zum neunten Jahrhundert durchaus kein Dokument zu finden, nach welchem der Clerus von dem Staate völlig losgerissen, die Metropolitan- und Synodal-Rechte aufgelöst, und dem Papste eine Macht ertheilt wird, nach welcher er, als das alleinige, unfehlbare Oberhaupt der Kirche und des Staates, unbedingte Gewalt und schiedsrichterliches Recht über alle Kronen der Erde besitze.

Da erschienen die Isidorischen Dekretalen, — etwa 200 Jahre nach Isidorus Tod, — auf ein Mal in einer neuen Gestalt, und zwar in drei Theilen, von welchen der erste und der letzte Theil, außer unzähligen Fälschungen in den Original-Akten, gegen hundert unächte Briefe enthielten, die man zumeist für Sendschreiben der ersten Bischöfe ausgab.

Nur eine so ganz in Aberglauben und Geistesnacht versunkene Zeit, wie die damalige, konnte den Betrug übersehen. Und wenn auch hie und da Zweifel wach wurden, so gelang es doch erst sieben Jahr-

hunderte ſpäter, die heilloſe Fälſchung zu entdecken und zu beweiſen, was um ſo ſchlagender geſchah, als man darthat, daß viele der Briefe, die doch im erſten, zweiten und dritten Jahrhundert nach Chriſto geſchrieben ſein ſollten, Einrichtungen und Thatſachen beſprechen, welche erſt im ſechsten, ſiebenten und achten Jahrhundert auftauchten.

Der Betrüger, der ſie gefertigt, iſt unbekannt geblieben. Dennoch trifft ihn die Verachtung der Nachwelt; weniger, weil er durch ſein Machwerk Rom für alle ſeine Anmaßungen für lange Zeit den Schein des Rechtes in die Hand ſpielte, — als weil er auf ſchändliche Weiſe die Ausſprüche der heiligen Schrift verdrehte und, ſammt den Namen der bedeutendſten Kirchenväter, zu ſeinem abſichtlichen Betruge, zu ſeinen, alle Rechte des Volkes und der Fürſten mit Füßen tretenden Zwecken benutzte.

Ob die Pſeudoiſidoriſchen Dekretalen, — welche gegen das Jahr 830 in Mainz an das Licht der Welt traten, indem man ſie im dortigen biſchöflichen Archiv aufgefunden haben wollte, — mit Wiſſen und in Auftrag der Päpſte angefertigt, oder von denſelben ſpäter nur benutzt worden ſind, iſt unentſchieden. Gewiß iſt es dagegen, daß ſie eine furchtbare Waffe in den Händen der römiſchen Biſchöfe wurden, die nun alle Mißbräuche und rechtloſen Uebergriffe als geheiligt darſtellen und mit um ſo größerem Uebermuthe Völkern, Kaiſern und Königen den Fuß auf den Nacken ſetzen konnten.

Somit war alſo die Macht des Papſtthums nach allen Seiten hin gegründet und geheiligt, und wir werden nun — in dem kommenden Abſchnitte — ſehen, zu welcher ſtolzen Blüthe es emporſchoß. Freilich hatte Chriſtus keinen Antheil daran. Sein Geiſt ruhte wohl auch damals auf manch edeldenkendem Laien, ſelbſt auf einzelnen Prieſtern, ſo wie er zu allen Zeiten der eigentlichen Kirche, das iſt eben jenen Beſſerdenkenden, verblieb und verbleibt; dem Papſtthume aber — als ſolchem — blieb er fern; denn der Geiſt des Papſtthums war ein irdiſch Gelüſten nach unumſchränkter Herrſchaft, getragen von Habſucht, gegründet auf Betrug; des Herrn Geiſt aber iſt die Liebe und Wahrheit, wie ſie einfach und herzgewinnend einzig und allein in ſeiner Lehre auf uns gekommen iſt. Darum wird denn auch in den Stürmen der Zeiten, die alles Irdiſche verwehen, der ſtolze Bau der Hierarchie zuſammenbrechen; des großen, des herrlichen Nazareners Worte aber werden ewig dauern, denn:

Jeſus Chriſtus geſtern und heut
Und derſelbe in Ewigkeit.

IV.

Blüthe des Papstthums.

Nachdem wir bisher beobachtet haben, wie sich im Laufe der Jahrhunderte aus dem Urchristenthum eine Hierarchie und aus dieser wieder das Papstthum herausbildete, kommen wir nunmehr, nachdem wir auch dessen Begründung in's Auge gefaßt und seine Hauptstützen erwähnt haben, zur Blüthe des Papstthums.

Bis zu Gregor dem Großen (604) und der Bildung des Kirchenstaates hatten die römischen Bischöfe, jetzt allgemein Päpste genannt, um Begründung ihrer Macht gekämpft; von den ebenerwähnten Zeitepochen an, verändert sich der Charakter dieses Kampfes, indem sich von nun an die Päpste als Herren der Welt im Geiste und der That nach fühlen, und ihre Bestrebungen daher auf die Behauptung und Ausdehnung der einmal begründeten Macht beschränken.

Und diese Bestrebungen krönte, wie Jedermann weiß, ein unerwartet großartiger Erfolg. Ein Riesenbau thürmt sich vor unseren Augen das Papstthum auf! ein Riesenbau, wie die Geschichte keinen zweiten kennt! ein Riesenbau, deß unterirdische Laufgräben, dessen düstere Catakomben sich bis in das furchtbare Reich der Hölle senken; dessen stolze Kuppel aber zugleich hoch in den Himmel reicht!

Und wer — wer hat dies gigantische Werk geschaffen? — ist's Christi Werk? ist es die Kirche, die er auferbaut? —

Wir müssen es am Geist erkennen, der den Bau durchweht, erhält und trägt. Wenn's Christi Geist ist, wird er uns lebenswarm anhauchen; denn Christi Geist ist ja der Geist der Liebe, der Duldsamkeit, der Demuth, der Wahrheit und der Freiheit.

Doch wie?! — Uns trifft ein kalter, eisiger Hauch, der alles Leben zu ertödten droht; ein gift'ger Hauch, wie er vom Eispalast des Nordpols ausgeht. Dort im Reich des Geistes, wie hier im irdischen Revier, fährt er erstarrend über eine Welt, die sich ihm in schauerlich erhab'ner Pracht leblos zu Füßen legt. So weit dein Auge reicht, siehst du hier des Schnee's Leichendecke sich ausspannen; in starren Fesseln liegen Fluß und Meer, und kalte Nebel ruhen auf der Tiefe, die einsam, schweigend und freudenlos sich sklavisch um die Eisriesen schmiegt, die ihre Häupter in den Wolken bergen.

Und ist es anders dort, in jenem Riesenbau des Papstthums? — Zeigt er uns ein fröhlich Geistesleben? Zeigt er uns der Liebe Blume

und der Wahrheit Blüthe, den Lebensbaum der Denkfreiheit, die Früchte der Demuth und der Duldsamkeit? — Sie alle, alle hat der Geist der Despotie geknickt, der sich nur kennt und seine jammervolle Frucht — den Knechtessinn!

Christus ist todt! — Das Papstthum ist das ungeheure Grab, in welches sie den Herrlichen gesenkt, bis einst das Schöpferwort der Liebe ihn zu neuem Leben rufe! —

Doch auch in dieser historischen Gestaltung erkennen wir die Weisheit des ewigen Gottesgeistes, der seine Kinder durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg und zur Vollendung führt. Die Kirche, eigentlich der unsichtbare Tempel des Gottesgeistes, der in den Herzen aller Gläubigen wohnt, ward auch in der Gestalt des Papstthums die Erzieherin der Völker.

Kaiser Karl der Große hatte den Grundsatz festgehalten, daß die Päpste, wie alle übrigen Bischöfe und Würdenträger der Kirche, dem Kaiser, als dem Reichsoberhaupte, unterthan seien. Er hatte auch darnach gehandelt, und Niemand, selbst nicht der Papst, wagte diesem Rechtsgrundsatze zu widersprechen.

Dagegen sehen wir schon Papst Leo IV., bei den schwachen Nachfolgern jenes Fürsten, die Sache herumdrehen. Ein schlagender Beweis hierfür ist Folgendes:*) Bei allen Schreiben der Päpste an die Fürsten der Erde, war es bis dahin Brauch gewesen, den Namen jener Herrscher zuerst zu setzen; Leo dagegen fing nun an, und setzte den Namen des Papstes voran, zum Zeichen, daß den Nachfolgern Petri der Vorrang gebühre; auch gab er den Fürsten nicht mehr den Titel Herr, sondern sprach als Vater zu seinen Söhnen.

Außerdem benutzte er mit großer Schlauheit jede Gelegenheit, seine und des römischen Stuhles Macht so viel wie möglich auszudehnen und zwar namentlich jenseits der Alpen. Der Tod riß ihn jedoch unerwartet von der Bühne ab, und nun kommen wir auf einen Vorgang zu sprechen, der ganz eigner Art ist.

Der Sage und den alten Chroniken nach, folgte nämlich auf Leo IV. die Päpstin Johanna. Sie soll, wie namentlich der Geschichtschreiber, Martin der Pole, angibt, ein Mainzer Mädchen gewesen sein, welches seinem Geliebten nach Athen gefolgt, dort männliche Kleidung angelegt und sich zugleich ausgezeichnete Gelehrsamkeit erworben habe. Kurz darauf begab sich Johanna nach Rom, wo-

*) Ausführlich in Gfrörers Kirchengeschichte, 3tes K. 12. Garnerius (liber diurnus).

ſelbſt ſie, von aller Welt als Mann betrachtet, durch ihre großen Kenntniſſe die allgemeine Bewunderung in ſolchem Maße auf ſich zog daß ſie nach Leo IV. Tod einſtimmig zum Papſt gewählt wurde. Zwei Jahre, einen Monat und vier Tage, ſo erzählen die Chroniken weiter, ſaß Johanna (als Johann VIII.) auf Petri Stuhl, da ward ſie Mutter. Aber am ſelben Tage endete auch ihr Leben.

Ob nun dieſe Geſchichte Thatſache ſei, oder ob man ſie nur als Sage zu betrachten habe, die in ſcharfem Spott die Verdorbenheit der Päpſte geißle, iſt ſchwer zu beſtimmen. Gfrörer iſt entſchieden gegen ihre Wahrheit. Haſe ſagt über die Päpſtin Johanna: „Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts las man in der Chronik, „daß zwiſchen Leo IV. und Benedikt III. ein verkapptes Mädchen, „das in Athen große Gelehrſamkeit erworben hatte, als Johann VIII. „den apoſtoliſchen Stuhl beſtiegen habe und, die Schuld ihres Geſchlechtes „bezahlend, tragiſch untergegangen ſei. Johann XX. nannte ſich „deßhalb Johann den XXI. und die Päpſtin erhielt ihren „Platz in der Ahnenreihe der Nachfolger Petri. Das „Schweigen des geſammten Alterthums weckte den Zweifel im fünf„zehnten Jahrhundert, und als Zeugniſſe aufgefunden wurden, nach „denen ſchwer zu leugnen iſt, daß Benedikt unmittelbar auf Leo „folgte, und die Päpſte des elften Jahrhunderts jenen Unfall wenigſtens „keck verläugneten, ſo gaben auch die Proteſtanten dieſe Geſchichte auf. „Sie ſieht nicht nach einer Verläumdung oder Allegorie „aus, ſondern wie eine Volksſage, die ſich im harmloſen poetiſchen „Spotte über die höchſte Macht des Zeitalters erhebt und nach ger„maniſcher Weiſe unter dem Uebermuthe ein tiefes Leid trägt. Den„noch iſt es möglich, daß die Kirche, welche Niegeweſenes „geſchehen ſein ließ, mit ihrer Geiſtermacht auch das „Geſchehene vernichtete, ſo lange ſeine Kunde dem noch „ſchwankenden Papſtthum bedenklich ſchien.“

Auf die kurze Regierung des thätigen Papſtes Benedikt des III., folgte (858) eine großartige Erſcheinung. Nikolaus I. beſtieg den Stuhl Petri.

Nikolaus war ein kühner geiſtreicher Mann von entſchiedenem Charakter, deſſen hervorleuchtendſte Seite Herrſchſucht war. Mit ſcharfem Blick durchſchaute er die Zeitverhältniſſe, während die Pläne Gregor des Großen klar vor ſeiner Seele ſtanden. Seine ganze Willenskraft vereinigte ſich daher in dem Streben, die einmal errungene Macht des Papſtthums zu einem geiſtlichen Herrſcherthume auszudehnen, unter welches ſich ſelbſt die Großen der Erde willenlos zu beugen hätten.

Dies Vorhaben kündete sofort seine erste Handlung. Kaiser Ludwig II. traf durch Zufall kurz nach seiner Wahl zum Papste in Rom ein. Nikolaus ließ sich nun, was bisher nie geschehen, in Anwesenheit des Kaisers krönen; der Kaiser aber war schwach genug, bei dieser Gelegenheit dem Papste entgegenzugehen, die Zügel seines Pferdes beim Absteigen zu halten, ja dasselbe, gleich einem Stallknechte, eine Strecke weit zu führen.

Hierin aber lag eben die Möglichkeit der über alle Gränzen gedeihenden Ausdehnung der päpstlichen Macht. Die Schwäche der weltlichen Herrscher und ihre nur zu oft unlauteren Begierden, Handlungen und Verlangen, gaben Rom, als der Vertreterin der Unschuld, des Rechtes und der Moralität eine Gewalt in die Hand, welche um so furchtbarer ward, als sie zumeist die öffentliche Meinung auf ihrer Seite hatte. Freilich war diese öffentliche Meinung schmählich irrgeleitet, wie wir sogleich sehen werden; allein dafür hatte Rom schon gesorgt, indem es den Grundsatz festhielt, welchen Nikolaus I. entschieden aussprach: „Die Priester sind Götter, die nicht durch Menschen gerichtet werden können" und „der verworfenste Priester bleibt, Kraft seines Amtes, mehr als der tugendhafteste Laie."

So bot die Schwachheit König Lothars, Karl des Großen Urenkels, auch Nicolaus I. eine herrliche Gelegenheit, sein Oberrichteramt über die Fürsten und Herrscher der Erde geltend zu machen.

Lothar lebte nämlich, obgleich mit einer burgundischen Prinzessin vermählt, mit einem fränkischen Fräulein. Dieser, Waldrade, genügte aber die Liebe des Königs nicht. Ihr Ehrgeiz verleitete sie, die Hand selbst nach der Krone auszustrecken, und wirklich gelang es ihr auch, die rechtmäßige Königin von der Seite ihres Gatten zu verdrängen, und ihr ein Kloster als künftigen Aufenthalt anweisen zu lassen. Doch die Klagen der fürstlichen Dulderin drangen bis nach Rom, und gaben Nicolaus eine erwünschte Gelegenheit, im Namen Gottes richtend und strafend aufzutreten und somit zugleich seine und des apostolischen Stuhles Größe zu mehren.

Zu diesem Vorhaben aber, dem ersten dieser Art, bedurfte es eines Rechtsgrundes, und diesen mußten nun die Pseudo-isidorischen Dekretalen abgeben.

Wir sehen somit hier zum erstenmale eine Frucht jenes Betruges. — Kraft der gedachten Gesetzsammlung erklärte sich Nicolaus I. als obersten Schiedsrichter über alle Sterblichen, lud König Lothar vor eine Kirchenversammlung und verordnete, daß sich derselbe dorten

vertheidigen, und dem päpſtlichen Richterſpruche unterwerfen ſolle. Nach langen Streitigkeiten ſiegte des Papſtes Entſchiedenheit und Willenskraft. König Lothar mußte ſich demüthig unterwerfen, Waldrade verſtoßen, und die Königin in ihre Rechte wieder einſetzen.

Damit war aber der Hierarchie ein Beiſpiel gegeben, welches den bisherigen Rechtszuſtand völlig veränderte, indem es ein oberſtes geiſtliches Tribunal ſchuf, welches, auf dem rechtloſen Boden einer Fälſchung ruhend, die Entſcheidung der wichtigſten Angelegenheiten der Fürſten und Völker einer Prieſterzunft in die Hände ſpielte. Und doch — ſo wunderbar führt der Weltengeiſt die Menſchheit dem großen Ziele ſittlicher Vollendung entgegen — und doch! mußte ſich aus dieſen unreinen Elementen eine welthiſtoriſche Macht bilden, die in den Zeiten rohen Fauſtrechtes, den Stürmen der Völkerwanderungen und den Kämpfen um Aufrichtung eines ſittlich- und rechtlich begründeten Staates, ein gemeinſames Band um die chaotiſch treibenden und kreiſenden Gewalten ſchlang, zugleich aber auch dem weltlichen Deſpotismus kühn entgegentrat, und, ſelbſt jede geiſtige Freiheit vernichtend, der ſtaatsbürgerlichen den rettenden Arm bot.

Dennoch gelangte zu Nicolaus Zeiten das Oberhoheitsrecht Roms noch zu keiner allgemeinen und gültigen Anerkennung; wie denn der Nachfolger dieſes Papſtes, Hadrian II., als er in die Regierungsangelegenheiten der fränkiſchen Krone eingreifen wollte, erfuhr. Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle wieſen ihn*) ſo entſchieden zurück, daß der heilige Vater für klug fand, mildere Seiten aufzuziehen.

Unterdeſſen geſtalteten ſich mit Karl des Dicken Rücktritt die politiſchen Angelegenheiten Europa's völlig um. Karl der Dicke hatte als deutſcher König noch ein Mal auf kurze Zeit das Reich Karls des Großen unter ſeinem Scepter vereinigt. Als ihn aber die deutſche Nation, ſeiner Unfähigkeit zum Regieren wegen (887) abgeſetzt, fielen die einzelnen Theile des mächtigen Reiches auseinander. Dies benutzten in Deutſchland, Italien und Frankreich die Großen, um ſich unabhängiger zu machen. Ihre Untergebenen werden Knechte, und mit dem Knechtesſinn, welchen ſomit geiſtig Rom, politiſch aber die Großen der Erde mehren, nehmen Sittenverfall, Räubereien, Fauſtrecht und Aberglauben mit unglaublicher Schnelle zu.

---

*) Hincmar.

Deutschland, Frankreich und Italien erscheinen nun als getrennte Reiche und somit athmen die Päpste freier auf, denn sie fühlen die eiserne Hand eines abendländischen Kaisers nicht mehr, und ziehen aus der allgemeinen Verwirrung und Zersplitterung neue Kraft.

Aber auch für den Stuhl des heiligen Petrus bricht eine Zeit herein, die so überreich an den schändlichsten Verbrechen seiner Inhaber ist, die uns das Treiben der heiligen Väter auf eine so betrübende Weise aufdeckt, daß man sie mit Recht die „Eiserne" nennen könnte. Bei einer unglaublichen Sittenverdorbenheit der Nachfolger Christi werden viele derselben ein Spiel derjenigen politischen Partheien, die abwechselnd in Italien und Rom die Macht erlangen. Dennoch verfolgen sämmtliche das gleiche Ziel, und erreichen durch kluge Benutzung der Schwächen Anderer neue Rechte. So befreit sich namentlich um jene Zeit die Hierarchie von der Einmischung weltlicher Herrscher in die Papstwahl.

Aber die Partheien Italiens setzen auch, wie natürlich, Glieder ihrer Genossenschaft auf den heiligen Stuhl, der somit zum Zankapfel der Ränkesucht wird, und seine Besitzer zu den unchristlichsten Handlungen unversöhnlichen Hasses und blutdürstiger Rache führt.

So hatte die deutsch gesinnte Parthei Formosus, Bischof von Porto, zum Papste erhoben; als nun ein halbes Jahr nach dessen Tod die italienisch Gesinnten die Wahl Stephan VI. durchsetzten, beurkundete dieser Nachfolger Jesu Christi seine Rache gegen den verhaßten Vorgänger dadurch: daß er die Leiche des Papstes Formosus aus dem Grabe reißen, zerstümmeln, und in die Tiber werfen ließ.

Dagegen verfluchten die nachfolgenden Päpste wieder Stephan VI, und stellten die Ehre des Papstes Formosus mit Schändung des Andenkens an Stephan wieder her.

Dies Alles war aber nur ein leichtes Vorspiel der Gräuel, die von nun an den heiligen Stuhl befleckten. Das Unerhörteste mußte die Welt erleben! — Ermordete doch ein Papst den Anderen. So riß Leo V. die höchste geistliche Würde (903) an sich, fiel aber schon nach kaum zwei Monaten durch Papst Christophorus, welchen ein halbes Jahr später Sergius III. vertrieb und gleichfalls ermorden ließ.

Nach diesen Gräuelscenen aber fiel der apostolische Stuhl sogar in die Gewalt dreier verruchter Weiber, die ihn auf ein halbes Jahrhundert hin mit ihren Creaturen, Schandgenossen und unehelichen Kindern besetzten.

Diese Weiber waren Theodora, eine vornehme und reiche Römerin, und ihre beiden Töchter Marozia und Theodora die Jüngere. Alle Drei paarten mit unersättlicher Herrschsucht tiefe Verworfenheit, und zwar in einem Grade, wie er nur der Leidenschaftlichkeit einer Römerin eigen ist. Marozia aber war die Geliebte des Papstes Sergius III., die dem heiligen Vater denn auch einen Sohn schenkte, der später unter dem Namen Johann XI. die päpstliche Krone auf sein Haupt setzte. Nach siebenjähriger Verbindung mit Marozia starb endlich Sergius III. Rasch folgten nun Anastasius III. und Lando aufeinander, wahrscheinlich von der Gegenpartei erhoben, von Theodora und ihren Töchtern aber gestürzt. Denn es hatte sich, wie der Geschichtschreiber Luitprand berichtet, Theodora die Jüngere in einen jungen bildschönen Geistlichen von Ravenna verliebt. Selbst reizend wie der junge Tag, zog sie ihn an sich, verführte ihn und beförderte denselben alsdann zur Belohnung seiner Schandthaten zum Bischof von Bologna und bald darauf zum Erzbischof von Ravenna. Aber diese Beförderung des geliebten Mannes legte ihr eine Trennung von ihm auf, die sie nicht zu ertragen vermochte. Entschlossen wandte daher Theodora ihren ganzen Einfluß an, dem Geliebten ihres Herzens die päpstliche Würde zu verschaffen. Es gelang ihr auch in der That, und nun bestieg derselbe unter dem Namen Johann X. den heiligen Stuhl.

Aber die schöne und leidenschaftliche Römerin liebte nicht allein, sie wollte auch herrschen. Johann fühlte daher bald, welches Joch er sich aufgebürdet, und so wagte er allmählig mit Hülfe seines Bruders an diesem Joche zu rütteln. Unter dem Vorwande, die Sarazenen zu vertreiben, die bereits bis vor Rom's Mauern vorgedrungen, sammelte demnach der Papst ein gewaltiges Heer, schlug auch wirklich die Ungläubigen, konnte jedoch die Auflösung des Heeres, welches ihm ein Gegengewicht gegen seine weiblichen Gönner geben sollte, nach diesem Feldzuge um so weniger verhindern, als bald darauf (924) seine Hauptstütze, der lombardische König Berengar, zu Verona ermordet wurde. Trotzdem wagte Johann X. wiederholt den Versuch, sich von der Vormundschaft Theodora's und Marozia's loszumachen. Da erreichte ihn endlich die Rache der Römerinnen. Er wurde im Lateran von Marozia's Häschern überfallen, und, nachdem man seinen Bruder niedergestochen, erdrosselt.

Ohne Weiteres bestieg nun Johann XI., Marozia's und Papst Sergius III. unehlicher Sohn, den entweihten Stuhl Petri.

Aber auch mit dieſem Papſte erloſch das Blut der berüchtigten Weiber noch nicht in den Adern der Nachfolger Chriſti.

956 ſetzte ſich Octavianus, Marozia's würdiger Enkel, ſchon als Knabe die päpſtliche Krone auf, indem er ſich den Namen Johann XII. beilegte.

Octavianus machte ſeinem Stammbaum durch ein unbegränzt ausſchweifendes Leben alle Ehre, während er es zugleich liebte, die Funktionen eines chriſtlichen Oberprieſters fleißig mit dem Hüfthorn und dem Schwerte zu vertauſchen.

Trotz dieſer kriegeriſchen Neigung vermochte ſich indeſſen Johann dennoch gegen ſeine italieniſchen Feinde nicht zu ſchützen, ſo daß er ſich endlich genöthigt ſah, den deutſchen König Otto I. (961) zu Hülfe zu rufen. Otto erſchien, befreite Johann und wurde dafür den 2. Februar 962 als Kaiſer gekrönt, während der Papſt ſeinerſeits dem Kaiſer als dem Oberlehnsherrn huldigte und Treue ſchwur. Treue aber war dem Italiener ein fremdes Wort. Bald wünſchte er die neue Feſſel zerriſſen, um deſto ungebundener herrſchen zu können; und da mit der Gefahr auch die Dankbarkeit verſchwunden, knüpfte er jetzt heimlich mit dem alten Feinde, gegen den er doch ſelbſt den Kaiſer herbeigerufen, Unterhandlungen an, um ſeinen Befreier zu verderben.

Allein Otto erhielt von dem Verrath Winke. Er beſchloß daher den meineidigen Nachfolger Chriſti zu züchtigen.

Schrie doch ohnehin alle Welt über den ſchmachvollen Lebenswandel dieſes Papſtes, den man öffentlich „ein Ungeheuer an Sittenverderbniß" nannte. Seine Aufführung war denn auch in der That der Art, daß keine Pilgerin es mehr wagen durfte, die Schwellen der heiligen Apoſtel zu betreten, da dem laſterhaften Johann ſelbſt der Altar nicht mehr heilig war.

Der Kaiſer begab ſich daher nach Rom, aus welchem der Papſt entfloh; berief eine Kirchenverſammlung und ſetzte auf derſelben Johann XII. ab, der, des Treubruchs gegen ſeinen Kaiſer überführt, auch noch folgender Verbrechen ſchuldig erkannt wurde, als: einen Diakonen im Pferdeſtall geweiht, Geld für die Prieſterweihe genommen, einen zehnjährigen Knaben zum Biſchof gemacht, die Kirche geſchändet, alle Art der abſcheulichſten Lüderlichkeit getrieben, ſeinen Beichtvater geblendet, andere Prieſter verſtümmelt, Häuſer angezündet, auf des Teufels Wohlſein getrunken und ſeine Pflichten in jeder Art verletzt zu haben.

Unter dem Schutze des deutschen Kaisers, dem die Römer schwuren, nie einen Papst gegen seinen Willen zu wählen, bestieg sofort Leo VIII., als Gegenpapst den heiligen Stuhl. Die nächste Folge war, daß sich die beiden christlichen Oberpriester gegenseitig verfluchten und bannten. Aber die Erhöhung Leo's sollte für ihn eine noch schlimmere Wendung nehmen; denn kaum hatte der Kaiser Rom den Rücken gewandt, als Papst Johann zurückkehrte und Leo verjagte. Ein neues erbauliches Schauspiel ward nun abermals der Christenheit bereitet. Johann XII. berief alsobald eine Kirchenversammlung, und schleuderte hier neuerdings den Bannstrahl auf seinen Gegenpapst, so wie auf die, vom Kaiser berufene Synode, die er im Namen Gottes für verrucht und kirchenräuberisch erklärte. Aber der fromme Papst Johann, der Nachfolger unseres sanften, liebeathmenden Heilandes, ging noch weiter. Er bemächtigte sich der Hauptheilnehmer jener Synode und ließ dem Einen die Hand abhauen, dem Andern Zunge, Nase und Daumen abschneiden, und den Bischof von Speier bis auf's Blut geißeln.

So handelten Päpste! Päpste, die sich die Väter der Christenheit nannten; Männer, die das Hoheprieſterthum der Religion der Liebe begleiteten! Menschen, die es wagten, sich Nachfolger Christi nennen zu lassen! Sterbliche! die die Kühnheit hatten, nicht allein Stellvertreter der allreinen, der allweisen, der allliebendenden Gottheit auf Erden sein zu wollen; sondern die sich sogar die Rechte der Gottheit selber anmaßten, und, selbst die verabscheuungswerthesten Verbrecher, im Namen des ewig Gerechten Sünden vergeben und behalten wollten! —

Doch Jahrhunderte flohen über die Grüfte, die ihren Staub bergen. Die Geschichte hat sie gerichtet! fallen wir nicht in den Fehler, den wir an ihnen so oft beklagen müssen, bedauern wir ihr Irren, aber bedenken wir auch zugleich, es waren Menschen, schwach, fehlerhaft, leidenschaftlich wie es die Barbarei jener Jahrhunderte mit sich brachte. Und so sei denn die einzige Frucht die wir vom Baume dieser Erkenntniß pflücken, die Einsicht, die, selbst in unseren Tagen noch, von so Vielen bestrittenwird: daß das Papstthum keine göttliche sondern eine sehr menschliche Einrichtung, die Päpste aber schwache und sündige Sterbliche seien; Sterbliche, die nur zu häufig ihre Gewalt und die Gläubigkeit der betrogenen Welt zu den verabscheuungswürdigsten Verbrechen gebraucht; Sterbliche die fehlen und täglich irren, wie alle andere Menschen, die so wenig Sünden behalten und vergeben können, wie irgend Einer unter uns; Sterbliche, deren ganze Gewalt eine angemaßte ist, welche die, zur besseren Einsicht gelangten

Völker daher auch abstreifen können, ja, wenn sie ihrer höheren Lebensaufgabe genügen wollen, abstreifen müssen.

Drum spreiz dich nicht du stolzes Rom,
Du hast dir selbst dein Ziel gesetzt;
Du bist ein längst versiegter Strom,
Der keines Kindes Mund mehr letzt;
Du bist ein tiefgefallen Land,
Du bist das auferstandne Babel,
Der Trug ist deine rechte Hand,
Dein Schwert — das Mährchen und die Fabel.*)

Aber die Strafe, die rächende Vergeltung für so viele Gräuel und Verbrechen, blieb nicht aus!

Johann XII., dies päpstliche Ungeheuer, starb in mitten seiner Frevel und durch dieselben. Von einem hintergangenen Ehemann tödtlich verwundet, hauchte er unter Qualen seinen unreinen Geist aus.

Ein neuer Gegenpapst, Benedikt V., erscheint nun auf der Bühne der Welt, muß aber Leo VIII. weichen, da diesen die Macht des deutschen Kaisers stützt. Von nun an werden die Päpste abwechselnd Creaturen des Kaisers oder der italienischen Partei. Wie es auf dem Stuhle Petri dazumal zuging, kann man daraus ersehen, daß Papst Bonifacius VII. seinen Vorgänger, den Papst Benedikt VI., so wie später (984) seinen Gegenpapst Johann XIII., ermorden ließ. Die Verehrung die man diesem doppelten Mörder im Hohenpriesterkleide allgemein zollte, läßt sich aus dem Betragen des Volkes bei seinem Tode erkennen. Man schleifte die Leiche dieses heiligen Vaters durch die Straßen der Stadt, durchstieß und beschimpfte sie auf alle Weise, und warf sie alsdann als ein verworfenes Aas vor die Reiterstatue Constantins. Erst am folgenden Tage gelang es einigen mitleidigen Priestern, der verstümmelten Leiche habhaft zu werden, und sie einsam zu begraben.

Ihm folgte Johann XIV., und auf diesen endlich bestieg in Gregor V. wieder ein Mal ein edler und rechtschaffener Mann den so lange und so fürchterlich entweihten apostolischen Stuhl. Gregor's Streben ging namentlich dahin, der Kirche und dem Clerus einen besseren Geist einzuhauchen, als der war, der beide bis jetzt beseelt. Aber Sittlichkeit und wahre Religiosität kannte man, so zu sagen, nur noch dem Wortlaute nach. Das ganze Kirchenwesen glich einem großen bunten Jahrmarkt. Der heilige Stuhl, Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, Pfarrstellen, kurz Alles war feil! und der

*) Herwegh.

Handel mit Kirchenämtern hatte sich so organisirt, daß man dafür sogar einen eigenen Namen hatte, man nannte ihn „Simonie." Die Bisthümer gab man selbst in Versteigerung, und der Steigernde erholte sich dann wieder durch den Verkauf der niederen Stellen. Gewinn von Geld und irdischen Gütern war der Masse der damaligen Geistlichen Hauptzweck ihres Amtes, und Rom gab jenen ja dazu das Beispiel, und lehrte sie auch, wie man diesen Mammon verprasse.

Gregor V. konnte bei solchen Umständen natürlich wenig bezwecken; auch starb er schon nach drei Jahren, und zwar so plötzlich, und unter solch' verdächtigen Umständen, *) daß es wahrscheinlich, sein Nachfolger habe ihn nach dem Muster Johann's XII. hinweggeräumt. Dieser Nachfolger war Gerbert, als Papst unter dem Namen Sylvester II. bekannt; ein Mann von hohem Wissen, aber höchst zweideutigem Charakter, der, den Plan Nicolaus' I. durchschauend, mit Entschiedenheit auf die Erhebung des Papstthums hinarbeitete.

Benedikt VIII. und Benedikt IX., von welchen der Letztere schon als Knabe Papst und in seinem Leben dreimal ein- und dreimal abgesetzt wurde, schändeten Beide den heiligen Stuhl durch Lasterhaftigkeit. Sylvester III. verkaufte die päpstliche Krone an Gregor VI. Da der Verkäufer aber bald wieder Reue bekam, so sehen wir nun, zum Aergerniß der Christenheit, drei Päpste gegeneinander auftreten, sich schimpfen, verfluchen und bannen, bis der kraftvolle deutsche Kaiser, Heinrich III., (1046) auf der Synode von Sutri alle Drei entsetzt und den päbstlichen Stuhl als erledigt erklärt. Als dies geschehen, erhob sein Wille einen „ernsten, frommen Deutschen," den Bischof von Bamberg, auf den Thron, der nun den Namen „Clemens II." annahm. Auch Leo IX. war ein Geschöpf des deutschen Kaisers. Victor II. dagegen, den mit Weisheit und Reichthum geschmückten Bischof von Eichstädt, erhob durch seinen Einfluß ein einfacher Subdiaconus. Aber dieser einfache Subdiaconus war Hildebrand, jener mächtige Geist, vor dem bald Könige, Kaiser und Völker erzittern sollten, Hildebrand, der als Papst Gregor VII. das Papstthum bis zu seiner stolzesten Blüthe trieb.

Hildebrand war es denn auch, der 18 Jahre lang unter Dreien von ihm selbst erhobenen Päpsten **) die Angelegenheiten der

*) Gfrörer 3, 15, S. 1507.

**) Victor II. (1055—1057.) — Nicolaus II. (1058-1061.) — Alexander II. (1061—1073.)

Welt lenkte, bis er es endlich im Jahr 1073 an der Zeit fand, dem längst entworfenen Plane nach, persönlich hervorzutreten. Und so groß war in der That sein Einfluß, daß das Volk noch beim Leichenbegängnisse seines Vorgängers ihn zum Papste ausrief.

Nur flüchtig vermochten wir bis jetzt einer Reihenfolge von Päpsten zu erwähnen; aber wahrlich selbst dieser kurze Ueberblick erfüllt uns mit Grauen und Abscheu, da uns fast nur dämonische Bilder entgegen treten. Wir haben aber dabei keineswegs zu schwarz gemalt, und müßten den Leser in der That mit noch widerwärtigeren Dingen unterhalten, wenn wir auf weitere Einzelheiten einzugehen wagten.

Nach obiger Schilderung der Päpste des zehnten Jahrhunderts kann das Papstthum nur gehässig erscheinen. Dennoch müssen wir das Papstthum, als ein historisches Produkt der Weltereignisse und der Zeiten, nicht mit den Päpsten, die seine Leitung übernahmen, verwechseln und verdammen. War es doch in jenen Zeiten roher Gewaltherrschaft einerseits das einzige Gegengewicht gegen den Despotismus irdischer Herrscher, während es andererseits der Kunst und Wissenschaft einen günstigen Boden und ein schützendes Asyl bot.

Jetzt freilich, da diese Himmelstöchter aus den Domen und Klöstern in das freie, frische Leben getreten, bedürfen sie einer solch' egoistischen Pflegerin nicht mehr; ebensowenig, wie die Völker des Schutzes der Priester gegen die Tyrannei der Fürsten. Haben doch Völker und Herrscher mehr oder weniger ihre Aufgabe in der Heranbildung eines, auf sittliche Freiheit gegründeten Staates erkannt. Da aber Glaubenszwang und geistiger Despotismus die Grundzüge des Papstthums sind, und als solche jeder sittlichen Freiheit durchaus und geradezu widerstreben, so verlor das Papstthum von dem Augenblicke an, in welchem jene Ueberzeugung bei Fürsten und Völkern Wurzel schlug und durch die große That der Reformation unterstützt wurde, seinen moralischen Einfluß. Das Papstthum hat sich demnach überlebt und muß in Folge dessen von den fortschreitenden Zeiten als ein todter Körper, der selbst nur Tod und Krankheit verbreitet, ausgestoßen werden! Jedenfalls und immerhin aber wird die Geschichte die Riesenleiche des Papstthums als eine ehrfurchtgebietende, gewaltige Mumie der Nachwelt aufbewahren.

Die volle Größe des Papstthums erblicken wir jedoch erst in der mächtigen Erscheinung Hildebrands. Wenden wir uns daher zu diesem Papste.

Hildebrand, der Sohn eines Schmiedes zu Saona in Toscana, erhielt seinen ersten Unterricht in Rom. Charakter und Neigung

zogen ihn zum geistlichen Stande und zwar zum Mönchthum hin. Doch verlangte sein reger Geist und seine thatdurstige Seele bald nach einer höheren Befriedigung, als sie ihm das träge und inhaltlose Klosterleben gewähren konnte. Hildebrand suchte daher in den Wissenschaften Ersatz und begab sich zu dem Ende nach dem Kloster Clugny in Burgund, in welchem dieselben bereits ein schützendes Asyl gefunden hatten. Hier lernte ihn später Papst Leo IX. kennen und nahm ihn als einen ausgezeichneten Kopf mit nach Rom. Hildebrand täuschte denn auch die Erwartungen seines Beschützers nicht, ja er leistete demselben so bedeutende Dienste, daß wir ihn bald als Abt und Archidiaconus der römischen Kirche auftreten sehen. In dieser Eigenschaft lenkte Hildebrand nun (wie schon erwähnt) 18 Jahre lang das Schiff der Kirche, indem er verschiedene Päpste auf den Stuhl Petri erhob, aber auch durch sie regierte.

Hildebrand, von Natur zum Herrscher geboren, hatte unter dieser Zeit den großartigsten Plan entworfen und vorbereitet, der jemals in eines Sterblichen Haupt zur Reife gedieh.

Es war die, aus dem Entwicklungsgang der Kirche entsprungene Idee einer geistlichen Weltherrschaft. An die Stelle der irdischen Reiche, welche in Zersplittrung dem Egoismus dienend, Krieg und Elend über alle Welt verbreiteten, sollte eine geistliche, göttliche Herrschaft treten, deren Scepter, von dem Stellvertreter Gottes geführt, im Namen Gottes über die ganze Welt, als über ein Reich gebiete.

Wie der Leib nur der Seele wegen da sei, der Körper dem Geist gehorche, so verhalte sich der Staat zur Kirche; da aber die Seele nicht ohne irdischen Zusatz sei, so müsse auch die Kirche einen solchen haben. Das Irdische sei also nur der Kirche wegen da, und deßwegen ihr auch unterworfen. Wie zwei irdische Lichter die Welt erleuchteten, Sonne und Mond, so leuchteten auch Papst und Kaiser der Christenheit; wie aber der Mond sein Licht nur von der Sonne erhalte, so empfange der Kaiser auch nur seinen Glanz vom Papste, der dagegen wie die Sonne sein Licht von Gott habe. Die priesterliche Gewalt verhalte sich zur königlichen wie Gold zu Blei. *)

Auf alle diese und tausend ähnliche Scheingründe baute Hildebrand sein Vorhaben. Wir sagen Scheingründe, da eine vernünf-

*) Böttigers Geschichte des deutschen Volkes. — Raumers Geschichte der Hohenstaufen.

tige und unparteiiſche Prüfung ſie als falſch, unlogiſch und unwahr darthut. Dennoch würden wir wohl eine Ungerechtigkeit begehen, wenn wir Gregor VII. deswegen als einen geradezu ſchlechten Menſchen anſehen wollten. Gregor war eben einer jener ſtarren, unbeugſamen Charaktere, die, einmal von einer Idee, die ihnen recht dünkt, beherrſcht, ſich durch nichts von ihr abbringen laſſen, auch nicht durch die vernünftigſte Widerlegung. Im Gegentheil beſtärkt ſolche Menſchen jedes Gegenſtreben nur in ihrer eigenſinnigen Verſtocktheit.

So ging es denn auch Hildebrand; er glaubte, aus dem Entwicklungsgang der Geſchichte dem Papſtthum das Oberhoheitsrecht über alle Welt zuſprechen zu dürfen. Dieſe Idee ward nun bei ihm zur Ueberzeugung, und ſo verleitete ihn die Ueberzeugung: „bei ſeinen ſtolzen Anforderungen im Recht begründet zu ſein," mit unverletztem Gewiſſen die empörendſten Ungerechtigkeiten zu begehen. Die Ausführung des längſt im Stillen vorbereiteten Planes begann denn auch mit ſeinem Auftreten als Papſt Gregor VII., und wahrlich, Hildebrand war der Mann, ein ſolch' gigantiſches Unternehmen zum Ziele zu führen.

Bewaffnet mit der ganzen Energie eines wahrhaft großen Geiſtes, unterſtützt durch reiche Erfahrungen und gründliches Wiſſen, getragen von einem ſtarren unbiegſamen Charakter, geleitet durch jene Klugheit, die keine Mittel ſcheut, wenn ſie nur zum Ziele führen, begeiſtert von der Idee eines göttlichen Weltreiches, zugleich aber auch eben dadurch irregeleitet und zu einem empörenden Stolze und einer unbegränzten Herrſchſucht verführt, ergriff Gregor VII. mit mächtiger Hand die Zügel der Weltgeſchichte.

Vor allen Dingen mußte die Kirche nicht nur von jeder Abhängigkeit vom Staate befreit, ſondern auch der Staat der Kirche untergeordnet werden.

Gregor machte hierzu den Anfang, indem er 1074 auf der Synode zu Rom die alte Verordnung: daß alle Geiſtlichen unverheirathet bleiben ſollten, erneuerte, und dieſelbe (das Cölibat) zum Kirchengeſetz erhob.

Allein dies unerhörte, alle Sittlichkeit untergrabende Geſetz der Entmenſchlichung, empörte den größeren Theil der Geiſtlichkeit, und zwar um ſo mehr, als um jene Zeit viele tauſend Prieſter noch in ehelichen Verhältniſſen lebten. Vor Allem trat Deutſchlands Geiſtlichkeit dieſem unapoſtoliſchen Machtſpruch entgegen, da das ernſte deutſche Gemüth das natürliche und beglückende Verhältniß des ehe-

lichen Bundes eben so ansprach, als ihm eine Entsittlichung, wie sie das Cölibat nach sich führen mußte, zuwider war.

Aber die Welt hatte den unbeugsamen Gregor noch nicht kennen gelernt. Wie ein ungeheurer Fels stand er unerschütterlich in dem Wogengebrause des sturmbewegten Meeres seines Jahrhunderts. Hatte doch Gregor VII. die furchtbare Gewalt erkannt, die in einer Herrschaft beruhen mußte, welche eine, über den ganzen Erdboden zerstreute, fesselose Priesterschaft stütze. Kein anderes Band, als der Gehorsam an Rom, durfte die Millionen Priester fesseln, wenn die Kirche unumschränkt herrschen sollte.

Darum bestand der Papst auch mit unerschütterlicher Festigkeit auf seinem Wort, und da die Geistlichkeit nicht gehorchen wollte, so reizte er, vermittelst der Mönche, das Volk gegen die verehelichten Priester auf.

In aller Welt predigten nun die Heere dieser freiwilligen Sklaven, von Fanatismus und Neid getrieben, gegen die beweibten Geistlichen und zwar mit solchem Erfolg, daß der wüthende Pöbel die Unglücklichen unter Mißhandlungen aus den Armen ihrer Weiber und Kinder riß, die, verfolgt und verachtet, oft schmählich untergingen.

Was aber kümmerte Gregor der Schmerz der Menschheit? was fochten ihn zertretene Rechte an? was frug er nach den klaren Aussprüchen der heiligen Schrift? was machte er sich aus den, alle Moralität untergrabenden Folgen seines Gebotes? — Gregor VII. hatte den Plan gefaßt, im Namen und zur Ehre Gottes ein geistliches Weltreich zu gründen, und diesem Plane mußte die Menschheit dienen, auch mit Gefahr der Verletzung der heiligsten Rechte und Gefühle, auch um den Preis der, gerade im Priesterstande geopferten Herzensreinheit.

Das Cölibat wurde durchgesetzt, und von nun an unumstößliches Kirchengesetz.

Den zweiten Schritt zur Unterwerfung des Staates unter die Kirche that Gregor im kommenden Jahre (1075) durch die Aneignung des Investiturrechtes.

Ursprünglich waren alle Geistliche, selbst die Bischöfe von Constantinopel und Rom, so wie später die Päpste, den weltlichen Herrschern unterworfen. Im Lauf der Zeiten hatten sich aber, und dies namentlich seit Hildebrands Auftreten, die Päpste dieser Macht völlig entzogen; dagegen stand nach Herkommen und Gesetz jedem Landesherrn das Recht zu, die Bischöfe, welche in dem Umfange

seines Landes lebten und von ihm und diesem Lande ihren Unterhalt, ja ihre Schätze bezogen, als ihre und der Landesgesetze Unterthanen mit der Bischofwürde zu belehnen. Diese Belehnung geschah sinnbildlich durch Ueberreichung eines Hirtenstabes und eines Ringes, und galt als ein Recht der Krone (Investitur-Recht.) So lange nun dies Recht in den Händen der Regenten blieb, konnte von einer Beherrschung des Staates durch die Päpste keine Rede sein, da es ja den Fürsten vorbehalten war, nur solche Bischöfe mit Ring und Stab zu belehnen, von deren Unterthanentreue sie versichert sein konnten. Wurde dies Recht aber für die Kirche gewonnen, so liegt es klar vor Augen, daß der Papst die Herrschaft nicht nur über alle irdischen Reiche in die Hände bekam, da er nun die Bischofsitze mit ihm ergebenen Männern zu besetzen im Stande war; sondern er vermochte alsdann auch durch den Einfluß der Bischöfe in die inneren Angelegenheiten der verschiedenen Reiche entschiedener einzugreifen.

Gregor VII. diktirte daher der Welt 1075 auf einer Synode zu Rom: daß das Investiturrecht nur den Päpsten zustehe, und daß, wer künftig ein Bisthum oder irgend eine Kirchenstelle aus der Hand seines Fürsten annehme, nicht unter die Bischöfe und Kirchendiener zu rechnen sei; den Kaisern, Königen, Herzogen und Grafen aber, die ferner dieses Recht ausüben würden, ward mit furchtbaren Kirchenstrafen gedroht.

Gregor war schlau genug gewesen, sich bei dieser unerhörten Anmaßung hinter den Schein eines heiligen Eifers zu bergen, indem er vorgab: nur auf solche Weise sei dem allerdings damals schmählichen Handel mit Kirchengütern zu steuern.

Die weltlichen Herrscher durchschauten indessen den schlauen Priester recht wohl, und kümmerten sich daher auch um dieses Verbot nicht; um so weniger, als sie es als eine Verletzung ihrer heiligsten und wichtigsten Gerechtsamen ansahen.

Gregor aber war kein Freund von leeren Worten, er mußte demnach den Ungehorsamen ein warnendes Beispiel geben; und dies mußte um so niederschmetternder wirken, je höher und mächtiger das Haupt war, das seines Zornes Machtwort in den Staub beugte.

Hildebrand wählte daher Deutschlands König, Heinrich IV. Denn „das leidenschaftliche Schwanken des im Purpur geborenen, erst ohne Zucht, dann ohne Liebe erzogenen Jünglings, bot seiner furchtbaren Besonnenheit die sichersten Blößen.“ Auf Klagen hin, die gegen den schwachen und leidenschaftlichen Heinrich zu Rom

angebracht worden, hatte demnach Gregor VII. die namenlose, die empörende Kühnheit, Deutschlands König nach Rom zu fordern, um sich persönlich vor ihm, als vor dem Stellvertreter Christi, zu rechtfertigen.

Wen würde dies freche Ansinnen eines Priesters nicht empört haben? — Können wir uns wundern, daß es das stolze Herz Heinrichs mit Zorn und gerechter Indignation erfüllte? War doch der Papst sein Unterthan, war Gregor doch nur, auf sein eigenes Nachsuchen hin, durch Heinrichs kaiserliches Wort in seiner Stellung als Lehnsträger des deutschen Kaiserhauses bestätigt worden!

Aber den Zorn des Königs theilten auch die besser gesinnten deutschen Fürsten, die sich und das Reich in dieser Anmaßung beschimpft sahen, und sogar eine Menge Reichsprälaten.

Diese Alle versammelte nun Heinrich auf einem Reichstage zu Worms, woselbst man Gregor VII. der päpstlichen Würde verlustig erklärte.

König Heinrich aber hatte in seiner jugendlichen Hitze vergessen, daß sein Stolz und seine Leidenschaftlichkeit ihm den größeren Theil der deutschen Fürsten entfremdet; er hatte vergessen, daß er es nicht nur mit einem Gregor VII., sondern auch mit einer in Aberglauben befangenen, von Mönchen beherrschten Welt zu thun habe. Nur zu bald und zu schwer mußte er daher die Uebereilung büßen.

Von Rom aus zuckte der damals furchtbare Strahl päpstlichen Bannes auf sein Haupt, während ihn der Statthalter Christi der Regierung entsetzte und seine Unterthanen von dem Eid der Treue entband. Die Wirkung dieser letzten Maßregel war furchtbar. Denn nun war allen Unzufriedenen, allen Bösen, allen Ränke- und Streitsüchtigen die willkommene Gelegenheit zu offenem Aufruhr gegeben; während die Besseren, durch die Creaturen des Papstes fanatisirt, in mißverstandener Frömmigkeit ihre bürgerliche Treue vergaßen und an der Empörung gegen den angestammten Fürsten im Namen Gottes und des heiligen Vaters Theil nahmen.

Dasselbe schmähliche Spiel hat sich nur zu oft zum Unheil der christlichen Staaten und ihrer Regenten erneuert. Und so lange Roms Einfluß und die Ehelosigkeit römischer Priester noch fortdauert, so lange werden die Regierungen, in deren Staaten die römisch-katholische Kirche herrscht, nie sicher gegen ähnliche Gegenwirkungen sein.

Es iſt bekannt, wohin dieſe Aufhebung des Eides der Treue Heinrich IV. führte. Verlaſſen ſtand er mit einem Male da, und nichts blieb ihm übrig, als von Jammer gebeugt, bei furchtbarer Kälte, nur von ſeiner treuen Gattin begleitet, über die unwegſamen Alpen nach Italien zu ziehen. In Canoſſa traf er den übermüthigen Papſt bei ſeiner Freundin Mathilde; und welches deutſche Herz durchzuckte nicht ein heiliger Zorn, wer von uns erglühte nicht in Scham und Unwillen, wenn er der Schmach gedenkt, daß hier Deutſchlands Reichsoberhaupt — barfuß, im härnen Kittel und bloßen Haupte, drei Tage lang bei der ſtrengſten Kälte im Schloßhofe büßend ſtehen mußte!

O edler Chriſtus, der du die Liebe predigteſt und den Frieden! — der du in Demuth deinen Jüngern und Schülern die Füße wuſcheſt! — der du ſo oft lehrteſt: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! — dich kreuzigte hier dein eigner Nachfolger und Stellvertreter zum zweiten Male! —

Endlich hatte ſich des Papſtes Uebermuth an der Demüthigung des Königs genug geweidet. Heinrich wurde vom Banne losgeſprochen, mußte aber Gregor in allen Dingen Gehorſam ſchwören und verſprechen: die Demüthigung nie rächen, ſich auf einer Fürſtenverſammlung rechtfertigen, nur die zu ſeinem Unterhalte nöthigſten Einkünfte beziehen und ſich vor der Hand der Regierung enthalten zu wollen.

Unterdeſſen hatte ſich die Kunde von dieſer Schmach über ganz Deutſchland verbreitet, und den abtrünnigen, von Roms Einfluß beherrſchten Fürſten einen Vorwand zur Wahl eines Gegenkönigs in Rudolph von Schwaben geboten. Als Heinrich IV. dies erfuhr, eilte er nach Deutſchland zurück, ſammelte ſeine Treuen um ſich und rückte Rudolph entgegen. Ein langer und zweifelhafter Kampf entſpann ſich nun. Gregor ſah ihm mit der gewohnten Schlauheit lange zu, ohne ſich für den Einen oder den Anderen zu entſcheiden. Endlich ſchien ihm Rudolph der Glücklichere; er bannte alſo neuerdings Heinrich und überſandte Rudolph von Schwaben eine Krone, welche die Inſchrift trug: „Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho," was dem Sinne nach heißt: „Chriſtus gab Petrus, Petrus gab Rudolph die Krone!"

Dennoch erlag Rudolph. Er ſank bei Wolksheim an der Elſter, wie er ſelbſt geſtand, durch Gottes Gericht tödtlich verwundet.

*) Neanders Kirchengeſchichte, S. 224. — Rotteck 5, S. 148 u. ſ. w.

Heinrich ließ nun (1080) einen Gegenpapst, Clemens III., wählen, zog nach Italien, eroberte Rom, und ließ sich dortselbst durch Clemens zum deutschen Kaiser krönen. Gregor hatte sich auf die Engelsburg geflüchtet. Als ihn aber hier, nach des Kaisers Rückkehr nach Oberitalien, der Normannen-Herzog Robert Guiscard befreit, vermochte er sich nicht gegen den Unwillen der Römer zu halten; er folgte daher ungebeugten Sinnes seinem Befreier nach Monte Cassino und sodann nach Salerno, woselbst er noch einmal den Kaiser bannte und den 25. Mai 1085 an Entkräftung starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Gottlosigkeit gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung.“ Sie bekräftigen, was wir von Hildebrand bereits gesagt. Es war ein mächtiger, großer Geist, der, irregeleitet durch eine Lieblingsidee, Unrecht zu Recht erhob, und an die Erreichung des gesteckten Zieles Gut und Blut, Leib und Leben, ja das Glück einer ganzen Welt setzte.

Mit Gregor VII. hatte das Papstthum seine höchste Blüthe erreicht. Durchzuckte aber auch sein Geist die Meisten seiner Nachfolger, erhielt es sich auch durch die Stürme vieler Jahrhunderte bis auf unsere Tage, so muß der Unpartheiische doch zugestehen, daß es, als eine ungöttliche Erscheinung, seine Größe und sein Daseyn zumeist nur durch die verwerflichsten Mittel zu fristen im Stande war.

Ueberzeugt uns hiervon doch schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte.

Das Papstthum, aus einer gänzlich falschen Anschauung des Christenthums, das unter ihm zu einer rein sinnlichen Religion herabsinkt, hervorgegangen, findet seine einzige Stütze im Aberglauben der Völker und jener unseligen Geistesbeschränktheit der Menschen, die die Welt zum Spielwerk einer herrschsüchtigen Priesterzunft herabwürdigt. Die Befestigung dieser unnatürlichen Macht konnte aber nur — in den falsch isidorischen Decretalen — ein Betrug bewirken; diese Macht zu erhalten, bedarf das Papstthum, neben der Unterdrückung jeden geistigen Fortschrittes, die schlechten und verwerflichen Mittel des Schreckens, der Angst vor zukünftigen erlogenen Qualen, des Fluches, der Folter und des Scheiterhaufens.

Und das sollte ein göttliches Institut sein, das sich durch solche Mittel erhalten muß?

Wagen wir es einmal, diesen Einrichtungen kühn in's Auge zu sehen; betrachten wir einmal Bann und Interdikt, damals die fürchterlichen Hebel des Papstthums!

Wen der Fluch des Bannes getroffen, der war ausgestoßen aus

der Gemeinſchaft der Gläubigen. Zitternd und bebend wandte ſich alle Welt von ihm ab. Die menſchliche Geſellſchaft floh ihn, wie einen von der Peſt Ergriffenen. Dahin waren alle bürgerlichen Rechte; er konnte kein Zeugniß ablegen, kein öffentliches Amt verwalten, nicht teſtiren; kein Prieſter ſprach ihm Troſt zu, kein Sakrament ward ihm gereicht, kein Eid der Treue band mehr an ihn! Weib und Kind, Freund und Geliebte hatten ihn kalt und entſetzt zurückzuſtoßen, frei war ſein Haupt für jeden Henkersknecht, und ſelbſt im Tode folgte ihm der Fluch, den er zur Ewigkeit hinüberſchleppte.

Den Bann! — Dieſen Bann — hat ihn wohl Chriſtus eingeſetzt? — Hat ihn der ſanfte Menſchenfreund wohl jemals ausgeſprochen? — Wahrlich nicht! Wohl aber ſagte er: „Und dies iſt mein Gebot: daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt!

Was nun der Bann bei einzelnen Menſchen war, das war das Interdikt bei Städten, Diöceſen, Gauen, Ländern.

Ein Land, vom Interdikt getroffen, glich einem ungeheuren Kirchhofe. Kein Glockenton, kein Gottesdienſt, kein Sakrament, ſo weit die Gränze reichte. Nicht Taufe, nicht Abendmahl und nicht der Ehe Segen, auch nicht dem Sterbenden ein letztes Troſteswort, den müden Todten ſelbſt verwehret die geweihte Erde, das kleine, kühle Bett.

Die Kirchen ſind geſchloſſen, nackt und kahl ſtehen die Altäre, die Crucifixe ſind verſchleiert, nur ſchwarze Fahnen wehen von Kirche und Thurm, und Weheruf, Angſt und Klage ſchallen in die Lüfte.

Dies war das Interdikt, das Monate, Jahre auf einem Lande laſten konnte.

Wo in der Schrift ſprach wohl Jeſus von dem Interdikt? Wir wiſſens nicht, wohl aber ſagte er: „Gekommen bin ich, nicht die Welt zu richten, ſondern ſie ſelig zu machen!“

Kaiſer Heinrich IV. hat, wie ſo mancher Herrſcher des Mittelalters, die furchtbare Wirkung des Bannes nur zu ſehr erfahren müſſen; ja der Fluch desſelben laſtete noch nach dem Tode des Unglücklichen auf der Leiche.

Nachdem ſich Heinrich's Sohn gegen ſeinen Vater und Kaiſer, auf Anſtiften Roms, und mit Papſt Paſchal's II. öffentlicher Billigung, empört, nahm er den in Kummer ergrauten Vater gefangen, mißhandelte ihn und entzog ihm ſogar die Mittel zu ſeinem Unterhalte; ſo daß Heinrich IV. ſich in ſeinen alten Tagen genöthigt ſah, um ein kleines Auskommen bei dem verruchten Sohne

und sogar bei dem Bischof von Speier, der ihm seine Erhebung verdankte, zu betteln.

Endlich befreite ihn am 7. August 1106 der Tod von einem so wechselvollen Leben. Seinem Wunsche nach ward seine Leiche nach Speier gebracht, um in der Afrakapelle des Domes beigesetzt zu werden, die der Kaiser selbst erbauen und reich und prächtig hatte ausschmücken lassen.

Aber vergebens suchten treue Freunde dem Entschlummerten hier eine Ruhe zu sichern, die ihm das Leben verweigert: der Haß der römischen Knechte verfolgte den Armen auch noch im Tode; man zerrte den steinernen Sarg, der die Kaiserleiche barg, aus der Gruft, und ließ den Gebannten fünf Jahre lang unbestattet an der Schwelle der Kirche stehen!

Die Einführung des Cölibats hatte, wie wir gesehen, Gregor VII. durchgesetzt; mit der Aneignung des Investiturrechtes wollte es ihm jedoch weniger glücken, da sich die Fürsten auf den Ausspruch des Heilandes stützten: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" und keine Lust verspürten, ein so wichtiges und in der Natur der Sache begründetes Recht der Krone aufzugeben. Allein der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum war nun einmal begonnen und fand auf lange Zeit hinaus in dem Investiturstreit seine unerschöpfliche Quelle, bis sich 1122 Kaiser Heinrich V. das Recht durch Papst Calixtus II. aus der Hand winden ließ. Unter ihm ward durch das Wormser Concordat das Belehnungsrecht (per annulum et baculum) durch Ring und Stab, der Kirche zugesprochen, während den Fürsten eine Scheinbelehnung für die zur Kirche gehörigen Reichsgüter (Regalien) durch den Scepter, also eine leere Ceremonie, übrig blieb. Erst mit der Reformation fiel das alte Recht an die Regierungen, welchen es auch von Rechtswegen zusteht, zurück. Trotzdem banden sich die deutschen Fürsten zu ihrer und ihrer Unterthanen Nachtheile nach der Auflösung des deutschen Reichsverbandes (1806) größeren Theils abermals die Hände, als sie neuerdings die Unvorsichtigkeit begingen, mit Rom Separat-Concordate, d. h. Uebereinkünfte über die Rechtsgestaltung der römischen Kirche in ihren einzelnen Ländern abzuschließen.

Mit Gregor VII. war für das Papstthum eine neue Epoche eingetreten. Von dem Augenblick seiner Thronbesteigung beginnt das gewaltige Ringen der Kirche mit dem Staate um die Weltherrschaft. Ein Kampf, der die Welt um so mächtiger erschüttern mußte, als er nicht allein mit irdischen Waffen, sondern zugleich geistig ge-

führt wurde, und eben so tief in die politische Gestaltung der Reiche und ihrer Rechtsverhältnisse, als in das Mark der Entwicklungsgeschichte des Völkerlebens eingriff.

Dazu kommt, daß nicht minder tüchtige Männer nach Gregor des VII. Tode den Stuhl Petri bestiegen, so Victor III. und Urban II.

Dem Letzteren kam abermals die Schwäche eines der bedeutendsten Fürsten Europas zu Hülfe, die denn auch der schlaue Papst um so weniger unbenutzt ließ, als er dabei seinem Verfahren Angesichts der Welt den Anschein eines heiligen Eifers für Sittlichkeit und ächt christliche Tugend geben konnte.

Es war ein ähnlicher Fall wie bei Lothars Ehestreitigkeiten.

Philipp I., König von Frankreich, hatte nämlich (1092) seine rechtmäßige Gattin, Bertha, verstoßen, um seine Geliebte, eine Gräfin von Anjou, heirathen zu können. Papst Urban II. nahm sich nun der Verstoßenen gegen den ausschweifenden König an, indem er demselben befahl, sich vor seinem Richterstuhle zu rechtfertigen, und nach Lossprechung sein Unrecht durch aufrichtige Reue und Buße wieder gut zu machen. Als nun König Philipp zögerte, ließ der heilige Vater sofort durch seinen Legaten den Bann über ihn aussprechen, der denn auch nicht eher zurückgenommen wurde, bis sich die Krone Frankreichs vor dem apostolischen Stuhl gedemüthigt hatte.

Alle diese Bestrebungen der einzelnen Päpste, die Blüthenkrone des Papstthums sich herrlich entfalten zu lassen, würden indessen zu keinem so großartigen Erfolge geführt haben, hätte ihnen nicht die geschichtliche Entwicklung der Völker unter die Arme gegriffen. Freilich waren aber auch die heiligen Väter der Christenheit schlau und energisch genug, die günstigen Gelegenheiten zur Förderung ihrer Größe zu benutzen und, sich an die Spitze jeder großen Zeiterscheinung stellend, diese ihrem Zwecke dienstbar zu machen.

Diesem Grundsatze folgten sie denn auch, als die poetisch-schwärmerische, religiös-kriegerische Färbung ihrer Zeiten jene merkwürdigen und großartigen Erscheinungen gebar, die wir unter dem Namen der Kreuzzüge kennen, und die, neue Völkerwanderungen, Hunderttausende von abendländischen Pilgern auf das erschrockene Asien warfen. Schon unter Sylvester II. und Gregor VII. hatten die Pilgerfahrten nach Jerusalem massenhaft zugenommen; ja Letzterer soll sogar selbst einen Zug nach dem gelobten Lande vorgehabt haben, um Jerusalem den Ungläubigen zu entreißen, an dessen Ausführung ihn indessen die Kämpfe gegen den Kaiser gehindert.

Die beſeligende, rein geiſtige Chriſtuslehre hatte im Lauf der Zeiten, wie wir zu unſerm tiefſten Bedauern geſehen, einem vorgeſchriebenen, engherzigen, ſtreng begränzten Glauben weichen müſſen. Jede freie Regung des Menſchengeiſtes war unterdrückt, ſelbſtſtändiges Denken verboten, während ein herrſchendes Pfaffenthum mit Erfolg bemüht war, die ganze Chriſtenheit durch heilige Ammenmährchen in einen geiſtigen Todesſchlaf zu wiegen.

Allein der Weltengeiſt, der, in allen Zeiten durch alle Völker luthend, unſichtbar wirkt und ſchafft, und in dem Leben der Völker, unaufhörlich das Göttliche entwickelnd, Myriaden wundervoller Blüthen treibt, der Weltengeiſt bricht ſich in ſeinem hohen Streben auch dann die Bahn, wenn ihm der Despotismus irdiſcher oder geiſtlicher Herrſcher gewaltſam den Weg verſperren will. So ging es denn auch bei den Kreuzzügen. Mit ihrer Hülfe hofften die Päpſte neue, unermeßliche Gewalt zu erringen, neue Herrſchaften zu begründen, Europas Throne völlig in den Staub zu treten, die Völker der Erde gleich Sklaven an Petri Stuhl zu ketten — und ſiehe da! von allem dem geſchah das Gegentheil. Verſchleiert arbeitete jener Weltengeiſt an der Weltgeſchichte! Die Kreuzzüge geben einen gewaltigen, Alles erſchütternden Anſtoß. Der Wolkenſchleier reißt, und auf allen Seiten brechen die warmen Strahlen des Lichtes hervor. Aus einem innigen ſinnlichen Glauben entwickelt ſich Sinn für Kunſt und Poeſie; religiöſe Schwärmerei begeiſtert den ganzen Occident für eine großartige heldenmüthige Idee und rüttelt das träumende Europa aus ſeinem Schlaf zur kräftigen That. Die weite Reiſe, die Lebenserfahrungen die ſie bietet, das Bekanntwerden mit fremden Ländern, Völkern, Sitten und Religionen, die größere Freiheit ſelbſt, die die Reiſe gewährt, alles dies bildet nun mit einem Mal die Pilger raſch heran und gibt ihnen das Gefühl und das Bewußtſein einer nie geträumten Selbſtſtändigkeit. In dem Vaterland dagegen reibt die Anſtrengung der Großen für die Kreuzzüge die eigene Kraft auf. Dem Handel haben ſich neue Quellen, neue Straßen geöffnet; durch ihn erblühen die Städte; Reichthum erhöht den Bedarf im alltäglichen Leben, die Gewerbe rühren ſich, Gemeingeiſt ſchlingt um die einzelnen Genoſſenſchaften, bald um die Bewohner ganzer Städte, ihr heiliges Band; der Bürgerſtand erſtarkt, und mit ſeiner Blüthe bricht dem Völkerleben ein neuer, ſchöner Morgen an, der bald zum hellen Tage wird, vor deſſen lichten Strahlen die finſteren Geſtalten des weltlichen Despotismus und der Geiſtestyrannei wie düſtre Nebel ſchwinden! —

Welches Gefühl aber wäre dem menschlichen Herzen wohl theurer als die Sehnsucht der Liebe, die eben darum an der Gruft zu früh Verstorbener ihre Adlerflügel am gewaltigsten schwingt, den Geist nachzutragen in die fernen, lichten Räume. Die christliche Kirche des Mittelalters hatte aber ihren Gläubigen den lebendigen Christus den ewig jungen, lebendig wirkenden, durch Thaten nach sittlicher Größe und Freiheit ringenden Christusgeist, geraubt. Der Christus den das Papstthum seinen Anhängern zur Anbetung aufstellte, war eine Leiche im Meßopfer, war eine Leiche am Crucifix, war eine todte unfruchtbare Idee im Gehirne der Menschheit. Ist es da ein Wunder daß in frommen Herzen und weichen Gemüthern jene innerste Sehnsucht der Liebe erwachte, die in schwärmerischer Begeisterung sich nach dem Grabe des Heilandes sehnte, den sie nur als den Todten kannten der für sie nicht ewig lebendig im Geiste war, sondern dessen Andenken sie an Örtlichkeiten knüpften. Darum der Wunsch so vieler Tausender, zu weinen in frommer Wehmuth an dem Grabe des geliebten Erlösers, zu wandeln auf dem Boden, den seine Füße einst betraten, zu beten in glühender Inbrunst an den Stätten, an welchen der erhabene Märtyrer der Wahrheit geduldet und geblutet. Glaubten sich ihm dort doch die Andächtigen selbst örtlich näher, dünkten ihnen doch die Mühsale der weiten Pilgerschaft eine heilsame Buße, hofften sie doch durch brünstiges Gebet an jenen Orten sich ein doppeltes Anrecht auf die Liebe des angebeteten Heilandes zu erwerben.

So lange nun Jerusalem in christlichen Händen war, selbst noch unter der Herrschaft der Califen, stellten sich den Pilgern keine erheblichen Schwierigkeiten in den Weg. Als aber der Türken wilde Schaaren Jerusalem überschwemmt, und der Turkomanne Ortok die Herrschaft über Jerusalem von den Seldschuken empfangen, brach für die Pilger, so wie für die Christen Palästinas, eine Zeit des Jammers herein. Druck und Raub, Mißhandlung und Mord waren an der Tagesordnung, und die rückkehrenden Wanderer brachten schauerliche Beschreibungen der Leiden mit, welche die Christenheit in Palästina, selbst am Grabe des Heilandes, zu erdulden habe, daß das Echo ihres Jammerrufes bald ganz Europa erfüllte, und dem ritterlichen Zeitgeiste ein mächtiger Sporn wurde.

Da erschütterte plötzlich eine seltsame Erscheinung die europäische Christenheit. Peter von Amiens, ein armer unansehnlicher Eremit, der die Gräuel der Türken mit eigenen Augen gesehen, trat auf, und rief Europa zu den Waffen. Der Mann war klein, blaß, abgezehrt; seinen Leib umhüllte ein grobes Gewand, seine Füße wa-

en nackt; aber, in der Hand ein Crucifix, in den Augen die Blitze eines gewaltigen beweglichen Geistes, einer glühenden Einbildungskraft, schildert er in Dorf und Stadt, in Weilern und auf Burgen, im Freien und in Kirchen, auf Weg und Steg mit hinreißender Beredsamkeit die unermeßlichen Leiden der palästinischen Glaubensbrüder und der armen Pilger. Aber zugleich rief er auch die Christenheit zu den Waffen, die selig preisend, die ihr Blut zur Rettung des heiligen Landes versprützen würden.

So durchzog Peter von Amiens, auf einem Esel reitend, binnen Jahresfrist einen großen Theil von Italien, Frankreich und Deutschland, und wohin er kam, wälzten sich ihm die Wogen der Begeisterung brausend entgegen, und seine Feuerworte rissen alle Welt fort, und Alt und Jung, und Arm und Reich schwärmten nur noch für den heiligen Zug nach dem gelobten Lande und rüsteten sich zum Kampfe gegen das ungläubige Asien.

Papst Urban II. aber sah dieser religiösen Erschütterung mit Freuden zu; denn das großartige Unternehmen eines Kriegszuges gegen die Beherrscher Palästina's stellte ihn ja als das Oberhaupt der Kirche an die Spitze dieser religiösen Unternehmung, während es die Fürsten nicht nur zu Feldherrn des apostolischen Stuhles machte, sondern auch ihre Macht und ihren Einfluß daheim zu schwächen drohte. Dazu die neue Krone jenseits des Meeres und die tausend anderen Vortheile, welche das scharfe Auge des Papstes leicht überblickte, die aber hier aufzuzählen zu umständlich wäre.

Mit Urbans Segen versehen, betrieb daher Peter von Amiens sein Werk. Ja, der Papst selbst erschien im November des Jahres 1095 auf einer Kirchenversammlung zu Clermont in Südfrankreich, zu welcher eine solch' ungeheure Masse von Bischöfen, Aebten, Fürsten, Rittern, Mönchen und Volkes zusammenströmte, daß kein Raum groß genug war, Alle zu fassen. Man bestimmte daher einen freien Platz als Versammlungsort, und hier nun hielt Papst Urban II. von einem erhöhten Sitze herab eine begeisterte Rede, in welcher er mit den lebendigsten Farben die Schrecken ausmalte, welche die palästinischen Glaubensbrüder von den wilden und rohen Türken zu erdulden hätten. Kein Auge blieb bei der seelenvollen Beschreibung thränenleer, und als der Papst nun die Tapferen zu den Waffen rief und den Vernichtern der Ungläubigen des Himmels Seligkeit verhieß, da brach mit einem Male die unabsehbare, ungeheure Menge in den weithin donnernden Ruf aus: „Gott will es! Gott will es!"

Urban aber erhob ſich entzückt, wandte die Augen zum Himmel, dankte dem Herrn und rief: „Wohlan, meine Brüder, dies Wort, das Euch Gott eingegeben, ſei Euer Feldgeſchrei im heiligen Kriege; und wie der Heiland geſprochen, daß derjenige ſein wahrer Jünger ſei, der das Kreuz auf ſich nehme, ihm nachzufolgen, ſo bezeichne ſich Jeder, der an dieſem heiligen Kriege Theil nehmen will mit dem Zeichen des Kreuzes!“

Und kaum war dies Wort den Lippen des Papſtes entfloſſen, als ſich Tauſende herbeidrängten, ſich mit dem Zeichen des Kreuzes ſchmücken zu laſſen. In kurzer Zeit aber ſtand ein großer Theil Europas unter den Waffen.

V.

Die Kreuzzüge.

Wenn eine neue großartige Idee in dem ruhigen Lauf der Zeiten eine neue gewaltige Strömung hervorruft, ſo reißt dieſe Woge auf Woge mit ſich fort, unbekümmert ob die Waſſer einer reinen Quelle entfloſſen, oder ob ſie über Moräſte gezogen, und nun in ihrem Schooße die trüben Beſtandtheile des ſchlammigen Bettes mit ſich führen.

So rief die Idee der Befreiung Paläſtina's Millionen unter die Kreuzesfahnen, wenn auch der Antrieb zu ſolch' kühnem Unternehmen bei vielen Tauſenden nichts mit religiöſer Begeiſterung gemein hatte. Das Menſchenherz iſt nun einmal der Tummelplatz des Ehrgeizes, der Habſucht, der Sinnenluſte; und wie trefflich ließen ſich alle dieſe Leidenſchaften bei einem Unternehmen befriedigen, welches noch dazu einen gewiſſen Heiligenſchein auf die Unternehmer zurückwarf. Und nicht Andere allein, ſondern ſich ſelbſt konnte man dabei täuſchen, indem man in dem abenteuerlichen Vorhaben eine Buße für begangene Sünden ſuchte, in der kaum verhehlten Hoffnung, recht viel Gelegenheit dabei zu finden, neue zu begehen. Für was war denn der Ablaß da, als für die Erleichterung des Sündigens und Entſündigens. Nebenbei mag freilich auch manch' wahrer und aufrichtiger Büßer ſeine Lenden mit dem Schwerte umgürtet haben. Schaaren von Pilgern zogen dagegen aus den Klöſtern dabei; denn für die Mönche war Peter von Amiens Stimme der Ruf der

luferstehung. Wie mit einem Zauberschlage öffneten sich jetzt die onst so wohlverschlossenen Pforten, und frisch und kräftig wehte den Beiknechten die Luft der Freiheit entgegen, und, aus den Gräbern hrer Klöster erstanden, lächelte ihnen das schöne Leben entgegen. Wie ätte man auf einem Kriegszuge die Ordensregeln in ihrer ganzen Strenge handhaben, wie die Paters hier überwachen sollen? — Und ann, statt der vier Mauern fremde Länder und Völker, statt des wigen Betens nun Reiselust und munteres Dreinschlagen! — So am es denn, daß ganze Horden dieser heiligen Faulthiere mit Kreuz nd Fahne auszogen, das Schwert an der Seite und Kriegslieder uf den Lippen. Ueberhaupt war in diesen ritterlichen und abenteuer- ichen Zeiten ohne alle Zweifel die Sucht, Abenteuer zu bestehen, ein Hauptmotiv. Die Bestätigung dieser Annahme geben uns die da- nals entstehenden geistlichen Ritterorden, die in der That einem, aus llen guten und bösen Blüthen des Zeitalters zusammengewundenen Strauße gleichen, indem sie männliche Kraft und Aufopferungsfähig- eit, religiöse Begeisterung und Schwärmerei, poetischen Aufschwung nd knechtische Unterwürfigkeit unter Roms Joch umfaßten. Bei den Berbern für die Kreuzzüge dürfen wir ferner die Mode und die Macht des Beispieles nicht vergessen, so wie das Heer der niedrigen Antriebe, als: Gewinnsucht, die Hoffnung, drückenden Verhältnissen, Schuldanforderungen, gerechter Strafe, Verbindlichkeiten aller Art zu ntgehen, und dann die, für Viele so reizende Aussicht auf ein völlig ngebundenes und unüberwachtes Leben.

Wirkten aber auch diese und noch unendlich viel andere ähnliche Motive bei den Völkerwanderungen der Kreuzzüge mit, so waren dies och allerdings immer nur unreine Wogen im weiten Ocean jener nächtigen religiösen Begeisterung, die Europa durchbebte und Asien m seine Selbstständigkeit bedrohte.

Schon im August des Jahres 1096 sollte, wenn erst die Ernte eimgebracht und die nöthigen Lebensbedürfnisse für den Zug somit erbeigeschafft, der erste Kreuzzug beginnen. Da es aber erst Früh- ng war, so däuchte ein solcher Verzug der schwärmerisch erregten Menge unerträglich. Ohne den Rath der Vernünftigen zu hören, hne sich mit den Erfordernissen für ein so großartiges Unternehmen u versehen, ohne Geld, ja selbst ohne die gehörigen Waffen und hne Disciplin, zogen daher auf der Stelle jene zahlreichen Horden, die ich in Lothringen um Peter von Amiens gesammelt, dem gelob- en Lande zu. Freilich bestand der größte Theil dieser Haufen aus usammengelaufenem Gesindel, der Rest aus Fanatikern und unbe-

sonnenen Schwärmern. Als daher die wenigen Lebensmittel aufgezehrt, das Geld verthan und die erste Begeisterung verbrauft war, fingen die edlen Kreuzritter an und plünderten, sengten und brannten, wohin sie kamen. Zwar gesellte sich Peter von Amiens noch eine weitere Heeresmacht zu, welche ein französischer Ritter führte; aber schon der Spottname dieses Feldherrn charakterisirte ihn und seine Schaar. Der Mann hieß nämlich Walter und wurde, in Folge seiner Dürftigkeit, von Habenichts genannt.

Deutschland, Ungarn und Bulgarien konnten bald Vieles von diesem Walter von Habenichts und seinen 40,000 von Habenichtsen erzählen. Die Streiter Gottes waren mit einem Worte nichts mehr und nichts weniger als Räuber; wie denn ihre Spur geplünderte und rauchende Städte, verwüstete Felder und zerstörte Schlösser und Höfe bezeichneten.

Als sie sich Constantinopel näherten, hatte Kaiser Alexius nichts eiliger zu thun, als sie mit Lebensmitteln zu versorgen und sodann nach Asien übersetzen zu lassen. Nun aber gestalteten sich die Dinge ernster, Peter von Amiens und Walter sollten nun ihre Feldherrntalente, die Kreuzfahrer ihren Muth und ihre Kriegskunst erproben. Da sah es denn freilich schlecht aus, und man gewahrte zu spät die Thorheit des übereilten Unternehmens. In kurzer Zeit war durch Niederlagen aller Art der Haufe bis auf 3000 Mann zusammengeschmolzen. Peter, an dessen Seite auch Walter von Habenichts gefallen, sah sich daher genöthigt, mit den Ueberresten seines Heeres, welche sich zudem in den kläglichsten Umständen befanden, nach Constantinopel zurückzukehren.

Man sollte glauben, ein so trauriges Beispiel habe die Christenheit von ähnlichen Mißgriffen zurückgehalten; — aber bewahre der Himmel! — wann und wo hätten sich Fanatismus und Schwärmerei auf eine vernünftige Weise bekehren lassen? Es ist dies ja ihrer Natur nach ohnmöglich.

Wir sehen daher bald darauf einen neuen Schwarm beweglicher Franzosen dahinziehen. Da sich kein ordentlicher Mann an die Spitze dieser rohen Horden stellen wollte, mußte religiöse Spiegelfechterei aushelfen. Eine geweihte Gans und eine Ziege wurden zu Führern erwählt. Wo diese hingingen, dahin folgte der zügellose Haufe; denn die Gans und die Ziege sollten, als durch priesterliche Hand gottgeweihte Thiere, den von dem Ewigen bestimmten Weg anzeigen. Aber die Folgen des Betruges traten nur zu bald grell hervor. Hielten Ziege und Gans, oder führten sie das Gesindel an einen Ort,

der außer dem Wege lag, so hieß es: es sei dies ein Fingerzeig Gottes, daß hier das Kreuzheer seine Pflicht der Ketzervernichtung üben müsse, und so fiel man, seinen eigenen schlechten Gelüsten den Willen der Gottheit unterschiebend, zumeist über die Juden her, und rächte, wie man sagte, den Tod des Heilands an ihnen, d. h. man mißhandelte und plünderte sie auf niederträchtige Weise und bemächtigte sich im Namen Gottes ihrer Habe und ihres Gutes. Auch deutsche Haufen thaten dies, namentlich in den Rheingegenden. Man schätzt diese neuen Räuberhorden auf 100,000 Mann, die jedoch fast sämmtlich aufgerieben wurden, ehe sie nur Palästina sahen.

Unterdessen war endlich der August des Jahres 1096 herangekommen, in welchem, wie schon erwähnt, der erste, sorgsam geordnete Kreuzzug, unter der Führung Gottfrieds von Bouillon, des Herzogs von Lothringen, ausgeführt werden sollte. Die Vorbereitungen waren, wie es sich von einem so klugen und geschickten Feldherrn erwarten ließ, mit Umsicht getroffen, wie es denn eine, für die damalige Zeit so ungeheure Macht von 600,000 Streitern erforderte.

Trotzdem thürmten sich riesige Schwierigkeiten dem Unternehmen entgegen, und das Heer der Kreuzfahrer konnte nur nach Ueberwindung unendlicher Anstrengungen, Mühen und Beschwerden Kleinasien erreichen.

Hier begann nun jener merkwürdige Krieg, welchen der edle Dichter Torquato Tasso in seinem befreiten Jerusalem so begeistert besungen. Es war ein Heldenkampf auf beiden Seiten, der die Christen Ströme Blutes kostete. Verging doch fast kein Tag, an welchem nicht Hunderte, die den Morgen freudig begrüßt, ihr Leben verhauchten. Und mit den Ungläubigen im Bunde waren Hunger und Durst, und Asiens sonnverbrannte Wüsten, und des Klima's pestgeschwängerter Hauch. Und gar manchmal entsank den Streitern Gottes der Muth, und gar manchmal drohte sich das christliche Heer auflösen zu wollen, und nur der unerschütterliche Muth und das Gottvertrauen und die Ausdauer Gottfrieds von Bouillon, dieses großen Feldherrn, waren im Stande, die verschiedenartigen Kräfte zusammen zu halten und den alten Muth der Kreuzfahrer aufs Neue zu entflammen.

Aber der Sieg schmückte auch die Fahnen der christlichen Helden mit unverwelklichen Lorbeeren. Das Kreuzheer drang unaufhaltsam

durch Kleinasien bis nach Syrien vor. Auch Antiochien fiel, nach einer Belagerung von mehreren Monaten; doch wäre es beinahe das Grab der kriegerischen Wallfahrer geworden.

Es sei uns erlaubt, auf diese Begebenheit einen Augenblick einzugehen, da nach der Angabe der Römlinge die Christenheit hier durch, ein enormes Wunder, nach der Ansicht der Vernunft durch einen Priesterbetrug gerettet wurde, der neuerdings, trotz des hier glücklichen Ausganges, beweist, welche gefährliche Gewalt in den Händen einer herrschsüchtigen Priesterschaft ruht, wenn sie über ein geistig-stumpfes und religiös-verdummtes Volk gebieten kann.

Antiochien, kaum erobert, ward alsobald von der gleich Meeresfluthen daherbrausenden Macht des Turkomannen-Emir von Mosul eingeschlossen. Vergebens waren hier Tapferkeit und List; beide Kriegsgöttinnen weilten auch im Lager der Ungläubigen. Dagegen trat der Hunger in Antiochien ein und wüthete mit allen seinen Schrecken. Vergebens rangen die Christen die Hände, vergebens flehten sie zu ihrem Gotte; der Hunger wuchs und zeigte in naher Ferne Tod und Verderben.

Da entsank auch den Entschlossensten der Muth. Ein Sturm, vom Feinde jetzt gewagt, — und es war um Antiochien und das Heer geschehen.

Mit tiefem Schmerz sah Gottfried von Bouillon den Jammer des ihm anvertrauten Heeres, mit Bangen schaute auch er der Zukunft entgegen. Da half Priesterschlauheit den Christen aus der Noth.

Ein Geistlicher, Peter Bartholomäus, schloß sehr richtig, daß es für die Bedrängten nur ein Rettungsmittel gebe, und daß dieses einzig und allein in der Wiedererweckung jener allgewaltigen religiösen Begeisterung gefunden werden könne, die im Stande gewesen, Hunderttausende von ihrem Vaterlande und Allem, was ihnen lieb und werth, loszureißen und hieher zu führen. Sein Gewissen bebte bei der Aufgabe, diese Begeisterung wieder zu beleben, um so weniger zurück, als er, von seinem Standpunkte aus, einen frommen Betrug für erlaubt halten mußte.

Nach kurzer Vorbereitung trat daher Bartholomäus vor die Versammlung der rathschlagenden, aber rathlosen Fürsten und kündete diesen an: daß sich der Allmächtige entschlossen habe, die Kreuzfahrer zu retten. Dies sei ihm durch eine Erscheinung des Apostel Andreas kund geworden, der ihn beauftragt habe, nicht weit von dem Hochaltare in der Peterskirche zu Antiochien nachgraben zu lassen,

denn dort ruhe, verscharrt in der Erde mütterlichem Schooße, jene heilige Lanze, mit welcher einst der römische Krieger dem Heilande die Seite geöffnet habe. Diese Reliquie aber, von dem Grafen Raimond von Toulouse dem ausfallenden Christenheere vorgetragen, werde den Gläubigen Rettung und Sieg, den Ungläubigen aber Vernichtung bringen.

Mit gespannter Erwartung schritt man nun, auf die begeisterte Rede des Priesters hin und in Gegenwart der Fürsten und allen Volkes, zu der Aufsuchung der angedeuteten Lanze. Ein kurzes vergebliches Suchen steigerte nur die Ungeduld und die Spannung noch mehr; da — o Wunder! stieß man plötzlich auf die angekündigte Waffe.

Jetzt kannte der Jubel und die Begeisterung der getäuschten, leichtgläubigen Menge keine Gränzen mehr; jetzt war die alte Begeisterung, jetzt war der alte Muth zurückgekehrt, jetzt schallte wie aus einem Munde ein: „Herr Gott, dich loben wir!" jetzt warf man sich küssend über die Reliquie und benetzte das neue Unterpfand der göttlichen Gnade mit heißen Freudenthränen. Und wie die Trompeten schmetterten, da eilten die Kreuzfahrer zu ihren Waffen, und der Ermattetste hatte wieder Kraft, die schwere Waffe zu schwingen und der Muthloseste jauchzte dem Kampfe entgegen. Da öffneten sich die Thore der Stadt, und geführt von Raimond von Toulouse und der heiligen Lanze, warfen sich die Christen auf die überraschten Belagerer und erkämpften sich einen vollständigen, einen glänzenden Sieg.

Es war dies, wie schon erwähnt, ein Werk priesterlicher Schlauheit, das beweist, welche Allgewalt die Leichtgläubigkeit des Volkes den Priestern in die Hände legt; eine Allgewalt, die hier zufällig zum Heile der Christen ausschlug, die aber nur zu häufig schon zum Unheil der Menschheit angewandt wurde.

War nun aber auch der Weg nach Jerusalem den Christen geöffnet, so blieben demohnerachtet noch unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, wovon die Uneinigkeit und der Neid der Führer unter einander wahrlich nicht die kleinste war.

Glücklicherweise retteten die Feldherrntalente und die Energie des Herzogs von Lothringen das Unternehmen, und so gelangte man endlich — es war am 6. Juni 1099 — auf eine Anhöhe ohnweit Emaus, von welcher herab die entzückten Pilger die heilige Stadt ausgebreitet liegen sahen. Wer vermöchte den Jubel zu beschreiben, mit dem die Kreuzfahrer, nach Ueberstehung so unendlicher Schwierigkeiten und Leiden, nun das Ziel ihrer Reise und ihrer Wünsche begrüßten.

Das ganze Heer lag auf den Knieen, Lobgeſänge ſchallten i die Lüfte und miſchten ſich mit tauſend und abertauſend Dankgebeta die aus den hochklopfenden Herzen der Krieger zum Throne de Ewigen aufſtiegen.

Und doch! — wie ferne lag noch das Ziel.

Die Kreuzfahrer ſollten ſich hiervon bald überzeugen. Jeruſa lem war trefflich befeſtigt und zählte eine Beſatzung von 30,00 Mann, welchen noch gegen 25,000 bewaffnete Bürger an der Seit ſtanden. Zudem hatten ſich die Feinde der Kriegsliſt bedient, di ganze Umgebung auf ſtundenweite Entfernung zu verwüſten, ja ſelb alle Brunnen und Quellen zu vergiften, ſo daß die Chriſten nich nur den bitterſten Mangel an Waſſer und Lebensmitteln, ſonder auch an Werkholz litten, welches ſie zur Erbauung von Belagerungs werkzeugen durchaus bedurften. Außerdem war das Kreuzheer bereit von ohngefähr 600,000 Mann auf 60,000 Mann zuſammengeſchmol zen, und konnte ſomit nicht einmal Jeruſalem auf allen Seiten ge nügend einſchließen.

Vergebens waren daher Belagerung und Stürme, vergebens floſſen Ströme Menſchenblutes, umſonſt thaten ſich Muth und Tapfer keit hervor — die Mauern der heiligen Stadt ſtanden unerſchüttert die Feinde ſpotteten der Chriſten. Und abermals wich das Vertraue und der Muth entſank den Kühnſten, als bei einem neuen allgemei nen Sturme das Glaubensheer wieder weichen mußte. Da erkannt Gottfried von Bouillon, daß es ſich um Sieg oder Vernich tung handle, und ſo entſchloß er ſich, im entſcheidenden Augenblick das Volk noch einmal zu ſeinem Heile zu täuſchen. Die Geſchicht der heiligen Lanze hatte ihm ja den Weg vorgezeichnet. Mi einem Wort, Herzog Gottfried ſprengte das Gerücht aus, er hab von ſeinem Belagerungsthurme eine leuchtende Rittergeſtalt auf dem Oel berge erblickt, die ihm einen Wink zur Fortſetzung des Kampfes gegeben

Dies wirkte; — die Reihen, die ſchon in Unordnung gerathen ſtellen ſich wieder her; der Ruf: „Gott mit uns!“ tönt von Mun zu Munde, und dem Todesmuth der begeiſtert Kämpfenden weich die Feinde. Gottfried von Bouillon iſt der Erſten einer, d ſich auf die Mauer ſchwingen, — ihm ſtürzen die Seinen in dicht Haufen nach, die Thore werden geöffnet und unter donnerndem Si gesgeſchrei dringen die Chriſten in die eroberte Stadt.

Es war den 15. Juli des Jahres 1099, als Jeruſalem in d Hände der Kreuzfahrer fiel. Aber die Chriſten benahmen ſich bei d Eroberung der heiligen Stadt eben nicht heilig noch chriſtlich. W

jnen entgegentrat, erlag dem Mordstahle; von allen Seiten floß as Blut der Ueberwundenen in Bächen und wilde Grausamkeit händete den Boden, über welchen einst der Meister dieser Ra- enden Liebe predigend gewandelt.

Nur Herzog Gottfried folgte edleren Gefühlen und pilgerte arfuß zu dem Orte, zu welchem ihn die innere Sehnsucht von Europa's Gestaden herübergezogen, — zu dem heiligen Grabe.

Bei den Uebrigen aber, und namentlich bei dem fanatisch auf- zeregten rohen Volke, legte sich die Wuth erst am dritten Tag, und un pilgerte das ganze Heer unter Gebet und Gesang durch die lei- henbedeckten Straßen zu der Ruhestätte des Erlösers, sich jetzt eben o schwärmerisch und exaltirt an frommen Werken, wie kurz zuvor an Grausamkeiten überbietend.

Gottfried von Bouillon aber sorgte unterdessen mit weiser Vorsicht für die Bedürfnisse der Sieger und ordnete zugleich die nö- thigen Sicherheitsmaßregeln an. So wahrhaft großen Verdiensten onnten denn auch die Kreuzfahrer ihre Dankbarkeit nicht vorenthal- ten, und da es galt, die neue Eroberung durch eine zu gründende Herrschaft zu befestigen, so wählte man fast einstimmig Gottfried zum König von Jerusalem. Mit anerkennenswerther Bescheidenheit wies indessen der Herzog von Lothringen diese Zumuthung zurück, indem ihm sein frommer Sinn nicht erlaubte, da eine Königskrone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone ge- blutet. Gottfried von Bouillon übernahm daher die Herrschaft über das neue Reich nur unter dem Titel „eines Beschützers des hei- ligen Grabes."

Aber der junge Staat, der einer so kräftigen Leitung noch lange bedurft hätte, ward seiner besten Stütze schon nach Jahresfrist beraubt, und nun trat Balduin, Gottfried's Bruder, an dessen Stelle, Krone und Königswürde nicht verschmähend.

Wie aber hätte sich die Hand voll Christen mitten in einem feind- lich gesinnten Erdtheile erhalten sollen? Selbst dann wäre dies schwer- lich gelungen, wenn die neuen Eroberer einig geblieben; so aber ga- ben sie der Welt alsbald wiederum das Beispiel innerer Zerrissenheit und durch dieses ihren Feinden Kraft und Ueberlegenheit. Was hal- fen dabei die sich alljährlich erneuernden Pilgerzüge? Gelangten doch ohnehin stets nur armselige Reste derselben bis nach Jerusalem, wäh- rend die Mahometaner sich der Hauptstadt des christlich-morgenlän- dischen Reiches immer mehr näherten. Unter solchen Umständen sahen die Päpste mit Schmerz den neuen Stützpunkt ihrer Macht so be-

denklich bedroht, daß ihn nur ein abermaliger Kreuzzug retten konnte. Papſt Eugen III. ließ daher wiederum einen ſolchen predigen, und zwar unter den glänzendſten Vorſpiegelungen und den lockendſten Verſprechungen. Ein vortreffliches Werkzeug zur Ausführung ſeiner Plane fand der Papſt hierbei in einem Volksheiligen, der mit hinreißender Beredſamkeit namentlich Frankreich entflammte, und gegen die überhandnehmende Macht der ſyriſchen Atabeken aufrief, — es war Bernhard, der weltberühmte Abt von Clairvaux.

Bernhard und des Papſtes Aufforderungen fanden aber bei dem Könige von Frankreich, Ludwig VII., um ſo mehr Anklang, als dieſer Monarch, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, mit ängſtlicher Haſt nach einem Ausſöhnungsmittel mit Gott ſuchte. Ludwig VII. hatte nämlich bei der Eroberung einer Stadt fünfzehnhundert Menſchen in einer Kirche verbrennen laſſen. Jetzt dachte er die Manen dieſer Unglücklichen durch einen Kreuzzug zu verſöhnen, und ſich ſelbſt durch das Hinſchlachten recht vieler Ungläubigen die Vergebung ſeines Verbrechens bei dem Allgerechten zu erkaufen. Und ſiehe da, die Kirche fand dieſen Handel mit Gott ganz in der Ordnung und beſtätigte des Königs Hoffnung, Blut mit Blut austilgen zu können. Ludwig VII. und ſeine Gattin empfingen daher das Kreuz aus Bernhards von Clairvaux Händen, und mit ihnen erhob ſich Frankreichs Adel und Volk, denn der Preis des neuen Zuges war ja kein kleinerer, als „die Vergebung aller Sünden und die Erlangung der höchſten Himmelsſeligkeit.“ Aber auch Deutſchland blieb in der heiligen Schwärmerei nicht zurück. Kaiſer Konrad III. ſchloß ſich der Krone Frankreichs an, und ſo ſtanden im Frühjahre 1147 abermals 140,000 gewappnete Reiter und eine Million Fußvolk zum zweiten Kreuzzuge bereit.

So brach man denn auch in der That auf; aber welcher Erfolg erwartete dies impoſante und glänzende Heer! — Von den Griechen abſichtlich irre und den Feinden in die Hände geführt, von Sultan Maſſoud in einzelnen Abtheilungen auf's Haupt geſchlagen, durch Krankheiten und Hunger völlig aufgerieben, erreichten nur elende Trümmer das gelobte Land, während beide königliche Führer zerriſſenen Herzens über ſo hart getäuſchte Hoffnungen ſchon 1149 mit Verluſt einer Million Menſchenleben, und ohne auch nur den allergeringſten Erfolg erreicht zu haben, nach Hauſe kehrten.

Ueber den Abt von Clairvaux aber brach nun die Wuth des Volkes aus, das ihn, ſeiner lügenhaften Vorſpieglungen und ſeiner angeblichen Wunder wegen, nur noch den Lügenpropheten nannte.

Nach der Vernichtung einer so glänzenden Hoffnung bestand das Königreich Jerusalem nur noch kümmerlich fort. Uneinigkeit saß, wie ein Wurm in der Blüthe, so im Herz des jungen Staates, und zernagte begierig dessen beste Lebenskraft. War man nicht in äußere Kriege verwickelt, so haderten die Johanniter und die Tempelherrn miteinander, so feindeten sich die Christen untereinander, bald um des Glaubens, bald um irdischer Vortheile willen, an; während die Sultane von Aegypten und Syrien ihre Gränzen immer weiter gegen die heilige Stadt vorschoben. So war es denn keineswegs überraschend, als endlich 1187 (den 3. Oktober) Jerusalem dem mächtigen Kurden, Saladin (Selaheddin) erlag.

Wie zitterten die Christen, als nach der Schlacht von Tiberias der Gründer des Reichs der Ayubiten in der Hauptstadt einzog; dachten sie doch der Gräuel, welche sie selbst bei der ersten Eroberung verübt; — aber Saladin beschämte die Christen durch Edelmuth und durch die würdige Zurückhaltung seiner Schaaren von jeder Art Grausamkeit. Auch zeigte die Mäßigung, welche alle seine Handlungen beurkundete, die Größe seines Charakters. So blieb den griechischen und morgenländischen Christen der Aufenthalt zu Jerusalem gestattet; die fränkischen dagegen hatten den heiligen Ort gegen Entrichtung eines Lösegeldes zu verlassen. Die Auswandernden schützte Sicherheit, der Patriarch durfte sogar die kostbaren Geräthschaften aus der Kirche des heiligen Grabes mit sich nehmen. Die Kirche selbst aber blieb dem Besuch der Christen gegen eine geringe Abgabe geöffnet.

Für die päpstliche Kirche waren hiermit aber alle Hoffnungen auf ein syrisch-christliches Reich zerfallen, die herrschende Idee des Jahrhunderts bekam dagegen neuen Stoff zur Einwirkung auf die Gemüther, die Ehre Europas und der Kriegsruhm seiner Söhne war gleichsam angetastet und alle alten Klagen tönten der Christenheit auf's Neue in das Ohr.

Daher erneuerte sich die Erscheinung einer Völkerwanderung in einem dritten Kreuzzug, welchen der deutsche Kaiser Friedrich I., mit dem Beinamen Barbarossa (d. h. der Rothbart), Richard Löwenherz von England und Frankreichs Herrscher, Philipp August, unternahmen.

Kaiser Friedrich, dieser Stern erster Größe am deutschen Heldenhimmel, war nahe an 80 Jahre alt, als er den Zug unternahm. Er sollte seinem thatenreichen Leben die Weihe geben. Aber mit des Kaisers Frömmigkeit ging Klugheit Hand in Hand. Sein Heer von etwa

200,000 Mann war trefflich gerüſtet und frei von jenen Schaaren liederlichen Geſindels, die ſtets jeder kriegeriſchen Operation hindernd in den Weg treten. In der That drang denn auch der Hohenſtaufe mit Siegesſchritten bis über das Taurusgebirge vor, bis er 1190, beim Bade, ſeinen Tod in den Wellen des Saleph, einem Fluſſe bei Seleucia in Syrien, fand.

Zwar übernahm nun Barbaroſſas Sohn, Friedrich von Schwaben, die weitere Ausführung des großen Werkes, doch trat dieſem bald darauf in der Peſt ein ſchrecklicher Feind entgegen, der mit unerhörter Wuth nicht nur die Reihen der deutſchen Krieger lichtete, ſondern auch Friedrich ſelbſt hinraffte. Nur jammervolle Reſte des trefflichen Heeres ſahen ihr Vaterland wieder.

Kein beſſerer Erfolg ſollte den Königen von Frankreich und England werden. Nach Aufopferung mehrerer 100,000 Menſchen kehrten ſie unverrichteter Dinge zurück. Aber nicht Menſchenleben allein koſtete der Zug, er ſtürzte auch die europäiſchen Reiche dieſer Fürſten, ſo wie ſie ſelbſt in unermeßliches und nachhaltiges Elend.

Gleiches Schickſal hatte der vierte Kreuzzug unter König Andreas II. von Ungarn.

Den fünften Kreuzzug unternahm endlich im Jahre 1228 Kaiſer Friedrich II., Barbaroſſas großer Enkel.

Wir werden bei dem Kampf der Hohenſtaufen gegen das Papſtthum Gelegenheit finden, näher auf dieſen Kreuzzug einzugehen, darum ſei denn hier nur geſagt, daß Friedrich II. die Ausführung des großartigen Unternehmens, bei welchem ihm in der That denn auch keine lockenden Erfahrungen entgegenlächelten, um ſo ſchwerer wurde, als der Eifer der europäiſchen Völker für die Idee der Befreiung Paläſtinas nachgerade erkaltet war. Dies, ſo wie wohlbegründete Hinderniſſe hielten denn auch den Kaiſer lange ab, den verſprochenen Zug anzutreten und ſo kam es, daß den Saumſeligen des Papſtes Bann traf. Der zwiſchen Kirche und Kaiſerthum unterdeſſen zur lichten Flamme ausgebrochene Streit verleitete aber den Papſt, den Bann ſelbſt dann noch zu erneuern, als Friedrich den Zug wirklich angetreten; ja Rom war leidenſchaftlich und hinterliſtig genug, dem Unternehmen aus Haß gegen den Hohenſtaufen ſelbſt in Paläſtina alle nur erdenklichen Schwierigkeiten und Hinderniſſe in den Weg zu legen. Dennoch erreichte der große Hohenſtaufe, ſelbſt ohne Blutvergießen, mehr, als alle Fürſten vor ihm. Er endete den Krieg durch einen vortheilhaften Vertrag, und gab den Chriſten faſt das ganze Königreich Jeruſalem, wie es ehedem beſtanden, wieder zurück.

Demohnerachtet fiel die heilige Stadt 16 Jahre später abermals in Feindes Hände, und diesmal in die Gewalt der von den Mongolen fortgeschobenen Chowaresmier.

Die Päpste hätten nun, durch die namenlosen Opfer an Menschenleben, Geld und Völkerglück belehrt, vernünftiger und gerechter Weise die Idee: in Syrien Fuß zu fassen, aufgeben müssen. Was aber kümmerte da die Päpste das zertretene Glück von Millionen Menschen, wo es Befestigung und Ausbreitung ihrer Macht, Befriedigung ihrer Herrschsucht galt.

Daher sehen wir selbst jetzt wieder Rom alle Hülfsmittel in Bewegung setzen, um einen neuen Kreuzzug zu veranlassen. Und wirklich gelingt es ihm, trotz der Kälte, die sich bei Völkern und Fürsten jetzt in Betreff dieser Angelegenheit, in Folge einer neuen geistigen Strömung, kund gibt.

Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige genannt, zieht in ritterlich schwärmerischer Begeisterung noch ein Mal das Schwert. Der König hatte in einer Krankheit den Zug gelobt, und traf nun Anstalten, seinem Gelübde nachzukommen. Die Blüthe des französischen Adels schloß sich ihm und seinem Heere von 40,000 Mann an.

Mit dieser Macht verließ Ludwig 1248 Frankreich. Trotzdem aber daß er in Aegypten den Sultan zwei Mal schlug und selbst Damiette eroberte, konnte er sich doch nicht halten, da Hungersnoth, Seuchen und unaufhörliche Kämpfe sein Heer fast aufrieben. Das Schlimmste aber war, daß er selbst in Gefangenschaft gerieth, und nun durch ein bedeutendes Lösegeld und die Rückgabe der Stadt Damiette seine Freiheit erkaufen mußte. So ging eine sechsjährige Anstrengung abermals verloren. Dennoch versuchte Ludwig IX. noch ein Mal sein Heil in einem zweiten Kreuzzuge, der aber nicht minder schlecht ausfiel und eigentlich nur die Unterwerfung von Tunis bezweckte. Aber auch hier zerschellten alle Hoffnungen und Ludwig starb unverrichteter Dinge.

So endeten die Kreuzzüge. Ueber 7 Millionen Menschen hatte der fromme Wahnsinn das Leben gekostet. Viele blühende und fruchtbare Länder lagen verwüstet. Der Aberglaube hatte durch neue Ammenmährchen und die Verbreitung unzähliger, aus dem Orient mitgebrachter, Reliquien neue Nahrung bekommen, Armuth, Sittenlosigkeit und Verwildrung waren an die Stelle früheren Wohlstandes und der Ordnung getreten und außerdem hatte ihnen Europa auch noch lange Zeit hindurch Seuchen, Aussatz, Blattern und, was

noch schlimmer als dies Alles, den Ketzerhaß und die wüthendste Verfolgungssucht gegen Andersdenkende zu verdanken.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung jener Zeiten und eine unmittelbare Folge der religiös-kriegerischen Gesinnung derselben sind die Ritterorden, von welchen die hauptsächlichsten die Orden der Johanniter, der Tempelherrn und der deutschen Ritter waren.

VI.

Die Ritter- und Bettelorden.

Der älteste dieser Orden war der der Johanniter. Seine Entstehung reicht bis vor die Kreuzzüge; indem fränkische Kaufleute 1048 unweit des heiligen Grabes ein Bethaus errichteten, dasselbe dem heiligen Johannes widmeten, und eine Anzahl Mönche in demselben ansässig machten.

Die neue Anstalt wuchs bald kräftig empor, so daß auch ein Hospital zur Verpflegung armer und kranker Pilger angelegt werden konnte, und nun gesellten sich, da unterdessen der Kampf mit den Sarazenen begonnen, auch fromme Ritter den Mönchen bei, fügten sich unter eine gemeinsame Regel und wurden so zu bewaffneten Mönchen, oder zu einem streitenden Mönchsorden.

Den Päpsten mußte diese neue Stütze ihrer Macht natürlich als sehr willkommen erscheinen; sie übernahmen daher freudig die geistliche Oberhoheit über dieselbe, theilten die ganze Bruderschaft in streitende Glieder, Ritter, Geistliche und dienende Brüder, und legten dem Orden die Benennung: Hospital-Brüder des heiligen Johannes, Johanniter, bei.

Diese schärfere Gestaltung des Ordens fand 1118 unter Raymund du Puy statt, wobei sich sämmtliche Glieder der neuen Vereinigung der freiwilligen Armuth, der Keuschheit und dem unbedingten Gehorsam gegen den heiligen Stuhl unterwarfen.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Kreuzzüge und der dadurch herbeigeführten Auflösung des Königreichs Jerusalem, sahen sich auch die Johanniter genöthigt Palästina zu verlassen. Sie schlugen daher ihren Aufenthalt auf Cypern auf, und befehdeten von dort aus,

oft mit großem Erfolg, die Türken. So eroberten sie 1309 die wichtige Insel Rhodus. Indessen sollte ihnen auch hier kein längerer Aufenthalt gegönnt sein. Rhodus erlag abermals den türkischen Waffen und so räumte Karl V. (1522) dem Orden die Insel Malta ein, wobei ihre Thätigkeit natürlich eine andere Richtung nahm, da der ursprüngliche Zweck des Ordens: Beschützung und Verpflegung der nach Jerusalem pilgernden Christen, verloren gegangen war. Kaiser Karl wandte ihre ritterliche Thätigkeit nun der Vernichtung der Seeräuber zu, die ja ohnedem fast ohne Ausnahme den Ungläubigen angehörten. Von seinem Aufenthalt zu Rhodus und Malta pflegt man denn auch die Johanniter Rhodieser- oder Maltheser-Ritter zu nennen.

In Maltas Besitz verblieb der Orden bis zum Jahre 1800, in welchem von den Engländern vertrieben wurde. Auch in Frankreich zog man in der Revolution seine Güter ein. Dennoch sind die Maltheser bis zum heutigen Tage noch nicht ausgestorben, wenn gleich ihre Bemühungen zur Wiedererlangung ihrer früheren Besitzthümer und Pfründen vergeblich waren.

Einen zweiten Orden, den der Tempelherrn, stifteten im Jahr 1118 die französischen Edlen Hugo de Payens und Gottfried von St. Aldemar, welchen sich sofort mehrere gleichgesinnte Freunde anschlossen. Gleiche Verpflichtungen wie die Johanniter übernehmend, erhielten sie ihren Namen von ihrem Ordenshause zu Jerusalem, welches auf der Stelle erbaut war, auf der einstens der salomonische Tempel gestanden haben soll.

Auch diese Verbrüderung theilte das Schicksal aller Orden. Anfangs arm, aber pflichtgetreu, führten ihm fromme Schenkungen und Vermächtnisse bald ungeheure Reichthümer zu. Dem Reichthum aber entwuchs Uebermuth, Stolz, Hab- und Herrschsucht, Leidenschaften, welche sich bei den Tempelherrn zu einer Höhe steigerten, die die ganze Welt gegen sie empörte, namentlich als sie, nach Palästinas Verlust, ihren Hauptaufenthalt in Frankreich aufgeschlagen. So brach denn auch endlich der lang verhaltene Sturm los, wobei sich jedoch abermals die traurige Erfahrung herausstellte, daß die Unschuld oft mit dem Laster büßen muß.

Die Sache ging folgendermaßen zu:

Als die Feinde des Ordens bemerkten, daß Frankreichs König, Philipp IV. auch „der Schöne" genannt, mit lüsternen Augen nach den Reichthümern der Tempelherrn schielte, traten sie mit einem Male

mit einer Anzahl Beſchuldigungen gegen dieſelben auf, unter welchen Treuloſigkeit nnd Verrath gegen die Fürſten eine Hauptrolle ſpielten. Außerdem ſollten ſie in Völlerei, Schwelgerei und jeder Art Unzucht leben, Chriſtum verleugnen, den Teufel in Geſtalt einer Katze oder eines Amuletes (Baffomet) anbeten, Zauberei treiben u. ſ. w.

Manche Beſchuldigungen, wie z. B. die, daß der größere Theil der Ordensglieder einen höchſt anſtößigen Lebenswandel führe, Treuloſigkeit übe und nur Habſucht kenne, mochten nun freilich leider wahr ſein; dagegen wiſſen wir heutzutage, daß ſich faſt alle übrigen als falſch erwieſen. Indeſſen Philipp und der Papſt waren nun einmal übereingekommen, die Güter der Tempelherren unter ſich zu theilen, und ſo half eben kein Gott, der Orden mußte ſchuldig ſein.

Wenn ſich aber Altar und Thron gegen irgendwen verbunden haben, ſtehen keine Gnadenzeichen mehr am Himmel.

So kam es denn, daß den 13. Oktober 1307 plötzlich alle Tempelherren in ganz Frankreich verhaftet und vor Gericht geſtellt wurden. Das Urtheil aber war, wie eben erwähnt, ſchon längſt gefällt, und ſo ſchritt man im Jahre 1314 zu deſſen Vollſtreckung.

56 der bedeutendſten Ordensglieder wurden allein zu Paris verbrannt. Unter dieſen auch der Großmeiſter des Ordens, der greiſe und in jeder Beziehung ausgezeichnete Jacob Bernh. v. Molay.

Muthig beſtieg er den Scheiterhaufen, und ſeine Gefährten blickten auf den Meiſter — und waren ſtark wie er.

Schon wirbelte der Rauch in dicken Säulen empor, ſchon leckten ringsum die Flammen gefräßig an dem Holze, da erhob ſich Molay und rief in feierlichem Tone:

„Dich, Philipp, König von Frankreich, und Dich, Papſt Clemens V., lade ich binnen Jahresfriſt vor das Gericht des allſehenden Gottes!“

Und als der Greis dieſe Worte kaum vollendet, da erhob ſich die praſſelnde Glut — und der Held hatte geendet.

Den 19. April 1314 aber ſtarb der Papſt, und den 29. November deſſelben Jahres gab Philipp der Schöne dem Staube ſein Erbtheil zurück.

In Folge dieſes berüchtigten Prozeſſes wurden die Tempelherrn in den übrigen Ländern, jedoch meiſtens unter milderer Form, aufgehoben, oder löſten ſich wohl auch zum Theil ſelbſt auf. —

Es bleibt uns nun noch die Erwähnung des „Deutſch-Ordens“ übrig. Auch er ging aus einem Hoſpital und einem Bethauſe hervor, welche beide durch Deutſche und für Deutſche in

Jerusalem um das Jahr 1128 gestiftet worden waren. Der Verlauf seiner Entstehung, so wie die Art seiner Einrichtung, die Gelübden seiner Glieder und der Zweck der Anstalt selbst, alles dies fällt mit jenen der beiden eben aufgeführten Orden fast gänzlich überein. Zum eigentlichen Ritterorden jedoch erhob sich die Gesellschaft erst 1190 unter Heinrich von Walpot.

Nachdem die deutschen Ritter das Schicksal der Johanniter und Tempelherrn getheilt und aus Palästina vertrieben worden waren, zogen sie sich 1230, von dem Herzog von Masovien gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe gerufen, zum größeren Theile nach den, jetzt preußischen und polnischen Provinzen Deutschlands zurück, um dortselbst, gleich wie im gelobten Lande, ihrer Bestimmung obzuliegen, die Ungläubigen zu vertreiben und dem Christenthume Eingang zu verschaffen. Da man aber dabei dem Orden alle für's Christenthum gewonnenen Bezirke als freies Eigenthum zusagte, so sehen wir denselben gegen Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu einer wahrhaft imposanten Macht anwachsen, aus welcher sich allmählig das jetzige Preußen bildete.

Dennoch vermochte der Orden seine Blüthe nicht lange zu überdauern. Er zersplitterte im Sturm der Jahrhunderte in seinen unaufhörlichen Kämpfen mit den Polen, Dänen und Russen, und mußte seine Güter endlich in die Hände derjenigen Fürsten übergehen sehen, in deren Gebiet sie lagen.

Da wir hier der geistlichen Ritterorden erwähnen, dürfte es an der Zeit sein, auch derjenigen Mönchsorden zu gedenken, die sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bildeten. Es sind dies vor Allem die zwei berühmten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

Der Stifter des Ersteren war Franz von Assisi (geboren 1182), ein frommer Schwärmer, der mit dem heiligen Antonius viel Aehnlichkeit hat. Wie Jenen, bewogen Franz von Assisi dieselben mißverstandenen Bibelstellen zu der Vertheilung aller irdischen Güter an die Armen und zur Ablegung des Gelübdes der Armuth. Von seinem Vater verflucht, von seinen Mitbürgern verachtet, von aller Welt als wahnsinnig verspottet, führte ihn dennoch kühne Weltverachtung, Demuth und wahre und aufrichtige Nacheiferung Jesu zum Siege; so daß er nicht nur den Spott der Welt überwand, sondern sogar bald einen weitstrahlenden Heiligenschein um sich verbreitete. Franz trug ein härenes Kleid auf bloßem Leibe, wachte, betete und fastete fast über die menschlichen Kräfte, sprang oft nackt in den

Schnee, sein Fleisch zu züchtigen, und geißelte sich in jeder Nach dreimal, einmal für sich selbst, einmal für die sündige Mitwelt und einmal für die armen Seelen im Fegfeuer.

Solche furchtbare Strenge gegen den eigenen Körper, zugleich aber auch sein wahrhaft frommes Leben, gewannen ihm bald zahlreiche Jünger. Sie Alle mußten wie er, eingedenk der Bibelstelle „Ihr sollt nicht Gold, nicht Silber, nicht Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zwei Röcke, keine Schuhe und keinen Stab“*) — jedwedem Erdengute entsagen und betelnd einherziehen, den Armen und Sündern das Evangelium kündend.

Dennoch gelang es Franz von Assisi nur mit Mühe, die päpstliche Bestätigung für die neue Bruderschaft zu gewinnen, da die Päpste eingesehen hatten, zu welchem Unfug das Mönchswesen führte, und demzufolge keinen neuen Orden mehr aufkommen lassen wollten. Die Erscheinung des heiligen Franz und seiner Bettelbrüder war nun freilich eine ganz neue; auch konnte es dem päpstlichen Scharfsinne nicht entgehen, daß diese heiligen Bettler ihm erwünschte Werkzeuge gegen den Clerus selbst geben mußten. Honorius III. gab daher dennoch dem neuen Orden der Franziskaner oder Minoriten 1223 die Bestätigung, mit der Befugniß, überall predigen und Beichte hören zu dürfen. Zu den üblichen Gelübden der Keuschheit und des Gehorsams kam bei demselben also noch jenes der Armuth.

Hiermit Hand in Hand ging die Gründung eines weiblichen Ordens, den eine geistesverwandte Mitbürgerin des heiligen Franz, eine Jungfrau, mit Namen Clara, stiftete. Auch ihm schrieb Franz von Assisi eine Regel vor. Seine Glieder sind unter der Bezeichnung: Clarissinnen bekannt.

Der Gründer des Dominikaner-Ordens ist nur wenige Jahre in der Geburt von Franz von Assisi unterschieden. Er war ein Spanier, mit Namen Dominikus, und stammte aus edlem Geschlecht. Tüchtig durchbildet und begeistert für das Wohl der Menschheit, das er bei den hier und da auftauchenden Ketzern gefährdet wähnte, trat er zur Bekehrung derselben auf, fand großen Anklang und ein reiches Feld, und wurde mit seinem Orden, der die Regel des heiligen Augustin folgte, vom Papste bestätigt. Aber auch die Dominikaner fügten den alten Mönchsgelübden das neue der Armuth bei.

Beide Orden wuchsen mit unglaublicher Schnelle, da ihre Glie-

*) Matthäus 10, V. 9 u. 10.

in heiliger Faulheit nicht einmal für ihren Unterhalt zu sorgen hatten, sondern mit frommer Behaglichkeit auf Kosten einer in Aberglauben versunkenen Welt lebten, die sie auch noch dazu als heilig verehrte. Sie wurden indessen für den apostolischen Stuhl — als ein Heer Spione, das sich allüberall durch das Beichtgeheimniß in die innersten Familien- und Staatsgeheimnisse einzuschleichen wußte, — von unberechenbarer Wichtigkeit. Außerdem halfen sie redlich die Nacht des Aberglaubens vermehren, und gaben, wie oben erwähnt, dem römischen Stuhle ein Gegengewicht gegen die begüterte Geistlichkeit in die Hand.

Noch tiefer und unseliger in das bürgerliche Leben aber griffen die Bruderschaften, die, wie z. B. die „Bußbrüder", zwar nur Laien waren, sich aber doch den Regeln der Orden unterwarfen und die Bestimmung trugen, die Ausbreitung und das Beste der Orden aus allen Kräften zu fördern. Es ist bekannt, daß man sich noch heutzutage ähnlicher Bruderschaften bedient, um den gefährlichsten aller Orden, den der Jesuiten, wieder allmählig einzuführen. Wir erinnern nur an die Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä und an die grauen Schwestern.

Außer den Franziskanern und Dominikanern sind hier namentlich noch die Karmeliter, die Humiliaten und die Augustinereinsiedler zu erwähnen, die Alle mehr oder weniger mit den gedachten Orden zusammenfallen.

So weit in der Kirchengeschichte vorgerückt, kommen wir nun an den großen und imposanten Kampf, welchen das weltliche Herrscherthum unter den hohenstaufischen Kaisern gegen das übermüthige Papstthum wagte.

In Deutschland hatte nämlich mit Konrad III. das schwäbische Haus der Hohenstaufen den Kaiserthron bestiegen. Aus ihm gingen, als Sterne erster Größe, vor allen Dingen die beiden Friedriche: Friedrich Barbarossa und Friedrich II. hervor, unter deren glanzvollen Regierungen das deutsche Kaiserthum seinen Höhepunkt erreichte. Mit dem Anwachsen der weltlichen Macht mußte aber natürlich ein Weichen der geistlichen Macht verbunden sein, und daß dieses nur bei dem entschiedensten Widerstreben und nach furchtbaren Kämpfen denklich, wird Jeder begreifen, der der Entwickelung der Kirchengeschichte bis hierher gefolgt. Das Ringen der beiden nach Weltherrschaft strebenden Mächte war aber um so gewaltiger, als diesen großen Kaisern eben so große, Ehrfurcht gebietende Päpste entgegentraten, unter welchen namentlich der starr-

köpfige, aber vom Geiſte Gregor VII. durchdrungene Innocenz III. hervorragt.

Barbaroſſa und Friedrich II. ſtarben unbeſiegt. Als aber nach 131jähriger Herrſchaft (1137—1268) des hohenſtaufiſchen Hauſes, Conradin, der letzte Sprößling deſſelben, auf dem Blutgerüſte geendet, blieben die Päpſte Sieger. Aber der Triumph, auf Deutſchlands Zerrüttung und Italiens Zerſtückelung gebaut, koſtete den apoſtoliſchen Stuhl ſelbſt die alte Herrlichkeit, denn in dem Weltkampfe hatten ſich die höheren Kräfte der Völker, und namentlich der deutſchen, entwickelt. Das Bürgerthum war erſtarkt, und aus ſeinem, ſich wundervoll entfaltenden Blüthenkelche, ſtiegen die Genien der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Poeſie und der Denkfreiheit empor.

Allüberall brechen die Strahlen geiſtiger Dämmerung durch, aber verhüllt von den undurchdringlichen Nebeln des kraſſeſten Aberglaubens, vermögen ſie nur den nahenden Tag durch ein blutiges, ſturmdeutendes Roth zu künden.

Schon im zwölften Jahrhundert (1144) ertönte aus Rom ſelbſt die mahnende Stimme Arnolds von Brescia, der die im Verderben ſchmachtende Kirche zur apoſtoliſchen Reinheit zurückführen wollte. Aber es war eine Stimme in der Wüſte, — ſie mußte verhallen. Arnold von Brescia endete unter Hadrian IV. (der ſich vom Bettelknaben zum Papſte aufgeſchwungen), auf dem Scheiterhaufen.

Doch wieder und immer wieder brach ſich die Idee einer Kirchenverbeſſerung Bahn und wuchs in den kommenden Jahrhunderten wie eine Lawine heran, bis ſie im ſechszehnten zertrümmernd über der ſiebenhüglichen Stadt niederſtürzte. Die Sehnſucht, von den kirchlichen Mißbräuchen befreit zu werden, und zur Einfachheit der urchriſtlichen Kirche zurückzukehren, beſeelte nachgerade nicht mehr Einzelne, ſondern die Maſſen. Die Katharer, Waldenſer, Albigenſer proteſtirten gegen das Papſtthum und ſeine Mißbräuche. Aber Innocenz III., der, da er von Brittaniens Herrſcher beleidigt iſt, dieſem ohne Weiteres das Land nimmt und an einen Anderen verſchenkt, weiß auch mit einem Völkchen Ketzer fertig zu werden. Man errichtet die furchtbaren Ketzergerichte, die Heere der Mönche ziehen ins Feld, ein Kreuzzug gegen die Andersdenkenden wird gepredigt, und neben unzähligen Scheiterhaufen ſieht das dreizehnte Jahrhundert 7000 Menſchen — das heißt Ketzer — in einer Kirche verbrennen, und 20,000 Chriſten in einer Stadt, an einem Tage erſchlagen. — Und dies thaten Chriſten, d. h. Menſchen, welche behaupteten, ſie beſäßen den Geiſt und übten die Lehre Chriſti; —

und dies zu thun veranlaßten Päpste, d. h. die Väter der Christenheit, die da versicherten, sie herrschten an Christi Statt.

Aber mit der Niedermetzelung der Albigenser war es nicht genug. Das Beispiel war zu gefährlich gewesen; — jeder, auch der leiseste ketzerische Gedanke mußte unterdrückt werden. Innocenz III. schuf daher jene Schandsäule des menschlichen Geschlechtes, den Triumph der Hölle — die Inquisition! — die als ein wahrer Hohn der sanften Christuslehre mit den Blutflecken unzähliger Opfer die Blätter der Geschichte besudelt hat.

Da aber der Einfluß der Bischöfe und Geistlichen vielleicht hier und da dem neuen Ketzergerichte hindernd in den Weg treten konnte, so übertrug der apostolische Stuhl (1232) die Henkersgewalt den Mönchen, namentlich den Dominikanern, die denn auch das Blutgericht der Inquisition bald als ihr furchtbares Erbe betrachteten.

Spanien, Frankreich und Italien erseufzten unter ihrem Wüthen. Deutschland ward durch den blutdürstigen, rohen und fanatischen Mönch Konrad von Marburg in Schrecken gesetzt, dessen Gräueln aber bald ein Ende gemacht wurde, indem man ihn wie einen Blutbund todt schlug. Sein Tod rettete Deutschland vor der Inquisition, und somit vor namenlosem Jammer und bodenloser Entsittlichung.

VII.

Das Sinken der päpstlichen Macht.

Werfen wir nun einen Blick auf die großartigen Kämpfe, welche die weltliche Macht vom zwölften Jahrhundert an gegen Rom und seine Prinzipien aufnahm, so treten uns vor allen Dingen die Riesengestalten der hohenstaufischen Kaiser entgegen, bei deren Andenken das Herz jedes guten Deutschen in stolzem Nationalgefühle höher schlägt.

Sie waren es, die den Glanzpunkt deutscher Herrlichkeit bildeten. Strahlten doch vom Haupte Kaiser Friedrichs II., des Herrlichsten seiner Zeit und seiner Völker, sieben Kronen. Die deutsche, die Kaiserkrone, die lombardische, die sardinische, die neapolitanische, die burgundische und die von Jerusalem.

Sie waren es aber auch, die der unbegränzten Herrschsucht der Päpste am entschiedensten unter allen weltlichen Fürsten entgegentraten;

ſie waren es, die den großen, den welterſchütternden Kampf mit Rom einzugehen wagten, um Deutſchlands Kaiſerehre willen, um die Befreiung der Völker aus dem Sklavenjoche der Geiſtestyrannei.

Freilich hat der alte Kampf in unſeren, von jenen Jahrhunderten ſo verſchiedenen Zeiten andere Formen angenommen; aber Grund und Urſachen ſind noch immer dieſelben. Freilich kämpfte damals der einzige Kaiſer gegen die übermüthige Kirche mit Feuer und Schwert; während jetzt das herangebildete, ſeiner eigenen Mündigkeit ſich bewußte Volk geiſtig und mit ſittlich-menſchlichen Waffen dasſelbe erſtrebt.

Dennoch aber will das deutſche Volk jetzt, um was damals der deutſche Fürſt auf Leben und Tod ſtritt: Kirchenverbeſſerung und Unabhängigkeit Deutſchlands von Rom.

Was die Deutſch-Katholiken heute verwerfen: die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die körperliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle, ſo wie die Suprematie des Papſtes, ſah man ſchon damals als eine Verhöhnung des geſunden Menſchenverſtandes an.

Nahe um das Jahr 962, in welchem Otto II. die Kaiſerkrone empfing, waren die Päpſte kaiſerlicher Macht unterworfen. Auf den Grund falſcher Bibelauslegung und der althebräiſchen und heidniſchen Prieſtereinrichtung hin hatte ſich nämlich, wie genügend dargethan, der Stand der Geiſtlichen von dem der Laien geſondert und große Vorrechte erhalten; ja er erwarb ſich ſelbſt bei der Wichtigkeit, welche man natürlich den Verkündern einer neuen, eifrig ergriffenen Religion zugeſtand, hohe Staatswürden und öffentlichen Einfluß. Der Natur der Sache gemäß entſtanden jetzt — wenn auch ganz gegen die Lehren des Heilandes — höhere und niedere Stufen geiſtlicher Würden, deren oberſte Spitze der Biſchofſitz zu Rom ward.

Wir kennen bereits den Kampf, der ſich zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht in Folge der widernatürlich-weltlichen Stellung der Kirche erhoben; betrachten wir ihn nun unter den Hohenſtaufen in ſeiner wildentbrannten, tobenden Glut. Wer möchte überhaupt nicht gerne bei jenen Heldengeſtalten verweilen, bei jenen Helden, die der Stolz des deutſchen Vaterlandes, deren Namen fromme Lieder beſingen, deren Gedächtniß in Sagen und Mährchen fortlebt in dem Munde des Volkes.

Und warum leben ſie im Munde und in den Herzen der deutſchen Nation fort und fort? — und warum läßt die fromme Sage den alten Barbaroſſa nicht ſterben, ſondern ſchlummernd im Kiffhäuſer des Reiches neuen Glanz erwarten? — Weil ſie des Volkes Lieb-

linge geworden, das in ihnen die Träger deutscher Kraft und deutscher Herrlichkeit erblickt. Weil ihr Streben und ihr Wirken national, und ihr Auftreten gegen Roms finstere Macht, wenn auch dem Volke damals noch unbewußt, doch schon der lebendige Ausdruck eines tiefen Volksbedürfnisses war.

Hell, strahlend und unverrückt stand ihnen ihr großes Ziel beständig vor Augen: Es war die großartige Idee einer deutschen Weltherrschaft an der Stelle jenes, die Geister knechtenden Priesterregimentes, dem von Seiten Roms die Aufrechthaltung der falsch-isidorischen Idee entgegentrat: daß der Papst nicht nur Episcopus universalis, sondern auch vicarius Christi, d. h. Stellvertreter Christi und als solcher Herr der Welt sei.

Da es uns hier nur vergönnt ist, in flüchtigen, skizzenhaften Zügen einen Ueberblick über die Verhältnisse zu geben, in welchen jenes Kaisergeschlecht zu den Päpsten stand, so vermögen wir auch nur die Haupterscheinungen andeutungsweise hervorzuheben.

Mit Uebergehung Konrads III. wenden wir uns daher gleich Kaiser Friedrich I. zu, der unter dem Namen Barbarossa, der Rothbärtige, als ein leuchtendes Phänomen an dem Himmel der Geschichte dahinzog.

In Frankfurts Mauern ward dieser Riese an Geist und Kraft, der, ausgezeichnet vor allen seinen Zeitgenossen, groß und gewaltig in all' seinem Wollen und Handeln war, zum deutschen Kaiser gewählt. Es war am 5. März 1152. Kurz darauf folgte zu Aachen die Krönung.

Friedrich I. war das Bild eines ächt deutschen Mannes. Stark gebaut und kräftig, festen Ganges, würdevoll und voll männlichen Anstandes. Seinen blauen Augen entstrahlte ein durchdringender, der inneren Kraft sich gleichsam bewußter Blick. Dabei kann ihm ein frommes, tiefes Gemüth nicht abgesprochen werden, so wie ihm Ehrfurcht vor Gott und seinen würdigen Vertretern eigen war. Zugleich aber verstanden es nur Wenige, so wie er, den übertriebenen Forderungen der Kirche mit Nachdruck zu begegnen.

Wie wenig er geneigt war, seine Rechte in Bezug auf das Kirchliche schmälern zu lassen, ergab sich zunächst bei der Wahl eines Erzbischofs von Magdeburg. Denn als die Parteien des Probstes Gerhard und des Dechanten Hazo, aller Bemühungen ohnerachtet, sich nicht vereinigen wollten, trat Friedrich, nach Fug und

Recht, wie es den deutſchen Königen zuſtand, dazwiſchen und ſetzte einen Dritten zum Biſchofe ein.

In die natürlichen Rechte der Kirche griff der Kaiſer indeſſen nicht; wie er denn zwei vom Papſte abgeſandte Kardinäle die verſchiedenſten kirchlichen Angelegenheiten untergeordneten Ranges in Deutſchland ordnen ließ. So wie ſich dieſelben aber mit ſchwellender Anmaßung in Dinge miſchten, die ihnen nicht zuſtanden, wie z. B. in die Magdeburger Erzbiſchofswahl, gab er ihnen auf der Stelle die ſtrenge Weiſung, den deutſchen Boden zu verlaſſen.

Unter ſolchen Umſtänden konnte natürlich der Friede zwiſchen Papſt und Kaiſer, die Beide auf ihren Rechten oder vermeintlichen Rechten beſtanden, nicht von langer Dauer ſein.

Papſt Hadrian IV., der damals auf dem heiligen Stuhle ſaß, gab die Veranlaſſung zu offenem Bruch. Er vermaß ſich nämlich, das deutſche Kaiſerreich ein Lehen des Papſtes zu nennen, welches er nach Gutdünken, als Stellvertreter Gottes, geben und nehmen könne.

An dieſe Streitigkeiten reihten ſich tauſend andere, und ſomit begann jener furchtbare Kampf, der unter Friedrich II. ſeinen Höhepunkt erreichte, auf lange Jahre Europa verwüſtete, in deſſen Folge das herrliche Geſchlecht der Hohenſtaufen unterging; der aber auch zugleich die Anmaßungen Roms brach, und die Wurzel ſeiner Macht zerſtörte.

Friedrich Barbaroſſa zog ſechs Mal mit Heeresmacht nach Italien, woſelbſt die rebelliſchen italieniſchen Städte, ſo wie die Anfeindungen und geheimen Ränke Roms ſeine Gegenwart nöthig machten.

Höchſt merkwürdig für uns iſt es aber, daß ſchon zur Zeit ſeines erſten Römerzuges (1154) ganz dieſelben Anforderungen zur Rückkehr des Papſtthumes in die einfachen urchriſtlichen Verhältniſſe geſtellt wurden, welche heutzutage die Deutſchkatholiken, nach faſt vollen 700 Jahren, abermals geltend machen. Und dies geſchah zu Rom ſelbſt unter den Augen der Päpſte.

Arnold von Breſcia, ein tiefgelehrter Prieſter, ein Freund geiſtiger Freiheit, ein Mann voll Geiſt und Gemüth, war der Verfechter dieſer Idee.

Die furchtbare Sittenverderbtheit der Prieſter, die Herrſchſucht der Päpſte, die Maſſe der Mißbräuche, welche ſich, auf menſchliche Satzungen fußend, in die chriſtliche Kirche eingeſchlichen, waren ihm ein Gräuel, und ſo trat er denn als Reformator kühn auf, durch ſeine Feuerworte die Bevölkerung von Breſcia und Rom begeiſternd,

und er fand bald durch die Wahrheit seiner Behauptungen und das Zeitgemäße seiner Forderungen bei aller Welt Anklang.

Das Hauptstreben Arnolds war dahin gerichtet, die ursprüngliche Einfachheit und Reinheit in die christliche Kirche zurückzuführen. Auch forderte er, daß sich die Päpste aller Gewalt in irdischen Dingen begeben, und lediglich, als Nachfolger Christi, einfache Seelenhirten sein sollten.

Ferner verwarf er die körperliche Gegenwart Christi im Abendmahle, die überhandnehmende Ohrenbeichte, sowie die Heiligenverehrung, welche ja schon 794 die Synode zu Frankfurt gemißbilligt und beschränkt, Papst Johann XV. 993 aber wieder recht in Schwung gebracht hatte. Ebenso eiferte er gegen die Ehelosigkeit der Priester.

Wir sehen hieraus, daß die Forderungen, welche die Deutschkatholiken des 19. Jahrhunderts an Rom stellen, keineswegs neu und unbegründet sind, da ja schon vor 700 Jahren dieselben Klagen laut wurden, und zwar im Mittelpunkt der römischen Kirche, in Rom selbst und in eines tief wissenschaftlich gebildeten Priesters Munde.

Und Arnold von Brescia blieb nicht allein stehen, sondern halb Rom fiel sofort vom Papste ab und so groß war der Erfolg seiner Predigten, daß Papst Innocenz II., und nach ihm vier andere Päpste vor dem einfachen Priester erzitterten, bis Hadrian IV. mit mehr Energie und Glück gegen den verhaßten Neuerer auftrat, und durch List und Täuschung den Kaiser zum Bundesgenossen erhielt.

Wir müssen staunen, wenn wir sehen, daß man vor 700 Jahren gegen Arnold und seine Anhänger ganz dieselben Mittel gebrauchte, um ihre Lehre in den Augen der weltlichen Behörden verdächtig zu machen, die man auch heutigen Tages zu gleichem Zweck anwendet.

1846 beschuldigt man die Deutschkatholiken, die doch lediglich eine religiöse Reform erstreben wollen, des Communismus. 1154 that der Papst dasselbe, nur mit etwas anderen Worten.

Arnold von Brescia hatte gelehrt: das Uebermaß irdischen Gutes führe unnützen Glanz, Vergnügungssucht, Stolz und Lasterhaftigkeit in die Kirche ein, deßhalb solle kein Geistlicher Güter als Lehen besitzen. Irdisches Gut gehöre der weltlichen Obrigkeit und sollte von dieser nur an Weltliche überlassen werden.

Hierauf erwiederte der Papst: „es sei eine freche Anmaßung, wenn ein Einzelner die Kirche meistere und nach eigenem Dünkel umgestalten wolle. Es heißt Aufruhr predigen, wenn man der

Kirche und ihren Dienern Hab und Gut entzöge, um es unter die Weltlichen zu vertheilen. Klein und unbedeutend erscheine der, nach den Gesetzen hart bestrafte, gewöhnliche Raub, gegen diesen vorgeschlagenen unermeßlichen Kirchenraub und diesen Umsturz alles Eigenthums".

Dies Alles würde nun zwar nicht hingereicht haben, den Kaiser zu feindlichen Maßregeln gegen den kühnen Reformator zu bestimmen, wenn der Papst nicht Arnold von Brescia zugleich als einen Empörer gegen den Kaiser dargestellt.

Arnold hatte nämlich weiter behauptet: „des Papstes Einfluß auf die Beherrschung Roms sei durchaus ungerecht und müsse ganz aufgehoben werden. Dem Kaiser aber stehe zwar die Oberhoheit, aber kein weiteres Recht zu. Denn die ewige Stadt habe nicht die Herrschaft der Welt durch Unterwerfung unter den Willen eines Einzelnen erworben, sondern durch die Weisheit des Senats und durch die Kühnheit und Festigkeit des Volkes. Um aber den neuen Einrichtungen desto mehr Würde und Dauer zu geben, müsse man sich an die alten anschließen, und statt des Papstes einen Senat mit zwei Konsuln, unbeschadet der Oberhoheit des Kaisers, einsetzen.

Da nun Roms Bürger mit begeisterter Liebe an Arnold von Brescia hingen, und wohl einsahen, daß seine Vorschläge zweckmäßig waren, so wurde sofort Vieles von dem Vorgeschlagenen ausgeführt.

Da schleuderte der erzürnte Papst Bann und Interdikt, zwei in unsern Tagen lächerliche, in jenen Zeiten aber furchtbare Strafmittel auf Rom. Alle Geistliche zogen sich sofort zurück, die Glocken blieben stumm, die Kirchen verschlossen; verlassen waren die Leidenden von ihren Tröstern, die Sterbenden ohne Sacramente, die Todten ohne Begleitung der Priester.

Da erschraken die Aengstlichen, und von den Anhängern der Geistlichkeit gespornt, rotteten sie sich zusammen und brachten es durch ihr Geschrei dahin, daß sich die größere Masse reuig dem erzürnten Papste zu Füßen warf. Dennoch waren Arnolds Ansehen und seine Partei so mächtig, daß man es nicht wagte ihn zu verurtheilen. Erst als man den Kaiser bethört, und Arnold als einen Rebellen verdächtigt, gelang es, seiner durch Vermittlung Friedrichs habhaft zu werden.

Jetzt aber galt es, rasch zu handeln, ehe dem getäuschten Kaiser die Augen aufgingen. Kaum war daher Arnold in den Händen des Papstes, als man ihn zum Richtplatz schleifte. Nicht

aber am Tage, im Angesicht des Volkes, sondern geheim, da man die Wuth seiner Anhänger fürchten mußte.

Vor Anbruch des Tages brachte man Arnold zum Thore des Volkes, und in dem Augenblicke, in welchem die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihm die Aussicht über den größten Theil Roms gewährten, jenes Roms, das er durch die Anstrengungen seines ganzen Lebens zu verjüngen nnd von dem Joch geistiger Fesseln zu befreien gehofft, loderten die Flammen des Holzstoßes gefräßig an ihm hinauf und verzehrten mit gieriger Glut den Leib des Mannes, der da mahnend die Worte der Schrift verkündet und an das Beispiel des Heilands erinnert hatte.

Ein Schrei des Entsetzens durchdrang die siebenhüglige Stadt. Zornentflammt strömte das Volk herbei. Wie Spreu vor dem Winde stoben des Papstes Wachen auseinander, denn von Wuth entflammt, und von bitterer Wehmuth erfüllt, wollten die Freunde des Edlen alles wagen ihn zu retten, doch ach! es war zu spät, das Opfer war gefallen, Christus blutete neuerdings am Kreuze, und damit den Römern auch nicht die unbedeutendste Reliquie verbleibe, hatte man die Asche Arnold von Brescias in die Tiber gestreut!

Zittere nach, banger Schmerz, in allen menschlich-fühlenden Herzen. Die empörte Seele fühlt die ganze Schmach jenes, in Christi Namen verübten Mordes! Aber sie verzweifelt nicht an der ewigen Vorsehung; es lebt ein Gott, der das Blut der gemordeten Unschuld nicht vergebens zum Himmel schreien läßt! —

Arnolds von Brescia Wirken war nicht verloren. 400 Jahr später stand Luther auf und heute, nach 700 Jahren, baut sich die deutschkatholische Kirche auf dem gleichen Boden auf, den er, geistig zu erkämpfen, bemüht war! — —

Kehren wir zu Kaiser Friedrich Barbarossa zurück; denn sein Friede mit dem Stuhle Petri konnte ja nur, und dies lag in der Sache, von kurzer Dauer sein.

Papst Hadrian IV. starb. Da erklärten sich 7 Kardinäle für den sanftmüthigen Oktavian, der unter dem Namen Victor III. den päpstlichen Thron bestieg; 14 Kardinäle aber wählten den Kardinal Roland, dessen kühner Stolz schon früher in Rede und That der Welt kund geworden, jetzt aber in voller Größe und ungehemmter Heftigkeit hervortrat. Roland nannte sich Alexander III., schleuderte sofort den Bannstrahl auf seinen Gegenpapst Victor und den Kaiser, als dessen Freund, und gab somit neuerdings die Losung zum schrecklichen Kampfe.

Achtzehn Jahre lang wurde in ganz Italien gestritten, weil Rom auf der Herrschaft der Welt bestand. Alles Land von Apulien bis zu den Alpen bot eine Scene der Verwüstung. Auch in Deutschland, obgleich die meisten Stände zu dem Kaiser hielten, loderte hier und dort die Flamme des Bürgerkrieges auf. Bannflüche ertönten, Kirchen und Klöster, Städte und Burgen, friedliche Werkstätten und heilige Altäre sanken in Schutt und Trümmer. Salzburg zumal, woselbst drei Bischöfe nacheinander mit fanatischem Eifer für den Papst stritten, ward der Schauplatz solcher Gräuel.

Schrecklich wüthete in diesen Kriegen Deutschlands Kaiser gegen die ewig rebellischen oberitalienischen Städte. Aber nicht aus Bürgerfeindlichkeit; denn gegen diesen Vorwurf spricht sein Wohlwollen für die Städte des Vaterlandes; sondern weil er einerseits von der Ueberzeugung ausging, daß die Selbstständigkeit einzelner Theile die Kraft und die Macht des Ganzen vernichte, und weil die Anmaßungen Roms doch nur zurückgewiesen werden konnten, wenn eine furchtbare Macht ihm entgegenstand. Andererseits aber war es dem Kaiser nur zu bekannt, daß eben jene Städte nur das Spielzeug der Päpste waren, die sie mit italienischer Schlauheit ewig gegen ihren Oberherrn anreizten, um dessen Kräfte zu lähmen und aufzureiben.

Hart mußten sie, die den Kaiser schwer gereizt, ja Meuchelmörder nach ihm ausgesandt, ihren Frevel büßen, wie denn das damalige Mailand von der Erde vertilgt und auf die Stelle, wo es gestanden, Salz gesäet wurde.

Und alle diese schrecklichen Gräuel waren die Folgen der weltlichen Richtung welche die Kirche eingeschlagen hatte; würden die Päpste in den Schranken der Mäßigung geblieben sein, wäre es dem frommen Kaiser wohl nie eingefallen, die Stellvertreter Christi zu bekämpfen. Da diese aber, weit entfernt dem erhabenen Beispiele ihres Herrn und Meisters zu folgen, ihr eignes Seelenheil und das der Völker vergaßen, und statt Seelsorger zu sein, nur nach irdischen Gütern und irdischer Macht rangen; ja selbst die begründetsten Rechte der Fürsten und Völker mit Füßen traten, so konnte und durfte sich dies der deutsche Kaiser nicht gefallen lassen.

Bei den Culturzuständen der damaligen Zeit aber konnte dieser Streit leider nur mit den Waffen in der Hand ausgefochten werden. Und so stemmte sich Gewalt gegen Gewalt, und in ihrem Zusammentreffen zertrümmerten sie eine halbe Welt.

Dennoch vermochte Barbarossa die Entscheidung nicht zu erzwingen. Einmal, weil der Verrath im eignen Lager lauerte, und

sein weitläufiges Reich ihn bald da bald dort hin rief; zweitens aber, weil er gegen sich, neben der irdischen Macht, auch eine moralische zu bekämpfen hatte, und seine Zeitgenossen in geistiger Beziehung unendlich weit hinter ihm zurück waren.

Endlich rief ihn noch der Schreckensruf des bedrängten christlichen Orients von dem Schauplatze seines thatenreichen Lebens ab, und dem Geist der Zeit gehorchend, der in poetisch-frommer Begeisterung die Völker Europas in den Kreuzzügen nach dem Oriente rief, um den heiligen Boden, auf dem der Erlöser gewandelt, aus den Händen der Ungläubigen zu retten, zog auch Barbarossa mit Heeresmacht gen Jerusalem.

Aber der Allweise vergönnte dem Helden nicht, in frommer Inbrunst an dem Grabe des Heilandes zu beten. Siegreich drang der Kaiser bis zur syrischen Gränze vor, wo er beim Baden in dem Flusse Saleph seinen Tod fand.

Aber sein Geist verblieb seinem Geschlechte, so wie die großartige Idee der Gründung eines deutschen Weltreiches und der feste Vorsatz: die Kirche in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen, und den Völkern der Erde eine geistig freiere Existenz dadurch zu erringen, nur noch herrlicher und großartiger in seinem Enkel, dem zweiten hohenstaufischen Friedrich aufging.

In ihm erreichte die Kaiserwürde ihren Glanzpunkt; denn war je ein Monarch dieser Ehre würdig, zierte jemals ein kräftiges Herrschertalent den Thron des schönen Germaniens, so war er es, war es Friedrich II., die Blüthe des edlen Geschlechtes der Hohenstaufen! —

Ehe wir jedoch zu der Geschichte dieses Kaisers übergehen, haben wir noch einige andere Momente in der Geschichte des Papstthums aufzufassen, und zwar Momente, in welchen es noch ein Mal in seiner ganzen furchtbaren Größe aufflammt, ehe es in allmählig heranrückender Altersschwäche seinem Hinwelken entgegenschleicht.

Heinrich II., König von England, verfolgte im Interesse der englischen Krone und auf Vernunft und Recht gestützt, seit seiner Thronbesteigung den Plan, die Geistlichkeit Englands auch der regierenden Gewalt Englands und deren Gesetze zu unterwerfen, da er in den Geistlichen keine Lohndiener einer fremden Gewalt sehen wollte, sondern verlangte: daß auch sie gute Bürger und Unterthanen des Staates sein sollten, dessen Söhne sie waren.

In der That hatte Heinrich, da er nicht eigenmächtig zu

Werke ging, ſondern ſeine Wünſche durch Synoden durchzuſetzen ſuchte, ſchon viel in dieſer Beziehung gewonnen, als er durch eine pfäffiſche Niederträchtigkeit um alle Früchte ſeiner jahrelangen Anſtrengung gebracht wurde.

Unter den engliſchen Geiſtlichen befand ſich ein Canonikus mit Namen Thomas Becket, ein feiner Weltmann, der ſeine geiſtliche Bildung in Rom erlangt hatte. Becket, ſchon früh von dem König bemerkt und hervorgezogen, ward bald des Herrſchers Freund, und wußte ſich in dieſer Stellung um ſo mehr zu behaupten, als er nicht nur mit vornehmem Leichtſinn allen Vergnügen und Lüſten des Lebens als gewandter Höfling huldigte, ſondern auch mit auffallender Liberalität dem Könige an die Hand ging, um die Geiſtlichkeit der königlichen Jurisdiktion zu unterwerfen. Einen ſolchen Mann bedurfte Heinrich; Thomas Becket ward daher ſein Vertrauter, dann Miniſter und endlich Primas und Erzbiſchof von Canterbury.

Kaum aber war Thomas Becket in dieſe letzte Würde eingetreten, als er mit einem Male die Maske abwarf und, zum Erſtaunen des getäuſchten Königs und aller Welt, ſeinen leichtfertigen Wandel mit einem ſehr ſtrengen Leben vertauſchte und die Partei Roms ergriff.

Heinrich II. beſtärkte aber dieſe Erfahrung nur noch mehr in ſeinem Plane, und feſt auf die Ehre der engliſchen Krone haltend kämpfte er nun ſieben Jahre lang gegen den Mann, der, durch ihn aus dem Staube gehoben, ihm ſo lange Jahre hindurch Freundſchaft geheuchelt, ihn ſo vielſeitig ſelbſt in ſeinen Unternehmungen gegen die Anmaßungen Roms unterſtützt hatte.

Thomas Becket aber ward von Tag zu Tag kühner, und brachte es endlich durch offene Auflehnung gegen ſeinen König dahin, daß ihn dieſer ſeines Amtes entſetzte, worauf Becket nach Frankreich floh. Hierauf hatte aber der Papſt nur gewartet, um England in Bewegung zu ſetzen, und Heinrich, durch den Anhang des Erzbiſchofs, auf deſſen Seite natürlich die ganze Geiſtlichkeit mit all ihrem Einfluß ſtand, einzuſchüchtern. Der Streich gelang. Einem Bürgerkrieg vorzubeugen, mußte ſich der König dazu verſtehen, den Erzbiſchof zurückzurufen.

War aber Thomas Becket vor ſeinem Exil kühn geweſen, ſo wurde er nach ſeiner Rückberufung frech, und ließ nicht nach, den König zu necken und zu reizen und allen Unternehmungen ſeines Wohlthäters entgegenzuarbeiten. Daß Heinrich hierüber im höchſten Grade aufgebracht wurde, iſt ſehr natürlich, und wie Fürſten ſelten

gewöhnt sind, ihre Leidenschaften zu bändigen, so fuhr auch Heinrich ein Mal im Zorne mit den Worten heraus: „Wer wird mich noch von diesem Satan befreien?“

Der Fluch der Fürsten ist aber der sklavische, oft allzueifrige Gehorsam elender Höflinge. Dies bewies sich auch hier; denn kaum war die unvorsichtige Aeußerung dem Munde des Herrschers entschlüpft, als auch schon ein paar Ritter hineilten und den Erzbischof in der Kirche von Canterbury an den Stufen des Altars ermordeten.

Die gräßliche That setzte ganz Europa in Entsetzen und fiel natürlich auf den König zurück, den man den Anstifter des Mordes nannte. Sofort zuckte der Bannstrahl auf sein königliches Haupt herab; Frankreich, Schottland und der Papst fachten zugleich die Flamme des Aufruhrs und des Bürgerkrieges an, ja selbst des Königs Söhne trieben die Einflüsterungen des Kirchenhauptes zur offenen Rebellion. Da erblickte Heinrich kein anderes Mittel zur Beruhigung seines Reiches und zur Erhaltung seiner Krone, als, sich mit dem Papste zu versöhnen. Und so sehen wir denn Englands gesalbten Beherrscher sich einer schimpflichen Demüthigung unterwerfen. Barfuß, entblößten Hauptes, eine brennende Kerze in der Hand, pilgert er im Büßerhemde zu dem Grabe des jetzt heiligen Thomas Becket, und läßt sich daselbst, Angesichts des Volkes, von Mönchen geißeln.

Somit hatte Rom abermals eine der mächtigsten Kronen siegend in den Staub getreten.

Wie allgewaltig indessen die fortschreitende Zeit das Fundament des stolzen hierarchischen Baues zu untergraben anfing, beweist das Umsichgreifen der Idee einer durchaus nöthigen Kirchenverbesserung, die in dem Erscheinen der Katharer, Waldenser, Albigenser sich kund giebt.

Die Katharer, hauptsächlich in Italien, entlehnten ihren Namen von dem griechischen Worte καθαροι (die Reinen). Sie waren bescheidene, fleißige und sittsame Menschen, die aber in ihrer strengen Sittsamkeit oft zu weit gingen und dadurch in mancher Beziehung abstoßend und unpraktisch wurden.

In ihre Glaubensartikel hatten sich Strahlen morgenländischer Philosophie eingemischt, wodurch ein wunderliches System herauskam. So nahmen sie zwei Urwesen an, ein gutes und ein böses. Die sichtbare Welt war das Produkt des Bösen, die unsichtbare die Schöpfung des guten Gottes; aber auch in diese hatte sich das Böse eingeschlichen, indem der Sohn des bösen Wesens Engelsgestalt angenommen und unter dieser Larve die Reinen verführt hatte. Ihre

kirchlichen Aemter zerfielen in das des Bischofs, das des älteren Sohnes, jenes des sogenannten jüngeren Sohnes und das des Helfers. Sie nahmen außerdem vier Sacramente: die Taufe, das Abendmahl, die Beichte und die Weihe an. Nichtbeichtenden drohte übrigens, da Gottes ewige Hoheit durch keine Sünde getrübt werden könne, keine erhöhte Strafe. Die Lehre vom Fegefeuer verwarfen sie ganz.

Die Katharer waren übrigens von weniger Wichtigkeit als die Waldenser.

Die Waldenser verdanken ihre Entstehung einem verständigen und wohlhabenden Lyoner Kaufmanne, Peter Waldus (Pierre de Vaud), welchem das Lesen der heiligen Schrift die Augen über die vielen Entstellungen des Christenthums durch das Papstthum öffnete. Er entschloß sich daher 1170 nach Kräften zur Rückführung des Christenthums auf seine ursprüngliche Reinheit zu wirken; vertheilte in Folge dieses Entschlusses Hab und Gut unter die Armen und fing an öffentlich zu lehren, daß Alles in der Kirche, wofür die Bibel keine Beweise liefere, zu verwerfen sei. Waldus hatte sich, trotz aller Verfolgungen, eines großen Erfolges zu erfreuen. Der Hauptsitz seiner Anhänger blieb das südliche Frankreich, in welchem sie sich allmählig mit den Katharern und anderen Sekten vermischten, und im dreizehnten Jahrhundert unter dem allgemeinen Namen „Albigenser" wieder vorkommen.

Die Waldenser verwarfen den Papst als den Stellvertreter Christi, so wie die ganze hierarchische Einrichtung der christlichen Kirche, und mißbilligten namentlich auch den Reichthum und den Uebermuth der Clerisei. Dagegen stellten sie ein thätiges Christenthum nach Jesu Beispiel als Lebensnorm auf und legten die Bibel ihrem Glauben zu Grunde. Die Ohrenbeichte ward verworfen, da die Behauptung der Kirche: Sünden aus eigener Machtvollkommenheit vergeben zu können, eine lächerliche Anmaßung sei. Ebenso schafften die Waldenser die Lehre vom Fegefeuer, die Meßopfer und die Heiligenverehrung ab, wogegen sie das Abendmahl nach der biblischen Einsetzung unter beiden Gestalten empfingen. Bischöfe, Priester und Diakonen besorgten bei ihnen die geistliche Verwaltung, und standen unter Synoden, die von Zeit zu Zeit abzuhalten waren.

Daß solche Ansichten bedeutenden Anklang fanden, ist natürlich; denn dem gesunden Menschenverstand mußten sie, den Widersinnigkeiten des Papstthums gegenüber, höchst erfreulich einleuchten. So sehen wir denn am Ende des zwölften und bei Beginn des dreizehnten

Jahrhunderts einen großen Theil Südfrankreichs dieſen Ideen hul-
digen. Dem Papſte aber konnten ſolche Lehren nur als verfluchte
Werke des Teufels erſcheinen, da ſie ſeinen Anmaßungen ja geradezu
entgegenarbeiteten, und, wenn ſie um ſich greifen ſollten, Welt und
Völker belehren mußten: daß ſie ſeit Jahrhunderten von den
zu Rom ſitzenden ſchlauen Betrügern, um deren per-
ſönlichem Vortheil willen, ſchmählich in Täuſchung und
Trug gehalten worden ſeien.

Es galt alſo abermals — nicht um der Religion willen,
ſondern um der päpſtlichen Herrſchaft willen — einen
Kampf auf Tod und Leben.

Da man die Lehren der Ketzer (im Allgemeinen Albigenſer,
von dem Städtchen Albi, in welchem Viele wohnten, ſo genannt)
nicht mit Vernunftgründen widerlegen konnten, ſo beliebte man ihnen
alle möglichen Schändlichkeiten anzulügen, ſchleuderte Bann auf Bann
gegen dieſelben, und ſchickte eine Menge Ketzerrichter gegen ſie aus.
Als aber 1208 einer dieſer wüthenden und blutſchnaubenden Bekehrer,
Peter von Chateauneuf, erſchlagen worden, ſchämte ſich der Papſt
nicht, ſelbſt einen förmlichen Kreuzzug gegen die Unglücklichen hervor-
zurufen und in aller Welt predigen zu laſſen. Ueber 20,000 Strei-
ter rückten nun gegen ihre chriſtlichen Brüder und den Grafen von
Toulouſe, ihren Schützer, in das Feld. Der Letztere ſuchte ſich
durch ſchimpfliche Unterwerfung und endlich durch Theilnahme an dem
Kreuzzuge zu retten; über das arme Volk aber brach ein langjäh-
riger Krieg und Verfolgungen herein, wie ſie in der Geſchichte des
religiöſen Fanatismus leider nicht ſelten verzeichnet ſind.

Die Henkersknechte der Hierarchie, die Mönche, fanatiſir-
ten dabei das blindgläubige Volk in einem Maße, daß es ſeine zukünf-
tige Seligkeit nur nach den Hunderten der erſchlagenen Brüder maß.
Als mehrere dieſer Wüthenden in einer Schlacht den Ciſtercienſerabt
Arnold fragten: „Herr! wie halten wir's mit dem Todtſchlagen, da
wir doch im Gewühl die Rechtgläubigen nicht von den Ketzern unter-
ſcheiden können?“ — antwortete der Diener Chriſti: „Schlagt nur
Alles todt, der Herr kennt ſchon die Seinen!“

Es geſchah dies bei der Eroberung der Stadt Beziers, in welche
ſich die Hauptmaſſe der Albigenſer zurückgezogen, und die nun
von den Kreuzfahrern unter dem Befehl des Erzbiſchofs von
Sens, der Biſchöfe von Clermont und Nevers, des Her-
zogs von Burgund und vieler Templer und Johanniter belagert und
mit Sturm genommen wurde. Die unglückſelige Stadt fiel den

21. Juli 1209. Bei ihrer Eroberung aber wurden 40,000 Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters ermordet, und 7000, meist Mädchen, Weiber, Kinder und Greise, die sich in eine Kirche geflüchtet, in und mit derselben verbrannt. Von Straße zu Straße wälzte sich das grausame Morden. Doch die Albigenser starben freudig und muthvoll als Opfer ihres besseren Glaubens, und Hunderte, die das Schwert der päpstlichen Mörder nicht traf, sprangen, ihrem Gotte Loblieder singend, jubelnd in die Flammen.

So lagen denn die Albigenser unter den Trümmer ihrer Wohnungen begraben, oder hatten in den Flammen ihren Geist ausgehaucht; die Idee einer Kirchenreform aber, die sie beseelte, pflanzte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, bis sie, etwa 200 Jahre später, in Wiklef, dann in Huß, in Hieronymus von Prag, in Luther, Zwingli, Calvin und anderen gleich edelgesinnten Männern immer neue Träger fand, und in unseren Tagen durch die zweite Reformation sich abermals geltend gemacht.

Uns aber dient der schmähliche Vernichtungskrieg, den Rom gegen die braven und ächt christlich gesinnten Albigenser geführt, zum warnenden Beispiele, wohin Unduldsamkeit und Fanatismus den Menschen bringen kann. Denn wahrlich! die zehn ersten Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern, sammt den späteren Grausamkeiten, welche die heidnischen Völker gegen das eindringende Christenthum sich erlaubte, werden tausendfach durch die Gräuel überboten, welche die sogenannten Christen aus Glaubenshaß und Fanatismus begingen, und die im Laufe der Zeiten als ein schauderhafter Commentar der mißverstandenen Worte ihres Stifters dastehen: „Denket nicht, daß ich gekommen sei, Friede zu bringen: nein, nicht um den Frieden zu bringen bin ich gesandt, sondern ein Schwert warf ich hin!“ —

Kehren wir nun zu einem anderen Kampfe zurück, zu jenem großen und welthistorischen Kampfe, welchen das Heldengeschlecht der Hohenstaufen gegen das Papstthum gewagt, und dessen Verlauf wir durch die Erscheinung der Albigenser unterbrechen mußten.

Friedrich II., der Enkel Friedrich Barbarossa's, hatte 1215 die deutsche Königskrone und fünf Jahre später die Krone des Kaiserreiches empfangen.

Deutsche Kraft und Kühnheit paarte sich bei ihm, der in Italien aufgewachsen und am Hofe des Papstes erzogen war, mit welscher Gewandtheit, Klugheit und sanfter Sitte; seine hohe Männertugend, seine Großmuth und Treue wurden verschönt durch alle Liebenswürdig-

keiten eines hellen Geistes und eines wohlwollenden Herzens. Dem Zeitalter voranschreitend an Geschmack und Wissenschaft, genial, dabei human und auch im Aeußeren voll Würde und Anmuth, schien der Besitzer des ersten Thrones der Welt dazu bestimmt, den eben damals rührigen republikanischen Geist zu beschwören und ein System monarchischer Herrschaft zu befestigen, welches, unter ihm selbst sich der allgemeinen Hingebung erfreuend, durch unwürdige Nachfolger hätte verderblich werden mögen.

Von dieser Gefahr ward die Welt befreit durch dasselbe Verhängniß, welches Heinrich IV. zu des übermüthigen Hildebrands Füßen warf; durch jenes Verhängniß, welches, den Menschen unbewußt, derselben Angelegenheiten lenkt, oft den Wünschen der Zeitgenossen entgegen und zum Gram der Wohlgesinnten scheinbar böse Plane gedeihen und das Unrecht triumphiren läßt, damit die verborgene Saat des Guten aufkomme und für die Zukunft der Sieg des Rechtes gesichert werde.*)

Mit kräftiger Hand ergriff Friedrich II. gleich nach seiner Thronbesteigung die Zügel der Regierung. Aber eine schwierige Aufgabe war ihm geworden; hatte er doch nicht nur seine deutschen, sondern auch seine italienischen, von den heftigsten Stürmen bewegten Reiche zu beruhigen, kühn aufstrebende, nach Selbstständigkeit lüsterne Große zu bändigen, und vor allen Dingen die Uebergriffe der päpstlichen Macht zurückzuweisen.

Bald aber gelang es dem klugen und energischen Regenten, die schwankende Ordnung in dem deutschen Reiche herzustellen; ja er brachte es durch Freundlichkeit und Freigebigkeit dahin, daß man 1220 seinen Sohn Heinrich, der bereits zum Könige von Sicilien bestimmt war, auch zum deutschen Könige erwählte.

Diese Wahl aber konnte dem Papste nicht gleichgültig sein, da sein Land dadurch von den Reichen eines und desselben Monarchen auch für die Zukunft eingeschlossen und somit immer bedroht blieb. Demungeachtet vermochte es Friedrich, den sanften Honorius III., welcher damals auf dem heiligen Stuhle saß, zu beschwichtigen; ja derselbe empfing ihn mit offenen Armen zu Rom und setzte Friedrich, nachdem dieser das, bei seiner Krönung zu Aachen schon geleistete Gelübde eines Kreuzzuges erneut, mit eigenen Händen die Kaiserkrone auf das Haupt.

Aber den Kaiser fesselten tausend nothwendige Geschäfte an seine

*) C. v. Rotteck.

weitläufigen Reiche, in welchen er mit der Feststellung seiner Macht und der Einführung gesetzlicher Ordnung über und über zu thun hatte.

Vergebens wiederholte daher der Papst die Aufforderung zum Kreuzzuge; da der Kaiser aber triftige Gründe seines Aufschubes entgegensetzte, war Honorius so einsichtsvoll, Friedrich nachzugeben; zumal da zu den gedachten Hindernissen ein neues in der allgemeinen Erkaltung jenes Eifers, der bisher Hunderttausende in religiöser Begeisterung nach Palästina getrieben, hinzutrat. Die Wunden, welche die Kreuzzüge den europäischen Staaten geschlagen, waren zu fühlbar, als daß man sie zu erneuern gewagt; und wenn sich auch der deutsche Kaiser zu dem frommen Werke bereit erklärte, so traten England und Frankreich doch zurück und Deutschland selbst nahm nur wenig Antheil daran.

Unter diesen Verhältnissen starb der langmüthige und gemäßigte Honorius III., und an seine Stelle trat, unter dem Namen Gregor IX., der herrschsüchtige Cardinal Hugolinus.

Gregor, der von jeher ein thätiger Mann von festem Willen und Energie gewesen, der schon als Kardinal für der Kirche treuesten Diener gegolten, hatten selbst 80 Lebensjahre nicht abstumpfen können.

Mit einer erstaunenswürdigen Festigkeit ergriff er sogleich das Ruder des Kirchenschiffes, aber bald zeigte es sich, daß er als Mensch dennoch den Gesetzen der Zeit und des Lebens unterworfen sei. Hatten auch die Jahre die Kraft seines Geistes nicht zu beugen vermocht, so nahmen doch seine Seelenäußerungen mit ihnen eine andere Färbung an, und sein Alter wandelte, wie dies bei Greisen zu geschehen pflegt, nach und nach Festigkeit in Halsstarrigkeit, Kraft in Härte, Thätigkeit in Uebereilung, Beredsamkeit in heftiges Schelten, und Papst Gregor IX. hielt es von nun an für sein Recht, ja für seine höchste Pflicht: das einmal als richtig Anerkannte ohne alle Rücksicht auf Hindernisse, mögliches Mißlingen, gute oder üble Folgen, Billigung oder Tadel zu behaupten und durchzusetzen; die Untrüglichkeit des Stellvertreters Christi, wie seine Vorfahren, auf den Ausspruch Lucas 22, 32 gründend, woselbst es heißt: Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glauben nicht aufhöre. Wenn du einst bekehrt bist, so stärke deine Brüder.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß ein vernünftiger Mensch aus dieser Stelle unmöglich einen Beweis für päpstliche Untrüglichkeit herausbuchstabiren kann, und ein solcher auch nur von jeher von den Hierarchen zwangsweise hineingelegt wurde.

Da nun aber Gregor des Kaisers Absicht: die weltliche Macht unabhängig von der geistlichen Oberherrschaft zu machen, wohl erkannte, und dieses Vorhaben dem seinen: als Stellvertreter Christi Herr der Welt zu bleiben, geradezu entgegenstand, so mußte nothwendigerweise früher oder später jener großartige Kampf auf's Neue ausbrechen, der Jahrhunderte lang die Erde erschütterte und das edle Geschlecht der Hohenstaufen — aber auch die Anmaßungen Roms vernichtete.

Das Versprechen des Kaisers: einen Kreuzzug zu unternehmen, gab die Veranlassung zu dem Ausbruch der lang verhaltenen Glut.

Friedrich II. schiffte sich nämlich, von Gregor gedrängt, wirklich mit einem Heere ein; aber kaum hatte die Flotte die Küsten verlassen, als eine gefährliche Krankheit auf den Schiffen ausbrach, und den Kaiser schon nach drei Tagen zur Rückkehr nöthigte.

Obwohl nun der Kaiser sogleich Boten an den heiligen Vater sandte, um demselben die Umstände auseinander zu setzen, die ihn zur Rückkehr gezwungen, und ihm zu bedeuten, daß der Kreuzzug sogleich nach seiner und seiner Mannen Genesung fortgesetzt werden solle, so ließ sich dennoch Gregor IX. von seinem Zorne so weit hinreißen, daß er den edlen Kaiser verfluchte und mit dem Bann belegte.

Aber Friedrich bewies, wie unrecht ihm der heilige Vater gethan, als er kurz darauf zum zweitenmale nach Palästina aufbrach, und auch nach einer schnellen und glücklichen Fahrt dort landete.

Was aber that nun der Papst?

Anstatt das heilige Unternehmen auf alle Weise zu unterstützen, hielt er, in blinder Leidenschaftlichkeit, die eifrig nachfolgenden Pilger mit Gewalt vom Einschiffen zurück und hemmte im Morgenlande durch seine Maßregeln alle Schritte des Kaisers.

Hatte der Papst den Bannstrahl auf das Haupt Friedrichs II. geschleudert, weil er mit dem Kreuzzuge gezögert, so schleuderte er den Bann nun abermals nach dem Kaiser, weil dieser ohne Lossprechung an das fromme Werk gegangen. Ja, der heilige Vater that mehr, er forderte durch die Templer und Bettelmönche die Kreuzfahrer in Palästina auf, von ihrem Kaiser abzufallen, und scheute sich nicht, die Abwesenheit Friedrichs zu benutzen und ein Heer der Kirche in des Kaisers Erblande einfallen zu lassen.

Solcher Treulosigkeit, solch' unheiligen Handelns hatte sich der edle Hohenstaufe freilich vom heiligen Vater, vom Nachfolger Christi, nicht versehen. Dennoch wich sein Muth nicht, und alle Hindernisse überwindend, zog er schon nach einem halben Jahre

(17. März 1229) triumphirend in Jerusalem ein und setzte sich die Krone der heiligen Stadt auf das Haupt.

Als diese Nachricht Europa erreichte, erzitterten Rom und seine Knechte. Friedrich aber folgte ihr auf dem Fuße, und nun flohen die Schlüsselsoldaten — wie man die Söldner des Papstes spottweise nannte — wie Spreu vor dem Winde vor ihm her. Des Papstes treuloses Verfahren aber hatte alle Welt so mächtig erbittert, daß er, nachdem er vergebens aller Orten versucht, Groß und Klein gegen den Helden des Jahrhunderts aufzuwiegeln, sich zu einem Frieden mit dem nachgiebigen und wahrhaft versöhnlichen Kaiser herablassen mußte.

Wie könnten aber Wasser und Feuer, Tag und Nacht, Himmel und Hölle Freunde werden?

Gregor, im Munde den Frieden, im Herzen brennende Rache, schürte unablässig die Glut des Hasses, welche in den Herzen der stolzen oberitalienischen Städte glimmte; und so wenig der Nachfolger Petri etwas von Freiheitssinn sonst wissen wollte, so eifrig förderte der Schlaue jetzt das republikanische Aufstreben der lombardischen Städte, da sie die entschiedensten Feinde der Hohenstaufen waren.

Friedrich II. hat für die deutschen Städte und deren kräftiges Aufblühen viel gethan, bei den italienischen aber wußte er wohl, daß sie das Wesen der Freiheit keineswegs nur darin, Niemanden auf Erden zu gehorchen, sondern hauptsächlich in der eigenen tyrannischen Gewaltherrschaft über andere Städte suchten. Auch kannte er ihren heimlichen Bund mit dem Papste recht gut und trat daher mit um so größerer Entschiedenheit gegen dieselben auf.

Da führte der Papst einen tödlichen Streich nach dem Herzen des großen Hohenstaufen.

Nicht dem Kaiser galt es diesmal, sondern dem Vater! Roms List und Tücke trieb König Heinrich zur offenen Empörung gegen seinen Herrn und Kaiser, ja, von Pfaffen bis zum Aeußersten getrieben, suchte der König seinen Lehnsoberherrn, suchte das Kind den Vater — durch Gift — zu ermorden.

Furchtbar und vernichtend traf dieser Schlag das Herz des Hohenstaufen, und wenn sich auch sein Heldengeist ungebeugt wieder aufrichtete, das Glück seines Lebens war auf immer zertreten.

Wenden wir unsere Blicke von einem Bilde weg, dessen schauerliche und schmerzgebeugte Gestalten uns mit Wehmuth erfüllen müssen, und zwar um so mehr und um so tiefer, als wir Empörung und Vatermord aus dem Schooße einer Kirche hervorwachsen sehen, deren

erste Pflicht es ist: Gesetzlichkeit und Frieden zu predigen.

Aber leider! wird uns keine beruhigendere Scene geboten. Denn um jene Zeit waren auch in Deutschland Ketzerverfolgungen ausgebrochen, und die Kirche, die liebende Mutter der Gläubigen, wüthete auch in unseren Gauen mit Feuer und Schwert.

Da sich bei den Denkenden und Bessergesinnten hie und da abweichende Ansichten über Taufe und Abendmahl, Kirchenverfassung und Kirchengebräuche geltend gemacht, sandte Rom einen stolzen finsteren, über die Pflichten seines Berufs durch Leidenschaft verblendeten Predigermönch. Es war der schon erwähnte Konrad von Marburg, welcher die Landgräfin von Thüringen nebst ihren Dienerinnen geißeln ließ, weil sie zu spät in seine Predigt kamen; der derselben Fürstin Ohrfeigen gab und sie dermaßen mit Ruthen schlug, daß man die Striemen nach drei Wochen noch sah.

Sein Erscheinen verbreitete bis weit an den Rhein hinab Todesschrecken. Lüderliches Gesindel zog mit ihm herum, und gab die Ankläger ab. Scheiterhaufen reihte sich an Scheiterhaufen und nachdem er mit armen Leuten begonnen, wagte er sich allmälig an Bürger und deren Frauen und Töchter, dann sogar an Geistliche, Edle und endlich an Grafen, so die Grafen Sayn, Henneberg, Solms, die Gräfin Lotz u. s. w., die er allesammt der Ketzerei beschuldigte und zumeist dem Feuertode überlieferte.

Mit der Zahl und Wichtigkeit der Anklagen wuchs Konrads blinder Eifer; er gestattete keine Beichte bei gewöhnlichen Priestern, erlaubte schlechthin keine Vertheidigung, behandelte jeden Fürsprecher als Mitschuldigen und verbrannte gewöhnlich die Unglücklichen schon am Tage der Anklage.

Hierdurch stieg die Verwirrung und das Unwesen dergestalt, daß zuletzt das Weib den Mann, der Bruder die Schwester, der Knecht den Herrn anklagte, und nur Lüge und Bestechung das Leben erhielten, Wahrheit hingegen den Tod brachte.

Auch trat nicht eher wieder Ordnung und Ruhe ein, bis daß das Gericht Gottes den wüthenden Pfaffen erreicht und der fanatische Mönch vom aufgebrachten Volke erschlagen wurde.

Danken wir Gott! daß wir in einer Zeit leben, in der man sich mit Abscheu von solchen Gräueln hinweggewendet!

Danken wir ihm mit jauchzendem Herzen, daß er uns einer kirchlichen Gemeinschaft zugeführt, die es sich zur erhebend schönen Aufgabe gemacht hat, die Verbrechen, welche die Kirche seit Jahrhunderten gegen

Andersdenkende begangen, durch doppelte Liebe gegen alle Menſchen, weß Glaubens ſie auch ſeien, wieder gut zu machen.

Liegt doch im menſchlichen Herzen ſchon der Keim des Haſſes. Wehe! wenn Prieſter, Gottes Namen im Munde, Tigerwuth im Herzen, dieſen Haß noch entflammen. Unſer Streben ſei im Gegentheil, jede gehäſſige Regung zu unterdrücken und der Welt den Frieden zu bringen. Feſt und unerſchütterlich ſtehe bei uns die Ueberzeugung, daß Gott der alliebende Vater aller Menſchen iſt, vor deſſen ewig klarem Auge die äußere Religionsform in Nichts zerrinnt. Ob Katholik oder Proteſtant, ob Chriſt oder Jude, das gilt ganz gleich. So wie ſie Alle einen Gott verehren, ſo umſchlinge ſie Alle eine Liebe. Geſchieht dies, dann wird die Erde zum Paradies und das Leben zur reinſten Luſt! —

Noch ein Mal traf Roms Unduldſamkeit Deutſchland mit ſchwerer Hand. Zwiſchen Bremen und Oldenburg, im Gaue Steding an den Niederungen der Weſer, wohnte ein Stamm biederer Menſchen, die Stedinger, die in ſtiller Zurückgezogenheit, unbekümmert um die Welt und ihre Händel, friedlich lebten, ſich aber ſeit Alters her die altdeutſche Volksfreiheit erhalten hatten. Körperlich und geiſtig-kräftige Menſchen wie ſie waren, hatten denn auch ſie gar Manches an den Gebrechen der Kirche auszuſetzen. So verlangten ſie den Kelch beim Abendmahle, und verweigerten namentlich dem Biſchof von Bremen, der ſie in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Oldenburg auf alle Weiſe zu drücken und auszuſaugen bemüht war, den Zehnten.

Von jeher aber gab es in der römiſch-katholiſchen Kirche keine größere Ketzerei, als das Auftreten gegen ihr habgieriges Zuſammenſcharren. Der Biſchof ſchleuderte daher ſogleich den Bann auf die Widerſpänſtigen, die, auf die Ausſprüche der Bibel geſtützt und auf ihre Kraft und ihren Muth bauend, ihm kühn trotzten. Da entſpann ſich ein furchtbarer Kampf. Er war gefährlich für Rom, denn es war ein Volkskampf gegen Adel und Prieſterthum. Und das kleine Häuflein hielt ſich 40 Jahre lang, bis Papſt Gregor IX. auch gegen die Stedinger einen Kreuzzug predigen ließ. Da erlagen die Edlen der Uebermacht im großen, herrlichen Todeskampfe einer furchtbaren Schlacht, die ſie, 1234, für ihre Unabhängigkeit und ihren Glauben ſchlugen. 6000 Männer deckten die Wahlſtadt. Mit ihnen verſchwand Geſchlecht und Name der Stedinger aus der Geſchichte.

Mit bittrem Schmerze erfüllte den Kaiſer die Nachricht von dieſer blutigen That, die er, damals mit den rebelliſchen Italienern und der Verſchwörung ſeines Sohnes beſchäftigt, nicht hindern konnte.

Jetzt endlich traten freundlichere Zeiten für den edlen Hohenstaufen ein, die aber freilich nicht von langer Dauer waren, so daß Friedrich, nachdem er durch vortreffliche Gesetze und weise Einrichtungen für Deutschlands Wohl väterlich gesorgt hatte, sich abermals Italien, das, mit dem Papste im Bunde, sich neuerdings empört, zuzuwenden genöthigt sah.

Der Kaiser mußte vor allen Dingen die Lombarden und den Papst züchtigen, da ihm diese namentlich seinen geliebten Sohn zu Rebellion und Vatermord verführt hatten.

Auch waren andere Frevel zu rächen. Der Markgraf von Este, ein Bundesgenosse des heiligen Vaters, war in seiner ungezügelten Wuth so weit gegangen, bekannt machen zu lassen, daß, wer mit dem Kaiser in irgend eine Verbindung trete, ja nur seinen Namen nenne, des Todes schuldig sei!

Mehr noch! er hatte die beiden reizenden Nichten des Schwagers des Kaisers nebst ihrer Mutter in seine Gewalt bekommen. An diesen zarten, unschuldigen Wesen, suchte nun der Unmensch seine Rache zu kühlen.

An Pfählen gebunden ließ er ihnen, ungerührt von ihrem Flehen, ihrer Schönheit, ihrer Unschuld und Verzweiflung, die Kleider unter dem Gürtel wegschneiden, und sie darauf langsam verbrennen.

Und zu solchen Schandthaten schwieg der Papst.

Der Kaiser aber zog, als er diese Nachrichten vernommen, in edlem Zorn sein Schwert und schwur im Angesichte seines ganzen Hofes den italienischen Verräthern Vernichtung.

Von Neuem, und gräßlicher als je, entspann sich nun der alte Kampf. Mit Riesenkräften wurde er von Seiten des Papstes und der Lombarden gegen Friedrich geführt; dennoch aber krönte das Glück noch ein Mal der Hohenstaufen kühnes Geschlecht. Kaiser Friedrich schlug seine Feinde bei Cortenuova auf's Haupt.

Darum aber war der Welt noch kein Friede gegeben. Rom wich keinen Finger breit von seinen Anmaßungen. Jede Partei suchte in einem heftigen Schriftenwechsel die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen.

Friedrich aber beglaubigte seine Rechtgläubigkeit und eroberte den Kirchenstaat bis an die Mauern der Stadt. Der Papst hatte unterdessen eine Kirchenversammlung berufen, zu der jedoch nur die Feinde des Kaisers geladen waren. Friedrich aber vereitelte dies ungerechte Vorhaben, indem er die Flotte, welche die Prälaten nach Rom bringen sollte, wegnahm.

Diese Nachricht traf Gregor so vernichtend, daß er bald darauf starb. Jetzt betrat Innocenz IV. den heiligen Stuhl. Bisher Friedrichs Freund, wandelte ihn die Wahl zum Papste in des Kaisers erbittertsten Feind, wodurch sich der furchtbare Kampf erneuerte. Deutsche Tapferkeit schien indeß den Sieg davon tragen zu wollen. Schon war Innocenz IV. in Rom eingeschlossen, schon glaubte Friedrich dem stolzen Priester den Frieden diktiren zu können, als der Papst durch Hülfe der Genueser entfloh und glücklich nach Lyon kam, wohin er sofort eine zweite Kirchenversammlung berief.

Es war am 5. Juli 1245, als sich Papst Innocenz IV. nebst allen Fürsten, Prälaten und Abgeordneten in die Kirche des heiligen Johannes verfügt hatte.

Das weite Gebäude war zum Erdrücken voll, da außer den zur Kirchenversammlung berufenen geistlichen und weltlichen Würdeträgern eine ungeheure Masse Volkes von aller Welt Enden herbeigeströmt war, der großartigen Handlung beizuwohnen.

Aber nur die Angesehensten, Mächtigsten und Reichsten vermochten es, theils durch Gunst und Verwendung, theils durch das Opfer beträchtlicher Summen, einen Platz in der Kirche zu erringen. Dessen ungeachtet ward das Gedränge so groß, daß sogar mehrere Menschen erdrückt wurden.

Aber es war auch der Mühe werth, dieser Versammlung, imposant durch ihre Glieder und die namenlose Pracht, die dabei entwickelt wurde, beizuwohnen.

Der ganze Raum der Kirche mit Scharlach ausgeschlagen, mit schwarzen Behängen drapirt und von Tausenden von Kerzen und Lichtern erhellt, machte schon einen tiefen, erschütternden Eindruck auf die, ohnehin von Erwartung und Neugierde, Angst oder Hoffnung, Haß oder Liebe im höchsten Grade erregten Gemüther.

Wer konnte sich hier des unwillkürlichen Gedankens an Blutgerüste und Feuertod, an Richtstätte und Grab enthalten? Wen wehte aus diesem feierlichen Pompe nicht eine düstere Ahnung an und wessen Seele hätte nun gar das Großartige der Versammlung, die über das Wohl und Wehe von Millionen, die über die Zukunft von Jahrhunderten entscheiden sollte, nicht niedergedrückt?

Und welch kolossales Bild entrollte sich vor den Augen der staunenden Menge?

Im Hintergrunde der Kirche, auf der Erhöhung, welche das Chor bildete, und dicht vor dem Hochaltare saß auf einem prächtigen Throne

und unter einem kostbaren Thronhimmel der heilige Vater, in vollem Schmucke des Pontificats. Sein Haupt deckte die stolze Tiara, seine Hand hielt einen goldenen Stab, auf dessen Spitze ein großes Kreuz von unschätzbaren Diamanten strahlte. Rechts und links des Papstes, doch so, daß er auf beide herabsehen konnte, standen zwei kostbare Thronsessel, wovon der eine leer blieb, der andere aber von Balduin, dem griechischen Kaiser, eingenommen wurde.

Nicht zu leugnen ist es, daß diese Einrichtung einen allgewaltigen Eindruck machte, da Jedermann wußte, daß der leergebliebene Sessel für Kaiser Friedrich II., den Vorgeladenen, bestimmt war. Aber gewiß! dieser leere Sessel imponirte mehr, als Kaiser Balduin in all seiner orientalischen Pracht. War es doch, als müßte alle Augenblicke der zürnende Friedrich wie ein rächender Gott erscheinen, und dies Gewürme von kleinen und schurkenhaften Seelen zertreten.

Innocenz IV. hatte die Throne der beiden Kaiser der Christenheit zu Füßen des seinen gesetzt, und war auch nur einer dieser Herrscher erschienen, der kluge Papst hatte seinen Zweck erreicht und Angesichts der Welt sein Oberrecht, selbst über die Kronen der Erde, manifestirt. Wußte doch Niemand, daß Balduin nur eine armselige Puppe, nur ein verächtliches Spielzeug, nur ein herausgeputzter Popanz in den Händen des Papstes war.

Innocenz selbst war von den Großwürdenträgern des päpstlichen Hofes umgeben. Zu beiden Seiten des Chores saßen in langen und dreifachen Reihen die Cardinäle, die Laienfürsten und Gesandten Friedrich II., so wie die Notare und Schreiber.

Den größeren Theil der Kirche füllten, in bestimmter Reihenfolge, die Erzbischöfe, die Bischöfe, die Aebte und die Abgeordneten der Stifter und der weltlichen Fürsten. An ihrer Spitze, dem Papste gegenüber, thronten die Patriarchen von Konstantinopel und Antiochien. Unzählige Mönche, Geistliche, Ritter und Edle schlossen sich, Kopf an Kopf gedrängt, dieser Versammlung an.

Ein feierlicher Gottesdienst, der mit dem Absingen des Liedes: „Komm heil'ger Geist!" eingeleitet wurde, eröffnete die großartige Handlung.

Sobald dies geschehen, erhob sich der Papst. Bittre Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen und mit weinender Stimme rief er mit Jeremias:

„O ihr, die ihr vorübergehet, gebt Acht und sehet, ob ein Schmerz gleich sei dem meinigen!"

„So wie Chriſtus mit fünf Wunden durchbohrt wurde, ſo bin auch ich von fünffachen Schmerzen ergriffen.

„Der Fluch der Menſchheit, die Geißel Gottes traf die Welt. Mit unmenſchlicher Grauſamkeit verwüſten die Mongolen die Länder der Chriſtenheit! Mit unſeliger Blindheit entwinden ſich die Griechen dem Schooße der Mutter Kirche, ja ſie wagen es, die ewige, die Gottgegründete anzufeinden! Der Ketzer verdammte Schaar nimmt überhand und ſchießt empor wie Unkraut unter dem Waizen! Der Chowaresmier gottloſe Brut iſt wieder Herr des heiligen Landes und wo des Heilands Blut zum Wohl der Welt gefloſſen, da rottete nun der Muſelmann Chriſten und Chriſtenthum mit Feuer und Schwert verwegen aus.

„Doch, wie auch dieſe Wunden klaffen, ſie ſind ſo ſchmerzlich nicht als die fünfte.

„Weine, o Chriſtenheit, ihr Stützen meines Throns zerreißt die Feierkleider, ſtreut Aſche auf euer Haupt und ſchreit mit mir um Gnade zu dem Herrn: die fünfte Wunde ſchlug uns der Kaiſer, der Kirche eigner Sohn.

„Er, das Haupt der irdiſchen Macht, der Mutterkirche natürlicher Beſchützer, hat ſich von ihr gewandt, und iſt ihr Widerſacher, iſt ihr Feind geworden.

„Stets ſuchte die Kirche den Frieden, aber der Kaiſer verhärtete ſein Gemüth und ſtürzte aus Verbrechen in Verbrechen.

„Ein Meineidiger, ein Friedensbrecher, ein Kirchenräuber, ein Heiligthumsſchänder, ein Ketzer ſteht er da!

„Leiſtete Friedrich nicht Innocenz III. den Lehnseid für Apulien und Sicilien? verſprach er nicht der Kirche jährlichen Zins? beſtätigte er nicht die Rechte des römiſchen Stuhls auf Ancona, Ravenna und Spoleto? gelobte er nicht Honorius III. treulichen Schutz? und ſchwur er nicht bei der Ausſöhnung mit Gregor IX. den Befehlen der Kirche nachzukommen? ihre Anhänger nicht zu verfolgen? ihre Freiheiten nicht zu kränken? Ließ Friedrich nicht noch im vorigen Jahre alle dieſe Verſprechungen durch ſeine Bevollmächtigen eidlich erneuern? Aber, — fuhr hier der Papſt donnernd fort und hielt verſchiedene Pergamente in die Höhe, — ich frage euch Alle, ich frage die Welt: welche von dieſen verſchiedenen Urkunden hat er je geachtet und gehalten? welcher Friedensſchluß wurde von ihm nicht frevelnd übertreten? welcher Eid nicht gebrochen?

„Mit Gewalt nimmt er Kirchengüter und Kirchenſchätze in Beſitz,

läßt, vom Dämon des Geizes und des Eigennutzes verführt, die Bisthümer und Pfarreien zum Verderben der Seelen unbesetzt, besteuert die Geistlichen und zieht sie vor weltliche Gerichte. Ja mehr, in gottlosem Uebermuth und Stolz nimmt er Männer Gottes, Stützen der Kirche, heilige Prälaten gefangen und läßt sie in finstern Kerkern schmachten.

„Trotz des Bannes läßt er Gottesdienst vor sich halten und behauptet, gegen Jesu Christi, unseres Herrn unzweifelhaftes Wort: daß der Nachfolger des Apostels Petrus kein Recht habe, zu binden und zu lösen. Ja er setzt seiner Frechheit die Krone auf, indem er läugnet, daß Christus nicht blos eine priesterliche, sondern auch eine königliche Herrschaft gegründet, und dem heiligen Petrus zugleich die Zügel des irdischen und des himmlischen Reichs anvertraut habe.

„Dennoch hat die Kirche, vermöge ihrer überall versöhnenden Natur und Bestimmung, diesem Fürsten, oder vielmehr diesem Heiligthumsschänder angeboten: sie wolle ihm das Mitleid und die Milde erweisen, welche mit ihrer und Gottes Ehre irgend verträglich seien.

„Allein je mehr dem Kaiser freiwillig geboten wird, desto mehr steigen seine anmaßlichen Forderungen, und Niemand wird seinen letzten Zweck verkennen, der da ist:

„Ausrottung der Kirche und alles Gottesdienstes auf Erden, damit er allein ein verabscheuungswürdiges Götzenbild, von dem elenden, verlassenen Geschlechte angebetet werde.

„Dieser schnöde Götze ist aber auch ein Götzendiener. Statt mit frommem, christlichem Sinn Klöster und Kirchen zu gründen, legt er mahometanische Städte an, gibt das heilige Land, zum Spott und Verderben der Christenheit einem mahometanischen Fürsten zum Lehen; hält mahometanische Verschnittene zur Bewahrung seines Weibes, verehrt mahometanische Sitten und Gebräuche, und entblödet sich nicht, er, das Haupt der Christenheit, mit ungläubigen Dirnen vertrauten Umgang zu pflegen. —

„Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer ein Christ ist und ein Herz im Busen trägt, der traure mit mir und fühle den namenlosen Schmerz aller der Wunden, die der Kaiser, diese Ausgeburt der Hölle, dieser bluttriefende Drache, der heiligen Kirche beigebracht."

Der Papſt ſchwieg, aber unwillig und voll edlen Zornes erhob ſich Thaddäus von Sueſſa, des Kaiſers Bevollmächtigter, und ſprach muthig und mit feſter Stimme: „Wären dieſe Beſchuldigungen ſo wahr, als ſie ſchwer ſind, wahrlich! übel ſtünde es dann um die Sache des Kaiſers, meines edlen, hochherzigen Herrn. Hier aber ſind die Bullen der Päpſte, deren ſorgfältige Prüfung Jedem offenbaren wird, wer die Eide brach, die Verträge nicht hielt und den neuen Streit veranlaßte. Wie kann man den Kaiſer beſchuldigen, er verfolge die Päpſte, da ihm aus tauſend Gründen mehr am Frieden gelegen iſt, als ihnen? Wie darf man ihn einen Kirchenräuber ſchelten, da er von den Geizigen nur verlangt, was des Kaiſers iſt, da er die Ungehorſamen nur zu der Ordnung anhält, ohne welche jedes Reich zu Grunde geht? Wie darf man ihm verdenken, daß er diejenigen, welche ſich, berufen von ſeinem Hauptfeinde, zu ſeiner Unterdrückung verſammeln wollten, als Feinde betrachtete und behandelte? Wer kann ihn tadeln, daß er ſich durch einen ungerechten Bann nicht wollte von der beſeligenden Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche ausſchließen laſſen? Wer hat ein Recht, das, was Beweis ſeiner frommen Geſinnung iſt, in ein Zeichen gottloſer Geſinnung umzudeuten? Ob mein Herr ein Ketzer ſei, das kann Niemand wiſſen, als er ſelbſt, er allein kann durch ſein Bekenntniß darüber entſcheiden. Doch ſpricht augenfällig gegen jene Behauptung, daß er in ſeinen Reichen keinen Wucher duldet, während der römiſche Hof bekanntlich ſehr an dieſem Uebel leidet; daß er die ketzeriſchen Lombarden nicht beſchützt, wie zu allgemeinem Anſtoße der Papſt. Die von Gott eingeſetzte weltliche Herrſchaft will dieſer mit ſolcher Hülfe zerſtören; ihm ſind die Ketzer lieber als der Kaiſer, das Haupt der Chriſtenheit! Wie darf er von dieſem fordern, er ſolle die ſeit undenklicher Zeit in ſeinen Ländern wohnenden Sarazenen ausrotten? Wie kann er ihn, ſich ſelbſt widerſprechend, zu gleicher Zeit tadeln, daß er ſich ihrer im gerechten Kriege bedient und hierdurch dem Vergießen von Chriſtenblute vorbeugt? Die Freundſchaft mohametaniſcher Fürſten gereicht ihm eher zum Lobe, als zum Vorwurfe, denn ſie gründet ſich auf die freiwillige Anerkenntniß ſeiner herrlichen Eigenſchaften. Gern hätten die Päpſte jene Fürſten für ſich und gegen den Kaiſer gewonnen; allein ſelbſt Ungläubige fühlten das Unrecht, welches man ihm anthat und blieben ihm treu. Abgeſehen aber hiervon, ſcheint der Papſt vergeſſen zu haben, wie oft im Morgenlande Bündniſſe zwiſchen Chriſten und Sarazenen geſchloſſen und ſelbſt von der Kirche gebilligt wurden. Sarazeniſche Mädchen endlich ſind allerdings am kaiſerlichen

Hofe gewesen, keineswegs aber (wie der Papst, man weiß nicht auf welche Weise ausgespürt haben will) unkeuschen Umganges, sondern ihrer weiblichen Geschicklichkeit halber. Um indeß einem so ängstlichen Sittenrichter, wie Innocenz ist, völlig zu genügen, sind auch diese unwiderruflich entfernt worden. Damit nun aber mein Herr, der Kaiser, mich über alle diese, größtentheils unerwartete Vorwürfe mit Vollmacht und Weisung versehe, oder damit er selbst zu vollständiger Rechtfertigung herkomme, bewillige man eine genügende Frist.*)"

Hiermit aber war dem Papste nicht gedient. Bei ihm stand es längst fest, daß der Kaiser verurtheilt werde, die Kirchenversammlung sollte nur, ein eitles Spiel, das schändliche und ungerechte Verfahren einigermaßen in den Augen der Welt beschönigen.

Rasch rief daher Innocenz bei Sueffas letzten Worten: „Das sei fern von mir. Ich fürchte die Schlingen, denen ich kaum entronnen bin. Noch habe ich nicht Lust, ein Märtyrer zu werden!"

Und mit dem Scheine der Milde und Wehmuth erzählte er nun, wie er den Kaiser von jeher geliebt, wie er ihn noch ehre und wie er nach Frieden und Aussöhnung verlange; er weinte über des Kaisers Fall und schien so ergriffen und so weich gestimmt, daß Viele glaubten, er wolle, da er jetzt dem Kaiser die dringende Gefahr gezeigt, den Weg der Mäßigung einschlagen.

Aber plötzlich stand er rasch auf und mit ihm die ganze Versammlung, und Innocenz, der noch eben von Liebe und Versöhnlichkeit gesprochen, blickte nun mit furchtbarem Ernste um sich und rief:

„Aber was hilft mir mein Schmerz und meine Liebe, des Kaisers verworfene Halsstarrigkeit zwingt mich zu dem Aeußersten. Ich, ein unwürdiger Knecht, habe durch den Rathschluß des Ewigen die höchste Würde der Christenheit erlangt, eine Würde, die mir heute zur schweren Last wird; denn ich bin gesetzt, zu richten über Thaten und Worte, zu lösen und zu binden, zu erhöhen und zu erniedrigen, zu lohnen und zu strafen."

Und in wohlberechneter Rede rief nun der heilige Vater alle die Anklagpunkte gegen den Kaiser der Versammlung in das Gedächtniß zurück. Dabei wußte er die angeblichen Verbrechen mit den grellsten Farben zu schildern; ja er entblödete sich nicht, in dieser Beziehung die offenkundigsten Lügen als Wahrheiten darzustellen, wie er zum

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Th. IV.

Beiſpiel und unter Anderem Friedrich des an dem Herzoge von Baiern verübten Mordes beſchuldigte.

Was half Vineis und Sueſſas Widerſpruch? Sie wurden gar nicht gehört und keine Vertheidigung angenommen.

Das Urtheil war ja längſt gefällt; der Papſt ſchickte ſich an, es zu verkünden.

Es war ein großer, ein erſchütternder, ein furchtbarer Moment.

Innocenz ſelbſt ergriff eine brennende Fackel und wie durch einen Zauberſchlag flammte es in tauſend Feuern durch die weiten Räume der Kirche, und jeder der anweſenden Prälaten folgte dem Beiſpiele des heiligen Vaters und erfaßte ein Licht.

Da rief der Papſt mit Donnerſtimme: „Um dieſer und vieler anderer verabſcheuungs- und verfluchungswürdiger Frevel und Miſſethaten willen haben wir, nach reiflicher und ſorgfältiger Berathung mit unſern Brüdern, den Cardinälen, in Uebereinſtimmung mit der Kirchenverſammlung und vermöge der von Chriſto, unſerem Herrn, den Nachfolgern des heiligen Petrus ertheilten Macht, jenen Fürſten, der ſich des Kaiſerthums und der Königreiche, der ſich aller Würden und Ehren unwürdig gezeigt hat, der ſeiner Ungerechtigkeit und ſeiner Verbrechen halber von Gott verworfen iſt, aller ſeiner Würden und Ehren beraubt und entſetzt.

„Alle, die ihm auf irgend eine Weiſe verbunden und verpflichtet ſind, entbinden und befreien wir, kraft der uns zuſtehenden göttlichen Gewalt, von Eid und Pflicht, und gebieten aus apoſtoliſcher Machtvollkommenheit, daß Niemand ihm mehr weder als Kaiſer noch als König gehorche; Deutſchland aber wähle einen neuen Herrſcher, die Reiche von Sicilien und Neapel fallen der Kirche zu.

„Verflucht auf ewig ſei er und wer ihm ferner anhängt, für hier und dort, für dieſes und für jenes Leben! Verflucht ſei ſeines Mundes Athem! Verflucht das Licht, das ſeine Augen tränkt! Verflucht ſei Speis' und Trank, die er zum Munde führt! Verflucht der Boden, der ihn trägt! Verflucht der Schlaf, der ſich auf ſeine Augen ſenkt! Verflucht ſei ſeine Ruhe, ſelbſt im Leichentuch! und der Verdammniß gräßlichſter Fluch brenne ſeine Seele mit ewigem Feuer in der Hölle Schlund!"

Und mit dieſen Worten ſenkte Innocenz die Fackel und ſtieß ſie mit furchtbarer Gewalt zu Boden, daß ſie erloſch und rief: „So lösche aus des Kaiſers Glanz und Glück!"

Und das Licht erblich und es ward finster in den Hallen und Todtenstille herrschte rings umher.

Ein eiskalter Schauer aber durchrieselte die Anwesenden, und wer nicht zu den feindlich Gesinnten gehörte, der vergoß Thränen.

Suessa aber sprang auf, schlug an seine Brust und rief:

„Wehe der Welt! Dieser Tag ist ein Tag des Zorns, ein Tag der Trauer und des Elends! Ich apellire von dieser Kirchenversammlung, auf welcher so viele geistliche Würdenträger fehlen, an eine allgemeine unparteiische Versammlung; ich apellire von diesem, meinem Herrn feindlich gesinnten, Papste an den künftigen, milder und christlicher Gesinnten!"

Aber Innocenz gab ein Zeichen und unter Donnertönen stimmten seine Creaturen das: „Herr Gott, dich loben wir!" an.

Auch wir, Vater im Himmel, loben dich, daß wir jene Zeiten des Schreckens nicht gesehen, sondern unsere Augen milderen Tagen öffnen durften!

Auch wir, Vater im Himmel, loben dich, daß du uns die Augen geöffnet, und statt verfluchen — unsere Brüder lieben gelehrt hast! —

Wie natürlich, entbrannte von nun an der Kampf nur um so schrecklicher. Der Papst aber rief in Deutschland und Sicilien den Aufruhr zu Hülfe.

Friedrich kämpfte mit Riesenanstrengung und deutscher Kraft und Ausdauer. Als er aber endlich Alle, die ihm lieb und theuer, an seiner Seite hatte untergehen sehen, als sein treuester Freund, Peter von Vineis, der ihm Alles verdankte, von des Papstes Gold bestochen, ihn verrieth — da brach sein großes Herz!

Friedrich II. hatte einen edlen Kampf für Unabhängigkeit von Rom gekämpft. Er erlag dem Geschick und starb unbesiegt!

Mit seinem Enkel Konradin endete das Geschlecht der Hohenstaufen auf dem Schaffot! —

Aber der Kampf der Hohenstaufen hatte mit ihnen nicht geendet; unsere Zeit hat ihn wieder aufgenommen, und — wahrlich! — sie, die mit dem Schwerte des Geistes kämpft, wird den Siegeskranz auf ihren Flügeln zum Himmel tragen!

Jetzt freilich tritt eine traurige Zeit für Deutschland ein, die Zeit des Interregnums. Kein kräftiger Regent erhält hier die Ordnung. Das Faustrecht bildet sich aus. Der Starke ist Herr und

der Schwache Knecht, — das Recht ſelbſt wird nur mit dem Schwerte geſucht und behauptet. Die großen und kleinen Reichsſtände werden Regenten ihrer Länder. Selbſthülfe iſt an der Tagesordnung; Befehdung, Raub und Mord werden die Privilegien des Adels.

Auch Petri Stuhl geräth in böſe Hände; ſein Glanz beginnt immer mehr zu erbleichen. Der Mißbrauch ſeiner Allgewalt hatte ihn in den Augen der Völker allmählig erniedrigt. — Ein, der Lenkung des Kirchenſchiffes unfähiger Einſiedler wird unter dem Namen Cöleſtin Papſt, muß jedoch die Herrſchaft bald niederlegen und ſtirbt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1313) in dem Kerker, den ihm ſein Nachfolger angewieſen hat. Dieſer war Bonifacius VIII., der, mit Frankreichs Krone in Streit gerathen, bei Bann und Interdikt zu glauben gebot: daß alle Könige in geiſtlichen und weltlichen Dingen dem Papſte unterworfen ſeien; wofür ihn jedoch Philipp der Schöne, herb züchtigte. Bonifacius überlebte die Demüthigung nicht lange. Mit ihm welkt die Blüthe des Papſtthums auffallend; denn wenn er auch in Gregors VII Geiſt zu handeln verſucht hat, ſo ergab es ſich doch ſchon während ſeiner Regierung, daß die Weltherrſchaft der Hierarchie gebrochen ſei und die Fürſten der Erde im Verein mit dem heranwachſenden Bürgerthum nicht mehr geſonnen ſeien, Sklaven eines Prieſters zu ſein.

Noch auffallender aber ſollte nun die mehr und mehr ſich kundgebende Ohnmacht der Päpſte hervortreten, als 1305 der Erzbiſchof von Bordeaux Papſt ward. Er ging gar nicht nach Rom, ſchlug ſeinen Sitz in Avignon auf und war, wie ſein Nachfolger, kaum mehr als ein franzöſiſcher Hofbiſchof. Als hierauf bei der nächſten Papſtwahl Johann XXII. gewählt wurde, mußte dieſer den Italienern ſchwören: niemals ein Thier zu beſteigen, außer zur Reiſe nach Rom. Der Papſt hielt auch Wort, denn er ging zu Schiff nach Avignon. So dauerte der Aufenthalt der Päpſte in Avignon, und ſomit ihre völlige Abhängigkeit von Frankreich, von 1305—1378 fort. Er wird daher bibliſch mit der Bezeichnung des babyloniſchen Exils belegt.

Endlich ſetzten die Römer einmal wieder die Wahl eines Italieners zum Papſte durch. Als ſolcher ward (1378) Urban VI. gekrönt. Aber auch die franzöſiſche Partei erzielte die Wahl eines Nachfolgers Chriſti, und ſo ſehen wir in Rom Urban VI. und in Avignon Clemens VII. Das gleiche Verhältniß blieb unter Gregor XII. und Benedikt XIII. Dieſe Doppelherrſchaft der Päpſte, von welchen jeder behauptete: er ſei der wahre Nachfolger Chriſti,

er sei der allein Untrügliche, verwirrte aber die ganze Christenheit; während das gegenseitige Verfluchen und Verdammen, das Schimpfen des Einen gegen den Andern, und die Laster Aller zusammen die Gläubigen so empörte, daß selbst die höhere Geistlichkeit von den Oberhäuptern der Kirche zurück und dem allgemeinen Wunsche nach einer Kirchenversammlung beitraten. Laien und Clerus waren darüber einverstanden, daß nur ein allgemeines Concilium, auf welchem die Kirche nach allen Seiten hin vertreten sei, dieselbe retten könne. Die Idee fand überall Anklang, und so sehen wir von den Cardinälen, im Einverständniß mit den Universitäten, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa berufen. Dieselbe wurde am 25. März 1409 eröffnet und zählte 24 Cardinäle, über 200 Bischöfe und mehrere hundert Aebte und Mönche. Aber auch — und dies ist das charakteristische Zeichen derselben — die Wissenschaft und die Laienwelt wurden vertreten, indem die Deputirten von 15 Universitäten und mit diesen nahe an 500 Doktoren und Magister der Theologie und des canonischen und römischen Rechts, Theil an ihr nahmen; so wie sich die Fürsten durch Gesandtschaften vertreten ließen.

Hier nun wurde von einer Kirchenversammlung, wenn auch gegen die Protestation der beiden Päpste, eine Wahrheit ausgesprochen, die als der Morgenruf der neuen Zeit angesehen werden darf. Es ist der Grundsatz: „daß die Kirche kraft der Einsetzung Christi selbstständig sei ohne Papst!"

Auch übte das Concilium von Pisa sofort sein Recht und lud die beiden Päpste vor. Als dieselben aber nicht erschienen, wurde ihnen ein förmlicher Prozeß gemacht, laut dessen Endurtheil sie, als der Kirche ungehorsam und wortbrüchig, das Concilium absetzte.

Nun schritt man zu einer neuen Wahl. Da aber der eigentliche und Hauptzweck der Kirchenversammlung eine Reformation der Kirche an Haupt und Glieder war, so mußte man sich bei dem neuen Papste vorsehen, damit er nicht etwa in die Fußtapfen seiner Vorgänger trete. Die versammelten Repräsentanten der Kirche und der Nationen ließen daher die Cardinäle schwören, daß der aus ihrer Mitte zu wählende Papst die Kirchenversammlung nicht eher verlassen wolle, als bis die beabsichtigte Reformation an Haupt und Gliedern vollzogen sei. Als dies geschehen, schritt man zur Wahl. Sie traf Peter von Candia, bekannt als Alexander V.

Mit Spannung, mit ängstlicher Sehnsucht sahen nun alle Besserdenkenden auf den neuen Papst und die Kirchenversammlung, denn Jedermann fühlte, daß eine Reformation der Kirche durchaus nöthig

und zeitgemäß sei, um so mehr, als bereits aus England die Stimme eines Wiklef, aus Böhmen die Hussens mahnend ertönte.

Eine gesetzliche, friedliche, und für den apostolischen Stuhl so ehrende als in seinem Interesse begründete Kirchenverbesserung lag demnach in Alexanders V. Händen. Aber es ging 1409 wie es 1846 geht; man täuschte sich damals, wie man sich heutzutage täuscht, wenn man vom Papste auch nur einen Schritt zur Abschaffung, wenn auch der größten Mißbräuche, hofft. Alexander V. machte große Anstalten, und ließ, als er die Kirchenversammlung hintergangen, unter dem schönen Vorwande: es bedürfe zu einer durchgreifenden Kirchenverbesserung großer Vorarbeiten — „Alles hei'm Alten!"

Die Welt staunte und hatte nun statt zwei — gar drei Päpste! — Aber das Licht der Wahrheit brach sich Bahn durch die dicken Nebel der abermals drohenden Nacht, denn, wie unser Dichter singt:

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und — ob Alles im ewigen Wechsel kreist —
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

Und dieser Geist Gottes rief: „Es werde Licht!" — und es ward Licht. Und alle Macht der Päpste und alle die Hunderttausende von Pfaffen und Mönchen, und alle Gewalt der Erde ward zu nichten vor der Wahrheit und dem Worte gottbegeisterter Männer, und die schwarze Nacht des Aberglaubens verscheuchte segnend in der Reformation die aufsteigende Sonne

der Geistesfreiheit.

Wir kommen nun zu jener großen und ewig denkwürdigen Epoche, in welcher der deutsche Geist das Banner geistiger Freiheit erhob, und jene große Reformation begann, die die Gegenwart zum Ziele zu führen berufen ist.

Die damalige und die Jetztzeit sind sich in vielen Beziehungen überraschend ähnlich. Damals, wie jetzt, rang die Hierarchie nach Weltherrschaft; damals empörte Rom alle Bessergesinnten durch den abscheulichsten Mißbrauch der Religion in tausend Dingen

namentlich in dem Ablaß; — in unserer Zeit empörte die Trierer Rockfahrt ganz Deutschland; — damals forderte Europa auf der Kirchenversammlung zu Pisa: „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern;" — jetzt tönt der gleiche Ruf von den Alpen bis zur Nordsee! — Damals trat der Bürgerstand als Träger der wahren Bildung auf, und zersetzte die bisherigen Elemente des Staates, — jetzt ist es abermals vorzüglich der Mittelstand, der, als Repräsentant ächter Bildung, die Rechte der Menschheit vertritt; — damals gaben das Auftauchen des Postwesens, die Entdeckung der neuen Welt, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst der Welt eine neue Gestalt; — jetzt bewirken die Anwendung der Dampfkräfte und das Maschinen- und Fabrikwesen eine ähnliche Umwälzung; und so lassen sich noch unendlich viele ähnliche Verhältnisse auffinden.

In dieser Aehnlichkeit der Elemente liegt aber gerade eine Hauptbedingniß der Nothwendigkeit der neuen kirchlichen Reform. Sie ist schlechterdings bedungen durch die Zeitverhältnisse und die Bildungsstufe, auf welche der Weltengeist nicht etwa Einzelne, sondern die Völker in ihren Massen geführt hat. Franzosen und Engländer führte der Nationalcharakter und die äußeren Verhältnisse einer kräftigen politischen Reform entgegen. Das tiefere, religiöse deutsche Gemüth wandte sich zuerst der wichtigeren, der geistigen Reform, der Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse zu, und zwar nicht etwa einseitig, sondern zugleich in den verschiedensten Richtungen: im Katholicismus, in der protestantischen Kirche und im Judenthum.

Darin, so wie in der Reife, liegt denn auch die Unüberwindlichkeit der neuen geistigen Bewegung, und dies frohe Bewußtsein wird in uns durch den Theil der Kirchengeschichte, welchen wir jetzt behandeln wollen, noch gekräftigt und gestärkt, so wie uns derselbe die Bahn vorzeichnet, welche wir auch heut zu Tage zu wandeln haben.

Geschichte der ersten Reformation.

Von der Kirchenversammlung zu Pisa bis zum westphälischen Frieden
(Vom Jahr 1409—1648).

I.

Die Vorläufer der Reformation.

Wenn sich in der Atmosphäre die Ausdünstungen der Erde, des Meeres, der Flüsse und Sümpfe gehäuft, verdicken sich dieselben zu giftigen Nebeln oder zu finsteren Wolken und verhüllen die freundlichlichte Sonne. Wenn aber bei sommerlicher Schwüle die Ausdünstungen wachsen, so daß das elektrische Gleichgewicht unter den Wolken selbst, oder zwischen Wolken und Erde gestört wird, dann ziehen am fernen Horizonte unheilschwangre Gewitter auf, bereit, sich unter Blitz und Schlag zu entladen.

Athemlos, schweigend und bang ruht dann die ganze Natur. Kein Lüftchen regt sich weit und breit, kein Blatt bewegt sich, und Menschen und Thiere ruhen erschöpft und ihr innerstes Mark durchrieselt Angst und Beklommenheit.

Am fernen Rand der Berge aber zucken matte Blitze. Und immer näher, und immer tiefer zieht die Wolkennacht, und dumpfes Donnern tönt aus ihrem Schooße.

Da plötzlich schallen Schmerzensschreie durch die Stille; es ist der Ruf der Sturmvögel, die raschen Fluges die dicke Luft durchschneiden, verkündend den Orkan, der eilends naht. Und krachend öffnet sich des Himmels Pforte und heulend bricht der Sturm hervor, ihm

eilt auf schwarzen Adlerschwingen das Gewitter nach, die Wolken thun sich auf, in Fluthen stürzt der Regen nieder; der Donner kracht; in Feuer steht der Himmel und wüthend toben die losgelassenen Elemente, Vernichtung, Tod und Verderben tragend über Wald und Flur.

Doch matter wird der Regen, leiser rollt der Donner, der Blitze Feuerströme ebben nach und nach, und von dem Sturm der sie gebracht, verscheucht, flieht wie ein wildes Heer die schwarze Wolkenkarawane.

Und freudig athmet wieder auf, gelabt, gestärkt und gekräftigt, die weite Welt. Alles ist wie neugeboren, die Wälder rauschen in verjüngter Kraft; die Blumen heben freudig ihre Häupter; die Vögel singen laute Jubellieder; der Mensch schlürft gierig die erfrischte reine Luft, und auf sie Alle blickt die Sonne nieder in ihrer göttlich ungetrübten Klarheit.

Dies ist das Bild der Zeit, die die Geschichte unserem Blicke nun entrollen soll. Die gift'gen Nebel und die düstern Wolken, sie stiegen aus dem Sumpf der Hierarchie empor; dumpf und bang seufzte unter ihrem Druck, unter der gewitterschwangern Macht der Inquisition, die Welt; wie ferne Blitze leuchten die Feuerzeichen Arnold's von Brescia und der Waldenser Scheiterhaufen. Da tönt der Völker Murren; den Orkan verkündend eilen, Sturmvögeln gleich, Wiklef, Huß, Hieronymus, Savonarola voraus, bis endlich die Gewitter sich entladen, und, dem Titanenkampfe gleich, die Welt erschüttern in den Stürmen der Reformation.

Doch wie in der Natur, so in der Geisterwelt. Nach ausgetobtem Sturm erwacht ein neues, ein kräftigeres, ein freudigeres Leben. Rein ist die Luft und heiter ist der Geist, und von den schlimmen Nebeln der Vorurtheile frei, wächst fröhlicher und mächtiger der blüthenschwere Baum der Menschheit auf.

Wir sprachen so eben die Worte aus: „Doch wie in der Natur, so in der Geisterwelt!" — Sie begründen eine große Wahrheit, eine Wahrheit, die wir fest im Auge behalten müssen, wenn wir die tiefer liegenden Ursachen, welche die Reformation hervorriefen, ja die Wurzel fast aller Revolutionen und Reformationen ergründen wollen.

Den ewigen Gesetzen der Natur zufolge, trägt Alles was sich von ihr entfernt oder gewaltsam entfernt wird, den Keim baldiger Vernichtung in sich, indem es sich von der Wurzel seines Lebens los-

reißt. Die gleichen Geſetze herrſchen auch im Reich des Geiſtes. Des Geiſtes Natur und Element iſt aber die Wahrheit. Jede Unwahrheit iſt daher auch ein der Natur des Geiſtes widerſtrebender Zuſtand, und ſomit jeder unwahre Zuſtand ohne Dauer.

Im Laufe der bisher dargeſtellten Kirchengeſchichte haben wir nun geſehen, wie unendlich weit ſich die Kirche von der Wahrheit und ihrem naturgemäßen Standpunkt entfernte. Wie unnatürlich und unwahr war z. B. ſchon der damalige Begriff von Frömmigkeit, die faſt lediglich in Unterdrückung des naturgemäßen Sinnlichkeitverlangens geſucht wurde, und durch Kaſteiungen, Marter aud Zurückziehen aus dem Leben erhöht werden ſollte. Daher die Heiligkeit des Mönchsſtandes und des Cölibats, daher die düſtere und unheimliche Färbung jener Zeiten, die ſelbſt hohe Kunſtgebilde zu blutigen Märtyrergeſtalten verſchrumpfen ließ.

Auch die Gegenwart zeigt ſolche Unnatur und ihre kläglichen Folgen in dem Leben der Pietiſten. Die Menſchen ſind nicht zum Kopfhängen, zum Seufzen, zum Faſten und Geiſſeln geſchaffen, ſondern zur Freude, die aus einem arbeitſamen und heitern Leben und der vernünftigen Befriedigung der Sinnenanforderungen entſpringt.

Da außerdem in den Zeiten, von welchen wir ſprechen, eine gewaltſame und unnatürliche Unterdrückung der Geiſtesfreiheit ſtattfand, und ſomit jedes ſelbſtſtändige Denken verdammt war, ſo ſuchte das innere Leben in dem Menſchen ein anderes Feld der Wirkſamkeit, und ſchuf ſich eine, unnatürlich in die Höhe geſchraubte Gefühlswelt. Die Ueberſchwenglichkeit derſelben gebar ſodann als kranke Kinder einer kranken Zeit die Faſeleien der, von Heiligen und Heiligenbildern ausgehenden Wunder. Auf ſolche Weiſe umſtrickte Rom die ganze Chriſtenheit mit einem ungeheuren Netz von Unwahrheit und Lüge, und brachte es dahin, daß in der Kirche und im kirchlichen Leben faſt Alles unnatürlich und unwahr wurde.

Dieſer Zuſtand laſtete aber wie ein niederdrückender, beklemmender Alp auf der Menſchheit, die dem Druck faſt erlag, und ſich doch nicht helfen konnte, da ſie den Ort, von dem er ausging, wohl kannte, aber nicht ſeine Quelle.

In dieſer verzweifelten Lage wandten ſich die tüchtigeren Geiſter der Wiſſenſchaft zu, und ſiehe! die Wiſſenſchaft, dieſe edle Quelle der Wahrheit, ward die Erlöſerin der Menſchen. Durch das Bekanntwerden mit dem Alterthum und der Bibel ward der Sinn für die ewigen Wahrheiten der Natur wieder geweckt. Wie Schuppen fällt es der Menſchheit von den Augen und ſie erkennt die Unnatur und Unwahr-

heit ihres Zustandes um so mehr, als ihr in den plastischen und schriftstellerischen Werken des Alterthums eine neue Welt der Wahrheit, der Natürlichkeit, der Einfachheit, Schönheit und Klarheit aufgeht, von der sie bisher keine Ahnung gehabt.

Das Element des Naturwahren ist aber auch das Element des Volkes. Daher fanden denn auch die neuen Ansichten allgemeinen Anklang und gingen rasch in Kunst, Leben und Literatur über, die nun einen neuen Bund mit der Natur schlossen.

Von diesem gesunden, lebenskräftigen, frischen und frohen Bunde zeugen denn auch heute noch die großen, die erhabenen Kunstwerke jener Epoche. Die Dome von Straßburg, Köln u. s. w, die Meisterwerke Raphael's, Michael Angelo's, Correggio's, Albrecht Dürer's und Anderer.

Ganz in der Natur der Sache ist es denn auch begründet, daß der Bürgerstand, der immer größere Geltung erlangte, sich dieser Richtung anschloß; daher sehen wir in dieser Periode Freiheitssinn, Handel, Gewerbe und mit ihnen bürgerlichen Reichthum aufblühen und Talente aller Art anregen. Buchdruckerkunst und Postverbindung erleichtern die Verbreitung der Geisteswerke und legen den Grund zu einer neuen Macht: der öffentlichen Meinung, einer Macht, die, für unsere Gegenwart und Zukunft aufbehalten, Armeen wie Streu zerblasen, und für künftige Tage die einzige Schützerin der Freiheit und der Throne sein wird.

Auch die Entdeckung der neuen Welt dehnt menschlichen Blick und menschliches Urtheil weiter aus: während sich das Bedürfniß: die Wissenschaften zum Allgemeingut zu machen, durch die Gründung der Universitäten*) Krakau, Heidelberg, Prag, Wien, Köln, Erfurt (1300—1400), Leipzig (1409), Florenz (1433), Mainz, Tübingen, Kopenhagen und Wittenberg (1502), beurkundet.

Universitäten und Bürgerthum waren denn auch das eigentliche Ferment, welches den Gährungsprozeß herbeiführte. Jene durch wissenschaftliches Licht und kritische Bildung, dieses durch Lebenserfahrungen, gesammelt im Welthandel, die zu einer neuen, gesunden, verständigen und zugleich heiteren Anschauung des Lebens führten. Dabei kam dem Bürgerthum die praktische Richtung zu gut, die es charakterisirt; so wie jener gesunde Menschenverstand, der, von keinen Vorurtheilen befangen, den in der Natur und Vernunft begründeten socialen Verhältnissen Bahn bricht. In der That besiegte denn auch der

*) Paris 1204. Padua 1221. Salamanka 1222. Cambridge und Avignon 1300.

Bürgerſtand im Lauf der Jahrhunderte die Anmaßungen des Adels und des Clerus, und es wird ohne Zweifel noch eine Zeit kommen, in welcher man nur noch einen Adel kennen wird, — den Seelenadel!

Nachdem nun ſolche ganz neue Elemente die menſchliche Geſellſchaft durchdrungen, konnte eine allgemeine und allgewaltige Gährung nicht ausbleiben; und nun beweiſt ſich in der Geſchichte unſere Behauptung: „daß alles Unnatürliche und Unwahre den Keim des Todes in ſich trage!“ auf das Schlagendſte, denn ſobald ſich nur Organe fanden, die großen, neu aufgefundenen Wahrheiten auszuſprechen, wandte ſich auch die Maſſe der Gebildeten den neuen Propheten zu. Man erkannte, daß die Kirche in ihrer damaligen unnatürlichen und unwahren Stellung, ſo wie in ihrer Alles beherrſchenden Macht, der freien Entwicklung der Menſchheit nur feindlich entgegen treten könne und es bildete ſich ſomit jene Oppoſition der Vernunft, die ſpäter das Element der Reformation ward.

Betrachten wir nun die Vorboten dieſes großen Ereigniſſes in ihren einzelnen Erſcheinungen.

Die Stimme der Waldenſer war nicht verhallt. Ihre frommen Todeslieder, unter deren Abſingen ſie einſt in die Flammen ſich geſtürzt, klangen in ganz Europa in ſchauerlichem Echo wieder. Auch nach England trug der Weltengeiſt den blut'gen Saamen, — Wiklef ſtand auf, und ſchrieb und predigte als Lehrer der Theologie an der Univerſität zu Oxford gegen den römiſchen Papſt und die Mißbräuche der Kirche. Namentlich hatten ihn zu dieſem Schritt die Bettelmönche getrieben, die ſich damals, wie jetzt die Jeſuiten, in alle Lehrämter einzuſchleichen ſuchten, um dadurch, im Auftrag des Papſtes und im Intereſſe der römiſchen Kirche, die Erhaltung der Unwiſſenheit auf alle nur erdenkliche Weiſe zu befördern.

Wiklef verwarf die Macht und die Unfehlbarkeit des Papſtes, den Bilder- und Heiligendienſt; die Ohrenbeichte, ſämmtliche Feiertage außer Weihnachten und Oſtern; die Sacramente außer Abendmahl und Taufe; den Ablaß und den Gnadenſchatz. Letztere Lehre erklärte er ſogar für eine verruchte Gotteslästerung. Was das Meßopfer betrifft, ſprach er ſich ganz entſchieden gegen die Transſubſtantiationslehre aus, und erklärte, daß die Hoſtie, auch geweiht, nur als ein Symbol zu betrachten ſei. Zugleich verlangte er ſtatt einer heuchleriſchen Werkheiligkeit, Reinheit des Herzens und einen gottgefälligen Wandel.

Solche Grundſätze erſchütterten den apoſtoliſchen Stuhl zu mächtig, um nicht den Zorn des Papſtes zu entflammen. Aber Wiklef ſtand

lange von Hof und Volk gestützt, bis es die Pfaffen und Mönche dahin brachten, seine Lehre politisch zu verdächtigen. Nun (1382) gelang es den Päpstlichen, Wiklef von der Universität zu entfernen; doch zog sich dieser auf seine Pfarrei Lutterworth zurück und vollendete hier seine Uebersetzung der heiligen Schrift in's Englische. Nach seinem Tode verfolgte man seine Anhänger mit Feuer und Schwert. Viele fanden auf dem Scheiterhaufen ihren Tod; ja der Haß der Mönche ging so weit, daß man noch 44 Jahre nach Wiklef's Beerdigung seine Gebeine ausgrub und verbrannte.

Aber die Erbschaft des freigewordenen Geistes vermochten die Bettelmönche, jene privilligirten Dunkelmacher, weder zu heben, noch zu vernichten. Der elektrische Funke sprang von England nach Böhmen über, woselbst die Zeit den Zündstoff in reichem Maße gehäuft hatte. *)

Johannes Huß trat auf.

Johannes war 1373 im südlichen Böhmen, in dem Dorfe Hussinecz geboren, von dem er, der damaligen Landessitte nach, den Namen Huß annahm. Die Aeltern des kleinen Johannes waren arme Leute, die sich mit Feld- und Holzarbeiten kümmerlich ernährten.

Johannes würde daher schwerlich eine andere Laufbahn haben betreten können, wenn nicht sein Gutsherr Nikolaus von Hussinecz, auf den sinnigen und klugen Knaben aufmerksam geworden wäre, ihn in ein benachbartes Kloster gebracht und sich seiner, nach des Vaters Tode, mit Liebe und Uneigennützigkeit angenommen hätte. Allein die selbst fast ganz ungebildeten Mönche konnten dem Knaben wenig mehr als Heiligenlegenden und ein wenig Latein bieten. Indessen war doch seine Wißbegierde angeregt, so daß er, als er die Hochschule zu Prag bezog, mit unermüdlichem Fleiße über die Wissenschaften herfiel. Sein Hauptstudium war Kirchengeschichte und alte Sprachen, und seine Fortschritte waren, bei einem untadelhaften Lebenswandel, so bedeutend, daß er schon im dreiundzwanzigsten Jahre Magister wurde. Vier Jahre später ward er Pfarrer an der Bethlehemskirche zu Prag, ja bald darauf selbst Beichtvater der Königin von Böhmen.

Gleich bei seinem ersten Auftreten zeichnete sich Huß durch ungewöhnliche Freimüthigkeit aus, doch wandte er sich anfangs mehr

*) Durch das Auftreten des Stiekna († 1369), Milicz († 1374), und Matthias Janow († 1394), die sämmtlich Waldenser Grundsätze predigten.

gegen die Laien, indem er als einzigen Beweis wahrer Frömmigkeit einen ſittlichen und rechtſchaffenen Lebenswandel verlangte. Sein Eifer war hierbei auch ſo rein und gewaltig, daß ſelbſt die Geiſtlichkeit geſtand: es ſpreche der heilige Geiſt aus ihm.

Da gab ein Zufall dieſem heiligen Eifer eine andere Richtung. Huß ward mit Engländern bekannt, die als Wiklefiden aus ihrem Vaterlande geflohen waren. Durch dieſe kam er zu Wiklef's Schriften, und nun fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen; oder vielmehr es war ihm, als ſei er bisher ſtumm geweſen, und der Geiſt des engliſchen Reformators habe ihm die Zunge gelöſt. Wie reiche Adern köſtlichen Metalles im tiefen Schachte verborgen ruhen, ſo hatten alle dieſe Ideen längſt in Johannes geſchlummert, und wurden nun zum Nutzen der Welt durch Wiklef's Geiſt zum Licht des Tages gebracht.

Blaß und zitternd vor Ueberraſchung, Staunen und Wuth ſtand jetzt die Geiſtlichkeit, als Huß mit einemmale entſchieden auftrat, und mit hinreißender Beredſamkeit die Mißbräuche der römiſchen Kirche ſchilderte und gegen die Laſterhaftigkeit und die Habgierde der Geiſtlichen zu Felde zog.

Aber Huß konnte ſich hiermit nicht begnügen, in Schrift und Wort verkündete er den Grundſatz: daß nicht das Papſtthum die Kirche ſei, ſondern daß die Kirche Chriſti gar keinen Papſt kenne und lediglich als die geiſtige Gemeinſchaft aller Chriſtgläubigen betrachtet werden müſſe, deren Haupt Niemand Anderes als der Heiland ſelbſt ſei. Das Papſtthum ſei alſo eine uſurpirte Macht, geſtützt auf falſche Deutungen gewiſſer Bibelſtellen. Die Bibel ſelbſt in ihrer richtigen Auffaſſung ſei der alleinige Grund des Chriſtenthums. Bilderdienſt, Mönchthum, Ohrenbeichte, Ablaß u. ſ. w. müßten, als Ausartungen der urchriſtlichen Kirche betrachtet und verworfen werden; während auch den Laien der Kelch unbedingt zuſtehe. Außerdem verlangte Huß Gleichſtellung aller Geiſtlichen, und Wiederbegründung der Gemeinderechte.

Kaum ausgeſprochen, flogen dieſe Reform-Ideen mit hinreißender Schnelle durch das ganze Königreich und gewannen Huß die Herzen des Volkes. Dagegen ſchnaubte die Geiſtlichkeit Rache, da ſie ſich im Beſitz ihrer reichen Pfründen bedroht, in ihrem behaglichen Wohlleben geſtört und Angeſichts der Welt gebrandmarkt ſah. Die Klagen derſelben bei König Wenzel fruchteten nichts, allein der Papſt konnte zu dieſen Ketzereien nicht ſchweigen, er forderte daher Huß zur Verantwortung nach Rom.

Der kühne Reformator ſtand auch, im Gefühl ſeines Rechtes, keinen Augenblick an, dieſem Rufe zu folgen; doch ließen dies ſeine Freunde nicht zu, und vermochten ihn, an ſeiner Statt zwei Anwälte nach Rom zu ſenden. Der Erfolg zeigte, wie richtig die Freunde Huſſens geſehen: denn kaum hatten die böhmiſchen Abgeſandten Rom erreicht, als ſie auch ſofort gefänglich eingezogen wurden. Huß ſelbſt traf der Bannſtrahl des Vaticans.

Aber Johannes ſchützte die Gunſt des Hofes und was mehr iſt, die Liebe des Volkes, welches der Geiſt ſeiner Vorträge, ſeine kühne, hinreißende Beredſamkeit, ſein glühender und heiliger Eifer für die Wiedererringung der urchriſtlichen Reinheit in der Kirche, und ſein unbeſcholtener Lebenswandel zu einer allgewaltigen Begeiſterung, zu einer unbegränzten Hochachtung hinriß.

Als aber Papſt Johann XXIII. (1412) einen Kreuzzug gegen Neapel predigen, und dabei Ablaß für Geld verkaufen ließ, und Huß auch dieſem Unfug ſtrafend entgegen trat, ſchleuderte der Statthalter Chriſti das Interdikt auf Prag, als den Aufenthaltsort des verruchten Ketzers. Dieſe Stadt hatte aber auch den Zorn des Papſtes umſomehr herausgefordert, als ſich ein Theil ſeiner Einwohner und an deren Spitze Huſſens wärmſter Freund, der gelehrte Ritter Hieronymus von Prag, von ihrem gerechten Unwillen zu allzuheftigen Handlungen verleiten ließen. Unter Hieronymus Aegyde hatte man nämlich die ſchmähliche Ablaßbulle des Papſtes öffentlich verbrannt. Die übereilte Handlung fiel auf Huß zurück, und veranlaßte jenes Interdikt, das ſo lange auf Prag ruhen ſollte, als Huß in ſeinen Mauern weile.

Welchen Spott würde ein Papſt auf ſich laden, wolle er jetzt zu einem ſolchen Mittel ſeine Zuflucht nehmen. Damals war es aber noch allmächtig.

Huß verließ daher ſofort Prag, um ſeine Mitbürger aus dem Jammer zu retten, welchen der Kirchenfluch unumgänglich nach ſich ziehen mußte, und begab ſich nach ſeinem Geburtsorte. Aber zu vielen Tauſenden ſtrömte nun das Volk hier zuſammen, und lauſchten begierig den Vorträgen des „Papſtfeindes," wie man ihn nannte. Zugleich appellirte Huß aber auch gegen das Verfahren Roms an ein allgemeines Concilium.

Ein ſolches ſollte in der That nächſtens zuſammentreten.

Nachdem nämlich die Kirchenverſammlung zu Piſa die Erwartung aller Welt ſchmählich getäuſcht, und durch die Wahl Alexander V. ſtatt zwei Päpſten nun drei die Chriſtenheit verwirrten, auch Alexander

meineidig wurde und Pisa verließ, ehe auch nur ein einziger Schritt zu der verlangten „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" geschehen, verlangten der deutsche Kaiser und die Nationen mit Ernst nach einer neuen Kirchenversammlung.

Alexander V. war 1410 gestorben; ihm folgte der Cardinallegat von Cassa als Johann XXIII. Aus dem Kirchenstaate vertrieben, mußte sich indessen Johann an Kaiser Sigmund mit der Bitte um Hülfe wenden. Deutschlands Reichsoberhaupt erklärte sich hierzu auch bereit, jedoch nur unter einer Bedingung, und diese war: daß sofort eine allgemeine Kirchenversammlung diesseits der Alpen zusammenberufen werde. Nothgedrungen gab Johann nach, und so wurde von Kaiser und Papst ein allgemeines Concilium auf den ersten November 1414 nach Constanz, damals unter dem Namen Costnitz bekannt, ausgeschrieben.

Die Versammlung war eine der glänzendsten, welche die Welt je gesehen. Am 28. October traf der Papst Johann XXIII., in Begleitung des Herzogs von Tyrol, Friedrichs von Oesterreich, ein. Ihm folgten die übrigen einundzwanzig Cardinäle, auch die Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. waren geladen. Später traf auch der Kaiser nebst seiner Gattin ein. Man zählte außerdem 3 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 Priester, 273 Anwälte und 1272 Doktores. Alle christlichen Könige, geistlichen Orden und Universitäten sandten außerdem ihre Botschafter. Die Gesammtmenschenmasse, die hier zusammenfloß, wird auf 150,000 Personen angegeben; Pferde zählte man allein an 30,000.

Die alle Gränzen überschreitende Prunksucht der Clerisei und ihre Verdorbenheit geht aus folgender Angabe hervor, die wir dem Werke: „Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, von J. H. von Wessenberg," also dem Werke eines römisch-katholischen Bisthumsverwesers, entnehmen: Das Hofgefolge des Papstes allein betrug 600 Personen, 1200 Menschen folgten den Kardinälen! Noch bezeichnender ist es aber, daß sich auf dieser Kirchenversammlung 346 Possenreißer und an 1400 liederlicher Dirnen einfanden.

Auf diese Kirchenversammlung nun, „die so merkwürdig durch das wurde, was sie that, als durch das, was sie versäumte" und zu deren Wirksamkeit wir später zurückkehren müssen, ward auch Huß vorgeladen, um Rechenschaft zu geben über seine Lehre.

Er empfing diese Nachricht mit Freude, denn sie brachte ja seinen

ausdrücklichen Wünschen Gewährung; und wie konnte es anders möglich sein, als daß eine Kirchenversammlung, welche zu dem Zweck einer durchgreifenden Reform zusammentrat, und unter ihren Theilnehmern eine so bedeutende liberale Partei zählte, die Sache der Wahrheit zu ihrer eigenen Sache machen mußte!

Ausgerüstet mit jener Zuversicht, die ein ruhiges Gewissen und das Bewußtsein, für eine große und heilige Idee zu kämpfen, gibt, und außerdem mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe versehen, in welchem Sigismund dem wackeren Streiter Schutz und Unverletzbarkeit für die Hin- und Herreise zusagte, begab sich denn auch Johannes in Begleitung der Edlen von Chlum, von Leſten und Slawàta auf die Reise nach Constanz. Sie führte über Nürnberg, und glich in ihrer ganzen Ausdehnung einem unermeßlichen Triumphzuge. Allüberall jauchzten ihm die Herzen des Volkes entgegen, als einem Befreier aus den Banden geistiger Knechtschaft, als einem kühnen Helden, der muthig zur Schlacht zieht, als einem Biedermann, der es gewagt, dasjenige offen und freimüthig auszusprechen, was Millionen längst gefühlt, aber kaum sich selbst zu gestehen gewagt hatten.

Was bedarf es hier der Worte! — wir haben ja alle einen ähnlichen Triumphzug erlebt; — wir haben ja Alle dem edlen, kühnen Streiter für Wahrheit und Recht, Johannes Ronge, entgegengejauchzt; der in unseren Tagen, wie einst Huß zu seiner Zeit, den Gefühlen Worte gegeben, die unser Innerstes längst bewegten!

Wir können demnach auch die Erschütterung leicht beurtheilen, welche die Reise des böhmischen Reformators in Deutschland hervorrief; eine Erschütterung, die den Boden lockerte, auf welchem kurze Zeit später die herrliche Saat der Reformation emporschießen sollte.

Im November 1414 erreichte Huß den Bodensee. Als er die Stadt von Weitem erblickte, die über sein künftiges Schicksal, vielleicht über Leben und Tod für ihn entscheiden sollte, überlief ihn ein menschliches Zagen; aber es war nur die Schwäche eines Augenblicks; kühn ermannte er sich sogleich und rief: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein!“

So betrat festen Muthes der schlichte böhmische Prediger die verhängnißvolle Stadt, in welche kurze Zeit vorher Papst Johann XXIII., wegen Größe und Menge seiner Verbrechen und Schandthaten berüchtigt, mit allem weltlichen Pompe, mit einem Gefolge von 600 Menschen und mit unermeßlichen Geldschätzen versehen (die, den Völkern auf ungerechte Weise abgepreßt, jetzt dazu verwandt werden sollten, die Kirchen-

verbesserung auf alle erdenkliche Weise zu hintertreiben), gleichfalls eingezogen war. Nur mit dem Unterschiede, daß Huß ein gutes, den heiligen Vater aber ein böses Gewissen begleitete. Wie bezeichnend für jene Zeit und deren Zustände, die so laut nach Kirchenverbesserung riefen, ist das Begegnen dieser so höchst verschiedenen und so merkwürdigen Personen!

Der Papst empfing Huß anfänglich mit verstellter Freundlichkeit, ja er antwortete den Begleitern des Reformators: „Huß soll hier Sicherheit haben, und wenn er auch meinen Bruder ermordet hätte!“ Zugleich hob Johann XXIII. den, noch auf Johannes lastenden Bann auf.

Indessen waren aber auch zwei der erbittertsten Feinde desselben die böhmischen Geistlichen Stephan Palaez und Michael de Causis, eingetroffen, und hatten so wirksam gegen Huß intriguirt, daß derselbe schon zwanzig Tage nach seiner Ankunft plötzlich und ohne jedes Verhör gefänglich eingezogen und von Kerker zu Kerker geschleppt wurde.

Empört über diese schändliche Ungerechtigkeit, wandten sich die böhmischen Edlen sofort an Kaiser und Papst. Aber Letzterer frug bei dieser Gelegenheit mit heuchlerischem Achselzucken: „Was denn er thun könne, da er sich selbst in der Gewalt der Kardinäle und Bischöfe befinde?“ — während Kaiser Sigismund erbärmlich genug war, sich überreden zu lassen: „Einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten!“

Vergebens mahnten ihn die böhmischen Großen in einem Schreiben an die Folgen, die ein solcher Treubruch kaiserlichen Wortes für ihn haben könne; vergebens stellten sie ihm vor, welchen unauslöschlichen Schandfleck diese Ungerechtigkeit auf seinen Namen werfen würde; Sigismund antwortete ihnen gar nicht; ja er that nicht einmal das Geringste, um die traurige Lage des Gefangenen zu mildern.

Dies sind die Folgen pfäffischer, wir würden jetzt sagen jesuitischer Grundsätze. Sie ließen hier die Majestät, sie ließen Deutschlands Kaiser Treue und Glauben, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten.

Halten wir diesen geschichtlichen Moment fest; er soll uns die Wahrheit des Satzes beurkunden, mit dem wir dieses Werk begonnen: die „Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ — Er soll uns einmal klar und deutlich das Bild wahrer Größe vor Augen stellen. Hier den heiligen Vater, trotz des mehr als fürstlichen Pompes,

der ihn umgibt, trotz des Heiligenscheins, den das Amt eines Statthalters Gottes um seine Schläfe windet, von aller Welt, von Geistlichen und Laien, als ein Abschaum der Menschheit, als ein Bild sittlicher Verworfenheit verachtet; — dort, den Herrscher Deutschlands, von dessen Haupt die Kaiserkrone blitzt, gebrandmarkt durch schmählichen Treubruch. Wie fest die Majestät sich in den Purpurmantel hüllt — es ist umsonst! nicht Krone, nicht Hermelin, nicht Purpur schützt ihn vor der Verachtung. So lang die Welt noch Menschen trägt, zeigt die Geschichte auf Kaiser Sigismunds Stirne den blut'gen Fleck.

Und nun, blickt hin! nach jenen feuchten, unterirdischen Gewölben des Franziskanerklosters, in deren matt erhelltem Raum Johannes Huß, der kühne Verfechter göttlicher Wahrheit und ewigen Rechtes, schmachtet. Des edlen Mannes Antlitz — wie so blaß! wie reden laut von schweren, schweren Leiden die tiefen, kummervollen Züge. Ein heft'ges Fieber schüttelt seine Glieder und streckt ihn auf des feuchten Strohes dürft'ge Streu.

Und doch! wie mild und sanft der Blick! welch' hohe Würde auf der ernsten Stirne; welche Geduld im Leiden; welche Heiterkeit der Seele mitten im Uebermaß menschlichen Unglücks!

Doch seht! der sanfte Dulder bleibt nicht allein. Die schweren Riegeln der Eisenpforten öffnen sich, und zu ihm treten, mit mitleidsvollem trübem Blick, die sonst so rauhen Kerkermeister. Und wie der schlichte Gottesmann, von körperlichen Leiden niedergedrückt, von dem Bewußtsein heil'gen Wollens hoch aufgerichtet, nun vor sie tritt, da weinen sie vor Schmerz, und klagen den Himmel an, der solche Seelengröße einsam und schmachvoll verderben läßt.

Doch Huß, die eigne Qual vergessend, tröstet sie. Die bleichen, welken Lippen danken herzlich für den frommen Antheil, und freundlich lächelnd reicht er den guten Menschen eine kleine Schrift. Es ist die Erklärung der zehn Gebote und des Vaterunsers, für jene treuen, liebevollen Wächter verfaßt. Und diese sinken ihm zu Füßen und flehen, von heiliger Begeisterung überwunden, er möge fliehen! sie wollten freudig für ihn Tod und Qualen dulden. Johannes aber hebt sie liebend auf und spricht: „Ich steh' in Gottes Hand, der Herr wird seinen treuen Diener liebend schützen."

Du frommer, wahrhaft großer Held, Mann des unerschütterlichen Gottvertrauens! wie strahlt aus deinen Augen ein ganzer Himmel: — es ist der Abglanz eines freudigen Gewissens.

Auf ſeiner Stirne aber ruht die köſtlichſte der Kronen, — es iſt der Menſchenwürde heiliges Diadem! —

Ueber ſechs Monate ſchmachtete Huß in verſchiedenen Kerkern. Erſt am 5. Juni 1415 führte man ihn zum Verhöre. Als Huß hier aber mit ſeiner Vertheidigung begann, und die Anſchuldigungen ſeiner Feinde mit den klarſten Ausſprüchen der Bibel ſchlagend widerlegte, erhob die Geiſtlichkeit einen ſolchen Lärm, und fing dermaßen zu toben, zu ſchimpfen und zu ſchreien an, daß er nicht weiter reden konnte.

Welch' ein Licht wirft dieſe unwürdige Scene auf das Concil! Da ſie die Lehren des Vorgeladenen nicht zu widerlegen im Stande war, betrug ſie ſich wie eine Rotte böſer Buben. Auch dieſes Beiſpiel findet ſein Gegenbild in der Jetztzeit. Schimpfen und Toben beweiſt: daß man nicht widerlegen kann.

Den 7. und 8. Juni hatten die nächſten Verhöre, und zwar in der Gegenwart des Kaiſers, ſtatt. Hier wurden Huß 39 aus ſeinen Schriften gezogene Artikel vorgelegt, mit dem Bedeuten: er ſolle ſolche, als ketzeriſch, abſchwören und ſie öffentlich widerrufen; — wo nicht, müſſe er als Ketzer ſterben!

Huß begriff ſeine Lage ſehr gut. Rings um ihn her tobte, gleich einem ſturmbewegten Meere, das ganze Heer menſchlicher Leidenſchaften. Von Haß und Rache entbrannt lechzte die Geiſtlichkeit nach ſeinem Blute; denn er hatte ja ohne Schonung ihre Ueppigkeit, ihre Schwelgerei, ihre Trägheit und Nachläſſigkeit, ihre Sittenloſigkeit gerügt, — ja! was in den Augen der Cleriſei das größte Verbrechen war, — er verlangte von ihr: Rückkehr zur apoſtoliſchen Einfachheit, Gleichheit und Güterloſigkeit. Aber auch die freieren Elemente der Laienwelt waren, obgleich für eine Reformation der Kirche, doch perſönlich gegen Huß eingenommen. So die Fürſten, weil ſie bei der allgemeinen Gährung befürchteten, es möchten durch eine zu kräftig begonnene Reformation Unruhen entſtehen, und auf die gerechten Anforderungen der Völker nach Kirchenverbeſſerung, die eben ſo gerechte Forderung nach Abſchaffung ſo gar mancher Mißbräuche im Staatshaushalte, folgen. Endlich hegten auch die Abgeordneten der Univerſitäten einen unverlöſchlichen Haß gegen den böhmiſchen Prediger, da derſelbe nicht nur, ſammt der Prager Schule, dem Realismus anhing, während ſie meiſtens dem Nominalismus huldigten; ſondern er es auch namentlich war, der am meiſten dazu beigetragen, daß die angemaßten Rechtſame der

Deutschen auf der Universität Prag zu Gunsten der böhmischen Nationalität geschmälert worden waren.

Was übrigens die große Mehrzahl jener geistig unselbstständigen Concilsmitglieder betrifft, die kein eigenes Urtheil haben und nur nachbeten, eine Menschenklasse, die jede derartige Versammlung aufzuzeigen hat, so wurden diese durch die Anschuldigung der Ketzerei gegen Huß gewonnen. Auch konnten sie um so weniger anderer Meinung werden, als man Huß weder eine umfassende Vertheidigung zugestand, noch ihm erlaubte, sich einen Rechtsbeistand zu wählen.

Mit einem Wort: Rom und seine Creaturen wollten Huß als Ketzer verbrannt wissen. Roms Einfluß und Geld siegte denn auch, indem man den sauberen Rechtsgrundsatz aufstellte: „Ein Ketzer habe sich gar nicht zu vertheidigen; er müsse lediglich widerrufen!“

Huß kannte, wie gesagt, die ungünstige Stimmung des Conciliums nur zu genau; demohnerachtet suchte er, der schlichte, einfache Prediger, Angesichts der imponirenden Versammlung, in Gegenwart des Kaisers und so vieler weltlicher und geistlicher Fürsten, die ihm vorgeworfenen Irrthümer mit einer Würde und einer Ueberzeugungskraft zu widerlegen, die selbst manche Kirchenhäupter erschütterte.

Aber man wollte ja hier nichts von Ueberzeugung wissen, sondern nur von Widerruf. Huß erklärte sich hierzu bereit, sobald man ihm aus der heiligen Schrift bewiesen, daß er Unrecht habe.

Als man nun sah, daß Huß unerschütterlich hierauf bestand, trug man am 6. Juli 1415 auf Feuertod an, und der Kaiser rief: „Er selbst wolle, wenn Huß in seinem Irrthum verharre, mit eigenen Händen das Holz zu dessen Scheiterhaufen zusammentragen!“

Auf diesen kaiserlichen Ausspruch hin blickte Johannes den Herrscher bedeutungsvoll an und erinnerte ihn an sein kaiserliches Wort.

Da überflog eine tiefe Schaamröthe das Antlitz der Majestät. Der Kanzler selbst widerrieth den Treubruch. Aber Sigmunds kurzsichtige Staatsklugheit gedachte im Verein mit Rom jedes freiere Aufstreben des Menschengeistes durch einen Gewaltstreich zu vernichten; sie ahnte aber nicht, welch' blutige Saat sie streue! — sie wußte nicht, daß Ideen, die die Zeit im Völkerleben gereift, sich auch dann Bahn brechen, wenn Kaiser und Päpste ihnen mit aller der ihnen zu Gebot stehenden Macht entgegentreten.

Sofort sprach man denn auch über Johannes Huß das längst gefällte Todesurtheil aus. Er sollte noch am nämlichen Tage als Ketzer öffentlich verbrannt werden.

Huß nahm das Urtheil mit der Seelenruhe eines Weisen hin. Hierauf vollzog man, als an einem Priester, die schauerliche Ceremonie der Entweihung, und schmückte dann das Haupt des Unglücklichen, wie es bei Ketzern üblich, mit einer papiernen Mütze, auf welcher man teuflische Fratzen abgebildet hatte. Zugleich schrie der wüthende Haufen: „Wir übergeben deine Seele den Teufeln der Hölle!“ — Huß aber sprach, mit einem Blick zum Himmel: „Und ich befehle sie meinem Herrn Jesus Christus!“

Mit ernster, heiliger Freudigkeit wandelte Huß nun den letzten Weg. Als man ihn auf demselben an dem bischöflichen Palaste vorüberführte und ihm zeigte, wie seine Bücher verbrannt wurden, lächelte er mitleidig über die Befangenheit seiner Feinde. Was lag an seinen Werken, da die Idee, die ihn beseelte, in Millionen Herzen Wurzel geschlagen hatte!

Auf der Richtstätte angelangt, bestieg er gefaßt den Scheiterhaufen. Aber selbst hier sollte noch ein wehmüthiges Lächeln über seine Züge gleiten, als er auch ein altes Weiblein, in der Meinung, ein gottgefälliges Werk zu thun, keuchend ein Stück Holz zu seinem Scheiterhaufen herbei schleppen sah. Da trat der Gedanke, wie so Tausende, auf gleiche Weise betrogen, in Schandthaten ein Heil suchten, vor seine Seele, und seufzend rief er aus: „O heilige Einfalt! wer dich betrügt, der hat deß' tausendfältig Sünde!“

Unterdessen war der verhängnißvolle Augenblick herbeigekommen. Noch einmal ritt der Schirmvogt des Concils, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, heran und frug, als des Urtheils Vollstrecker: ob Huß auch jetzt noch nicht widerrufen wolle? Johannes aber rief: „Laßt mich die Wahrheit mit dem Tod besiegeln!“

Da gibt der Kurfürst einen Wink; die Fackeln nahen sich dem Holz, die Flammen züngeln prasselnd auf; — doch aus dem Flammenmeer ertönt ein fromm Gebet des Sterbenden für seine Feinde. In feierlichen Tönen schallt ein Glaubenslied, bis ihm der Wind Flammen und Rauch entgegenweht. Er schweigt — doch horch! noch einmal betet der kühne Held: „In deine Hände empfehl' ich meinen Geist, denn Du hast mich erlöst, o Herr! du treuer Gott!“ — Da wird es still! — der Qualm benimmt den Athem ihm — noch einen Augenblick — und Gott hat seiner Leiden ihn enthoben!

starb Johannes Huß. — Die Wuth der Henkersknechte aber war so groß, daß sie des Opfers Asche in des Rheines Fluten streuten; den Phönix fürchtend, der ihr entsteigen könnte.

Aber umsonst! aus jenen Flammen wuchs der Riesengeist, der hundert Jahre später Roms Sklavenketten triumphirend brach!

II.

Der Hussitenkrieg. Weitere Vorboten der Reformation.

Noch einmal müssen wir unsere Blicke nach der allgemeinen Kirchenversammlung zu Costnitz wenden, wie sehr uns auch gerechter Abscheu vor den dort versammelten Kirchenvätern erfüllt. Begnügte sich doch das Concilium mit dem einen schaudererregenden Justizmord nicht, sondern fügte ihm noch einen zweiten bei.

Hieronymus von Prag, dessen wir schon als eines Freundes des unglücklichen Johannes Huß gedachten, war diesem nach Costnitz gefolgt, um ihm mit weltlichen und geistigen Waffen an der Seite zu stehen. Aber dies kühne Unternehmen verwickelte Hieronymus in das gleiche Schicksal. Auch er ward in einen ungesunden Kerker geworfen und so lange mißhandelt, bis er an Geist und Körper zum Tod erkrankte.

Diesen Zustand benutzten aber seine Feinde mit satänischer Schlauheit, indem sie den Leidenden überredeten, seine Ketzereien zu widerrufen. In der Hoffnung, dem Feuertode zu entgehen und wieder frei zu werden, ließ sich der Kranke denn auch hierzu bereden. Demohnerachtet brachte ihm dies Opfer nur eine mildere Gefangenschaft. Hierüber empört, bereute Hieronymus sein Verläugnen nur um so eher und tiefer. Schaam und bittere Reue bemächtigten sich seiner, und so beschloß er seine Schwäche durch verdoppelten Heldenmuth wieder gut zu machen. In der That erklärte er auch in der nächsten Untersuchung seinen Widerruf als eine gewissenlose Feigheit, trat allen Hussischen Grundsätzen unumwunden bei und lobte Gott, der ihm den alten Muth wiedergegeben.

Die natürliche Folge war seine sofortige Verurtheilung als rückfälliger Ketzer zum Feuertode. Aber dieser gräßlichen Hinrichtung

jauchzte sein Herz jetzt entgegen, und so starb auch er, ein [illegible]diger Glaubensheld, unter Absingung eines frommen Liedes.

Während aber die hochansehnliche Versammlung zu Costnitz auch nicht im Entferntesten die furchtbaren Folgen ahnte, welche die beiden Opfer heraufbeschwören würden, hatte sich zwar manch Wunderbares im Schooße des Concils zugetragen, aber nicht das Geringste, was an eine durchgreifende Reform mahnte, nach welcher doch alle Welt schrie.

Schon vor Hussens Hinrichtung hatte Papst Johann XXIII. gemerkt, daß sich sein Ausspruch beim ersten Anblick der Stadt: „Die liegt ja wie eine Grube da, in der man die Füchse fängt!" zu erfüllen drohe. Als man daher um freiwillige Entsagung in ihn drang, stellte sich der heilige Vater ganz willfährig, leistete auch unter feierlichem Eide das Versprechen: nicht entweichen zu wollen, entwich aber dennoch heimlich, weil er glaubte, die Luft zu Schaffhausen sei ihm zuträglicher als die zu Costnitz (20. März 1415), und widerrief nun alle Zusagen, als mit Gewalt erpreßt.

Sobald diese Nachricht ruchbar wurde, gerieth Alles in Aufruhr, und es war nahe daran, daß sich das ganze Concil auflöste. Nur die Entschlossenheit des Kaisers hielt für diesmal die Versammlung zusammen, die denn auch nach kurzer Berathung die wichtige Erklärung in alle Welt ergehen ließ: daß sie, als eine allgemeine Kirchenversammlung, auch ohne Papst selbstständig, ja, daß der Papst derselben unterworfen sei.

Sofort wurde denn auch ein Prozeß gegen Johann XXIII. eingeleitet.

Wir lassen hier über diese Angelegenheit eine Stelle aus H. J. von Wessenbergs Werke: „die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts (2r Bd. S. 151) folgen, da die Stimme dieses hochgestellten römisch-katholischen Geistlichen von großer Wichtigkeit ist.

„Von den Klageartikeln wurden zwanzig — wiewohl erwiesen, — durch einen Beschluß der Versammlung aus der Anklageakte weggelassen. Als Grund wurde die Schonung der Ehre des päpstlichen Stuhles und der Kardinäle angegeben *). Allein die tiefe Schmach konnte dadurch kaum vermindert werden, welche der Inhalt der in der eilften Sitzung des Concils öffentlich vorgelesenen Anklage-

*) Diese Artikel finden sich bei von der Hardt IV. 248—253. Bei Mansi XXVII. 662—673.

akte sowohl auf den päpstlichen Stuhl, als einerseits auf die unbemessene Erweiterung seiner Gewalt, andererseits auf diejenigen warf, von denen eine Person auf den päpstlichen Stuhl war erhoben worden, die schon vorher sich mit allen Arten von Verbrechen und Lastern befleckt hatte, welche sie nachher stets höher steigerte. Wohl mochte das Verschweigen von vielen und ungeheuren Freveln natürlicher und unnatürlicher Wollust, die dem Papste zur Schuld fielen, als eine Schonung des gemeinen Schaamgefühls — wohl mochte es als bedenklich angesehen werden, den Papst als den Mörder seines Vorfahrers und als einen Läugner der Unsterblichkeit der menschlichen Seele öffentlich darzustellen; aber welcher Ruchlosigkeit mußte man einen Mann nicht für fähig halten, den die Anklageakte als einen Götzendiener des Fleisches, den Feind jeder Tugend, den Spiegel der Ehrlosigkeit und einen Mann, der beständig in die Vergnügungen der Sinne versenkt war, bezeichnete und vieler Ehebrüche, Mordthaten und Räubereien bezüchtigte? Die meisten Handlungen, worüber der Papst förmlich angeklagt und deren er überwiesen erklärt wurde, bezeichnen ihn als einen Unterdrücker der Armen, einen Verfolger der Gerechtigkeit, eine Säule der Bösen, einen Diener des Fleisches, die Hefe der Laster, den Spiegel der Schändlichkeit, einen sinnreichen Erfinder aller Bosheiten, ein Ungeheuer der Simonie, von der öffentlichen Stimme der eingefleischte Satan benannt."

Die Folge dieses scandalösen Prozesses gegen den Statthalter Gottes und Nachfolger Christi war eine völlige Verurtheilung und feierliche Entsetzung. Johann, der unterdessen wieder in die Gewalt des Concils gefallen, erklärte sich sofort auch zu Allem bereit; da man ihm aber nicht traute, so brachte man ihn vorerst als Gefangenen nach dem eine halbe Stunde von Costnitz entfernten Schloß „Gottlieben," wo es die Fügung des Himmels wollte, daß sich dazumal gerade auch noch Huß als Gefangener befand. Später führte man den abgesetzten Papst nach Mannheim und endlich nach Heidelberg, woselbst er streng bewacht, jedoch mild behandelt wurde.

Der zweite Papst, Gregor XII., der indessen gar nicht auf dem Concilium erschienen war, war klug genug, unter ehrenvollen Bedingungen zu entsagen. Den dritten der zugleich regierenden Päpste, Benedikt XIII., traf gleichfalls das Schicksal der Entsagung.

Somit war denn die Christenheit wenigstens dieser Dreieinigkeit los; dies war aber auch fast das einzige reformatorische Resultat

jener großen und prunkvollen Kirchenversammlung, nach welcher alle Welt schaute, und auf der man so unendlich viel über Verbesserung der Kirche an Haupt und Glieder gesprochen, gezankt, geschrieben und gelärmt hatte. Den 11. November 1417 wählte man in Martin V. (Otto Colonna) einen neuen Papst, der mit der alten päpstlichen Schlauheit in einigen unbedeutenden Dingen nachgab, in's Geheim mit den verschiedenen Fürsten verschiedene Uebereinkünfte (Concordate) abschloß, durch welche Niemand außer dem Papst etwas gewann, alle Welt durch unnöthiges Hinziehen ermüdete und endlich das Gerücht aussprengen ließ: es wüthe in Costnitz eine pestartige Seuche, um am 16. Mai 1418 unverrichteter Dinge davon zu ziehen.

Somit waren fünf Jahre nicht nur ohne jeden Erfolg für die Christenheit und deren Regierungen umsonst vergeudet; sondern die päpstliche Macht war sogar durch die Separatverträge noch wirksam gekräftigt worden.

Welch' großes und warnendes Beispiel für die Gegenwart!

Unterdessen hatte aber ein furchtbares, sich ein ganzes Menschenalter hinziehendes Drama begonnen. Es ist der „Hussitenkrieg," der seine Fackel an Hussens und Hieronymus Scheiterhaufen anzündete; es ist der „Hussitenkrieg," dessen Geschichte der Genius der Menschheit weinend, mit blutigen Lettern niederschrieb.

O möchten die Ströme Blutes, mit welchen er Böhmens und Deutschlands Boden düngte, nicht umsonst geflossen sein! — Möchte er doch für alle Zeiten den Herrschern und Völkern, der Hierarchie und den reformatorischen Parteien in seinen einzelnen Erscheinungen warnend und belehrend vor Augen stehen! — Möchte vor allen Dingen die Gegenwart aus seiner Geschichte Nutzen ziehen.

Das Concilium zu Constanz hatte bei seinem Beginnen nicht nur das Wohl der damaligen Welt, nein! es hatte sogar das Schicksal der ganzen civilisirten Menschheit in Händen. Auf ihm waren alle Gewalten vereinigt; die weltliche in Deutschlands Kaiser, des Reichs Fürstenstand und den Gesandten der auswärtigen Mächte; die geistliche in den versammelten Cardinälen, die, was fast einem Wunder gleicht, selbst nach Verbesserung lechzten, und in der übrigen Geistlichkeit; und die wissenschaftliche, durch die Universitäten.

Alle diese Gewalten kamen nun darin überein, daß auf dem Gebiete der Kirche eine gründliche Reformation durchaus nöthig sei. Freilich mußte die Ansicht über Art und Ausdehnung derselben ganz verschieden, ja sie konnte bei keiner der drei Gewalten die richtige sein, weil alle drei Gewalten von privilegirten Klassen ausgingen,

die immer nur so weit zu Verbesserungen geneigt waren, als diese Verbesserungen ihre Privilegien nicht antasteten. Alle drei Gewalten waren demnach befangen und unvermögend, sich über den Standesegoismus zu erheben; während sich die Völker als solche nicht vertreten sahen, und sich somit die einzig unbefangene Macht, „die öffentliche Meinung" nicht aussprechen und also auch noch weniger geltend machen konnte.

Dort zu Constanz saßen die Lenker der Völker und beratheten: aber sie beratheten nicht das Wohl der Nationen, sondern ihr Wohl; denn noch hatte sich nicht der Grundsatz geltend gemacht: „daß nicht die Völker für die Regierungen, sondern die Regierungen für die Völker da seien!"

Den Beweis dafür liefern Hussens und Hieronymus Verurtheilung.

Beide verlangten, was die ganze Versammlung wollte: „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern!" aber sie verlangten eine durchgreifende Kirchenverbesserung, und diese hätte unfehlbar auch manche ungerechte und doch vortheilhafte Gewalten aufgehoben. Ja das Auftreten der öffentlichen Volksmeinung selbst, deren Träger Huß und Hieronymus waren, mußte sämmtlichen Privilegirten, als das Auftauchen einer vierten Macht, verhaßt sein.

Darum sehen wir denn auch mit Staunen Huß und Hieronymus von einer lieberalen, dem Fortschritt huldigenden Kirchenversammlung verdammen und verbrennen. Aber Hierarchie, weltlicher Absolutismus und die Tyrannei der gelehrten Kaste geben sich wenig nach. Würden die Völker auf dem Concilium zu Costnitz durch das Bürgerthum gehörig vertreten worden sein, was übrigens damals noch, durch die Zeitverhältnisse bedingt, unmöglich war, so würden Huß und Hieronymus nicht als Opfer gefallen und somit nicht nur der unendliche Jammer der in Folge des Hussitenkrieges über Europa kam, erspart worden sein, sondern die Regierenden hätten auch die Stimme der Völker hören, und dadurch, wenn sie vernünftig genug gewesen wären, durch zeitiges Nachgeben überhaupt jede gewaltsame Erschütterung vermeiden können.

Unmöglich konnten wir uns hierdieser Bemerkungen enthalten, da gerade in unseren Tagen außer den Concilien der deutsch-katholischen Kirche, auch unsere römisch-katholischen Brudergemeinden am Oberrhein, so wie selbst die protestantische Kirche, nach Kirchenversammlungen verlangen. Alle diese Kirchenversammlungen werden zu keinen, oder doch nur zu sehr einseitigen, ja für das Volk schlimmen Resultaten führen, wenn

nicht der Grundsatz unerschütterlich festgehalten wird: daß nicht die Geistlichkeit allein, oder die Geistlichkeit und die Regierung, oder auch Beide mit Zuziehung der rein wissenschaftlichen Kaste vertreten werden dürfen; sondern daß das numerisch überwiegende Element aus dem Volke genommen werden müsse; da weder die Herrn Beamten, noch die Herrn Geistlichen, noch die Herrn Gelehrten das Volk ausmachen; sondern sämmtlich nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil davon. Daher auch hier Volksrepräsentation durch den gebildeten Bürgerstand, oder im Jahr 1846 wiederholt sich zu Berlin und Freiburg, was im Jahr 1414—1418 zu Constanz sich zutrug. Wird auch kein Huß mehr verbrannt, so möchte doch der freie Volksgeist, der allein unser Vaterland mit einer glücklichen Zukunft zu schmücken vermag, in eiserne Fesseln geschlagen werden. —

Wenden wir unsern Blick Böhmen zu

Die Nachrichten von dem schmach- und jammervollen Ende Hussens und seines Freundes Hieronymus folgten sich rasch aufeinander. Durch das ganze Königreich ertönte ein Schrei des Entsetzens, und augenblicklich bemächtigte sich der Gemüther eine solche Erbitterung, daß ein ganz entschiedener Bruch mit der Kirche nicht ausbleiben konnte.

Huß war der Liebling des Volkes gewesen, denn sein edles Herz hatte für dasselbe geschlagen; er war es ja, der die Leiden und den Druck der Nation mitgefühlt, der sich für dessen Rechte verwandt, der kühn zu seiner Vertheidigung gegen die Uebergriffe einer allmächtigen Kirche angekämpft, der nun für das unschätzbare Recht der Glaubensfreiheit sein Leben gelassen hatte.

Zählte aber Johannes schon früher Tausende von Anhängern, so erklärten sich nun viele Hunderttausende für den Märtyrer der Wahrheit, und zwar nicht mehr mit Halbheit und Zagen, sondern jetzt mit Entschiedenheit und freudigem Muthe; denn Alle erkannten nun klar und deutlich, daß nur ein solcher jene Glaubensfreiheit retten könne, für welche ihr Liebling so heldenmüthig gestorben.

Andererseits rief die Erbitterung gegen den wortbrüchigen Kaiser und die empörende Ungerechtigkeit der Kirche und ihrer Synode nur noch eine größere Exaltation hervor; so daß die Anhänger Hussens, die sich sofort Hussiten nanuten, nun selbst in vielen Forderungen noch weiter gingen, als dies selbst Huß gethan.

Jede Gegenwirkung von Seiten des schwachen Königs Wenzel oder der katholischen Kirche erzeugte sofort offene Widersetzlichkeit. Ueberall brachen Unruhen aus, und die Gährung stieg um so mächtiger,

als die Hierarchie ihren Standpunkt verkennend, mit der gewohnten Anmaßung und doppeltem Fanatismus gegen jede freiere Geiſtesregung zu Felde zog. Da wollte es das Geſchick, daß König Wenzel ſtarb. Der muthmaßliche Thronerbe war Sigismund, Wenzels Bruder. Hier aber ſollte der Kaiſer „die Strafe der beleidigten Volksſtimmung," die verdiente Züchtigung für ſeinen Treubruch an Huß erfahren. Das ganze böhmiſche Volk erhob ſich wie ein Mann, und da es unter Sigismunds Scepter ſeine religiöſe und bürgerliche Freiheit gefährdet glaubte, ſo widerſetzte es ſich entſchieden dieſer Erbfolge und beſtand auf dem, ihm zuſtehenden, Rechte freier Wahl.

Was aber galten Sigismund und ſeinen Creaturen Volksrechte! Die Majeſtät lachte über den ausgeſprochenen Volkswillen und dachte: Gewalt vor Recht, und eine ſolche Handvoll Ketzer zu züchtigen, werde dem deutſchen Reichsoberhaupte eine Kleinigkeit ſein.

Er ließ ſich daher, gerade in einen Türkenkrieg verwickelt, zum König von Böhmen ausrufen.

Da nahmen aber mit einemmale die Böhmen eine impoſante Haltung an, und bewieſen lange Jahre hindurch der Welt durch ihr hochherziges Beiſpiel, was ein, für Aufrechthaltung ſeiner bürgerlichen und religiöſen Freiheit begeiſtertes Volk zu thun, welcher tauſendmal überlegenen Gewalt es ſiegreich zu widerſtehen vermag.

An die Spitze der Bewegung traten Nicolaus von Huſſinecz, den wir bereits als den väterlichen Freund Huſſens kennen, und Johann von Trocznow, auch Ziska, d. i. der Einäugige genannt. Ziska bewies ſich ſofort als ein kriegserfahrener, allgewaltiger Held; nur riß ihn ſein finſterer Charakter und ſein unerſchöpflicher Haß gegen Rom und die Mörder Huſſens zu oft zu Grauſamkeiten und Gewaltthaten hin.

Wie natürlich ſchlug die Weigerung der Böhmen, Sigismund als ihren König anzuerkennen, ſogleich in offenen Krieg um, der um ſo furchtbarer, grauſamer und unmenſchlicher von beiden Seiten geführt wurde, als er zugleich ein Religionskrieg war. Sogleich ſtellte es ſich dabei heraus, daß die Majeſtät die Lage der Dinge ſehr verkannt hatte, als ſie das Häufchen Ketzer verachtete. Wo ſich nur Ziska mit ſeinen Huſſiten zeigte, da flohen die Kaiſerlichen wie Spreu vor dem Winde, oder wurden, wagten ſie es ja zu widerſtehen, faſt jedesmal auf das Haupt geſchlagen.

Da eilte der Kaiſer ſelbſt, begleitet von 40 Biſchöfen und 100,000 Mann Truppen herbei. Seine erſten Befehle gingen dahin: alle

Hussiten, deren man habhaft werde, zu ersäufen oder zu verbrennen. Dieses herz- und verstandlose Auftreten des Kronprätendenten war nun freilich nicht geschaffen, die Gemüther zu besänftigen. Selbst Weiber griffen jetzt zu den Waffen und auch die Sense, den Dreschflegel und den eisenbeschlagenen Stock zwang nun die Verzweiflung den Böhmen als Mordgewehr in die Hand. Die Folge war, daß des Kaisers beide, den Hussiten weit überlegenen Heere so furchtbar geschlagen wurden, daß er, völlig vernichtet aus Böhmen, Mähren und Schlesien fliehen mußte. Siegreich folgten ihm nun über Berge von Leichen, über die rauchenden Trümmer zerstörter Städte, über blutgedüngte Felder die Hussiten, tausendfache Vergeltung übend für alle die Schlachtopfer, die Glaubenszwang seit Jahrhunderten dahingewürgt.

Kaiser und Papst, ja die ganze Welt staunten die Erfolge der kleinen Schaar an; sie konnten nicht begreifen von wannen den Ketzern solche Macht komme. Wir aber wissen es: Es war die Allmacht einer großen Idee! es war die wahre, innige, heilige Begeisterung für Aufrechthaltung ihrer religiösen und bürgerlichen Freiheit, die hier die Hussiten zum Siege fortriß; während auf der anderen Seite nur kaiserliche und päpstliche Söldner standen.

Ziska hatte unterdessen auf dem fast unzugänglichen Hügel einer, wenige Meilen von Prag gelegenen und von der Moldau gebildeten Halbinsel ein festes Lager aufschlagen lassen, dem er den biblischen Namen Tabor beilegte. Von hier aus organisirte er nun, das gezückte Schwert in der Hand, die neuen Religionsangelegenheiten für Böhmen. Die Klöster wurden zerstört, die Mönche vertrieben, die Bilder und Statuen vernichtet, und Rache genommen an allen jenen Pfaffen, die das Volk bis dahin mißbraucht und geplündert hatten. Selbst bis in's deutsche Reich ergossen sich von hier aus Ziska's furchtbare Schaaren. Bei ihrem Nahen schon flohen Armeen, und öde und verwüstet stand das Land, das ihre Fahne hatte wehen sehen, ihre Fahne, in deren Mitte das Zeichen des Kelches flammte.

Dies waren die Folgen der Politik, die man zu Costnitz geübt. Dies waren die Folgen jenes kaiserlichen Treubruchs und jenes Gewaltstreiches, durch welchen man Millionen einschüchtern und zum Schweigen bringen wollte. Dies war die blutige Frucht der blutigen Saat. Denn furchtbar ist ein zur Verzweiflung gereiztes Volk, furchtbar und unüberwindlich stark, wie ein zürnender Gott.

Ziska aber glich dem Rachengel des Herrn! — In einer Schlacht auch seines zweiten Auges beraubt, führte er selbst blind noch seine Heere. Sechsmal wurde Sigismund auf's Haupt geschlagen. Da

wußte sich der Kaiser nicht mehr zu helfen und suchte Frieden. Ziska ergriff die dargebotene Hand mit Freuden, als ihn im Oktober 1424 zu Prag der Tod überraschte, wodurch sich auch die Friedensunterhandlungen wieder zerschlugen.

Seine Haut aber spannten seine fanatischen Anhänger über eine Trommel, vor deren dumpfem, fürchterlichen Klang nun der Schrecken des jüngsten Gerichtes herging.

Wirkte Ziska auf solche Weise auch noch im Tode für seine Freunde fort und fort, so führte seine Abberufung aus diesem Leben doch den Keim des Unglücks für Böhmen nach sich.

Rom hatte nämlich längst eingesehen, daß hier mit Gewalt der Waffen nichts zu erzwingen sei, es lauerte daher mit der alten Schlauheit auf den Moment, in welchem sich die böhmische Nation eine Blöße geben werde, oder das Schicksal die Anwendung einer diplomatischen List zulasse.

Ein solcher Moment war aber Ziskas Tod, eine solche Blöße aber gaben sich die Hussiten, als sie sich nach dieses Führers Hinscheiden über die Wahl eines neuen Oberfeldherrn nicht einigen konnten.

Kaum hatte Rom dies bemerkt, als es die geheimen Federn seines Triebwerks spielen ließ, und auf alle erdenkliche Weise den Saamen der Uneinigkeit zwischen der böhmischen Reformationspartei ausstäte.

Die ungeheure Aufregung der Gemüther, welche ein Krieg immer zur Folge hat, den religiöse Ueberzeugung hervorgerufen, bahnte einem solchen Verfahren den Weg. Von dem Grundsatze ausgehend: „Laßt uns theilen und dann regieren!“ beeilte sich Rom daher, verschiedene Ansichten geltend zu machen. Die Folge davon war zuvörderst, daß ein Theil der Hussiten den, durch glänzende Feldherrntalente schon berühmten Prokopius an Ziskas Stelle wählten; während ein anderer Theil behauptete, es wäre gar kein Sterblicher im Stande, Ziska würdig zu ersetzen, woher sich diese Fraktion auch „die Waisen“ nannte. Noch gefährlicher aber wurde die Uneinigkeit über die Glaubensangelegenheiten selbst; indem es Rom ein Leichtes wurde, die Hussiten in ihren Anforderungen unter sich zu entzweien. Die Römischen bemächtigten sich zu dem Zwecke nämlich der zaghafteren und ängstlicheren Gemüther; diesen wurde nun unter dem Schein, als gehöre man auch zu den Hussiten und meine es mit der Sache des Fortschrittes unendlich gut, vorgeredet: daß ein Theil der Reformfreunde zu weit gehe, ihre Ideen schweiften in's Excentrische, sie wollten Alles umreißen, sie seien Ultra, (wie man jetzt sagen würde)

Radikale. Von solchen Reden eingeschüchtert, bebten denn auch die Schwachen erschrocken zurück, und verstanden sich gerne zu der Ansicht, welche ihnen nun die falschen Freunde beizubringen suchten: man müsse eben nicht zu weit gehen, dann bekomme man auch eher etwas bewilligt; und wenn nur ein klein Stückchen gewonnen sei, so sei immer doch etwas gewonnen.

Dies Schauspiel — wir kennen es ja! Es wiederholte sich in unsern Tagen. Rom hat bei Czerski's Partei dasselbe Spiel angewandt und gewonnen. Wir erwähnen dies hier nur im Vorübergehen, da es nicht schaden kann, den Schleier manchmal zu lüften, unter welchem die Diplomatie Roms arbeitet.

Der Erfolg der eben gedachten Spaltungsversuche unter den Hussiten, war für deren Feinde ein erwünschter. Es bildeten sich allmählig zwei Parteien: die Fraktion der Entschiedeneren, die sich „Taboriten" nannten, und deren Forderungen im Wesentlichen auf völlige Rückführung der Kirche zu dem Standpunkte des Urchristenthumes gingen; so verwarfen sie die Oberhoheit des Papstes, das Bischofthum, den Cultus der römischen Kirche, sammt geweihtem Öhl, Weihwasser, Fasten, Heiligenverehrung, Bilderdienst, Fegfeuer und Transsubstantiation; verlangten dagegen das Abendmahl unter beiden Gestalten und eine Gottesverehrung im Geiste und in der Wahrheit. Allerdings gingen sie andererseits zu weit, wenn sie auch die Wissenschaft verwarfen, und behaupteten, man brauche gar kein Buch zu lesen außer der Bibel. Es war dies übrigens eine natürliche Folge ihrer Gereiztheit; wie es auch weit von uns entfernt ist, es zu vertheidigen, daß sie ihre Forderungen mit dem Schwerte in der Hand und unter barbarischem Wüthen durchzusetzen suchten. Auch dies war indessen weniger die Schuld der Hussiten, als die des Kaisers und der Kirche, die sie zu solcher That durch Despotismus getrieben.

Die zweite Partei war die Fraktion der Aengstlichen, der Schwachen und Halben. Sie nannten sich „Calixtiner," von Calix, der Kelch, oder Utraquisten, da sie ihre Forderungen namentlich auf den Kelch beschränkten, und nur nebenbei freie Predigt, Güterlosigkeit des Clerus und strengere Beaufsichtigung der Geistlichkeit verlangten.

Bei Prokopius Erhebung zum Anführer trat indessen diese Verschiedenheit der Ansichten noch nicht stark hervor. Auch siegte der Nationalgeist über die Privatmeinung, wodurch vorerst die Macht der Hussiten noch ungeschmälert blieb. Rom vertraute seiner Saat predigte unterdessen aber dennoch einen Kreuzzug gegen die böhmischen Ketzer.

In der That sammelten sich denn auch imposante Massen unter dem Schatten der neuaufgepflanzten Kreuzesfahne; aber Prokopius stand Ziska nicht nach. Die Heere der Kreuzfahrer wurden im Juli 1427 bei Mieß und Tachau neuerdings auf's Haupt geschlagen, und zwar bis zur Vernichtung.

Wie eine hölliſche Furie wüthete nun der Krieg; an 100 Städte, 500 Klöſter und über 1500 Dörfer gingen in Flammen auf, und das Loſungswort der Chriſtenheit war die Stelle der heiligen Schrift geworden, die da heißt: „Verflucht ſei, wer ſein Schwert enthält vom Blut!"

In dieſer Noth berief der Kaiſer 1431 einen Reichstag nach Nürnberg. Den Cardinallegat Julian und den Kurfürſten von Brandenburg an der Spitze, unternahm nun das Reich einen gemeinſamen Feldzug gegen die Huſſiten. Kaum aber erſchien Prokopius mit ſeinen wilden Glaubenshelden, als auch das ganze Heer ſammt ſeinen fürſtlichen Anführern, von einem paniſchen Schrecken getroffen, über Hals und Kopf die Flucht ergriff, und mit Verluſt von 11,000 Mann, 150 Stück Geſchütz, aller Wagen, des ganzen Lagers und aller Kriegsvorräthe zerſtiebte.

Der bitteren Erfahrungen hatte man nun genug gemacht, und mit Schrecken mußten Kaiſer und Papſt, und mit ihnen die Welt, erkennen: daß eine, für Aufrechthaltung ihrer bürgerlichen und religiöſen Exiſtenz mit Verzweiflung fechtende Nation, ſo lange ſie einig bleibt, unüberwindlich iſt.

So lang ſie einig bleibt! — und wenn auch der Saame der Zwietracht, den Rom unter die Huſſiten geſäet, bereits zu wuchern angefangen, ſo waren doch die Böhmen bis dahin, ſobald dem Vaterlande gemeinſchaftliche Gefahr drohte, ſtets vereint dem Feinde entgegengegangen.

Man fing daher jetzt an einzuſehen, daß Böhmen nur dann unterworfen werden könne, wenn man die Parteien noch gewaltſamer auseinanderreiße, und Huſſiten ſo lange gegen Huſſiten hetze, bis ſich die Maſſe in ernſtem Kampfe unter ſich ſelbſt zerſplittert.

Und hiermit beginnt der Theil der Geſchichte des Huſſitenkrieges, der allen Völkern für alle Zeiten eine ernſte Warnung gibt, und die große Lehre einprägt: Einigkeit gibt unüberwindliche Stärke; Zwietracht aber untergräbt und vernichtet auch die größte Macht.

Nicht weniger intereſſant ſind zugleich die politiſchen Wege, welche man einſchlug, um die mißfälligen Ketzer durch ſich ſelbſt zu vernichten.

Vorerst machte man Miene, die Hand zum Frieden reichen zu wollen. Man lud daher Abgesandte des zürnenden Volkes auf die Kirchenversammlung zu Basel, die nun zum drittenmale „die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" durchzusetzen versuchen sollte.

Prokopius und sein Gefährte Coska, gleichfalls ein Haupt der Hussiten, die ein Gefolge von 300 Ritter begleitete, wurden zu Basel wie Fürsten empfangen und behandelt. Zugleich aber benutzte Rom die Abwesenheit des Ersteren von seinem Vaterlande, um Böhmen indessen gegen Prokopius selbst aufzuhetzen. Hierzu bedurfte man aber Zeit, und so zog man die Unterhandlungen auf alle Weise so viel als möglich in die Länge.

Die Hussiten verlangten hier:

1) Das Zugeständniß der allzeit freien Verkündigung des Wortes Gottes.

2) Das Recht, das Abendmahl unter zweierlei Gestalt auch den Laien ertheilen zu dürfen.

3) Rückkehr des Clerus zur apostolischen Einfachheit und Armuth und

4) Für die weltlichen Behörden und die Gemeinden ein Strafrecht gegen in Sittenlosigkeit versunkene Priester.

Die zwei letzten Punkte waren nun freilich der Art, daß an ein Zugeständniß von Seiten der Geistlichkeit, der ja wirkliche Besserung nie in den Sinn gekommen war, nicht gedacht werden konnte. Nichts destoweniger stritt man nahe an zwei Monate hin und her, und als Prokopius endlich ungeduldig wurde, hatte man die Kühnheit den Siegern die Zumuthung zu machen: „sie sollten sich dem Ausspruche der Kirche unbedingt unterwerfen!"

Durch solche Anmaßungen empört, kehrten die böhmischen Abgesandten sofort zurück. Dies aber hatte das Concilium nur gewünscht, da es lieber zu Prag mit den, im Geheimen halb gewonnenen Calixtinern unterhandeln mochte, als zu Basel mit dem ernsten, strengen und wachsamen Prokopius. Der Erfolg bezeugte, wie schlau die Kirchenväter gerechnet. Am 20. November 1433 gelang es Rom, mit der gedachten Partei einen Vertrag abzuschließen, der unter dem Namen der Prager Compaktaten bekannt ist, und laut welchem Rom den Hussiten jene vier Artikel, mit wenigen Einschränkungen, zugestand. Aber gerade in diesem Zugeständniß, das einer Nachgiebigkeit der Kirche und des Staates glich, gerade in dieser Nachgiebigkeit lag der wohlberechnete Sieg Roms und

die Vernichtung der ganzen reformatorischen Bewegung.

Denn man hatte ja, indem man die eine Partei völlig zufrieden stellte, die Andere mit einem entschiedenen Streiche von Jener getrennt. Den Calixtinern stellten sich nun die strengeren, auf völliger Kirchenreinigung und Rückführung zum Urchristenthum beharrenden Taboriten um so feindlicher entgegen, als man Prokopius durch den einseitigen Abschluß der Compaktaten hart beleidigt hatte.

Mit wahrer Seligkeit sahen somit die Feinde des Fortschritts ihre List gelingen, während sie zu gleicher Zeit die Parteiwuth auf alle Weise zu steigern suchten. Da riß das sonst so feste Band der Nationalität, und über ihr eigenes Interesse völlig verblendet, brach zwischen den Parteien der Hussiten selbst ein Vernichtungskrieg aus. Am 30. Mai 1433 kam es bei Böhmischbrod zwischen Calixtinern und Taboriten zur entscheidenden Schlacht, in welcher die strenge Partei überwunden, Prokopius aber geschlagen und getödtet wurde.

Mit Prokopius aber sank der Stern Böhmens.

Was seit fünfzehn Jahren Kaiser und Papst, im Verein mit Deutschlands Fürsten und unter Aufwand aller ihrer Kräfte nicht vermocht, ward am 30. Mai 1433 in einem Tage gewonnen. Die Macht der Hussiten war durch Hussiten gebrochen worden! — Geschwächt durch die Schlacht bei Böhmischbrod, zerspalten in sich selbst, ihres glorreichen Führers beraubt, vermochten die Calixtiner nun dem Außenfeinde nicht mehr zu widerstehen. Sigismund zog triumphirend ein, und legte das Joch seiner Herrschaft auf den gebeugten Nacken der Thörichten.

Hiermit war aber Roms Plan noch nicht vollendet. Denn wenn der Kaiser unpolitisch genug war, zu glauben: des Geistes Fortschritt lasse sich durch äußere Gewalt unterdrücken, so bewies ihm sein Leben, daß er sich hierin gewaltig geirrt habe. Rom aber ging einen sichereren Weg: es täuschte die Welt mit falschen Hoffnungen, und leitete den Fortschritt so klug nach seinem Willen, bis er zum Rückschritt ward, oder an Entkräftung starb.

So auch bei den Hussiten. Nach seinem Einzuge nahm zwar Sigismund die, noch gemilderten Compaktaten an, beschwor sie auch; fing aber bald an, seinen Eid zu vergessen, was man ihm vergeben muß, da Seine Majestät, wie wir von Huß aus wissen, ein schwaches Gedächtniß für Eide und Versprechen hatte.

Die Compaktaten wurden zu Gunsten der Katholiken häufig ver-

letzt, und nach und nach kam man so weit, daß man die geschwächte Partei noch einmal spaltete. Der größere Theil kehrte unter die Obedienz Roms zurück; ein kleiner Ueberrest der Taboriten aber verbreitete sich, am Urchristenthum festhaltend, unter der Bezeichnung „böhmische und mährische Brüder" in kleinen, friedfertigen Gemeinden durch Böhmen, Mähren, Polen und Schlesien. Diese Trümmer der Hussitenmacht haben sich, den härtesten Verfolgungen ohnerachtet, bis auf unsere Tage, wenigstens in Schlesien, Polen und Sachsen, erhalten. Aus Böhmen selbst, dem Mutterlande hussitischer Reformation, vertrieb sie König Ferdinands Befehl, dem zufolge alle diejenigen das Land räumen mußten, die nicht zur römischen Kirche zurücktraten.

So endete der reformatorische Aufschwung der böhmischen Nation, der so viele Keime eines glücklichen Fortschrittes in sich trug; durch die empörende Härte aber, mit welcher man ihn zu unterdrücken suchte, ausartete, und somit vernichtend und zerstörend wirkte, wo er aufbauen und Menschenglück hätte befördern können.

Aber nicht allein in Böhmen, sondern auch auf dem Concilium zu Basel, welches von 1431 bis 1443, also zwölf volle Jahre, dauerte, hatte unterdessen das Papstthum einen harten Kampf bestehen müssen.

Wie schon erwähnt, setzte man hier zum drittenmale an, den Weinberg des Herrn auf gesetzliche Weise von seinem Unkraut zu reinigen. Aber auch diesmal umsonst. Zwar erklärte die Kirchenversammlung zu Basel wiederholt:

„Ein allgemeines, rechtmäßig versammeltes Concil habe seine Gewalt unmittelbar von Christo, und ihm sei Jeder, auch der Papst Gehorsam schuldig; ja es stehe, im Fall des Ungehorsams von Seiten des Papstes, dem Concil sogar das Strafrecht gegen den heiligen Vater zu!"

Zwar verlangte und gebot die Kirchenversammlung zu Basel: die regelmäßige Abhaltung von allgemeinen Concilien und die alljährige Vornahme von Bisthumssynoden.

Zwar entsetzte die Kirchenversammlung in Basel den damaligen Papst Eugenius VI. (25. Juni 1439); aber all deß ohnerachtet überwand doch auch hier päpstliche Schlauheit den ihr so gefährlichen Feind, indem es Eugenius durch Vermittelung des Geheimschreibers des Kaisers, Aeneas Sylvius, gelang, die verlorene Würde wieder zu erschleichen. Während sich Nicolaus V. später desselben Mannes bediente, um im Geheimen mit dem Kaiser und den übrigen

Fürsten Separatverträge zu schließen (Aschaffenburger Concordate), durch welche nicht nur alle Früchte der Kirchenversammlung vernichtet, sondern diese auch selbst ihrer Stützen beraubt, und somit aufgelöst wurde.*)

Indeß, dieser Sieg war nur ein äußerlicher. Die Idee der Göttlichkeit des Papstthums war überwunden. Den Triumph der Vernunft, besonders in Deutschland, zu vervollständigen, traten jedoch nun noch zwei neue Bundesgenossen hervor. Es waren Wissenschaft und Spott, die namentlich in Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam ihre Träger fanden.

Johann Reuchlin, 1455 zu Pforzheim geboren, war einer der Ersten, die in Deutschland auf Wiederbelebung der Wissenschaft durch gründliches Studium der alten Sprachen hinwirkten. Da aber die Mönche nichts mehr scheuen mußten, als das Licht der Wissenschaft, so schaarten sie sich wie Nachtvögel um den päpstlichen Ketzerrichter Jacob Hoogstraten, und fielen mit wüthendem Geschrei über Reuchlin her, den sie einen Ketzer schimpften, der seine Lehre aus der giftigen Quelle aller Ketzerei, aus der hebräischen Sprache und den in ihr geschriebenen Werken schöpfe. Hierüber entspann sich ein langjähriger Streit, welcher von Reuchlin mit den Waffen der Wissenschaft geführt, von der Gegenpartei aber mit dem beliebten Toben und Schimpfen entgegnet wurde. Die Sache endete jedoch zu Gunsten unseres deutschen Gelehrten, der nun „die Briefe der Obscuranten" **) herausgab, in welchen er die Dummdreistigkeit der Bettelmönche, ihre gemeine Sittenlosigkeit und ihr Zetergeschrei über die Ketzerei der Humanisten mit ihrem eigenen Küchenlatein als in treuer Carricatur ***) hinstellte, daß dieselben von nun an zum Gespötte von ganz Deutschland wurden.

Ihn überflügelte noch, nicht an Tiefe und Wissenschaftlichkeit, aber an Witz und beißender Satyre, Erasmus von Rotterdam (1436 geboren). Auch seine Schriften schlugen durch Spott Vorurtheile zu Boden, an deren Vernichtung sich die Vernunft müde gerungen, während er andererseits durch wissenschaftliche Bearbeitung die Classiker des Alterthums, die Schriften der älteren Kirchenväter und namentlich den Grundtext des neuen Testamentes der Welt zu-

*) Ausführliches über die Kirchenversammlung zu Basel in v. Wessenbergs schon öfter angeführtem Werke, 2r Theil, S. 271—585.

**) Dr. Haase's Kirchengeschichte 323.

***) Im Verein mit Hutten.

gänglich machte. Erasmus war indessen zu klug, um sich bei all diesem Streben nach Aufklärung eine Blöße zu geben; so wie ihm nie einfiel, als Reformator auftreten zu wollen, wodurch er, zwar vielfach angefochten, doch nie in ein entschieden feindseliges Verhältniß mit der Kirche gerieth. Allerdings schützten Reuchlin und Erasmus die veränderten Zeiten und ihre weltlichen, von Fürstengunst umschirmten Verhältnisse.

Schließlich müssen wir hier noch eines anderen Glaubenshelden jener Zeit gedenken, der, weniger glücklich, sein Bestreben um Kirchenreinigung mit dem Leben büßen mußte. Es ist Savonarola, dessen Leben unser unglücklicher Landsmann, der treffliche Dichter Nikolaus Lenau in einem tiefpoetischen Werke besungen hat.

Savonarola, ein Mann voll Geist, Gemüth und Seelenadel, dabei aber durch mystische Bibelanschauung zu kühner Schwärmerei hingerissen, erschütterte um das Jahr 1489 Oberitalien. Sein Zweck war, wie der der deutschen Reformatoren, Kirchenreinigung.

Mit Prophetenstimme und Prophetenernst strafte er die Sünden seiner Zeit, ohne sich durch Rang und Macht der Uebelthäter schrecken zu lassen. Sein Schicksal war vorauszusehen. Nachdem er bewiesen daß er seine Ueberzeugung auch nicht für einen Purpur verkaufe, fiel er der Rachsucht der beleidigten Geistlichkeit in die Hände, und da man ihm rechtlich nichts anhaben konnte, schob man seinem Prozeß falsche Dokumente unter, auf welche hin er zum Ketzertode verurtheilt wurde.

Am 23. Mai 1498 hauchte der edle Savonarola in Gesellschaft seiner Brüder sein Leben aus.

Er starb muthig und freudig, wie Huß und Hieronymus, für Glaubensfreiheit. Er wurde zuerst gehenkt, und dann verbrannt.

O Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in eurem Wahn?!

Sie haben nicht umsonst gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Sie haben nicht umsonst gelitten,
Und sich dem Märtyrtod geweiht.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft ins Angesicht.

Denn Luthers Wort hör' ich erschallen,
Dem kühnen Rufe folgt die Zeit;
Wie sie zu Rom auch Fäuste ballen,
Der Menschengeist — er ist befreit! *)

III.

Dr. Martin Luther.

Freudig, mit hochklopfendem Herzen, die Brust geschwellt von edlem Nationalgefühl, begrüßen wir eines der glorreichsten Welterereignisse. Es ist die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts, es ist der Morgen einer neuen Zeit, es ist zugleich auch einer der Glanzpunkte der deutschen Geschichte!

Welch' überreiches, welch' herrliches, welch' großartiges Bild entrollt das neue Jahrhundert vor unseren Augen! Auf dunklem Grunde tritt licht und strahlend Dr. Martin Luther, der Held seiner Zeit, hervor. — Wie sind sie uns lieb und werth, die edlen Züge, die sein Antlitz schmücken; wie künden sie Muth und Entschlossenheit, Geistestiefe und deutsche Biederkeit, Glaubensinnigkeit und Glaubenstreue; wie klar und freudig blitzt aus seinen Augen des freien Geistes siegsgewisser Blick!

Ja! Es ist der Mann, nach dem Millionen sich gesehnt, „der Mann, der da gelehrt für die Gelehrten, faßlich für die Ungelehrten, fromm für die Frommen, muthig für die Muthigen;" **) es ist der Held, der mit der Gotteskraft der Wahrheit die alte Welt des Trugs in Trümmer schlägt und eine neue auferbaut im Reich der Freiheit und des Lichtes.

Und um das Bild des deutschen Glaubenshelden ranken sich in reicher Fülle gar viele herrliche Gestalten: sowohl im ernsten Kleide der Gelehrsamkeit, als im blanken ritterlichen Schmuck, vom Lorbeerkranz des Ruhmes überschattet, ja selbst mit Hermelin und Fürstenhut geschmückt. Es sind die Träger jener großen Zeit, es sind die schönsten Sterne an dem deutschen Himmel, es sind die Männer, die kein deutsches Herz vergessen darf, da sie die Zierden unserer Nation.

*) Lenau.
**) Dr. Böttigers Geschichte des deutschen Volkes.

Wer kennt die Namen nicht? Guttenberg, Kaiſersberg, Wimpfeling, Sponheim, Pirkheimer, Melanchthon, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige, Philipp von Heſſen, Albrecht von Brandenburg?

Wahrlich! es mußte eine wunderbar bewegte, ſchwunghafte Zeit ſein, in welcher eine ſolche Menge genialer Männer auftauchte, in welcher Naturlehre, Medicin, Philoſophie und Geſetzkunde mit Rieſenſchritten vorwärts eilten; in der die Buchdruckerkunſt wie durch Zauber die bisher faſt unſchätzbaren Manuſcripte in wohlfeile Bücher verwandelte, die, leicht verbreitbar, den Sieg der Wiſſenſchaften in alle Welt trugen, während die Preſſe andererſeits Organe einer öffentlichen Meinung hervorrief! — Es mußte eine wunderbar bewegte, ſchwunghafte Zeit ſein, in der Kopernikus ein neues Sonnenſyſtem entdeckte, die Literatur die Auferſtehung des claſſiſchen Alterthums feierte, Frankreich ſeine Philologen, England, Portugal, Spanien, Italien und Deutſchland die erſten ihrer Künſtler und Dichter bewundern konnte? *)

Mußte eine ſolche Zeit, mußte dies geniale Aufſtreben der Künſte und Wiſſenſchaften, mußte der frei gewordene Geiſt nicht alle edler Denkenden mit unwiderſtehlicher Macht fortreißen auf der muthig betretnen Bahn? — Und was konnten die Vernünftigen anders thun, als mitleidig lächeln, wenn die erzürnten, nichtswiſſenden und lichtſcheuen Bettelmönche über die Aufklärung wie toll und verzweifelt raſ'ten, und von der Kanzel herab eiferten: „Man habe eine neue Sprache erfunden, die man die griechiſche nenne. Man müſſe ſich vor ihr, als der Mutter aller Ketzereien, hüten. Auch käme in dieſen verruchten Zeiten ein Buch in Vieler Hände, das in dieſer Sprache geſchrieben ſei und welches die Aufklärer das neue Teſtament nennten. Es ſei dies aber ein Buch voll Dornen und Gift. Was nun gar das Hebräiſche beträfe, ſo ſei es gewiß, daß Alle, die dieſe Sprache lernten, auf der Stelle Juden würden!"

Schon der kluge und geiſtreiche Aeneas Sylvius, den wir

*) Ulrich von Hutten 1523. Arioſt 1474. Raphael 1520. Albrecht Dürer 1528. Lukas von Leyden 1533. Correggio 1534. Michael Angelo 1563. Titian 1576. Hans Sachs 1494—1576. Camoens (Portugal) 1524—1579. Torquato Taſſo 1544—1599. Cervantes (Spanien) 1549—1616. Shakespeare 1564—1616. Rubens 1640. Opitz 1597—1639. Lopez de Vega 1562—1635.

als den Sekretär des deutschen Kaisers und den Geschäftsträger des apostolischen Stuhles kennen, that viel, der neuen Richtung Bahn zu brechen. Unendlich mehr wirkten Reuchlins stille, rein wissenschaftliche Bestrebungen, so wie die Schriften und Bemühungen der eben genannten Männer, als Kaisersberg, Sponheim, Pirkheimer, und namentlich Wimpfelings „Schutzschrift des christlichen Freistaats" und dessen Werk: „Beschwerden der deutschen Nation."

Der „Briefe der Dunkelmänner" haben wir bereits gedacht. Ihr beißender Spott vernichtete moralisch die verächtliche Zunft der Bettelmönche. Einen bedeutenden Antheil scheint an dieser, in ihren Folgen so wichtigen literarischen Arbeit vor allen Dingen ein hochgefeierter Mann genommen zu haben, den wir so eben unter die Zierden des deutschen Vaterlandes rechneten. Es ist Ulrich von Hutten, der ruhmgekrönte Dichter, der sieggekrönte Held.

Ulrich von Hutten, 1488 auf seinem Stammschlosse Stackelberg in Franken geboren, hatte früh die Schätze reichen Wissens gesammelt. Aber sein freier, poetischer und thatendurstiger Geist duldete das Joch nicht, welches ihm zu jener Zeit der Stand eines Juristen auferlegt haben würde. Sein gutes Schwert an der Seite, und ein treues deutsches Herz im Busen, durchzog er daher, ein liederreicher Dichter und ein tapferer Streiter, die Welt. So lernte er auch Italien, und in ihm die Versunkenheit der römischen Kirche kennen, die er, sammt ihren faulen Mönchen und Pfaffen in bitteren Spottgedichten geißelte, während er zugleich in glühenden, Vaterlandsliebe athmenden, Gedichten, im Schmerze der Sehnsucht sein fernes Deutschland besang.

Da schlug plötzlich die Nachricht an sein Ohr, daß Herzog Ulrich von Würtemberg seinen Vetter ermordet. Und entflammt in gerechtem Zorn über den mörderischen Despoten, kehrte er, nachdem er mehrere meisterhaft gehaltene Schriften gegen Jenen geschrieben, nach Deutschland zurück. Hier zog er, vereint mit Franz von Sickingen und dem schwäbischen Bunde, gegen Ulrich von Würtemberg, und hatte die Genugthuung, diesen aus seinem Lande vertrieben zu sehen.

Aber immer mehr bewegte die Reformation das Reich; — wie hätte da der kampflustige, von unbegränzter Liebe zur Freiheit, von unversöhnlichem Haß gegen alle Finsterlinge beseelte Hutten kalt bleiben können?

Groß und gewaltig in Wort und That, sprudelnd von Witz,

hinreißend durch seine Persönlichkeit wie durch die Kraft seiner Rede, schleuderte er nun Blitze in den gehäuften Brennstoff. So gab er namentlich eine Schrift des Laurentius Valla: „über die erlogene Schenkung Constantins" heraus und schrieb seine Dialogen: „Glück, Fieber und Papstthum."

Diese Kühnheit aber hatte Roms Zorn auf das Höchste gesteigert, und von Papst und Geistlichkeit verfolgt, brachen neue Noth- und Drangsale über den edlen Mann herein. Da flüchtete der gehetzte Löwe in die Arme seines Freundes Franz von Sickingen. Hier fand er, auf des gleichgesinnten Helden Schloß, der Ebernburg, ein schützendes Asyl. Als aber auch Sickingen gefallen, verfolgten Hutten Haß und Rache bis nach der Schweiz, und so sehen wir einen der edelsten Menschen, einen der größten deutschen Dichter, einen der wackersten Helden der Reformation, in der Blüthe seiner Jahre, von Kummer und Sorgen, von Noth und Entsagung erdrückt, einsam und verlassen untergehen.

Ulrich von Hutten starb 1523 auf der kleinen Insel Ufnau im Zürchersee.

Blicke hin, Deutschland, nach dem Grabe dieses Edlen; er war einer deiner größten Söhne, der, als Dichter und Ritter mit dem Lorbeer geschmückt, 400 Kronen Jahrgehalt zurückwies, weil sie ihm Frankreich bot, und der sich dafür — für dich verblutete. *)

Wir mußten dieses wackeren Kämpen, den wir im Laufe der Zeit als Freund an Luthers Seite erblicken werden, hier gedenken, da er, lange vor Luther schon, mit Feder und Schwert gegen Rom ankämpfte.

Aus seiner kecken Verspottung mönchischer Dummheit und Sittenlosigkeit haben wir schon ersehen, wohin es bereits mit der Achtung vor Rom und seinen Dienern gekommen war. Was die Welt von den Päpsten zu denken habe, hatte sie neuerdings auf den Concilien zu Pisa, Costnitz und Basel erfahren, und hatte Gelegenheit, neue Erfahrungen hierin zu machen. Papst Alexander VI., der von 1492—1503 auf dem apostolischen Stuhle saß, lebte mit seiner Tochter, die ihm fünf Kinder schenkte. Als einst sein Sohn, Cäsar Borgia, der dem Vater an verruchter und unnatürlicher Lüderlichkeit gleich kam, in einem Spiele 100,000 Goldgulden verloren hatte, tröstete ihn lachend

*) Jac. Burchardi Comment. de fatis ac meritis Hutteni, 3 Thle. Wolfenbüttel 1717—1723. — Christii Comment. de moribus, scriptis et imaginibus Ulr. ab Hutten. Halae 1727.

der zärtliche Vater mit den Worten: „Was ist's denn; das sind doch nur der Deutschen Sünden!“ — Papst Julius II. war selten nüchtern, so daß Kaiser Maximilian einmal von ihm sagte: „Wenn der Herr Christus nicht besser für seine Kirche sorgte, als der betrunkene Julius in Rom, so müßte es schlecht um dieselbe stehn!“

Doch wir wollen uns in kein weiteres Sündenregister einlassen, da bei der Aufstellung eines solchen Erzähler und Leser erröthen müßten.

Wichtiger erscheint uns die traurige Wahrnehmung, daß um jene Zeit auch gegen die Kirche, als solche, jede Achtung verschwunden war. Wir schaudern vor der gränzenlosen Sittenlosigkeit, vor der gänzlichen Versunkenheit in ein schmachvoll unchristliches Wesen, vor dem gänzlichen Mangel aller wahren Religiosität, vor dem frechen Spott zurück, dem sich jedes Heilige ausgesetzt sah, wenn wir der christlichen Mysterien, der Narren- und Eselsfeste gedenken.

Als nach der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion die unbefangene, reine, geistige Christuslehre sich in dem Munde einer herrschsüchtigen und irdisch gesinnten Priesterschaft immer mehr verflüchtigte, suchte man die rohe, sinnliche Menge dadurch für die Kirche zu gewinnen, daß man den sinnberauschenden Cultus heidnischer Götter in die Kirche einführte.

Als nun aber auch dieser Sinnenreiz nicht mehr fesseln wollte, ging man sogar noch weiter, indem man jetzt die mysteriösen Schauspiele der heidnischen Götterverehrung in den christlichen Gottesdienst aufnahm, und die Geschichte Jesu bildlich darstellte. Solche Schauspiele, bei welchen Engel und Teufel stets die Hauptrollen zu spielen hatten, nannte man nun christliche Mysterien. Wie sich von selbst versteht, arteten diese geistlichen Komödien bald aus. Die Personen, namentlich die Teufel, erschienen meist in Lachen erregenden Masken; oft fehlte selbst der Hanswurst nicht, und so wurde durch dieselben selbst das Heiligste freventlich in den Staub gezogen. Wie den Unsinn mit dem Trierer Rock, der auch zu Luthers Zeiten ausgestellt war, so haben wir, in Altbayern noch jetzt christliche Mysterien.

Noch weiter ging man in den Narrenfesten. Sie waren eine Nachahmung der römischen Saturnalien, jener, dem Gott Saturnus, und durch ihn der Erinnerung an das sogenannte goldene Zeitalter geweihten Feste. Innerhalb der christlichen Kirche wählte man zu den Narrenfesten um Weihnachten einen Narrenpapst oder Narrenbischof. Der Wahl folgte unter den lächerlichsten Förmlichkeiten und Albernheiten eine Weihe. Hierauf hielt der Narren-

biſchof ein feierliches Hochamt, bei welchem der ausgelaſſenſte Unſinn Alles profaniſirte, was doch ſonſt als das Heiligſte galt. Die Geiſtlichen erſchienen mit gemalten Geſichtern, in den tollſten Verkleidungen, ſelbſt oft in Weibertracht, und ſchämten ſich nicht vor dem Hochaltare mit dem Pöbel in bunter Miſchung zu tanzen. Dabei ſchallten rohe und unſittliche Lieder durch die Wölbungen der Kirchen, während Andere unter dem Meſſeleſen Würfel ſpielten, Würſte aßen, zechten und allen nur erdenklichen Unfug trieben. Auch in Nonnenklöſtern trieb man dieſen und noch ſchlimmeren Unfug. Nach dem Hochamte ging der Scandal auf die öffentlichen Straßen über.

Selbſt die Kanzeln ertönten um jene Zeit von den derbſten und oft zotigſten Witzen; und derjenige Redner trug den Sieg davon, der ſeinen Zuhörern das erſchütternſte Lachen abzuzwingen wußte.

Das Eſelsfeſt wurde zum Andenken an die Flucht der heiligen Familie gefeiert. Man hielt hierzu einen Eſel, der aufs Knieen abgerichtet war. Auf dieſen ſetzte man ein reizendes junges Mädchen, mit einem Knäblein im Arme. In Begleitung der Prieſter und des Volkes wurde nun dieſe Gruppe durch die Straßen und ſodann zur Kirche geführt, woſelbſt Angeſichts derſelben die Meſſe geleſen wurde, während welcher der Eſel knieen mußte. Statt des Segens ahmte der Prieſter den Ruf des heiligen Thieres dreimal nach, und ebenſo antwortete das Volk.*)

Lachen wir nicht, die Sache hat ihre furchtbar ernſte Seite. Denn jeden Menſchen, der auch nur ein Fünkchen Religion in ſeinem Buſen trägt, jeden Sterblichen, der auch nur flüchtig die erhabene Lehre des großen Nazareners kennt, muß die Erwähnung ſolcher Rohheit und Sittenverderbniß mit kaltem Schauer erfüllen. Und ſolche Rohheit und Sittenverderbniß ging von den Prieſtern der chriſtlichen Kirche aus.

Die nächſte Folge dieſer moraliſchen Verſunkenheit war die Bildung einer Oppoſition gegen die Kirche. Dieſe Oppoſition griff ſchon Jahrhunderte vor Luther Wurzel, und zwar äußerte ſie ſich nicht allein öffentlich, wie in den Katharern, Albigenſern, Waldenſern und Huſſiten, ſondern ſie begründete ihr Reich auch innerlich und ſtill in

*) Ueber Narren- und Eſelsfeſte: Singularités historiques etc. Londres 1788. — Tilliot histoire de la fête des foux. — Du Cange voce festum. — Flögels Geſchichte des Groteskkomiſchen. — Krünitz Encyklopädie Adversus Papatum in primo (et unico) Tomo Oper. Vorgerii. (Tub. 1563). — Sackreuters Religions- und Kirchengeſchichte u. ſ. w.

frommen und gläubigen Herzen, durch die Angst vor diesem Verderben der eigenen Kirche, und in dem Sittlichkeitsgefühl der Menschheit. Der mächtigste Bundesgenosse dieser Opposition war, wie schon erwähnt, die Wissenschaft, und endlich die Ueberzeugung der absoluten Nothwendigkeit einer Reformation durch und aus dem Volke, da die Concilien bewiesen hatten, daß sie zu nichts führten. In einzelnen Ländern fand diese oppositionelle Stimmung, obgleich sie bei Wenigen selbstbewußt, eine reiche Nahrung an den hussitischen Grundsätzen, die sich nachgerade durch die böhmischen und mährischen Brüder über Deutschland verbreiteten. Das Papstthum gerieth somit in eine immer unsichrere Stellung, da auch, je mehr es die Mönche in Verruf brachten, Indifferentismus und Frivolität zunahmen.

Aber die Fülle des göttlichen Lebens im Schooße der Menschheit vermag weder Glaubenszwang, noch der Verfall äußerer kirchlicher Verhältnisse zu vernichten. Und wenn sich die Idee einer Reformation in den Seelen der Menschen durchgekämpft, dann bricht sich die reiche Fluth dieses göttlichen Lebens, je länger zurückgehalten desto mächtiger Bahn, um die Völker dem Ziele höherer Entwicklung unaufhaltsam entgegenzuführen; jenem großen und herrlichen Ziele, das da, bei der vollkommensten Geistesfreiheit, das klare Selbstbewußtsein der Einheit mit Gott, und durch dieses die ungezwungene, lebensfrohe Hingabe an das Göttliche ist.

Eine solche Zeit des Durchbrechens göttlicher Lebensfülle war nun mit dem Ende des fünfzehnten und dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts über die Welt, vorab über Deutschland, als dem damals moralisch und politisch kräftigsten Staate, hereingebrochen. Wenden wir daher unsere Aufmerksamkeit nun dem Manne zu, der, aus ihr hervorgehend, der Vorkämpfer jener glorreichen Reformation ward, die jetzt, nach 300 Jahren, mit vollen Segeln ihrer Vollendung entgegeneilt.

Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmannes, der mit seinem Weibe zu Möhra, einem Sachsen-Meiningischen Dorfe in der Nähe von Eisenach lebte, erblickte den 10. November 1483, eine Stunde vor Mitternacht, die Welt, und zwar zu Eisleben, wohin sich seine Eltern auf den Jahrmarkt begeben hatten. Gleich den andern Tag ließ der fromme Vater sein Söhnlein taufen, und legte ihm, da es gerade Martinstag war, den Namen dieses Heiligen bei. Noch in der zartesten Kindheit Martins änderten sich aber die Verhältnisse seines Vaters auf so glückliche Weise, daß es dem alten Hans Luther, der unterdessen nach Mansfeld gezogen, und hier sogar in den Rath

aufgenommen worden war, möglich wurde, dem vielversprechenden Kinde eine gute Erziehung ertheilen zu lassen. Luther gestand indessen selber, daß seine Erziehung eine zu strenge gewesen sei, und den knechtischen Ceremoniendienst seiner Zeit und ihre düstere Färbung charakterisirt sein Ausspruch: „Ich wurde von Kind auf so gewöhnt, daß ich erblassen und erschrecken mußte, wenn ich den Namen Christi nennen hörte: denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt!“

Diese finstere Strenge machte denn auf das zarte Gemüth des Knaben einen Eindruck, der sich nie mehr verwischen ließ; so daß sich Luther, bei dem redlichsten Streben nach Tugend, dennoch sein ganzes Leben hindurch von seinem Gewissen geängstigt fühlte; ja oft an der Möglichkeit, den Anforderungen Gottes mit eigener Kraft genügen zu können, verzweifelte.

Nachdem sich nun der junge Luther auf der Schule zu Mansfeld genügend vorbereitet, sandte ihn sein Vater im vierzehnten Jahre auf die lateinische Schule zu Magdeburg. Ein Jahr später kam er, aus ökonomischen Rücksichten, nach Eisenach. Obgleich nun sein Vater in bessere Verhältnisse gekommen war, so waren diese doch nicht der Art, daß sie Martin, dessen Studium ohnehin viel kostete, vor Entbehrungen geschützt hätten. Der arme junge Mensch sah sich im Gegentheile gezwungen, seine Existenz dadurch zu sichern, daß er mit den anderen, sich in gleicher Lage befindenden Musensöhnen, nach altem Brauch sein Brod als sogenannter Kurrend-Schüler durch Singen vor den Häusern verdienen mußte. In dieser peinlichen Lage erweckte ihm der Himmel eine freundliche Seele. Es war Ursula, die fromme und wohlthätige Hausfrau eines rechtschaffenen Bürgers, Namens Cotta. Mit Zustimmung ihres Gatten nahm sie den Knaben ins Haus, und Martin konnte nun Gott herzlich danken, denn er hatte an den Cotta'schen Eheleuten wahre Pflegeeltern gefunden. Fröhlicher und sorgenfreier blickte er nun ins Leben, leichter ward ihm das Lernen; und als ihn die gute Pflegmutter nun gar zur Musik anhielt, da erschloß sich sein Gemüth dem Zauber der Tonkunst, wie der Kelch einer duftigen Blume dem warmen, freundlichen Sonnenstrahl.

Aber mächtiger noch zogen ihn die Wissenschaften an, namentlich die alten Sprachen. Auch die Rede- und Dichtkunst übte er fleißig und war dabei so herzinniglich gottergeben, daß er die Worte: „Wohl gebetet ist über die Hälfte studirt!“ zu seinem Wahlspruch machen konnte.

Mit tüchtigen Kenntnissen versehen, wohlgebildet an Herz und

Geist, bezog endlich Luther im Jahre 1501*) die Hochschule zu Erfurt. Dem väterlichen Willen nach, sollte er sich hier zum Rechtsgelehrten ausbilden. Muthig ging er ans Werk; konnte aber nicht umhin, einem inneren Drange folgend, sich auch der Philosophie und Scholastik zuzuwenden. Beide aber konnten ihm, in dem Gewande, in welchem sie ihm geboten wurden, nicht zusagen. Mit rastlosem Fleiße forschte er von nun an Tag und Nacht in den Schätzen des Alterthums, und brachte es in der That bald auch so weit, daß er nicht nur mit großem Beifall Vorlesungen über Aristoteles Natur- und Sittenlehre halten konnte, sondern auch schon im zweiundzwanzigsten Jahre mit der Würde eines Magisters bekleidet wurde.

Kurze Zeit vorher war indessen für ihn ein höchst wichtiges Ereigniß eingetreten.

Beschäftigt auf der Universitätsbibliothek, fiel ihm nämlich die erste vollständige lateinische Bibel in die Hände. Wie es um jene Zeit mit der Bibel, der Grundlage des Christenthums, innerhalb der christlichen Kirche selbst stand, mag man aus folgenden Worten Luthers ersehen: „Da ich zwanzig Jahre alt war, hatte ich noch keine Bibel gesehen, und meinte, die ganze Bibel bestände nur aus den Evangelien und Episteln, die Sonntags verlesen werden. Endlich fand ich auf der Bücherstube zu Erfurt eine Bibel, die ich denn mit größter Verwunderung las!“

Aber welche neue Welt voll köstlicher Schätze der Weisheit, welche reiche Fülle des Lichtes, der Kraft und des Trostes öffneten sich nun hier dem erstaunten Jünglinge! — Entzückt las er, und las immer weiter und weiter . . . . . aber je weiter und weiter er kam, desto wunderbarer ward ihm zu Muthe, desto wilder und wirrer verschlangen sich seine Gedanken, desto furchtbarer stürzten Zweifel auf ihn ein! . . . . . denn, wie das heilige Buch mit der Allgewalt göttlicher Wahrheit ihn zu sich hinriß, und, selige Genüsse versprechend, seinen Geist auf neue, der eigenen Natur mehr entsprechende Bahnen lockte, — so schien ihm mit einemmale sein ganzes bisheriges Streben und Wirken seicht und gehaltlos.

Erschüttert bis in die tiefste Seele ging Luther nach Hause. Es war eine wunderbare Umwandlung mit ihm vorgegangen. Neue Ideen, neue Hoffnungen, neue Wünsche durchstürmten ihn. Welch' ein ungeheures Feld der Forschungen hatte sich ihm geöffnet, welche überaus herrliche Lebensaufgabe dämmerte ihm in dem Gedanken ent-

*) Seckendorf gibt, wiewohl erwiesen unrecht, hier das Jahr 1502 an.

gegen: ſich als Gottesgelehrter der Verbreitung ſo vieler, von der Welt ungeahnter ſeliger Wahrheiten zu widmen.

Waren doch ſeine erſten Blicke, wie ein Fingerzeige Gottes, auf jene Stelle gefallen, in welcher Hanna ihren Sohn Samuel dem Dienſte des Herrn weiht; — und ſo zog es denn auch ihn mit unwiderſtehlicher Macht zu dieſer neuen Sphäre hin.

Aber welch' ein Kampf entſpann ſich nun in der Seele des jungen Mannes! Hier das Drängen und Sehnen der Neigung des innerſten Berufes, dort der Wille eines ſtrengen und hochverehrten Vaters, der den geiſtlichen Stand nicht leiden mochte, und der bei dem, an Gehorſam gewöhnten Sohne auf Studium der Rechtsgelehrſamkeit drang; hier das Gefühl der Kraft und der allgewaltige Wille im Dienſte des Herrn ſein Leben zu opfern, dort das Gefühl menſchlicher Schwäche und Unwürdigkeit; hier das Ringen des Geiſtes nach ſeinem Elemente, der Freiheit, und dort die zerknirſchende Angſt gegen den, durch die Kirche ausgeſprochenen Willen Gottes zu handeln.

Wer kennt ſie nicht, dieſe furchtbaren Kämpfe des Ueberganges, die oft über das ganze Lebensglück und die Richtung, entſcheiden, welche der Menſch für die Dauer ſeines Daſeins verfolgen ſoll?

Der von Natur ſchwächliche, durch übertriebenes Arbeiten geſchwächte Körper Luthers, vermochte ſolchen Stürmen nicht zu widerſtehen. Eine ſchwere Krankheit warf ihn nieder, und führte ihn ſelbſt bis zum Rande des Grabes. Schon ſah Luther einer baldigen Auflöſung entgegen, als ihn einſt ein alter, ihm befreundeter Prieſter beſuchte, gegen den er denn auch ſeine trübe Ausſicht ausſprach. Der Prieſter aber tröſtete den jungen Mann, den er als einen ausgezeichneten Kopf kannte, freundlich und ſprach: „Mein Freund, ſeid getroſt, Ihr werdet dieſes Lagers nicht ſterben Unſer Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder tröſten wird; denn wen Gott lieb hat, und aus wem er etwas Seliges ziehen will, dem legt er zeitig das Kreuz der Leiden auf!“

Und, gelobt ſei Gott! der Mann hat wahr geſprochen.

Aber auch körperlich geneſen, wollte der Friede nicht in Luthers Bruſt einkehren, und ſeine Seele, in ein Labyrinth von Zweifeln verwickelt, umſpann ſich mit dem düſteren Gewebe der Schwermuth. In dieſer Zeit, es war im Sommer des Jahres 1505, entſchloß ſich Luther, in Geſellſchaft ſeines Freundes Alexis, ſeine Eltern zu beſuchen. Beide junge Männer machten ſich auf die Wanderſchaft, und wie natürlich lenkte ihr Geſpräch bald auf den Gegenſtand ein, der ſie am meiſten intereſſirte, nämlich auf den Stand, den ſie für

die Zukunft zu ihrem Wirkungskreise ausersehen. Luther sprach sich gegen den Freund unumwunden und mit heiliger Begeisterung für die Gottesgelehrsamkeit aus, wogegen Alexis ihn auf alle Weise von dieser Idee abzubringen suchte.

In solchem Wortwechsel verloren, hatten indessen Beide nicht bemerkt, daß ein Gewitter am Horizonte herangezogen war. Plötzlich zuckt ein fürchterlicher Blitz, Luther wankt betäubt, und als er zu sich kommt, liegt Alexis, der Freund seines Herzens, erschlagen an seiner Seite!*)

Furchtbar und entscheidend mußte diese Begebenheit auf den, ohnehin erregten, jungen Mann wirken. Luther sah auch hier die Hand Gottes. Und mit der Heftigkeit eines kräftigen, jugendlichen Geistes, der das Gute um jeden Preis will, alle Zweifel niederschlagend, kehrte er entschlossen nach Erfurt zurück. Hier aber ließ er sich, ohne irgend Jemanden etwas davon zu sagen, den 10. Juli 1505 im dortigen Augustinerkloster aufnehmen.

Luther befand sich damals in jener Uebergangsperiode, die fast jeder denkende Mensch durchmachen muß, wenn sein Geist, zu Selbstständigkeit gelangt, die angelernten Glaubensfesseln durchbrechen will. Dieser Kampf aber ist um so erschütternder und mächtiger, je edler die Seele des Kämpfenden. Meistens wird dieser, und dies trat auch bei Luther ein, im Anfange durch die anstürmenden Zweifel an sich selbst irr; so daß er in der Demuth seines Herzens den eignen Willen auf so lange mit Gewalt dem Willen der Kirche unterordnet, bis eben sein Heranreifen im Leben ihm die Thorheit solchen Zwanges begreifen läßt.

So suchte denn auch Luther jetzt in der ganz entschiedenen Hingabe an die Kirche zu einer Gemüthsruhe und Gottseligkeit zu gelangen, nach der er bisher umsonst so schmerzlich gerungen.**) Der einzige Weg hiezu schien ihm das gänzliche Losreißen von allem Irdischen, so wie die Ertödtung jeder sinnlichen Regung, und so sehen wir denn Luther von nun an mit einer heiligen Begeisterung die niedrigsten Klosterarbeiten verrichten, und mit Beten, Wachen, Fasten und Kasteien jeder Art angstvoll nach Gottes Gnade ringen. Wie natürlich wiederholte sich denn auch bei ihm die alte, uns schon von

*) Nach Anderen fand Luther, als er seinen Freund Alexis zur Reise abholen wollte, diesen im Bette ermordet.

**) Luthers Zuschrift an seinen Vater bei Uebersendung der Schrift „von Geistlichen und Klostergelübden".

den Einsiedlern bekannte, Erscheinung, daß der unglückliche Selbstpeiniger, je fürchterlicher er sich abmartert, desto schwächer und körperlich gereizter wird, so daß ihm die, natürlich immer wiederkehrenden Anforderungen der Natur als stets erneute Beweise der Sündhaftigkeit erscheinen und ihn fast bis zur Verzweiflung treiben müssen.

Eingefallen, blaß, elend bis zum nicht mehr Erkennen, und niedergedrückt durch tiefe Schwermuth, schlich Luther nun wie ein Gespenst durch die finsteren Hallen des Klosters. Zertreten war das Gefühl der inneren göttlichen Abstammung, gelähmt des Geistes kühner Flügelschlag, getrübt der freie Blick, zerstört die Hoffnung auf Glückseligkeit, und gräßlich dehnte sich, gleich einem bodenlosen Meere, Trostlosigkeit in alle Zukunft aus.

Da führte die Vorsehung dem bethörten Mönche einen Retter zu. Es war Johann von Staupitz, des Augustinerordens Generalvicar. Der fromme, menschenfreundliche und milde Staupitz war zur Visitation des Klosters nach Erfurt gekommen. Ihm entging die trostlose Niedergeschlagenheit des bleichen Mönchs nicht. Vorsichtig und liebevoll, wie ein Vater, nahte er sich ihm und hatte die Freude, seine Herzlichkeit bei Luther durch Vertrauen erwiedert zu sehn. Erstaunt erkannte Staupitz sogleich die großen Anlagen des jungen Mönchs. Er bemühte sich daher von diesem Augenblicke an, nicht nur den Seelenzustand Luthers zu heilen, sondern er riß ihn auch aus seiner niederen Sphäre, und führte ihn durch das Geschenk einer Bibel auf's Neue dem Studium zu.

Und Luthers Geist genas in der That an den liebevollen Lehren und Tröstungen des Generalvicars. Aber zugleich wurden diese nicht nur entscheidend für Luther selbst, sondern auch für die Nachwelt! Denn Johann von Staupitz war Augustins Lehre „vom Glauben und der Erwählung" zugethan, die freilich bei dem kindlich frommen Gemüthe dieses Mannes eine mildere Färbung annahmen.

Wie selig tagte es aber nun in Luthers Seele; wie flohen die Nebel, wie schwiegen die Stürme, als er, von Ueberzeugung durchdrungen, ausrief: „Ja! wir werden durch den Glauben gerecht, und finden Vergebung vor Gott, durch die Gnade unseres Herrn und Heilandes in Christo Jesu!"

Eine neue Lebensepoche brach nun für Luther herein. Befreit von der Angst eines thörigt gemarterten Gewissens, vertrauend auf Gottes Gnade und Liebe, und mit unerschütterlichem Glauben an Christo hängend, erfaßte er nun wieder das Studium der Bibel, so wie das

der Schriften des heiligen Auguſtins, zu dem er ſich um ſo mehr hingezogen fühlte, als er ſich in ihm, und in ſeinen Anfechtungen und Verirrungen wiederfand.

1507 empfing darauf Luther die Prieſterweihe. Allein Staupitz hatte erkannt, daß dem jungen, talentvollen Manne ein anderer Wirkungskreis, als die engen Kloſtermauern geziemte. Er brachte es daher auch bei ſeinem Gönner und Freunde, dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich dem Weiſen, leicht dahin, daß dieſer Luthern 1508 als Lehrer auf die neugegründete Hochſchule zu Wittenberg berief. Bald wurden auch hier ſeine theologiſchen Vorleſungen ſtark beſucht, da er kräftig und von Herzen ſprach, und namentlich gegen die Scholaſtik, und die philoſophiſch-theologiſchen Verirrungen und Erbärmlichkeiten ſeiner Zeit zu Felde zog. Die großen einfachen Wahrheiten der heiligen Schrift waren dabei der Boden auf dem er fußte, ſo daß der gelehrte Mellerſtädt, welchen man in jener Zeit das Licht der Welt zu nennen pflegte, von Luthern ſagt: „Der Mönch wird alle Doktores irre machen, und eine neue Lehre aufbringen, und die ganze römiſche Kirche reformiren; denn er ſteht auf Chriſti Wort, und das kann Niemand umſtoßen.“

Der Generalvicar von Staupitz ließ unterdeſſen ſeinen Schützling nicht aus den Augen, und brachte es endlich auch bei Luthern dahin, daß dieſer ſeine Aengſtlichkeit überwand und zu predigen anfing. Und ſiehe da, es ging vortrefflich; denn Luther ſprach mit Klarheit und Kraft, und was er ſagte, fühlte er auch, und ſo ging es von Herzen und drang auch, mit der Allgewalt der Ueberzeugung, wieder zu Herzen.

Und ſo war Luther bald der berühmteſte Prediger in Wittenberg, den ſelbſt der Kurfürſt zu hören kam.

Unterdeſſen war das Jahr 1510 herangekommen. Dies brachte Luthern die Gelegenheit, ſich praktiſche Lebenserfahrungen in reichem Maße zu erwerben, indem er im Auftrage ſeines Ordens eine Reiſe nach Rom unternehmen mußte.

Luther war entzückt, denn noch hing er mit der tiefſten Verehrung an Papſt und Kirche, und lebte der feſten Ueberzeugung, in Rom den Sitz der Heiligkeit und Frömmigkeit zu finden. Wie aber vermöchten wir ſeine Ueberraſchung, ſein Entſetzen, ſein Grauen zu ſchildern, als er nun gerade das Gegentheil fand. Unter Julius ging es in Rom zu, daß man wahrlich an Gott ſelbſt hätte verzweifeln können. Hier waren Lüderlichkeit, Unzucht, Betrug, Raub und Mord zu Hauſe; — hier herrſchte eine wahrhaft grauenvolle Unwiſſenheit in

Allem, was Religion und Kirche betraf; — während das Losungswort des Papstes und der ganzen Priesterschaft: „Geld! nur Geld!“ war, und mit allen göttlichen Dingen ein empörender Handel getrieben wurde.

Luther selbst erzählt, daß ihn die Art und Weise, wie man dort z. B. Messe lese, angeeckelt habe. So habe er auch unter Anderm ein Mal dies heilige Amt verrichtet, bis er aber zum Evangelium gekommen, habe sein Nebenpfaff schon seine Messe durchgesagt und ihm zugerufen: „Schicke unseren Herr Gott wieder zu seiner Mutter zurück.“ Ein ander Mal fühlte sich der fromme arglose Deutsche tief in seinem Glauben verletzt, als ihm seine geistlichen Tischgenossen laut lachend erzählten, daß sie unter dem Messelesen und zwar bei der Aufhebung der Monstranz, Scherze machten und die Worte sprächen: „Panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis!“ Was so viel heißt, als: „Du bist Brod und du bleibst Brod, du bist Wein und du bleibst Wein!“ *)

Luther ward auf solche Weise peinlich enttäuscht. Tief betrübt und von Kummer gebeugt, verließ er die entartete Hauptstadt der christlichen Welt. Aber er brachte aus ihr drei große Wahrheiten mit zurück, die später den Hauptgrund seines Austrittes aus der Kirche abgaben. Es war die Ueberzeugung:

1) „Daß Rom die wahre, heilige, christliche Kirche nicht in sich fasse!“

2) „Daß die römische Kirche durch die Aeußerlichkeit ihrer Religion nicht nur das Innere der meisten Menschen unberührt lasse, sondern auch eben dadurch eine Schule der Heuchelei werde;“ und

3) „daß der Heiligenschein um des Papstes Haupt ein leeres Trugbild sei“

Jedenfalls war diese Reise, wenn auch nicht für den Augenblick, doch für später entscheidend. Vor der Hand rief sie in dem durch und durch sittlichen Charakter Luthers eine, auf sein Sittlichkeitsgefühl gegründete Opposition hervor.

Dennoch kam demselben damals noch nicht entfernt in den Sinn, in irgend einer Weise gegen die Kirche aufzutreten, wenn gleich ihre Versunkenheit ihm Kummer machte, und ihn anspornte, wenigstens in seinem Wirkungskreise auf wahre Religiosität und Reinigung des

*) Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe aus dem Jahr 1533. L. B. XIX. 1509.

Glaubens von dem Bombast einer albernen und verzerrten Schultheologie hinzuarbeiten.

Luther galt um jene Zeit schon als die erste Zierde der Universität Wittenberg, und hatte sich der Liebe und Achtung der studirenden Jugend, aller Besserdenkenden und selbst des Landesherrn zu erfreuen. Daß es ihm, bei seiner Wahrheitsliebe und seinem Ankämpfen gegen die Mehrzahl der Theologen, indessen auch nicht an Feinden fehlte, kann man sich denken. Staupitz war daher darauf bedacht, auch seine Stellung nach Außen hin immer ehrenvoller und somit sicherer zu machen. Aus diesem Grunde trieb denn auch der Generalvicar seinen Freund zur Bewerbung um die Doktorwürde an. Luthers Bescheidenheit sträubte sich lange dagegen, er glaubte auch ohne den Doktortitel als ein tüchtiger Mensch wirken zu können, und schützte endlich Kränklichkeit und Armuth vor. Dennoch setzte Staupitz sein Vorhaben durch, und so ward Luther im Jahre 1512 zur Würde eines Doktors der Gottesgelahrheit befördert. Er hatte dabei eidlich geloben müssen: „sein Lebenlang die heilige Schrift zu erforschen und rein und lauter zu predigen;" und — wahrlich! — er hat diesen Eid nach Kräften gehalten.

Von nun an sehen wir Dr. Martin Luther seine angeborne Schüchternheit immer mehr und mehr ablegen, und entschiedener auftreten; während sich zugleich seine Worte und seine Lehre in immer weiteren Kreisen verbreiten und sein Anhang immer mächtiger wächst. Aber auch seine Geschäfte mehren sich. So überträgt ihm Staupitz, als er 1516 eine Reise nach den Niederlanden zu machen hat, die Aufsicht über mehr als vierzig Augustinerklöster in Meisen und Thüringen, die auch Luther freudig dazu benutzt, zweckmäßige Verbesserungen einzuführen. Vor allen Dingen verwies er die Mönche auf das Studium der Bibel und wandte sich mit besonderer Sorgfalt der Gründung guter Schulen zu. „Ohne Schulen," sagte er einst, „werden „die Menschen Bären und Wölfe; es kann nicht so bleiben, wie es „ist. Darum wollen wir Hand anlegen und Schulmeister werden. „Wäre ich kein Prediger, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den „ich lieber wollte. Man muß aber nicht sehen, wie es die Welt, „sondern wie es Gott achtet und lohnt."

Von so mannigfaltigen Geschäften zog ihn indessen bald eine andere Angelegenheit ab, eine Angelegenheit, die ganz Deutschland bewegte und alle Besserdenkenden empörte: es war der Unfug mit dem Ablaßkram, der dazumal in der That seine höchste Höhe erreicht hatte.

Auf Petri Stuhl thronte damals der prachtliebende, verschwende-

rische Leo X., der für sich, seine Liebhabereien und seine Günstlinge unermeßliche Geldsummen bedurfte. Aber der, unter seinem Vorgänger, Papst Julius II., begonnene Prachtbau der St. Peterskirche zu Rom hatte bereits viele Millionen verschlungen, und doch sollte das Wunderwerk vollendet, und noch dazu die Schwester des Papstes bei ihrer beabsichtigten Vermählung mit einem Prinzen reich ausgestattet werden. Außerdem erforderte der mehr als kaiserliche Haushalt des Papstes neue Summen, und bei Allem dem war die Kasse erschöpft.

Was sollte nun der heilige Vater beginnen? — Weltliche Herrscher können sich durch Anlegungen von Lotterien, Spielbanken und dergleichen helfen, — — Rom aber — setzt die menschliche Seligkeit ein und handelt mit Sünden. Der oft geglückte Frevel des Ablaßhandels mußte daher auch diesmal zum Mittel der Gelderpressung dienen, wobei zugleich Leo X. sein Augenmerk namentlich auf Deutschland warf, „da dessen Gutmüthigkeit dem römischen Hofe noch allezeit einen reichen Ertrag gebracht."

Zur größeren Bequemlichkeit verpachtete indessen Leo den Handel mit der Gnade und dem Verdienste Christi und seiner Heiligen an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der ihm für das Zeichen seines Kirchenamtes, — das Pallium, — noch 30,000 Kronen schuldete. Albrecht sollte die Hälfte des, aus dem Ablaßhandel zu erlösenden Gewinnes erhalten, wogegen die andere Hälfte Rom zufließen würde.

Der Kurfürst von Mainz sah nun wohl ein, daß das Geschäft gut werden könne, wenn er nämlich einen recht geeigneten Unterhändler fände. In der That war denn auch Albrecht in seiner Wahl höchst glücklich; indem sie auf einen der frechsten und unverschämtesten Menschen fiel, den Gottes Erdboden je getragen. Es war dies Johann Tetzel.

Johann Tetzel, dessen Name die Geschichte nur mit Verachtung nennt, war Doktor der Theologie, Prior der Dominikaner und apostolischer Commissarius; wurde aber außerdem noch, um sein Ansehen zu erhöhen, von dem Kurfürsten von Mainz zu der Würde eines Ketzerrichters erhoben. Er hatte sich schon bei früheren Gelegenheiten als ein vorzüglicher Anpreiser des Ablasses erwiesen, dem so leicht Niemand an Gewandtheit, Stolz, Habsucht und Unverschämtheit beikam. Religion war für ihn nichts weiter als ein Handelsartikel, und da auch er bei dem Ablaßkram betheiligt wurde, so hätte er nichts lieber gesehen, als wenn die ganze Welt so sündenversunken als Sodom

und Gomorrha gewesen wäre. Daß ein so roher und trivialer Mensch ausschweifend und sittenlos war, versteht sich von selbst, da er allen moralischen Haltes entbehrte. Seine Lasterhaftigkeit und seine Betrügereien hatten ihn denn auch früher schon einmal dahin gebracht, daß ihn Kaiser Maximilian zu Inspruck in einem Sack ersäufen lassen wollte. Nur der Fürbitte des Kurfürsten Friedrich von Sachsen verdankte er seine Begnadigung.

Und ein solcher Mensch ward also ausersehen, den Deutschen Sündenvergebung in Christo, im Namen des heiligen Vaters und des Kurfürsten von Mainz, zu bringen.

Und in welchem Zustande geistiger Stumpfheit, Unwissenheit und Sittenlosigkeit mußte sich die Menschheit befinden, da sie sich auf eine solche Weise und von einem solchen Menschen betrügen ließ. Nahte sich Tetzel einem Orte oder einer Stadt, zog man ihm, die Geistlichkeit, die Mönche, Nonnen und Ortsbehörde, Zünfte und Innungen an der Spitze, mit brennenden Fackeln, Fahnen und Musik entgegen, während feierliches Glockengeläute das Nahen des Heils verkündete. Vor Tetzeln wurde auf sammtem, goldgestickten Kissen die päpstliche Gnadenbulle vorgetragen, während der Ablaßkrämer selbst in glänzender Umgebung, ein rothes, hölzernes Kreuz in der Hand, einzog. Unter Orgelklang, Gesang, Gebet und Weihrauch empfing man nun Tetzeln in der Kirche, woselbst das Kreuz aufgepflanzt, das päpstliche Wappen darüber gehängt und der Geldkasten nebst dem Opferteller daneben gestellt wurden. Hierauf fing Tetzel seine Anpreisungen des Ablasses an, welche er gewöhnlich mit dem Zurufe schloß: „Leget ein! Leget ein! Leget ein! —"

Die hauptsächlichsten Grundsätze die er hier entwickelte, waren: Dem Papste steht das Recht der Sündenvergebung in seiner weitesten Ausdehnung, und somit nicht nur für die Lebenden, sondern auch für die im Fegefeuer schmachtenden Seelen, nicht nur für begangene, sondern auch für noch zu begehende Sünden zu. Darum versöhne auch die dem Papste bezahlte Vergebung so vollständig mit Gott, daß es weiter keiner Buße mehr bedürfe!! — Was die Verstorbenen betreffe, so gelte hinsichtlich des Ablasses der Spruch:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
„Die Seele in den Himmel springt."

Wir fragen hier, erstaunt und empört über solche gotteslästerliche Frevel: was soll aus der Menschheit werden, wenn ihre Priester eine solche Lehre verkünden; wenn ihre Priester aufrichtige Reue bei vorkommenden Fehltritten verhöhnen und Mord

und Todschlag freisprechen, wenn sie sich durch elendes Geld lösen; — ja! wenn der Papst nicht nur die Verbrecher hiermit dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit entzieht, sondern sogar dem Richterstuhle des Ewigen!

Wer vermag diesen Frevel an Gott und der Menschheit hinwegzuläugnen? wer darf es wagen ihn zu vertheidigen? — und was soll man sagen, wenn man bedenkt, daß es noch in unseren Tagen Menschen gibt, die an die Wirkung eines solchen Ablasses, erkauft oder nicht erkauft, glauben?!

Wahrlich! wahrlich! es gibt nur einen Ablaß vor Gott, und dies ist wahre, herzliche innige Reue und thatsächliche Besserung.

Die gewöhnliche Ablaßformel lautet: „Unser Herr Jesus Christus erbarme sich deiner; ich aber spreche dich frei, aus Macht und Gewalt des Heilandes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, wie auch des heiligen Vaters, die mir in diesem Stücke geworden ist, von allen deinen Sünden, die du jemals begangen hast, wie groß sie auch sein mögen, auch wenn sie dem päpstlichen Stuhl allein vorbehalten sein sollten, so weit die Schlüssel der Kirche reichen, und erlasse dir mit vollkommener Indulgenz alle Strafen, die du in dem Fegfeuer hättest ausstehen müssen, setze dich wieder in den Genuß der heiligen Sakramente der Kirche und in die Gemeinschaft der Gläubigen, wie auch in den Stand der Unschuld und Reinigkeit, worin du bei deiner Taufe gewesen, dergestalt, daß bei deinem Tode die Pforten der Hölle verschlossen, das Paradies dir aber geöffnet sein soll. So lange du lebst, soll dieser Ablaß seine völlige Kraft behalten, bis zum letzten Odem deines Lebens. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“ *)

Behufs der Einzahlungen waren nun alle Sünden taxirt. Indessen ließ Tetzel auch mit sich handeln, und wenn er lange an einem Orte geblieben, so setzte er auch wohl aus christlicher Liebe die Sünden im Preise herab.

Alle diese furchtbaren Mißbräuche mußten nun die edleren und besserdenkenden Menschen empören, und in der That wandten sich auch im Stillen Millionen mit Abscheu von diesem gotteslästerlichen Unfuge hinweg. Aber Keiner wagte seine Meinung laut auszusprechen, denn auf den geringsten Zweifel an der Kraft und Wirksamkeit des

*) Spieker. — Bei Gerdesius I. 108. Instructio summaria Alberti Moguntini.

Ablasses oder der Berechtigung der Kirche, solchen zu ertheilen, war Bann und Feuertod gesetzt.

Auch Luther, empört von dem gräulichen Unwesen, wandte sich anfangs bittend an die Bischöfe von Mainz, Meissen und Lebus; aber die geistlichen Herren wichen aus. Ebenso ging es ihm, wohin er sich sonst wandte. Hussens Tod war noch Jedem zu gut im Andenken, und in der That gehörte auch ein allgewaltiger Muth dazu, den Hunderttausenden von Pfaffen und Mönchen, ja, man kann sagen, der ganzen Welt entgegenzutreten. Als sich aber Tetzel endlich auch Wittenberg näherte, und Luther gewahren mußte, daß selbst seine Beichtkinder keine Buße mehr annehmen wollten, da sie auf ihre Ablaßzettel trotzten, da riß ihm die Geduld, und er fing an, laut und entschieden gegen den Ablaßkram zu predigen und zu schreiben. Tetzel aber ward hierüber wüthend vor Zorn; schimpfte und fluchte gegen Luther und drohte ihm, als einem Erzketzer, mit dem Scheiterhaufen.

Luthern schreckten indessen Drohungen nicht. Es galt der Wahrheit, es galt der Aufrechthaltung der reinen Christuslehre, es galt einen schmählichen Unfug zu bekämpfen, der die ganze Christenheit in's Verderben reißen mußte, und so entschloß er sich diesem Unfug öffentlich entgegenzutreten.

Den 31. Oktober 1517, Mittags um zwölf Uhr, schlug daher Dr. Martin Luther fünfundneunzig Streitsätze (Theses) an die Schloßkirche zu Wittenberg eigenhändig an. Sie waren gegen den Mißbrauch des Ablasses gerichtet, und hielten die Erklärung beigefügt, daß Luther bereit sei, dieselben gegen Jedermann zu vertheidigen, sei es durch Wort oder Schrift.

Und somit war denn, wenn auch Luther weit entfernt war es zu denken, das Zeichen zu einer durchgreifenden Reformation gegeben.

IV.

Die Reformation.

(Fortſetzung.)

Mit Grund rechnet man von dieſem Tage an den Beginn der Reformation; denn wenn Luther auch in ſeinen Streitſätzen noch nicht gegen den Papſt und die Lehren der katholiſchen Kirche auftrat, ſondern lediglich gegen diejenigen Mißbräuche, welche ſich durch den Ablaß eingeſchlichen, ſo wurde dieſer Schritt des kühnen Auguſtinermönchs doch für die Folge entſcheidend.

Welchen Eindruck aber ſein Eifern gegen den empörenden Unfug des Ablaßkrams machte, geht daraus hervor, daß ſeine fünfundneunzig Theſes, unzählige Mal abgeſchrieben und gedruckt, ganz Deutſchland in einem Zeitraum von vierzehn Tagen durchflogen.

Wir Alle haben ja in Ronges Schreiben an Biſchof Arnoldi eine ganz ähnliche Begebenheit erlebt. So wie dieſes, gleich einem Blitz des Himmels zündend und erleuchtend in alle Herzen ſchlug, und Millionen Menſchen darüber aufjubelten, daß endlich das Wort gefunden ſei für den verhaltnen Groll der eignen Bruſt, ſo zündeten auch Luthers Theſes, ſo frohlockten auch damals die Beſſerdenkenden, daß ſich ein Mann gefunden, der ihren Gefühlen und Gedanken Worte verliehen, und ſich mit unerſchütterlichem Muth und Gottvertrauen gegen eine Macht ausgeſprochen, der ſelbſt Kaiſer, Könige und Völker nicht zu trotzen wagten.

Luther ſelbſt ſah ſich erſtaunt plötzlich in eine Lage gebracht, die höchſt bedrohlich wurde; ſo daß er ſpäter ſagte: „Fürwahr! das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“ Dennoch verließ ihn das Vertrauen auf ſeine gute Sache nicht, ſo daß er, als Alles um ihn her für ihn erbangte, und ſeine Freunde ihm ängſtlich zuriefen: „Lieber Bruder! kreuch in deine Zelle und ſtimme an: Herr erbarme dich unſer!“ — mit Seelenruhe antworten konnte: „Iſt's nicht mit Gott, wird's bald zerfallen, iſt's aber in des Ewigen Namen angefangen, ſo laſſet Gott ſorgen!“

Da Luther um jene Zeit, wie ſchon erwähnt, noch immer mit Ehrfurcht an dem Papſte hing, und der feſten Ueberzeugung lebte, daß dieſer gar nichts von dem Unfug wiſſe, der in Deutſchland mit dem

Ablaß getrieben würde, so übersandte er seine Streitsätze auch dem Kirchenoberhaupte zu Rom, mit der Bitte: seine Heiligkeit möge selbst darüber entscheiden.

Im Anfange beachtete der Papst indessen diese Angelegenheit gar nicht, da er sie für ein Mönchsgezänke hielt, wie diese zwischen den Augustinern und Dominikanern häufig vorkamen. Desto mehr aber lag dem Kurfürsten von Mainz und Tetzel daran, daß dem kecken Mönch zu Wittenberg, der ihnen den einträglichen Handel ganz zu verderben drohte, der Mund gestopft werde. Tetzel schimpfte und drohte daher nicht allein, sondern er hetzte auch die Dominikaner auf, und schürte nebst Albrecht von Mainz so lange in Rom, bis Luthern den 7. August 1518 eine Citation Seitens des Papstes zukam, laut welcher er sich binnen sechzig Tagen in Rom zu stellen und über seine Schritte Rechenschaft abzulegen habe.

Luther stand keinen Augenblick an, dem Rufe des heiligen Vaters zu folgen; seine Freunde aber waren klüger als er, und erwirkten durch Vermittlung seines Gönners und Landesherrn Friedrich des Weisen, eine Besprechung in Augsburg. Der Papst ersah hierzu den Cardinal-Legaten, Thomas de Vio von Gaeta, gewöhnlich Cajetan genannt, welchen er sofort durch eine geheime Instruktion bevollmächtigte: den halsstarrigen Augustinermönch, sobald derselbe nicht augenblicklich widerrufe, festzunehmen und gefesselt nach Rom zu liefern, und außerdem sei für diesen Fall Luther nebst allen seinen Anhängern als Ketzer zu verbannen, zu verfluchen und zu vermaledeien, und Jedermann für ehr- und rechtlos zu erklären, der ihn aufnähme, oder nur Beifall an seiner Lehre zeige.

Wußte nun auch Luther hier von nichts, so durfte er sich doch etwas Aehnliches vermuthen; denn Roms Politik und Tücke in solchen Angelegenheiten war ja weltbekannt. Demohnerachtet verzagte der wackere Glaubensheld nicht. Ruhigen Gewissens vertraute er auf Gott und die heilige Sache die er verfocht, und machte sich somit freudigen Muthes auf den Weg nach Augsburg, den er zum größeren Theile zu Fuß zurücklegte.

Dort angekommen empfing ihn der stolze, übermüthige Römling mit vornehmer Nachlässigkeit. War doch Cajetan ein gelehrter Scholastiker, der den kecken Augustinermönch mit Leichtigkeit zu widerlegen dachte. Luther aber setzte bescheiden und doch würdevoll den Sprüchen des heiligen Thomas und den Auslegungen der Decretalen die großen und einfachen Wahrheiten der heiligen Schrift entgegen, und bewies sich als ein so kühner Denker und ein so geschickter

Dialektiker, daß dem Herrn Cardinal-Legaten angst und bange wurde, und er sich, wie er selbst sagte, „mit dieser deutschen Bestie mit tiefsinnigen Augen und wunderbaren Spekulationen im Kopf," nicht mehr einlassen wollte. Cajetan forderte daher, sobald er sah, es sei gegen Luthers Wissen nicht anzukommen, unbedingten Widerruf. Dr. Martin Luther aber blieb unerschütterlich auf seinen Sätzen, und verlangte, wie einst Huß, Widerlegung durch die Bibel. Hier galt es die Wahrheit, wie hundert Jahre früher zu Costnitz, hier aber auch war, wie dort, ein Gottbegeisterter bereit, lieber für seine Ueberzeugung zu sterben, als sie zu widerrufen.

So würde denn Luther sicher als ein Opfer seiner edlen Gesinnungen gefallen sein, wenn nicht viele redliche Männer ihm vorgestellt, wie unrecht es wäre, sein Leben hier eigensinnig zu opfern, während er doch wohl von Gott berufen sei, zum Heil der Menschheit Größeres zu wirken, und sein Vorhaben Angesichts der ganzen Welt durchzukämpfen.

Nach langem Widerstreben gab denn Luther endlich auch nach, und verließ, nachdem er „von dem übelunterrichteten Papst an den besser zu Unterrichtenden" schriftlich protestirt, den 20. Oktober heimlich Augsburg. In Wittenberg aber, woselbst man mit Angst und Beklommenheit auf den Ausgang der Zusammenkunft gewartet, empfing Luther lauter Jubel. Wichtiger war der moralische Eindruck, welchen die Sache auf ganz Deutschland machte. Man erfuhr nämlich alsbald, daß der Herr Cardinal-Legat in dem theologischen Streit gegen Luther nichts ausgerichtet, und sah, daß ein Bettelmönch dem Papste zu trotzen vermöge.

Leo X. fühlte diese Niederlage wohl. Er wandte sich daher durch Cajetan in einem diplomatisch-schmeichelnden Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen und verlangte von diesem die Auslieferung des halsstarrigen Mönches an Rom, oder dessen Ausweisung aus dem Lande. Der Kurfürst aber dachte zu gerecht, um einen seiner Unterthanen so ohne alle weitere Ursache aus dem Lande zu verweisen, weil er das Mißvergnügen des römischen Hofes auf sich gezogen. — Friedrich der Weise war ein edler und gerechter Fürst, und dies beurkundete auch seine Antwort an den Cardinal-Legaten, in welcher er höflich aber entschieden erklärt: „Erst müsse Luther eines Verbrechens überwiesen sein, bevor man an Bestrafung denken dürfe!"

Durch den Schutz seines Landesherrn ermuthigt, appellirte Dr. Martin Luther nun von dem Papste an ein allgemeines Con-

cilium. Hierauf erfolgte nun natürlich nichts; indessen hatte Leo X. doch eingesehen, daß bei dieser gefährlichen Sache, die leicht eine Kirchenspaltung wie die hussitische zur Folge haben konnte, behutsam zu Werke gegangen werden müsse. Da nun aber mit Gewalt nichts auszurichten war, so schlug er den Weg der Güte ein und sandte den Kammerherrn Karl von Miltiz nach Sachsen, um den Streit wo möglich beizulegen.

Aber Miltiz hatte auf seiner Reise durch Deutschland schon Gelegenheit, sich von der allgemeinen Liebe und Begeisterung für Luther und dem gesunkenen Ansehen Roms zu überzeugen. Er gestand in dieser Beziehung, daß es jetzt zur Unmöglichkeit geworden, Luthern, und wäre es selbst unter dem Schutze eines Heeres, nach Rom zu führen. In Altenburg hatte am 3. Januar 1519 die erste Zusammenkunft Miltizens mit Luthern statt. Der Erfolg derselben war, daß Luther, um keine Spaltung in der Kirche hervorzurufen und die allgemeine Gährung zu beschwichtigen, zu schweigen versprach, insofern sich nur auch seine Gegner still verhalten wollten. Des allgemeinen Friedens willen ging er selbst in ein demüthiges Schreiben an den Papst ein, in welchem er jedoch der Wahrheit nichts vergab.

So schien der Streit für den Augenblick beigelegt; allein bei dem Durchbruch einer im Volke gereiften zeitgemäßen Idee kommt es, sobald sich diese einmal Bahn gebrochen, gar nicht mehr auf den Willen des Einzelnen an, ob er sie zurückhalten will oder nicht. Ein Kind des Zeitgeistes, wird sie, einmal zur Welt gebracht, Gemeingut aller Denkenden, und reift nun in millionenfacher Vervielfältigung mit unbezwingbarer Allgewalt ihrer reichen und segensvollen Entfaltung herrlich entgegen.

Dies bewies sich auch hier; Luther wollte schweigen, und wie er sich ausdrückt: „sich die Sache verbluten lassen!“ — aber die Erregung war zu groß, und so rüttelte die Wuth seiner Feinde den Streit bald neuerdings auf.

Namentlich geschah dies durch einen gewissen Dr. Eck, Professor der Theologie und Vicekanzler der Universität Ingolstadt. Ecks Streitsucht und Eitelkeit hatte nämlich keine Ruhe, bis er Luther dahin brachte, sich mit ihm auf eine öffentliche, gelehrte Disputation einzulassen. Dieselbe hatte im Sommer 1519 zu Leipzig auf der Pleißenburg statt. Der Sieg blieb auf Luthers Seite; doch suchte ihn Eck durch Schimpfen und die Beschuldigung, daß Luther ein hussitischer Ketzer sei, zu sich herüberzuziehen.

Wichtiger als dieser Sieg aber war die Wirkung, welche die in jener Disputation entwickelten feindlichen Beschuldigungen auf Luther übten. Dr. Eck hatte ihm die hussitischen Lehren als seine Grundsätze schimpfend vorgehalten und vorgeworfen, und siehe da, diese Beschuldigung fiel wie ein Sonnenstrahl der Wahrheit in Luthers Brust. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, und er mußte sich gestehen, daß Huß in der That in vielen Dingen Recht gehabt habe. Auch hatte ihn die Disputation über die alte Scheu vor dem Papstthume hinausgerissen, während ihn die, um jene Zeit erschienene Bestätigung des Ablaßunfuges von Seiten Roms völlig gegen den Papst und seine Creaturen empörte.

Um sich über Hussens Lehren ganz fest zu stellen, griff Luther abermals zur heiligen Schrift, und ihr erneutes, jetzt mit viel größerer Unbefangenheit des Geistes vorgenommenes Studium führte ihn denn auch zur Ueberzeugung, daß allerdings die Ohrenbeichte, die Entziehung des Kelches beim Abendmahle, die letzte Oehlung, die Verehrung der Heiligen, das Fegefeuer und andere Satzungen der römischen Kirche unbiblisch seien.

Unterdessen hatte es Dr. Eck im Zorn über seine Niederlage dahin gebracht, daß dem ketzerischen Augustinermönch von Rom aus der bestimmte Befehl zugesandt wurde: bei Strafe des Bannes binnen 60 Tagen alle seine nicht mit der Kirche übereinstimmenden Lehren zu widerrufen.

Aber Luther war unterdessen statt zu widerrufen weiter gegangen, und so blieb der angedrohte Bann nicht aus. Eck selbst brachte die Bulle mit nach Deutschland, und verkündete sie triumphirend wo er nur konnte. Aber der verblendete Römling hatte sich gewaltig verrechnet. Die Bulle fand nur wenig Anklang, an vielen Orten durfte er sie gar nicht verkünden, ja in manchen Städten sang man Spottlieder auf Eck, den man nur den Dr. Dreck nannte.

Luther schrieb, als ihn die Nachricht von seiner Excommunication erreichte, voll hohen Muthes und Gottvertrauens an seine Freunde: „Sie fechten nicht gegen uns, sondern gegen Christus; dieser ist es denn auch, der uns stark macht, und uns über die Welt erhebt. Ist Gott mit uns, wer will dann wider uns sein?“

Zugleich appellirte er nun neuerdings an ein allgemeines christliches Concilium und schleuderte zwei, in heiligem Zorn verfaßte Schriftchen: „An den christlichen Adel deutscher Nation,“ und: „die babilonische Gefangenschaft und christliche Freiheit“ in die Welt.

In beiden zieht er „mit dem Schmerze eines christlichen, mit dem Zorne eines ächt deutschen Herzens," den Papst zur Rechenschaft, und fordert, namentlich in ersterem, den damals gegen Fürsten und Bischöfe nach Freiheit strebenden Adel, an dessen Spitze Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten standen, auf, die päpstlichen Blutsauger, wie Tetzel und Consorten, aus dem Lande zu jagen. Beide Schriften waren eine förmliche Lossagung von Rom. Aber diese Lossagung sollte noch eine entschiedenere Form annehmen, als in Wittenberg die Nachricht eintraf, daß die Römischgesinnten in Mainz, Köln und Löwen Luthers Werke verbrannt hätten. Jetzt nahm die Gährung unter den Lehrern und Studenten Wittenbergs einen noch ernsteren Charakter an; man schrie nach Repressalien, und Luther selbst fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Der Gedanke einer durchgreifenden Reformation stand jetzt klar und fest vor seinen Augen, und wehte ihn mit einer Begeistrung an, die ihn hoch über die Welt, Menschenfurcht und armseliges Zagen hinaustrug, und so ging er entschlossen hin, seine Lossagung von Papst und Papstthum laut und öffentlich, Angesichts der ganzen Welt, zu manifestiren.

Den 10. December des Jahres Eintausend fünfhundert und zwanzig übergab demnach Dr. Martin Luther, unter unermeßlichem Zudrange der academischen Lehrer, der Studenten und des Volkes, vor dem Elsterthore Wittenbergs die päpstliche Bannbulle nebst den Decretalen den Flammen, indem er laut und feierlich die Worte Josua's rief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" *)

Und hoch und feierlich loderte die Glut zum Himmel empor, ein Flammenzeichen geistiger Freiheit, und aus ihrer Asche schwang sich der herrlich strahlende Phönix des geläuterten und verjüngten Christenthums siegreich auf!

So war denn eine unerhörte That geschehen. Ein armer, unbedeutender Bettelmönch hatte es gewagt, dem Papste zu trotzen; ja! mehr als dies, er hatte den Papst für den Antichrist erklärt, die Behauptung aufgestellt: daß die römische Lehre nicht die Lehre Christi sei, und durch die Verbrennung der päpstlichen Bulle seine Lossagung von Rom bethätigt.

*) Josua VII, 25.

Das Erste, was Luther hierauf that, war, das Geschehene in einer Schrift zu rechtfertigen. *)

Der Schritt war entscheidend und durchgreifend, wie es die damaligen Verhältnisse verlangten. Die Welt bedurfte eines so muthigen Beispieles, um aus ihrem schwankenden Zustande durch eine Begeisterung herausgerissen zu werden, die sich an jener Flamme entzündete.

In der That bebten auch, als sich die Nachricht von dieser Scene durch Deutschland verbreitete, die Feinde des Reformators scheu zurück, während die Freunde der guten Sache nun auch entschiedener und vertrauungsvoller auftraten.

Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Sylvester von Schaumburg, Lukas Kranach und viele andere berühmte Männer jubelten ihm entgegen und verhießen ihm Schutz und Obdach; während die Verehrung eines großen Theiles des Volkes für den Mann der Freiheit sich bis ins Unglaubliche steigerte.

Ihm selbst aber hatte jener Schritt einen heroischen Aufschwung gegeben. Nun war an keine Versöhnung mit Rom mehr zu denken. Jede Halbheit mußte abgeworfen und mit doppeltem Muth und doppeltem Gottvertrauen vorwärts geschritten werden.

In diesen ernsten Zeiten stand Luthern ein treuer Freund liebend und rathend zur Seite. Es war Philipp Melanchthon, ein Mann von überaus reichen Kenntnissen, sanftem Charakter und tiefem Gemüthe.

Melanchthon war den 16. Februar 1497 zu Bretten, einem kleinen Städtchen ohnweit Karlsruhe, geboren. Sein Name war eigentlich „Schwarzerd", doch verwandelte er denselben später (einer damals unter den Gelehrten herrschenden Sitte gemäß) in die griechische Uebersetzung desselben: Melanchthon. Schon als Knabe entwickelte er ganz ungewöhnliche Anlagen, und da ihn ein glücklicher Zufall in Reuchlin's Nähe führte, so war er im vierzehnten Jahre schon so ausgebildet, daß er die Universität Heidelberg beziehen konnte. Zwei Jahre später ging Melanchthon nach Tübingen, woselbst er sich namentlich dem Studium der alten Sprachen und der Bibel widmete. Aber auch außer dieser Sphäre wußte er sich so umfangreiche Kenntnisse zu verschaffen, daß sein Ruf bald ganz Deutschland durchflog. So erreichte er auch das Ohr Friedrichs des Wei-

*) Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von Dr. Martin Luther verbrannt sind. Wittenberg 1520. Deutsch und lateinisch.

ſen, der, ſeine neue Univerſität Wittenberg am Herzen tragend, ſich nicht eher zufrieden gab, bis Philipp Melanchthon 1518 den Ruf an dieſelbe annahm.

Hier nun lernte Melanchthon Luther kennen. Anfangs flößte die kleine, nichtsſagende und ſchwächliche Geſtalt des ſchüchternen Mannes wenig Zutrauen ein, bald aber erkannte Dr. Martin Luther die Verdienſte des neuangekommenen Lehrers und näherte ſich ihm mit Herzlichkeit. Von nun an ſehen wir Beide das Band einer innigen, auf Achtung gegründeten Freundſchaft umſchlingen, ein Band, das gleiches Streben nur noch befeſtigte und erſt 28 Jahre ſpäter die kalte Hand des Todes zu löſen vermochte. Luther bewunderte in ſeinem Philipp das tiefe und allſeitige Wiſſen; Melanchthon dagegen ſchaute mit Vertrauen und Bewunderung auf Luther, als den Mann Gottes, deſſen hoher Geiſt, deſſen feuriger Muth, deſſen Kraft der Rede, deſſen unerſchütterliches Gottvertrauen beſtimmt ſeien, ihn als einen Glaubenshelden ſiegreiche Bahnen zu führen. Was zudem Luther zu ſtürmiſch und heftig war, das erſetzte Melanchthons ſanftes und überlegendes Weſen; während wiederum Luthers Entſchiedenheit gar oft dem ängſtlichen Melanchthon den nöthigen Sporn gab.

Auf ſolche Weiſe ergänzten ſich beide Freunde gegenſeitig, und vermochten hierdurch manch' Wichtiges, die Sache der Reformation Förderndes zu Stande zu bringen. Und wahrlich, Luther bedurfte eines ſo treuen und lieben Freundes gar ſehr, um in den Stürmen des Lebens, die gerade ihn ſo mächtig umbrauſten, Troſt, Aufmunterung und theilnehmende Liebe zu finden.

Aber weder Melanchthon, noch Hutten, weder Sickingen noch das Volk würden ihn wohl nach der Verbrennung der päpſtlichen Bulle haben halten und gegen Roms Wuth ſchützen können, hätte nicht ein edler deutſcher Fürſt, hätte nicht zugleich auch Friedrich der Weiſe ſeine Hand über ihn gehalten.

Es hatten ſich nämlich unterdeſſen die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands bedeutend geändert. Kaiſer Maximilian war 1519 geſtorben, und nun traten als Bewerber um Deutſchlands Krone Karl von Spanien und Franz I., König von Frankreich, auf. Gegen Beide proteſtirte und intriguirte Rom; namentlich aber gegen Karl, da dieſer ſchon ohne Deutſchlands Scepter der mächtigſte Fürſt der Erde war, indem Spanien, die Niederlande, ein Theil von Italien und die neue Welt unter ſeiner Botmäßigkeit ſtanden. So mußte denn allerdings ſeine Macht eine zu fürchtende werden, wenn ſich

diesem ungeheuren Besitz noch Deutschland zufügte. Rom aber mußte jetzt umsomehr Alles aufbieten, keinen so allgewaltigen Nebenbuhler emporkommen zu lassen, als sein Ansehen damals mehr erschüttert war denn je. Dies im Auge haltend, brachte es auch die deutschen Fürsten zum größeren Theil von dem Gedanken ab, die Krone an Spaniens oder Frankreichs Herrscher zu verleihen, und so bot man sie dem allgemein geachteten Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, an. Friedrich aber fühlte recht gut, daß die Macht seines Hauses nicht hinreiche, die Würde des Kaiserthums genügend zu unterstützen. Er wies daher die ihm zugedachte Ehre zurück, empfahl aber den Fürsten Karl von Spanien als den würdigsten Bewerber. Friedrichs Ansehen entschied in der That, und so bestieg der eben genannte Herrscher 1520 als Karl V. den deutschen Kaiserthron.

Nicht zu verkennen ist nun, daß diese Kaiserwahl auf Luthers Angelegenheiten günstig einzuwirken versprach, da Karl seine Krone Friedrich dem Weisen verdankte, und dieser Luther bereits lieb gewonnen und in seinen Schutz genommen hatte.

Es bewies sich dies auch sofort, indem Karl V., der doch Luthers Schriften in den Niederlanden hatte verbrennen lassen, jetzt dem Dringen zweier päpstlichen Legaten auf Vollstreckung des Bannes gegen Luther, in Rücksicht auf Sachsens Kurfürst, nicht entsprach. Aber der Ausweg, den der Kaiser ergriff, war der Art, daß man auf den ersten Blick sein Schwanken erkennen konnte. Luther sollte sich auf dem, zu Worms zu haltenden Reichstage verantworten. Eine so halbe Maßregel befriedigte aber weder den Papst noch den Kurfürsten, indem der Papst bei einem Gebannten nichts mehr von Verantwortung wissen wollte; der Kurfürst dagegen, im Andenken an Huß, um seinen Schützling besorgt war. Luther aber ließ sich nicht zurück halten. „Wenn ich berufen werde," schrieb er damals an seinen und des Kurfürsten Freund, den Hofprediger Spalatin, „will ich, was an mir ist, mich eher lassen krank hinführen, wenn ich nicht gesund hinkommen kann; denn es ist kein Zweifel, daß ich von Gott berufen werde, wenn mich der Kaiser dahin beruft!" — und: „Erwartet Alles von mir, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde!"

Als nun Friedrich der Weise sah, daß Luthers Entschluß fest stand, und ihn ein unbezwinglicher Muth und ein erhabenes Gottvertrauen beseelte, gab er endlich nach, erwirkte Luthern aber vorsichtigerweise einen kaiserlichen Geleitsbrief, und gab ihm außer

seinem Bruder Jacob noch die Gottesgelehrten Justus Jonas und Nikolaus Amsdorf, so wie den Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf, einen Edelmann mit Namen Peter von Suaven, und einen kaiserlichen Herold mit.

In so ansehnlicher Gesellschaft trat denn Luther den 4. April 1521 seine Reise an. Unter den Thränen und dem Klageruf der Einwohner Wittenbergs, die ein schlechtes Zeugniß von dem Vertrauen geben, welches man auf kaiserliches Wort setzte — schied der edle Glaubensheld von der Universitätsstadt. Von nun an glich seine Reise einem Triumpfzuge. Wo sich der kühne Augustinermönch zeigte, jubelten ihm die Herzen entgegen, denn alle Welt wollte den Mann sehen und begrüßen, der es gewagt, die Sklavenketten geistiger Knechtschaft zu brechen. Nahte er sich einer Stadt, so kam man ihm in feierlichen Aufzügen entgegen; wo er abstieg, umlagerten Volksmassen bis zur einbrechenden Nacht sein Haus. Jung und Alt, Arm und Reich, Männer und Weiber begrüßten ihn frohlockend; Greise dankten dem Herrn, den größten Mann ihres Jahrhunderts gesehen zu haben; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihn den Kleinen, auf daß sie in späten Jahren noch sagen könnten: „auch wir haben ihn gesehen!"

Mitten durch den Jubel aber schrillte ein harter Mißlaut, als der Herold Luther zu Weimar die an den Straßenecken angeschlagene, gegen ihn gerichtete Bannbulle zeigte, und frug: „Wie ist's, Herr Doktor, wollt Ihr demohnerachtet weiter ziehen?" — Luther aber erwiederte getrost: „Und wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis zum Himmel reichte, so will ich doch, weil ich vom Kaiser gefordert bin, im Namen des Herrn erscheinen, meinen Feinden zwischen die Zähne treten und Christus bekennen und walten lassen!" In Eisenach erkrankte er, setzte nichts destoweniger die Reise aber fort, und genas erst in Frankfurt am Main wieder, woselbst er den 14. April 1521 eintraf. Es war an einem Sonntag. Den folgenden Tag besuchte er die neugegründete Schule des gelehrten Wilhelm Nesse, den Erasmus von Rotterdam nach Frankfurt gebracht hatte. Luther ermahnte die Knaben zum Fleiß und zur Gottesfurcht, zum fleißigen Lesen der heiligen Schrift und zum ernsten Forschen nach Wahrheit; dann nahm er zwei Schüler, Hieronymus von Glauburg und Christoph von Stallburg, legte ihnen seine Hände auf und segnete damit die ganze Schule *).

*) Spieker.

Unterdessen hatten sich in Worms die Dinge bedeutend verschlimmert. Je näher Luther kam, je gewaltiger ihn der Volksjubel von allen Seiten umbrauste, desto ängstlicher wurden seine Feinde. Sie fürchteten ihn, denn sie fürchteten die Wahrheit, und so bestürmten die päpstlichen Gesandten und der Erzbischof von Mainz den Kaiser mit dem Ansuchen: dem gebannten, ketzerischen Mönche das freie Geleit zu brechen. Karl V. hatte aber von Sigismunds Treubruch doch Etwas gelernt. Er erwiederte daher: „Ich will nicht wie Sigismund vor dem Mönch erröthen müssen!“ — und so blieb es bei der zugesagten Sicherheit. Demohnerachtet war von den Papisten Alles zu befürchten; denn sie wütheten, daß dem Gebannten das Recht öffentlicher Vertheidigung Angesichts des Reichstags gegönnt werden sollte, und die Geschichte hatte gelehrt, daß Rom keine Mittel scheue, um zu seinem Zweck zu gelangen.

Der Kurfürst von Sachsen und Spalatin bangten daher so sehr für Luther, daß sie ihm, als er schon Oppenheim verlassen, noch einen Eilboten mit der Warnung entgegen sandten: doch ja nicht nach Worms zu kommen, da die Gefahr mit jeder Stunde wachse, und fast keine Aussicht zur Rettung mehr vorhanden sei!

Luther aber schüttelte den Kopf und rief: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegeln auf den Dächern liegen, so will ich doch hinein!“

Als er sich Worms näherte, kamen ihm viele sächsische Ritter und Edelleute entgegen geritten, und so zog er, voran den kaiserlichen Herold in glänzendem Waffenschmucke, umgeben von einem reichen und strahlenden Gefolge, in die alte, ehrwürdige, für ihn so viele Gefahren bergende Stadt ein. Der Volkszudrang war so ungeheuer, daß sein und der ihm folgende Wagen nur Schritt vor Schritt vorwärts kommen konnten. Auf Luthers Antlitz thronte dabei eine milde, liebenswürdige Ruhe, die Jedermann zu lauter Begeisterung hinriß. In Worms begab er sich zuerst zu seinem Landesherrn, dann kehrte er im deutschen Hause, der Wohnung des Comthurs des Johanniterordens ein, woselbst auch der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim und die sächsischen Räthe von Thunau und von Feilitsch wohnten. Das Haus war bis in die Nacht belagert, und Luthers Zimmer mit Fürsten, Grafen und Rittern angefüllt. Unter diesen befanden sich namentlich der Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog von Braunschweig und der Graf Wilhelm von Henneberg.*)

*) Spalatin, Annalen der Reformation.

Schon den kommenden Tag erschien bei Luther der Reichsherold, ihn vor die Versammlung der Fürsten zu fordern. Sie bestand aus dem Kaiser, dessen Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 28 Herzogen, 30 Bischöfen, vielen Fürsten, an 200 Grafen, päpstlichen und königlichen Gesandten, Edelleuten und Rittern, und, wie ein Augenzeuge versichert, gegen 5000 Zuhöhtern.*)

So war denn für Luther einer der wichtigsten Augenblicke in seinem Leben herangekommen. Der schlichte Mann sollte, wie einst Huß, vor einer glänzenden Versammlung seine Lehre rechtfertigen; und wie zu Costnitz, so bot auch hier Rom alle Mittel auf, den gefährlichen Ketzer zu stürzen und zu vernichten. In der That fühlte denn auch Luther seine mißliche Stellung recht gut. Jubelte ihm auch das Volk zu, waren auch die Mächtigen der Erde ihm freundlich entgegengekommen, er baute nicht auf das Eine und nicht auf die Anderen, wohl wissend, daß hier nur Gott und die Wahrheit Stützen zu sein vermöchten.

So wandte er sich denn mit Gebet zu dem Ewigen und trat, als er sich so gekräftigt, den schweren Gang an. Es war den siebenzehnten April, Nachmittags vier Uhr. Die Menschenmassen, die die Straßen füllten, waren so groß, daß man nur auf Nebenwegen zum Rathhaus gelangen konnte. Viele Häuser waren selbst theilweise abgedeckt, um nur all' den Zuschauern Raum geben zu können.

Als Luther in den Saal treten wollte, klopfte ihm ein alter tapferer Krieger, Georg von Frundsberg, freundlich auf die Achsel und sagte: „Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerbesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen! —"

Und Luthers Muth und Gottvertrauen wankten auch nicht, und so trat er unerschrocken, aber bescheiden in den strahlenden Kreis der Fürsten.

Die ersten Fragen, welche nun der Kanzler im Namen der Versammlung an ihn richtete, waren: Ob er die vor ihm liegenden und in seinem Namen erschienenen Schriften als die seinen anerkennen, und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle? Die erste dieser Fragen beantwortete Luther, nach vorhergegangener Prüfung mit: Ja. Für

*) Georg Vogler, des Markgrafen von Brandenburg Geheimschreiber. Meusels historisch liter. Magazin.

die zweite bat er sich Bedenkzeit auf den kommenden Tag aus, da er noch einmal redlich untersuchen wollte, ob er auch nirgend zu weit gegangen sei.

Als dies aber geschehen und man nun in der zweiten Sitzung dieselbe Frage wiederholte, erklärte er entschieden: da man denn eine schlichte und klare Antwort von ihm hierüber verlange, so wolle er eine geben, die weder Hörner noch Zähne habe solle, nämlich die: „es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, (denn ich glaube weder dem Papste noch den Concilien, weil es am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben,) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich Nichts widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, Etwas wider das Gewissen zu thun! — Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!"

Luther hatte mit der Gluth einer solch' heiligen Begeisterung, mit solcher Würde und Ueberzeugung gesprochen, daß seine Worte augenscheinlich einen tiefen, allgewaltigen Eindruck machten. Selbst der Kaiser sagte: „Dieser Mönch spricht unerschrocken und mit getrostem Muthe!"

Der Kanzler freilich war ungehalten über die Antwort, sie war ihm für kaiserliche, fürstliche und römische Ohren etwas zu derb und entschieden. Er rief daher: „Du hast da eine unbescheidene Antwort gegeben, weil du die Concilien verdammt und der Meinung der Kirche widersprochen hast; du sollst die schlichte und einfache Antwort geben: Ja oder Nein! — Wirst du nun keinen Widerspruch thun, so werden seine Majestät der Kaiser mit den Fürsten und Ständen des Reichs berathschlagen, was mit einem solchen Ketzer zu thun sei!"

Dr. Martin Luther aber konnten solche Drohungen nicht einschüchtern. Wahrheit blieb für ihn Wahrheit, auch wenn sie Rom und einem Theil der Machthaber unangenehm sein, auch wenn ihr Bekenntniß ihm den Tod bringen sollte. Ruhig entgegnete er daher: „So helfe mir Gott, denn einen Widerruf kann ich nicht thun. Möchte nur der Kaiser, das junge, edle Blut, sich nicht verführen lassen, vom Evangelium zu weichen und Menschensatzungen unterwürfig zu sein!"

Nach solch' bestimmter Erklärung wurde Luther entlassen. Sein oles und großartiges Auftreten aber hatte mächtig gewirkt. Denselben ibend kamen noch viele hohe Herren zu ihm, auch deutsche Fürsten; ürsten, auf welche die Nation noch heute mit freudigem stolz zurücksieht; da sie, die Ersten in Rang und Wür- en, auch die Ersten waren, die den Verkündiger geisti- er Freiheit und Größe willkommen hießen.

Auch Kurfürst Friedrich der Weise freute sich über seinen eben Schützling und rief, als er auf sein Zimmer kam, Spalatin u: „O wie schön hat heute Pater Martin vor Kaiser und Reich esprochen!" — Wogegen Spalatin seinem Herrn erzählte, daß uther im Heimgehen gesagt habe: „Und wenn ich tausend Köpfe ätte, so wollte ich sie mir eher Alle abhauen lassen, denn einen Widerruf thun!"

Herzog Erich von Braunschweig sandte Luthern noch m demselben Abend, zum Zeichen seiner Achtung, eine silberne Kanne.

Nach solchen Vorgängen hätte man auf ein günstiges Resultat für uther hoffen können. Der Kaiser selbst war für ihn gestimmt. Aber em Kaiser zur Seite stand eine geheime Rathgeberin, die nichts nach en edleren Regungen des Menschenherzens frug, die nur den Vor- heil, nicht das Recht suchte, die die Wahrheit nur dann hören mochte, wenn sie ihr nützlich schien, diese Rathgeberin war die Politik, und die Politik rieth dem Kaiser: es nicht mit dem Papst zu ver- derben; und obgleich die Reichsstände selbst noch 101 Beschwerde gegen den apostolischen Stuhl förmlich einlegten, so rieth die Politik dem Kaiser doch lieber den alten Unfug bestehen zu lassen, auch wenn das deutsche Volk noch so sehr darunter leide, und nur nicht mit dem Papst und der Clerisei zu brechen, da Beide Stützen zukünf- tiger erhöhter Macht werden könnten.

Karl V. erklärte daher: „Er sei entschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, selbst das Leben daran zu setzen, daß dies gottlose Unternehmen keinen weiteren Fortgang habe, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde."

Unwillkürlich zwingt uns hier die Staatsweisheit Karls V. ein mitleidiges Lächeln ab. Luther ward der Stolz der Nation; die Schande aber fällt auf den Kaiser zurück, der, so mächtig und groß nach Außen, sich zu einem Spielzeuge Roms erniedrigte und, die deutsche Kaiserkrone tragend, dennoch sein deutsches Volk unter römi- sche Geistestyrannei knechten half.

Hatte der Papst Luther als einen Ketzer verflucht und gebannt, so stand dem unerschrocknen Kämpen für Wahrheit und Glaubensreinheit nun auch die Reichsacht bevor. Glücklicherweise hatte der Kaiser auf Luthers Schutzherrn, den Kurfürsten von Sachsen, Rücksicht zu nehmen; er fand daher gut, sein freies Geleit nicht zu brechen, und sicherte Luther noch einundzwanzig Tage seinen Schutz zu, und so reiste dieser denn den 26. April 1521 von Worms ab, um bald möglichst die Heimath zu gewinnen.

Die Achterklärung aber, oder das Wormser Edikt, ein Machwerk des päpstlichen Legaten, entzog Dr. Martin Luther für Leib und Leben den Schutz der Gesetze; verbot seine Lehre, überlieferte seine Schriften dem Feuer, nennt ihn einen Teufel in der Mönchskutte, und verbietet nicht nur Jedermann, ihn zu beherbergen, zu speisen oder zu tränken, sondern es fordert sogar auf, ihn zu ergreifen und auszuliefern. Gleiches Schicksal trifft alle seine Anhänger, deren Güter zugleich einzuziehen sind.

So kehrte der größte Mann seiner Zeit heim, vogelfrei im eignen Vaterlande, jedem fanatischen oder erkauften Meuchelmörder Preis gegeben, — weil er ein großes, freies Wort gesprochen, weil er innerhalb der christlichen Kirche lehrte, was Christus gelehrt, weil er Rom die Larve abgerissen.

Und in der That sollte er Wittenberg nicht erreichen; denn schon zwischen Altenstein und Waltershausen in Thüringen ward er überfallen und entführt.

Als Luther nämlich den Thüringer Wald zwischen diesen beiden Ortschaften passirte, und sein Wagen eben langsam durch einen Hohlweg fahren mußte, sah er sich plötzlich von Räubern angefallen. Sein Bruder Jakob lief in der Angst seines Herzens davon; Martin aber ergriff man mit Ungestüm und floh mit ihm in das Dickigt des Waldes.

Und wirklich war Luther für die Welt so spurlos verschwunden, daß seine Feinde unter dem Volke triumphirend die Nachricht ausstreuten „der Teufel habe ihn bei lebendigem Leibe geholt!“

Nicht der Teufel war es gewesen, sondern der edle Kurfürst von Sachsen. Friedrich der Weise hatte nämlich das Wormser Edikt nicht hintertreiben können; dagegen war er entschlossen, es unwirksam zu machen, und so ließ er Luther durch einige verkappte Edelleute im Geheimen nach seinem alten festen Schlosse, der Wartburg bei Eisenach entführen. Damit man ihn aber auch dort nicht erkenne, so

theilte man ihm unterwegs den Plan mit und ließ ihn die Mönchskleider mit ritterlicher Tracht vertauschen. So bestieg er, ein Barett auf dem Kopfe, das Schwert an der Seite, ein Pferd, und kam mit seinen Begleitern den vierten Mai um Mitternacht auf der Wartburg an. Man hielt ihn hier für einen vornehmen Staatsgefangenen, und kannte ihn nicht anders als unter dem Namen Junker Jürge.

So war Luther, der vom Papst gebannte Glaubensheld vor allen Folgen fanatischer Wuth und priesterlicher Tücke gesichert, und wirkte, während ihn viele seiner Freunde als todt beweinten, kräftiger und mächtiger denn je. Hier schrieb er nämlich in stiller Zurückgezogenheit gegen die Ohrenbeichte, gegen das Cölibat und andere Mißbräuche des Papstthums; namentlich aber gegen den Ablaß. Sein Hauptwerk indessen bleibt die Uebersetzung der Bibel in's Deutsche. Zwar gab es damals bereits schon mehrere deutsche Uebersetzungen des neuen Testamentes, sie waren aber sämmtlich in einem so erbärmlichen Deutsch und so fehlerhaft abgefaßt, daß man sie kaum gebrauchen konnte. Luther hielt sich indessen an den Urtext und entwickelte in seiner meisterhaften Arbeit eine Kraft der Sprache, eine Schönheit des Ausdrucks und eine Tiefe des Geistes und des Gemüthes, wie sie kein Volksschriftsteller je entwickelt hat.

Durch dies herrliche und segensreiche Unternehmen, so wie durch seine übrigen literarischen Werke und seine Lieder hat sich denn auch Luther nicht nur in Beziehung auf die Reformation, sondern auch auf deutsche Sprache ein unsterbliches Verdienst erworben, indem von seinem Auftreten an, die deutsche Literatur in eine neue Epoche trat.

Seine Bibelübersetzung verbreitete sich auch in ganz unberechenbaren Massen; wie denn gleich bei der ersten Auflage 10,000 Exemplare in die Welt gingen.

Dabei kann man die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit welcher Luther bei dieser Arbeit zu Werke ging, daraus ermessen, daß er, wie er selbst sagt, oft Wochen lang über einem Satz schwitzte und sich ängstigte. Natürlich erscheint es daher, wenn er, der heftige und unermüdliche Mann, denn auch manchmal über Störungen ungeduldig wurde, und, da er, nach den Vorstellungen seiner Zeit, an das Dasein eines Teufels glaubte, in jedem unwillkommenen Aufenthalte die Wirkung dieses Höllensohns erblickte.

Daher schreibt sich denn auch die bekannte Geschichte mit dem Dintenfaß. Als Luther nämlich einstmals recht fleißig an seiner

Bibelüberſetzung arbeitete, plagte und ſtörte ihn zu wiederholten Malen eine große Fliege, indem ſie ſich, oft verjagt, immer wieder auf daſſelbe Plätzchen in Luthers Geſicht ſetzte. Aergerlich über ſolche Störung im heiligen Werke, glaubte der Geplagte in dem läſtigen Thiere einen Feind der guten Sache zu ſehen; und ſo ergriff er, als ihm endlich die Geduld riß, das Dintenfaß und ſchleuderte es, der Fliege nach, an die Wand. Noch jetzt zeigt man in dem Zimmer, welches Luther auf der Wartburg bewohnte, jenen verhängnißvollen Dintenkleks, der, auf Veranlaſſung der guten Trinkgelder, die bei ſeinem Zeigen zu fallen pflegen, ſchon viele künſtliche Auflagen erlebt hat.

Während nun Dr. Martin Luther auf ſolche Weiſe emſig beſchäftigt war, der Kirchenreinigung durch eine treue Bibelüberſetzung eine unerſchütterliche Grundlage zu geben, griff, des Bannes und der Acht ohnerachtet, die neue Lehre immer mächtiger um ſich. Mehrere Fürſten waren ihr geneigt. Die Reichsſtädte, in welchen ſich ohnehin von jeher ein freier Geiſt regte, gewährten ihr ebenfalls Eingang. Wittenberg mit ſeiner, an Berühmtheit immer ſteigenden Univerſität, blieb gleichfalls von dem Wormſer Edikt ganz unberührt, ja es konnte kaum Prediger genug ſchaffen, die auf Luthers Geiſt eingingen. Endlich trat ſogar der Biſchof von Samland zu der lutheriſchen Meinung über und ließ die Taufe deutſch verrichten. Aber auch Melanchthon blieb während dieſer wichtigen Kataſtrophe nicht zurück, ſondern trat kühn und entſchieden Papſt, Kaiſer und Reich, ſelbſt den Ausſprüchen der Pariſer Univerſität entgegen: die als ketzeriſch verworfene Lehre kräftig zu vertheidigen.

Eine ſo tief greifende geiſtige Revolution, bei welcher es ſich, den Anſichten der Menſchen nach, um nichts weniger als um irdiſche und ewige Seligkeit oder Verdammniß handelte, mußte aber ſchlechterdings eine Aufregung der Gemüther zur Folge haben, die ſo allgewaltig, daß ſie bei den angeregten Verbeſſerungen nicht ſtehen bleiben konnte, ſobald ſich leidenſchaftliche Köpfe an die Spitze der neuen Richtung ſtellten.

Dies aber konnte um ſo weniger ausbleiben, als Luthers großartige Erſcheinung, wenigſtens für jetzt, der Welt entrückt war.

Zuvörderſt ſagten ſich mehrere Geiſtlichen vom Cölibate los und heiratheten; während einzelne Mönche von den Kanzeln Wittenbergs ganz frei gegen das Mönchsweſen und den Unfug der bezahlten Meſſen zu Felde zogen. Die nächſte Folge war der Austritt von

dreizehn Augustinermönchen, und die Aufhebung jener Messen in mehreren Klöstern.

Durch alles dies stieg die Aufregung immer mächtiger, und wurde namentlich durch einen talentvollen Brausekopf noch vermehrt, der, Luthers Entfernung benutzend, sich jetzt an die Spitze der reformatorischen Partei, oder besser gesagt: an die Spitze des fanatischen Theils jener Partei stellte. Es war der Professor und Prediger Andreas Bodenstein, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Karlstadt genannt. Am Christfeste 1521 fing derselbe an, ohne Weiteres die Messe auf vereinfachte Weise und ohne den Sinn und die Ceremonien eines Opfers abzuhalten, wogegen er das Abendmahl unter beiden Gestalten austheilte. Auch dies würde nun Alles noch im Sinne Luthers gehandelt gewesen sein, jetzt aber verbanden sich unglücklicherweise mit Karlstadt noch einige Schwärmer, welchen Luther bei weitem noch nicht genug gethan. Sie wünschten die ganze Reformation der Kirche in wenigen Wochen vollendet zu sehen, nicht bedenkend, daß eine so wichtige geistige Umgestaltung der Welt sich organisch aus sich selbst herausbilden müsse, und nur durch Ueberzeugung, nie und nimmer aber durch rohe Gewalt bewerkstelligt werden könne. So trat als natürlicher Gegensatz zu dem unvernünftigen und halsstarrigen Festhalten an dem alten Wahn nun leidenschaftliche Zerstörungswuth hervor. Von kühnen Ideen kam es zu aufregenden Predigten, von dem erhitzenden Wort zur unklugen That. Mit dem Verwerfen der Kindertaufe, als an Unmündigen vollzogen, fing man an; dann wurden alle Fasten, Kirchen- und Meßgebräuche sammt der Ohrenbeichte abgeschafft, und endlich ging man so weit, die Bilder und Statüen mit Gewalt aus den Kirchen zu entfernen; ja, sie zu zertrümmern und zu verbrennen.

Dies aber war keinesweges in Luthers Geist gehandelt; im Gegentheil empörte ihn die Nachricht von diesen Gewaltthaten auf's Heftigste. Seine Waffen waren gründliche Gelehrsamkeit und Ueberzeugung; jene destructiven Bestrebungen konnten aber nur entweder zur Unterdrückung der neuen Lehre oder zu einer völligen Barbarei führen. Luther gestand später selbst, daß ihn nie etwas schmerzlicher verletzt, als die Nachricht von diesen Unruhen. Auch war sein Entschluß sofort gefaßt. Er mußte nach Wittenberg, um die Leidenschaften zu beschwichtigen und die Aufregung zu dämpfen. Was lag ihm jetzt an der ihn bedrohenden Lebensgefahr? was kümmerten ihn Bann und Acht? was selbst die Gunst seines sonst so hoch geschätzten Landesherrn? — es galt das begonnene Werk zu retten, es galt an

die Stelle der Leidenſchaft wieder das Panier der Vernunft aufzupflanzen; und ſo verließ er, nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte, den 5. März 1522 die Wartburg, ohne auch nur den Kurfürſten etwas davon wiſſen zu laſſen.

Durch ſieben Tage lang hintereinander gehaltene, zu den Herzen dringenden Predigten gelang ihm denn auch der große Wurf. Gern hörte Wittenberg die Stimme des großen, des hochverehrten Mannes, und ſo führte denn Luther die Verirrten wieder zu der Ueberzeugung zurück: daß nicht durch die gewaltſame Zerſtörung des Beſtehenden, ſondern einzig und allein durch gründliche Aufklärung den alten Uebeln geſteuert werden könne. Vor Allem verlangte Luther Freiheit in Gewiſſensſachen. Das Abendmahl wurde vorerſt unter einer oder auch unter beiden Geſtalten ausgetheilt, wie es der Glaube der Andächtigen verlangte; eben ſo konnte der Communicant die allgemeine Abſolution oder die Ohrenbeichte wählen. Auch blieb Luther noch im Kloſter und trug noch die Auguſtinerkutte. Man ſieht, die ſchwankenden Formen beurkunden eine Uebergangszeit. Dieſer Uebergang ſollte aber auf keine Weiſe gewaltſam betrieben, noch auch gewaltſam zurückgehalten werden. Dies war die geſunde Politik Luthers und ſelbſt ſeines erhabenen Beſchützers.

Friedrich der Weiſe hatte es ſich nämlich zum Grundſatz gemacht, jeder geiſtigen Entwicklung freien Spielraum zu laſſen, und dieſer Grundſatz zeugt gewiß für eine vernünftige Staatsanſicht. Wird es doch keinem einſichtsvollen Menſchen einfallen, von einer noch unreifen Frucht Süße und Labung zu verlangen, oder ſie als ſchädlich zu verſchreien und ſie zu vernichten, weil ſie eben noch nicht reif iſt; um wie viel weniger ſollte man daher den Gebilden des Geiſtes hemmend entgegentreten, ehe ſie ſich genügend entwickelt.

Der Kurfürſt von Sachſen ließ alſo den neuen Geiſt gewähren, beobachtete dabei aber genau alle Erſcheinungen, in welchen er ſich kund gab. Hierin unterſtützte ihn, als einen wahrhaft frommen Fürſten, eine hohe Verehrung, die er für die heilige Schrift hegte; und da Luther dies göttliche Wort als die Grundlage ſeiner Lehre aufſtellte, ſo hielt den Herrſcher Sachſens eine heilige Scheu von jedem Entgegentreten ſelbſt dann noch ab, als Karlſtadt und die ihm verbundenen Schwärmer in ihren, aus der Bibel gezogenen Folgerungen zu weit gingen. Ja, er ſagte einſt bei dieſer Gelegenheit: er wage in ſo wichtigen Dingen nicht vorſchnell zu entſcheiden; ehe er aber

Gefahr laufe gegen Gott zu handeln, wolle er lieber den Stab in die Hand nehmen und sein Land verlassen.

Ehre dem herrlichen, deutschen Mann! Die Geschichte nennt Friedrich des Weisen Namen mit Ehrfurcht, mit Freude und mit Liebe, und noch heute blickt Sachsen mit Stolz auf einen solchen Regenten zurück.

Nachdem also Luther bei des Kurfürsten kluger Zurückhaltung die gährenden Massen wieder beruhigt, gelang es ihm endlich, auch dem unruhigen Karlstadt Schweigen aufzulegen. Unter dem vereinten Wirken Luthers und Melanchthons schritt nun das große Werk im Stillen ruhig fort; doch sollten es zwei wichtige, wenn auch sehr verschiedene Ereignisse bald in ein neues Stadium führen. Es waren dies der Tod Friedrichs des Weisen und Luthers Verheirathung.

Gedenken wir letzterer zuerst, um später weniger aus dem Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs der Reformation gerissen zu werden.

Mehrere Geistliche waren bereits Luthern durch ihre Verheirathung vorausgegangen; ganze Klöster standen überdies entvölkert, und Luther selbst hauste fast allein noch mit dem Prior in dem seinen. Da man aber auch unterdessen die Predigt zum Hauptgegenstand des Gottesdienstes erhoben und die Privatmessen fast gänzlich abgeschafft hatte, sah Luther ein, daß auch er einen Schritt thun müsse. Er legte sonach im Dezember 1524 die Mönchskutte ab und verließ gleichfalls das Kloster. Eltern und Freunde hatten ihm ohnehin längst mit der Bitte: sich doch auch zu verheirathen, zugesetzt; allein Luther wollte lange nichts davon wissen, da ihn die große Sache und sein Studium zu vielseitig in Anspruch nahmen. Trotzdem zog ihn sein deutsches, häuslichem Stillleben geneigtes Gemüth selbst nach diesem Schritt, so wie er wohl einsah, daß sein Beispiel von großen, ja von unberechenbaren Folgen für die Reformation sein müsse, indem alsdann Massen von Priestern folgen und somit dem Klosterleben der Stab gebrochen, dem Staate aber, den menschlichen Gefühlen und dem bürgerlichen Leben viele wackere Männer und Frauen gewonnen würden.

Schon ein Jahr zuvor hatten sich neun Nonnen aus dem Cistercienser-Kloster Nimptschen geflüchtet und unter seinen Schutz gestellt. Er hatte dazumal ihrem Vertrauen entsprochen und sie theils bei ihren Verwandten wieder untergebracht, theils sonst für ihr Auskom-

men gesorgt. Unter ihnen befand sich damals auch ein liebes, sanftes und frommes Wesen, Catharina von Bora, dessen Bescheidenheit Luther vor Allen angesprochen. An diese dachte Luther zurück, als er sich endlich zum Heirathen entschlossen, und die Wahl, die sich später als eine sehr glückliche bewährte, mochte wohl ebenfalls zur Reife des Entschlusses mit beigetragen haben. Die Trauung fand den 13. Juni 1525 zu Wittenberg durch Luthers Freund, Dr. Buchenhagen, ersten Prediger an der dortigen Stadtkirche, statt. Der Bund, den Beide hier schlossen, war für sie ein höchst glücklicher. Luther fand in seiner lieben „Frau Käthe", wie er sein Weib zu nennen pflegte, eine treue und liebevolle Lebensgefährtin, und wie unendlich glücklich und selig ward es dem edlen Mann ums Herz, wenn er so manchmal in seinem vielbewegten Leben aus den Stürmen der Welt in den stillen und traulichen Kreis seiner Familie flüchten konnte. Hier ergötzte er sich dann, umgeben von seinen Freunden Amsdorf, Jonas, Buchenhagen und Anderen an fröhlichem Gespräch, Gesang und Musik, und stärkte sich so zu neuem Kampfe und neuer Thätigkeit. Catharina brachte ihm sechs Kinder zu, drei Töchter und drei Söhne *). Das Erste war den 7. Juni 1526, also sechs Tage weniger als ein Jahr nach seiner Verheirathung geboren worden. Sie waren sein Glück und sein Stolz, und oft hörte man ihn sagen: „Nun sehe ich recht, welche Freude und Wonne der Papst und seine Geistlichen entbehren."

Daß es die Gegenpartei hierbei nicht an Verunglimpfungen Luthers fehlen ließ, kann man sich denken. Luther aber verachtete solche armselige Umtriebe und freute sich seines neuen Standes, der ihn erst zu einem wahren Gliede der bürgerlichen Gesellschaft machte. Auch blieb die gewünschte Wirkung nach Außen nicht aus, denn von nun an folgten immer mehr Geistliche dem Beispiele des Reformators, so daß dem Mönchswesen und dem Cölibat der Keim des Unterganges bereitet war.

Von noch größerem Einfluß mußte der Tod Friedrich des Weisen werden. Da er kinderlos starb, so folgte ihm sein Bruder Johann der Beständige, ein gleich edler Fürst, der mit der Umsicht seines Vorgängers Entschlossenheit und Muth verband. Seiner Ansicht nach kam es jedem Fürsten zu, wie an Rang und Würde, so auch an Tugend, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe der Erste des Volkes zu sein; und strebten seine Unterthanen nach Befreiung von un-

*) Johannes, Elisabeth, Magdalena, Martin, Paulus und Margaretha.

würdiger Geistesknechtschaft, so wollte er, als ihr Beherrscher, wahrlich um so weniger die Schmach römischer Bevormundung tragen. Kurfürst Johann erklärte sich daher laut und entschieden für Luther und dessen Lehre, so wie gegen alle Uebergriffe des Papstthums und die daraus entstandenen Mißbräuche.

Aber er erklärte sich nicht nur dafür, sondern er that auch etwas. Auf Luthers Rath und unter dessen Leitung wurde sofort in Sachsen eine Kirchen- und Schulvisitation vorgenommen, in deren Folgen man die kirchlichen Angelegenheiten auf gesetzlichem Wege ordnete, untaugliche Geistliche entfernte, Superintendenten, d. h. geistliche Oberaufseher bestellte, den deutschen Gottesdienst nebst Predigt und deutschem Gesang einführte, und das heilige Abendmahl als unter beiden Gestalten zu empfangen festsetzte. Melanchthons Werk: „Unterricht für die Visitatoren an die Pfarrherrn", und Luthers großer und kleiner Katechismus wurden dabei zu Grunde gelegt.

Luthers Katechismus war für die damalige Zeit und die obwaltenden Verhältnisse ein ganz vortreffliches Buch; keineswegs handelt man aber in unseren Tagen in Luthers Geist, wenn man jetzt, nach 300 Jahren, noch immer unbedingt und ohne jede zeitgemäße Verbesserung nach diesem Katechismus lehren will. Luthers scharfer Verstand sah solche Befangenheit voraus, er erklärte daher schon damals: „Wir wollen nicht neue päpstliche Decretales aufwerfen!" und ferner: „Ich selbst bin um deßwillen meinen Büchern feind und wünsche oft, daß sie möchten untergehen, darum, daß sie den Leser nicht möchten aufziehen, hindern und abhalten, daß er die Schrift selbst lese."

Und in dieser Bescheidenheit bewährt sich Luther in seiner wahren und strahlendsten Größe, und beweist, daß es ihm nie in den Sinn gekommen, seine Ansicht als eine für alle Zeiten geltende Norm aufzustellen.

Möchten die Theologen der Gegenwart dies wohl erwägen, um nicht vor ihrem Meister erröthen zu müssen.

Die Folgen solcher durchgreifenden Reform waren für Sachsen von unberechenbarem Segen, so wie sie die Grundlage seiner späteren Blüthe wurden.

Freudig drückt hier die Geschichte die ewig strahlende Sternenkrone wohlverdienten Ruhmes noch auf ein anderes fürstliches Haupt. Sie schmückt die Stirne Philipp des Großmüthigen,

des jugendlichen und talentvollen Landgrafen von Hessen. Auch er hielt das römische Kirchenjoch für eine, eines deutschen Fürsten und Volkes unwürdige Bürde; auch seine Seele war stark und groß genug, der Wahrheit, dem Lichte, der Vernunft und dem geistigen Fortschritte Raum zu gönnen; auch er führte daher die Reformation, nach Sachsens Vorgang, ein, nannte sich laut und öffentlich „evangelisch", und äußerte einst: „daß er lieber Land und Leute, Gut und Blut hingeben, als die erkannte Wahrheit verläugnen wolle!" Unter seiner Aegide erstand zu gleicher Zeit in Marburg eine Landesuniversität,*) welche aus eingezogenen geistlichen Gütern dotirt wurde. Ebenso verwandte man die übrigen Klostergüter und ihre Gefälle zur Errichtung von Erziehungsanstalten, Irrenhäusern und Versorgungsinstituten für Kranke und Hülflose. Hiermit schien dem Landgrafen von Hessen aber noch nicht genug geschehen; den Anmaßungen der römischen Partei mußte auch eine Ehrfurcht gebietende Macht entgegengesetzt werden, und so schloß Philipp der Großmüthige 1526 zu Torgau ein Bündniß mit dem Kurfürsten Johann dem Beständigen zur Sicherstellung der neuen Lehre, und diesem Bündniß traten später auch noch die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig-Lüneburg, die Grafen von Mansfeld und der Fürst von Anhalt bei.

Ein gleich gutes Beispiel gab der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des deutschen Ritterordens. Auch er erklärte sich 1525 bereits für die Reformation, nahm Preußen als erbliches Herzogthum von Polens Krone zu Lehn, und trat auf die Seite der Evangelischen. Auch zu Hamburg, Lübeck, Breslau, Nürnberg, Straßburg und Magdeburg fand die neue Lehre Anklang, nachdem Frankfurt am Main den Impuls hiezu gegeben und schon 1522 im Katharinenkloster das gereinigte Wort Gottes hatte predigen lassen. **)

Durch den Beitritt so mächtiger Kräfte gewann nun die neue Lehre natürlich immer weiteren Boden, zugleich trennte sich aber auch Deutschland in zwei feindliche Lager, die sich von Tag zu Tag schroffer entgegentraten. So ließ, während sich im nördlichen Deutschland so viele edle Fürsten für den Fortschritt erklärten, Baiern einen evangelischen Geistlichen verbrennen. Auch die Politik mischte sich nun ins

*) Einweihung den 30. Mai 1527.

**) Kirchners Geschichte von Frankfurt, 2. Th. S. 12.

Spiel, und zwar um so mehr, als einzelne Großen des Reichs, durch des Kaisers Abwesenheit ermuthigt, die reformatorische Bewegung benutzten, ihre Macht zu vergrößern.

Kaiser Karl hielten nämlich auswärtige Kriege vom Reiche fern, so daß an eine Ausführung des Wormser Ediktes gar nicht zu denken war. Ein Reichstag zu Nürnberg war erfolglos vorübergegangen; nun sollte ein zweiter zu Speier (1529) die Religionsangelegenheiten ordnen; aber auch hier erschien der Kaiser nicht selbst, sondern ließ sich durch seinen Bruder Ferdinand vertreten. Die Mehrzahl der hier versammelten Reichsstände waren Katholiken, daher ein Beschluß zu Stande kam, der einem Verbot der neuen Lehre fast gleich geachtet werden konnte, wenigstens gedachte man ihr alle weitere Verbreitung abzuschneiden. Dies konnten sich natürlich die evangelischen Stände nicht gefallen lassen; sie verwahrten sich daher gegen diesen Beschluß und legten den 19. April 1529 eine Protestation gegen denselben ein, in der sie erklärten: Sie könnten in Sachen, welche Gottes Ehre und der Seelen Heil angingen, nur Gott als ihren König und Richter anerkennen. Stimmenmehrheit könne in solchen Dingen nicht entscheiden, sondern hier müsse Jeder vor sich selbst stehen und Gott Rechenschaft geben. Uebrigens fußten sie auf der heiligen Schrift, deren klare Worte Niemand umzustoßen vermöchte. Zugleich apellirten dieselben in ihrem Namen und im Namen ihrer gleichgesinnten Unterthanen an den Kaiser und ein unparteiisches deutsches Concil. Von dieser Protestation aber, zu welcher sich die evangelischen Stände genöthigt sahen, erhielt die neue Kirche den Namen „protestantische Kirche", „weil sie", wie der protestantische Pfarrer Carl Ludwig Sackreuter in seiner Religions- und Kirchengeschichte (2. Thl. S. 57) trefflich sagt: „alle Glaubensbeeinträchtigung durch Gewalt oder menschliches Ansehen, allen Glaubens- und Gewissenszwang in Sachen der Religion verwirft, und das Recht freier Selbstprüfung nach den richtig erklärten Aussprüchen der heiligen Schrift allen ihren Bekennern sichert und zur Pflicht macht; auch fortwährend Widerspruch einlegt und ewig einlegen wird gegen alles unchristliche und unbiblische Wesen, es finde sich in oder außer der Gemeinschaft ihrer Glaubensgenossen. Der ächte Protestant erkennt also bloß das Evangelium nach seinem wahren Sinne, als einzige Quelle des christlichen Glaubens und Lebens und Norm der christlichen Lehre an, und

sein unermüdliches Streben geht so lange auf die Vertheidigung der Wahrheit, bis der Sieg errungen ist."

Unterdessen hatte seine deutsche und spanische Majestät, Kaiser Karl V., Frankreich besiegt und mit Rom Friede geschlossen. Karl dachte daher auch einmal wieder an sein deutsches Reich, in das er jedoch mit einem ächt römischen Haß gegen die Neuerer in Religionssachen einzog. Auf einem Reichstag zu Augsburg sollte, seinem Willen nach, die Bewegung niedergeschlagen werden. Nur mit Mühe gelang es daher den evangelischen Fürsten, bevor ein Reichsbeschluß gefaßt wurde, ein Bekenntniß ihres Glaubens der Versammlung vorlegen zu dürfen, damit die Anwesenden nur im Stande wären, ein richtiges Urtheil über die neue Lehre zu fällen.

Diese Entwicklung der protestantischen Grundsätze, die uns unter dem Namen der „Augsburger Confession" bekannt ist, hat der sanfte Melanchthon verfaßt, und in ihr mit der ihm eigenen Milde das Aeußerste aufgestellt, was man thun könne, um mit der alten Kirche im Frieden zu bleiben. Luther, den der Kurfürst nicht nach Augsburg gelassen, da er noch in der Reichsacht war, billigte dieselbe, obgleich sie ihm zu mild war.

Am 25 Juni 1530 wurde nun diese „Confession" dem versammelten Reichstage durch die beiden kursächsischen Kanzler, Dr. Brück und Dr. Beyer, in lateinischer und deutscher Sprache übergeben.

Der deutsche Kaiser, der freilich kaum deutsch verstand, und von der öffentlichen Vorlesung einen schlimmen Erfolg fürchtete, wünschte, man möge die Schrift lateinisch vortragen; dies gab aber der Kurfürst von Sachsen nicht zu, indem er rief: „Auf deutschem Grund und Boden soll man billig in deutscher Sprache lesen und hören!"

Dies geschah denn auch, und Seine spanisch-deutsche Majestät hatten sich in dem Eindruck, den sie machte, so wenig geirrt, daß selbst der Bischof von Augsburg gestehen mußte: „Das ist lautere Wahrheit, wir können es nicht läugnen!" und Baierns Herzog sich zu einem römisch-katholischen Gelehrten wandte und rief: „Ei, man hat mir doch viel anders von des Luther Lehre gesagt." Der Gelehrte vertröstete ihn hierauf mit der Versicherung, daß wenn sie das Bekenntniß auch nicht mit der heiligen Schrift widerlegen könnten, so würden sie es doch aus den Kirchenvätern widerlegen. Dies machte indessen den Herzog noch stutziger, so daß er mißmuthig sagte: „Nun denn! so höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift, und wir sitzen draußen!"

Den allzutiefen Eindruck zu verwischen, welche die Confession der Evangelischen gemacht, ließ der Kaiser sofort von römisch-katholischen Gelehrten eine Widerlegung derselben, Confutation, ausarbeiten und vortragen. Dies Machwerk war aber so schwach und erbärmlich, daß es die Sache und den Muth der Protestanten nur hob. Melanchthon schrieb hierauf noch eine weitere und gründlichere Vertheidigung der Augsburger Confession; diese Schutzschrift (Apologie) nahm indessen der Kaiser gar nicht an, sondern erklärte in dem sofort folgenden Reichstagsabschiede vom 19. November 1530, daß er seine ganze Macht aufbieten würde, die neue Lehre gänzlich auszurotten. Die evangelischen Fürsten hätten sofort zur Mutterkirche zurückzukehren; im Fall des Ungehorsams aber würden sie, so wie Jedermann, der bei der ketzerischen Lehre Luthers verbleibe, weß' Standes er auch sei, an Leib, Leben und Gut gestraft werden.

Nachdem nun die Angelegenheiten der Protestanten eine so ungünstige und bedrohliche Wendung genommen, sahen die evangelischen Fürsten ein, daß sie auf Alles, selbst auf einen bewaffneten Angriff gefaßt sein müßten. Ihr Entschluß stand daher fest, in diesem Fall die Freiheit des Glaubens auch mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen. Dies konnte indessen nur durch Vereinigung gelingen, und so berief der heldenmüthige Landgraf Philipp von Hessen seine Freunde nach Schmalkalden, woselbst sie den 27. Februar 1531 das, unter dem Namen des „Schmalkaldner Bundes" bekannte Schutz- und Trutzbündniß schlossen. An die Spitze desselben traten Philipp von Hessen und Sachsens Kurfürst, Johann der Beständige.

So stand denn ein Religionskrieg zu erwarten. Glücklicherweise kam es indessen damals noch nicht dazu, da die Türken den Kaiser so arg in Oesterreich bedrängten, daß er um jeden Preis im Inneren des Reiches Frieden und von den Reichsfürsten Unterstützung erlangen mußte. Ein abermaliger Reichstag zu Nürnberg, den 23. Juli 1532 brachte sonach einen Vertrag zu Stande, nach welchem die Beschlüsse von Worms und Augsburg bis zur Abhaltung eines allgemeinen Concils ruhen sollten.

Von einem allgemeinen deutschen Concil wollten aber die Päpste nichts wissen, da sie wohl einsahen, daß wenn ein solches zu Stande käme, die Stimme der Protestanten, durch die gerechten Beschwerden der Völker unterstützt, zu mächtig werden und somit vielleicht Zugeständnisse ertrotzen würde. Papst Clemens VII. ergriff daher das beliebte politische Beruhigungsmittel: er versprach ein Concil, zog

aber, da er nicht daran dachte, eines zu halten, die Welt mit diesem Versprechen bis an sein seliges Ende herum. Paul III. dagegen brauchte einen andern Kniff. Er schrieb wirklich eine Kirchenversammlung aus; die aber nicht auf deutschem Grund und Boden, sondern kluger Weise in Italien, in Mantua, gehalten werden sollte.

Aber die deutschen Fürsten bedankten sich, ihr gutes Recht in Italien zu suchen, und erklärten: daß, so nöthig eine Kirchenversammlung sei, sie sich keinen Falls dem Spruch einer italienischen, also natürlich vom Papst beherrschten, unterwerfen würden. Dennoch gab man die Hoffnung auf ein deutsches Concil noch nicht ganz auf, und da der Stand der Dinge protestantischer Seits eine scharf ausgesprochene Glaubensnorm erforderte, so beauftragte der Schmalkaldner Bund Luther, eine Glaubensbekenntnißschrift in diesem Sinne auszuarbeiten. Luther verfaßte hierauf eine Reihenfolge von Artikeln, welche auch den 15. Februar 1537 zu Schmalkalden angenommen und unterzeichnet wurden, und daher den Namen Schmalkaldner Artikel erhielten. Sie stimmen im Wesentlichen mit der Augsburger Confession überein, nur treten sie entschiedener auf.

Diese Schmalkaldner Artikel bilden nun, nebst der Augsburger Confession, Melanchthons schon erwähnter Apologie, und Luthers großem und kleinem Catechismus, die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche. *)

Die Reformation siegte indessen auch in Würtemberg; so wie sie sich bis nach Dänemark Bahn brach, dessen König dem protestantischen Bunde beitrat. Auch Moritz und August von Sachsen, und Kurfürst Joachim II. von Brandenburg thaten ein Gleiches.

Da nun den Kaiser immer wieder außerdeutsche Verhältnisse von den Reichsangelegenheiten entfernten, sahen sich die katholischen Fürsten genöthigt, sich ebenfalls enger zu vereinigen, und so stellten sie dem Schmalkaldner Bündniß einen sogenannten heiligen Bund (1538) entgegen. So ward die Aussicht für die Zukunft immer trüber, und als ein abermaliger Reichstag zu Regensburg (1541), nach anscheinender gegenseitiger Annäherung, mit einem, nur noch schärfer ausgesprochenen Zwiespalte endigte, kündigten die Kriegsrüstungen auf beiden Seiten den herannahenden Sturm.

Luther selbst, gebeugt von körperlichen Leiden und morsch geworden durch Arbeit und Kampf, sah mit Schmerz seinem lieben

*) Concordienformel 1580.

Deutschland harte Prüfungszeiten nahen. Sagte er doch einst mit prophetischem Scharfblick: „So lange ich lebe, wird es, so Gott will, keine Gefahr haben, und guter Friede in Deutschland bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet; es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder werden nach den Spießen greifen, und es wird in Deutschland übel stehen!“

Luther stand jetzt in seinem einundsechzigsten Lebensjahre. Er fühlte, daß seine physischen Kräfte merklich abnahmen, und so sehnte er sich herzlich nach Ruhe. Wo aber hätte er diese sicherer finden mögen, als auf jenem kleinen Gütchen Zeilsdorf bei Borna, welches ihm sein Freund und Gönner, der Kurfürst, geschenkt? Der ehrwürdige Greis nahm daher in seiner letzten Vorlesung von seinen Anhängern und Freunden Abschied und schloß mit den Worten: „Das ist nun meine Arbeit! Gott gebe, daß Andere nach mir es besser machen. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe.“ — Und so verließ er 1545 Wittenberg, um es mit seinem stillen Asyle zu vertauschen. Nicht lange sollte er indessen der Ruhe genießen; man vermißte ihn in Wittenberg so empfindlich, daß der Kurfürst und die Universität sich genöthigt sahen, den alten Lehrer so lange mit Bitten zu bestürmen, bis er nachgab und in die Stadt zurückkehrte. Und hier selbst war kein Friede für ihn. Die gräflich Mansfeldische Familie war in Streitigkeiten untereinander verwickelt; man wünschte Ausgleichung, und wandte sich, diese herbei zu führen, mit Vertrauen an Luther. Fühlte sich dieser nun auch schon unwohl, so glaubte er doch ein so wichtiges und segensvolles Geschäft nicht ablehnen zu dürfen. Zwar schrieb er einem Freunde: „Ich alter, abgelebter, müder, kalter, und nun auch einäugiger Mann, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredet oder gethan hätte. — Ich bin die Welt satt, und die Welt meiner; wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr!“

Dennoch aber folgte er dem Gebot der Pflicht und brach den 23. Januar 1546, begleitet von seinen Söhnen und einem alten Diener (Ambrosius Rutfeld) nach Eisleben auf. Aber der Ewige wollte, daß Dr. Martin Luther da sterben sollte, wo er das Licht der Welt erblickt. Immer schwächer und kränker werdend, brachte er die Aussöhnung der Mansfeldischen Familie in der That

zu Stande; aber er fühlte auch, daß sein Lebenskampf bald ausgeglichen werde.

Den Abend des 17. Februars mehrten sich seine Brustbeschwerden; dennoch war ihm ein kurzer Schlummer vergönnt. Als er nach einigen Stunden erwachte, reichte er den Umstehenden die Hände und sprach: „Betet zu unserm Herr Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn der leidige Papst zürnt hart!“ Erschöpft schlummerte er hierauf auf's Neue ein, während sich Aerzte und Freunde, unter diesen auch Graf Albrecht nebst seiner Gattin, um ihn sammelten. Alle Hülfe war indessen umsonst, — schweigend und ernst breitete der Engel des Todes seine Flügel über ihn aus.

Und Luther blickte dem Boten des Herrn ins bleiche, sanfte Antlitz, faltete die Hände und betete also: „O himmlischer Vater, du Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum geoffenbart hast, an welchen ich geglaubt, den ich bekennt und geliebt habe [den der Papst und seine ganze gottlose Rotte verfolgt und schmähet]. Ich bitte dich, Herr Jesu, laß dir meine Seele befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich Niemand reißen kann!“

Nach einer kleinen Weile reichte man ihm Arznei. Kurz darauf wiederholte er dreimal die Worte: „Vater, in deine Hände empfehl ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott!“ Er schwieg. — Da wandte sich Dr. Jonas noch einmal dem Scheidenden zu, und frug ihn: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, auch sterben?“ — und Luther antwortete ruhig und deutlich: „Ja! — — —“ und war nicht mehr.

Es war in der Nacht des 18. Februars 1546 zwischen zwei und drei Uhr.

Ein Schmerzensschrei durchflog Deutschland bei der Nachricht von Luthers Tod. Freunde und Feinde fühlten, daß ein großer Mann vom irdischen Schauplatz abgetreten.

Auf den Wunsch des Kurfürsten ward die entseelte Hülle des Entschlafenen nach Wittenberg zurückgebracht.

Es war ein Leichenzug von Eisleben bis Wittenberg. Allüberall nur dumpfer Glockenton, nur Thränen und Gebet. Die Leiche begleiteten die Grafen von Mansfeld und deren Hofstaat, der größte Theil des umwohnenden Adels und eine unzählige Masse Volks. In

er Nähe von Wittenberg angelangt, empfing die Universität, der ath und die Bürgerschaft den Trauerzug und geleitete ihn, unter udrang der ganzen Bevölkerung, nach der Schloßkirche. Hier endlich nd der Mann seines Jahrhunderts seine Ruhestatt. Melanchton nd Bugenhagn sprachen tiefgefühlte, herrliche Worte an seiner ruft, die bald eine einfache Messingplatte deckte, auf welcher bedeutam nur die Worte stehen:

„Dr. Martin Luther."

V.

Schmalkaldner Krieg.

Dr. Martin Luther hatte einst in düsterer Ahnung gesagt: Wenn ich sterbe, so betet; es wird wahrlich Betens brauchen, und nsere Kinder werden nach den Spießen greifen, und es wird in Deutschland übel stehen!"

Dies prophetische Wort sollte sich nur zu bald erfüllen!

Schon um die Zeit seines Todes fingen, auf das Gerücht, daß ich der Kaiser mit dem Papste zur Vernichtung der Protestanten verinigt habe, gegenseitige Kriegsrüstungen an, die namentlich von den Schmalkaldischen Bundesgenossen so eifrig betrieben wurden, daß sie ald eine Achtung gebietende Stellung einnahmen. Wirklich lag es azumal in der Hand der protestantischen Fürsten, ihrer Angelegenheit nit bewaffneter Hand Anerkennung zu verschaffen und Karl V. zu inem günstigen Religionsfrieden zu zwingen. Freilich konnte dies ur auf dem Wege eines Angriffs geschehen, und einen solchen, in einen Folgen nicht zu berechnenden Schritt zu machen, waren sämmtliche Bundeshäupter zu gewissenhaft. Nicht von protestantischer Seite sollte die Fackel des Krieges in den Schooß des theuren Vaterlandes geschleudert werden; daher begnügte man sich, jeden feindlichen Angriff vorbereitet zu erwarten. Anders dachte der Kaiser und seine spanisch-römische Partei. Das Zögern der ketzerischen Reichsfürsten benutzend, zog er so schnell als möglich, und gegen seinen, dem Reich geleisteten Eid, 8000 Mann spanische, 10,000 Mann italienische, und eine ähnliche Zahl niederländische Truppen an sich, während der, von Papst Paul III. zur Ausrottung der Ketzer verkündete Kreuzzug ebenfalls

Maſſen deutſcher Fanatiker unter ſeine Fahnen trieb. Endlich tra
Karl den 20. Juli 1546 öffentlich hervor, indem er über den Kur
fürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen die Reichsach
ausſprach. Herzog Moritz von Sachſen, mit der Vollziehun
deſſelben beauftragt, beſetzte ſofort Kurſachſen. War es nun auch z
billigen geweſen, daß die proteſtantiſchen Fürſten den Krieg zu begin
nen angeſtanden, ſo wird es unmöglich, ihr auch jetzt noch verfolgte
Prinzip des Zögerns zu vertheidigen. Hierdurch aber fand der Kaiſe
Zeit, von den ſüddeutſchen, proteſtantiſch-geſinnten Städten eine na
der anderen zu unterwerfen. Dazu kam der gewaltige Unterſchie
daß Kaiſer und Papſt den Fanatismus aufboten, und ihren Fahne
nun Menſchen folgten, die für ihre Religion zu kämpfen ſich bewu
waren; während die Schmalkaldiſchen ſich immer noch mit der fromme
Hoffnung täuſchten, einen Religionskrieg vermeiden zu können, un
daher auch nicht die Proteſtanten zu den Waffen riefen, ſonder
nur zum Schutz der Evangeliſchen ein Heer von Söldnern aufſtellte
Dies Heer aber löſte ſich im Spätherbſte zum größten Theile wied
auf und war im Frühling 1547 kaum wieder zuſammen gebracht, al
auch der Kaiſer in Sachſen hereinbrach. Hier kam es nun, den 2
April, auf der Lochauer Heide bei Mühlberg zur Schlacht, i
welcher das proteſtantiſche Heer nach verzweifelter Gegenwehr g
ſchlagen, der Kurfürſt ſelber aber, ſo wie der Herzog von Brau
ſchweig-Lüneburg gefangen genommen wurden. Hierauf wandte ſi
der Sieger Wittenberg zu, und ließ es, als die Kurfürſtin Anſta
machte, es zu vertheidigen, einſchließen. Auf ſolche Entſchloſſenhe
von Seiten einer Frau hatte der Kaiſer nicht gerechnet; um dieſel
indeſſen zu beugen, ließ er ſofort ein Kriegsgericht zuſammentrete
an deſſen Spitze er den Herzog Alba ſtellte, und den Kurfürſt
durch daſſelbe zum Tode verurtheilen. Johann ſpielte gerade m
ſeinem Leidensgefährten, Herzog Ernſt von Lüneburg, Schach, al
ihm dies Urtheil verkündet wurde; ruhig hörte er es an — und ſpiel
dann gelaſſen weiter. Anders wirkte die Nachricht natürlich auf ſei
Weib. Wittenberg wurde übergeben und dem Kurfürſten dadur
das Leben gerettet, nachdem er freilich für ſich und ſeine Kinder, z
Gunſten des ehrgeizigen Herzogs Moritz, nicht nur auf die kurfürſ
liche Würde, ſondern auch auf ſeine ſämmtlichen Länder verzichtet hat

Vermochte ſich aber auch der unglückliche Fürſt von Allem z
trennen, was ihm im Leben lieb und theuer geweſen, ſo blieb er doc
Einem treu, und dies eine war ſeine religiöſe Ueberzeugung. Al
der Kaiſer nämlich verlangte, er ſolle ſich hierin dem Urtheil ein

Concils unbedingt unterwerfen, entgegnete er entschieden: „Mit nichten, wir wollen bei der Lehre und bei dem Bekenntniß, so wir zu Augsburg mit übergeben haben, beständig verharren, und lieber die Kur, Land und Leute, ja selbst den Hals hergeben, als uns von Gottes Wort abreißen lassen!“

Aber auch der Kaiser zeigte sich hier edel. Solche Glaubenstreue anerkennend und ehrend, stand er von seinen Forderungen alsbald ab. In Wittenberg selbst ließ er, als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit den lutherischen Gottesdienst untersagt, dies Verbot sofort aufheben. Auch verlangte er Luthers Grab in der Schloßkirche zu sehen.

Es war ein feierlicher Moment, als Kaiser Karl V. an die Gruft trat, die in ihrem engen Raume die Hülle jenes großen Mannes umschloß. — Die Majestät selbst schwieg tief ergriffen. Da wandte sich Herzog Alba zu ihm und sprach: „Majestät, laßt die Gebeine des Ketzers ausgraben und verbrennen!“

Karl aber legte die Hand auf's Herz und entgegnete feierlich: „Lasset ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden; nur mit den Lebenden führ' ich Krieg, nicht mit den Todten!“

Noch eines tief ergreifenden Beispiels fürstlicher Größe und erhabener Glaubenstreue müssen wir gedenken. Auch den frommen protestantischen Fürsten Wolfgang von Anhalt-Zerbst trieb kaiserliches Heer aus seinem Ländchen. Das Schicksal nahm ihn bei dem Wort, daß er für seine bessere Ueberzeugung Land und Leute lassen, und mit einem Stecken auswandern wolle. Als er den letzten Blick scheidend auf seine Heimath warf, sang er mit lauter Stimme vertrauungsvoll: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Möge uns das Beispiel dieses edlen Fürsten ewig vorschweben, auf daß auch wir, in jeder Lage des Lebens, gleich fest, gleich aufopferungsfähig und gleich gottvertrauend an unserer Ueberzeugung halten mögen.

Nun wandte sich der Kaiser gegen den Landgrafen Philipp von Hessen. Von Widerstand konnte bei dem Einzelnen nicht die Rede sein. Philipp erklärte sich daher, um sein Land vor dem Verderben des Kriegs zu bewahren, zur Unterwerfung bereit. Auch nahmen sich die Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachsen seiner an. Der Bischof von Arras bekam daher Seitens des Kaisers den Auftrag, mit beiden Letzteren zu unterhandeln; in der

That legte dieſen denn auch der Biſchof einen Vertrag vor, in welchem dem Landgrafen von Heſſen bei freiwilliger Unterwerfung zugeſagt wird, daß er weder am Leben noch durch den Verluſt ſeiner Länder geſtraft, noch auch zu einigem (d. h. zu irgend einem) Gefängniß gebracht werden ſoll. Dieſer Vertrag ward Joachim und Moritz vorgelegt und von dieſen auch beifällig aufgenommen. Hierauf aber ließ der geiſtliche Herr koſtbaren Wein bringen und trank den beiden Kurfürſten ſo tüchtig zu, daß dieſe nicht bemerkten, wie man mit ſataniſcher Falſchheit das Wort einige (eenig) Gefangenſchaft in ewige (eewig) Gefangenſchaft verwandelte. Sie unterſchrieben daher ohne Bedenken im Namen des Landgrafen. Als ſich dieſer nun aber vertrauungsvoll zu Halle ſtellte, verhaftete ihn Herzog Alba und führte ihn als des Kaiſers Gefangenen nach Mecheln.

Auf deutſch nennt man ſolche Handlung ein Bubenſtück, und daß es ein ſolches ſei, erklärte ſchon damals der Kurfürſt von Brandenburg, der ſogar gegen den Biſchof von Arras das Schwert zückte; aber Rom iſt eine ſolche Handlungsweiſe gegen einen deutſchen Fürſten nicht übel zu nehmen, denn der deutſche Fürſt war ja ein Ketzer, und daß man einem Ketzer kein Wort zu halten brauche, war ja von Conſtanz her allbekannt!

Unterdeſſen hatte ſich Rom gezwungen geſehen, auf die dringenden Forderungen des Kaiſers und der übrigen Fürſten hin, eine Kirchenverſammlung zu eröffnen. Sie ſollte, wie bekannt, auf deutſchem Boden abgehalten werden, wozu die Päpſte indeſſen nicht geneigt waren. Endlich vereinigte man ſich dahin, daß man das Concil nach Trident, der Hauptſtadt des italieniſchen Tyrols, ausſchrieb. Die Eröffnung deſſelben fand am 13. December 1545 ſtatt; da jedoch Rom auch jetzt nichts von einer durchgreifenden Reform wiſſen wollte und ſich an Deutſchlands Gränze immer noch zu viel beengt hielt, ſo benutzte der päpſtliche Legat del Monte ſchon am 9. März 1547 den Vorwand: die Peſt ſei ausgebrochen, und erklärte, daß das Concil nach Bologna in Oberitalien verlegt ſei.

Sobald der Kaiſer hiervon Nachricht erhielt, drang er auf Rückkehr der Prälaten nach Trident, die indeſſen der apoſtoliſche Stuhl verweigerte, ſo daß das Concil auf einige Zeit in völlige Stockung gerieth. In Deutſchland ſchrieb Karl V. dagegen eine Vorſchrift aus, wie es einſtweilen ad interim mit den kirchlichen Angelegenheiten gehalten werden ſolle. Gab nun auch dies Interim den Proteſtanten den Gebrauch des Kelches und die Aufhebung des Cölibates zu, ſo verordnete es doch andererſeits: daß alles Uebrige beim Alten

zu verbleiben habe. Die Maßregel war demnach eine halbe, und verletzte somit beide Parteien. Allein man blieb nicht einmal bei der neuen Verordnung stehen, sondern erlaubte sich ihrer ohnerachtet sogar neue Unterdrückung der Evangelischen. Dies Alles, so wie die abscheuliche Behandlung, welche die beiden gefangenen protestantischen Fürsten zu dulden hatten, entfremdeten dem Kaiser die Herzen seiner deutschen Unterthanen immer mehr. Besonders fühlte sich Kurfürst Moritz von Sachsen dadurch verletzt, dem es sogar zu Ohren kam, daß man dem Kaiser den Vorschlag gemacht, seinen unglücklichen, zu Mehseln gefangen gehaltenen Schwiegervater durch langsam wirkendes Gift auf die Seite zu schaffen. Als aber Karl V. endlich sogar noch seinen, von Pfaffen geknechteten Sohn, den spanischen Philipp, zur Reichsnachfolge vorschlug, wodurch Deutschland ohnfehlbar zu einer spanischen Provinz, seine Fürsten zu Vasallen jener Krone herabgesunken und jede Spur einer Reformation unter Philipp und seinen Alba's mit Feuer und Schwert vertilgt worden wäre, da riß Moritz die Geduld, die ihm Ehrgeiz bis dahin auferlegt, und so beschloß er, seinen Vortheil jetzt in dem Abfall vom Kaiser findend, sich auf die Seite der Schmalkaldner zu werfen und durch die Partei seiner protestantischen Glaubensgenossen seine zukünftige Größe zu gründen.

Zu diesem Ziele vermochte aber nur Schlauheit zu führen. Kurfürst Moritz behielt demnach die Maske der Freundschaft gegen den Kaiser vor der Hand noch bei, ja er ließ sich den Auftrag ertheilen, die hartnäckig protestantische Stadt Magdeburg zu züchtigen. Unter dem Vorwande aber, dies zu bewerkstelligen, sammelte er vor Magdeburgs Mauern ein ehrfurchtgebietendes Heer, und verband sich im Geheim mit den übrigen protestantischen Fürsten. Als dies aber geschehen, trat er plötzlich als Retter der jungen Kirche hervor, indem er zuvörderst von Karl freie Religionsübung für seine Glaubensgenossen forderte, und, als der Kaiser eine solche Zumuthung mit Verachtung zurückwies, sogar mit Heeresmacht gegen denselben zog, und ihm unweit Passau eine Niederlage beibrachte. So sah sich der Kaiser, bald auch noch durch die Türken bedrängt, endlich genöthigt, mit Moritz (31. Juli 1552) den sogenannten Passauer Vertrag abzuschließen. Nach dem Passauer Vertrag sollte der Krieg eingestellt werden, wogegen der Kaiser den Protestanten alle bürgerlichen Rechte, so wie freie Religionsübung zugestand, die gefangenen Fürsten ihrer Haft entließ, binnen sechs Monaten einen Reichstag zur Ordnung der Religionsangelegenheiten zu berufen ver-

ſprach, alle den Evangeliſchen ungünſtige Verordnungen, die bisher erſchienen waren, aufhob, und dem Reichskammergericht auch proteſtantiſche Beiſitzer zugab.

Kurfürſt Moritz von Sachſen hatte ſich ſomit allerdings den Ruhm erworben, der Retter der proteſtantiſchen Kirche geworden zu ſein. Doch ſollte er ſeinen Triumph nicht lange überleben, indem er ſchon nach Jahresfriſt durch Mörderhand fiel.

Das Jahr 1555 brachte denn auch den, im Paſſauer Vertrag verſprochenen Reichstag. Er wurde nach Augsburg ausgeſchrieben.

Von Vereinigung der Parteien konnte auf ihm natürlich nicht mehr die Rede ſein. Deutſchland war des Kampfes müde, und ſo kam denn endlich (den 26. Sept.), 38 Jahre nach Luthers Anſchlagen der Theſes, ein Religionsfriede zu Stande, nach welchem, mit Zugrundelegung des Paſſauer Vertrags, von Kaiſer und Reich feſtgeſtellt wurde: daß den Katholiken, ſo wie den Anhängern der Augsburger Confeſſion von nun an gleiche Rechte und gegenſeitige freie Religionsausübung zuſtänden; wobei Letztere in dem Beſitz der bereits erworbenen Kirchengüter zu verbleiben hätten. Ferner dürfe Niemand des Glaubens wegen gekränkt werden, auch ſei jede Proſelytenmacherei unterſagt; wohl aber dürften diejenigen, die ſich ihres Glaubens wegen in einem Lande unbehaglich fühlten, gegen billige Nachſteuer in andere Länder ziehen.

Natürlich proteſtirte Rom gegen dieſen Reichstagsabſchluß; denn Roms Intereſſe war ja damals dem Intereſſe Deutſchlands ſo fremd, als es ihm noch jetzt iſt. Was kümmerte es den römiſchen Papſt, ob ſich Deutſchland in den jammervollſten Kriegen verblutete; ſeine Politik ſtellte nur eine Forderung, und dies war: allgemeine Unterwerfung unter ſeine Herrſchaft!

Und ſo werden wir denn in der That ſehen, daß das unendliche Elend, welches in der Folge über Deutſchland durch jenen „geiſtlichen Vorbehalt" (reservatum ecclesiasticum) in langjährigen Kriegen hereinbrach, einzig die Folge jener, dem Intereſſe Deutſchlands ſo ganz fremden römiſchen Politik war.

Werfen wir hier noch einen flüchtigen Blick auf Kaiſer Karl V., deſſen Haar unter den Stürmen der Reformation ergraut war. Herr unermeßlicher Reiche, zerſplitterte gerade die Ausdehnung derſelben ſeine Kraft; ſo wankte er jetzt, gepeinigt von Gicht, niedergebeugt durch die Erfahrung, daß er den beſten Theil ſeiner Kräfte in einem

utzlosen Kampfe gegen den ewig unaufhaltsam fortschreitenden Geist ergeudet, angeekelt von dem Gefühl der Nichtigkeit, mitten im Glanze es Erdenlebens, dem Grabe zu. Seine gepeinigte, mit der Welt erfallene Seele sehnte sich nach Ruhe. Am 25. Oktober 1555 überab er daher in Brüssel die Regierung der Niederlande seinem Sohne hilipp, zu dessen Gunst er ein Jahr später auch auf Spanien erzichtete. Dem deutschen Reiche dagegen überbrachte Wilhelm on Oranien den 7. September 1556 die Abdankung des Kaisers u Gunsten seines Bruders Ferdinand.

Als sich Karl somit seiner Bürden entledigt, zog er sich in das panische Kloster Sankt Just in Estremadura zurück. Hier beschäftigte r sich mit Andachtsübungen, Gartenbau und mechanischen Arbeiten, unter welch' letztere namentlich die Anfertigung von hölzernen Uhren gehörten. Als er sich einst vergebens abgemüht, zwei solcher Uhren u einem Gang zu bringen, rief er endlich aus: „Ich vermag dies leine nicht, und doch wollte ich Thor so viele Menschen zu einem Glauben bringen!"

Seine Schwermuth wuchs indessen merklich, so daß er sogar bei ebendigem Leibe sein Leichenbegängniß, in einem Sarge liegend, eierte. Noch in demselben Jahre erreichte ihn indessen der Tod, der hn, den 21. September 1558, im sechsundfünfzigsten Jahre seines ebens heimführte.

Blicken wir nun, bevor wir zu Zwingli und Calvin übergehen, noch einmal auf die krankhaften Ausartungen der Reformation zurück.

VI.

Der Bauernkrieg und die Münsterischen Unruhen.

Vor allen Dingen müssen wir hier jenes furchtbaren Bauernaufstandes erwähnen, der in den Jahren 1524 und 1525 Deutschland wie eine Furie durchraste.

Dieser Bauernaufstand war aber in keiner Beziehung durch die Reformation hervorgerufen worden, sondern die natürliche Folge einer schmählichen Unterdrückung der niederen Klassen. Die Gährung war vorhanden, ehe Luther aufgetreten, indem schon,

von 1476 an das Losungswort: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ die Bauern in verschiedenen Gegenden zu den Waffen rief. Dagegen ist es Thatsache, daß religiöse Schwärmer, wie Carlstadt und Thomas Münzer, durch ihren Fanatismus Oel in die Flammen gossen. In ihren verbrannten Gehirnen spuckten die Ideen geistiger Freiheit bunt durcheinander, und gebaren endlich das Ungethüm eines, auf mißverstandene Bibelstellen gegründeten Radikalismus.

Schwerlich kann man sich in unseren Zeiten einen richtigen Begriff von dem ungeheuren, ja unmenschlichen Druck machen, der zu Luthers Zeiten namentlich auf dem Bauer lastete. Ihn peinigte des Grundherrn Vogt für sich und jenen; ihm trat der Junker beim Waidwerke die Saaten nieder; ihm lagerte sich der rohe Lanzknecht in die Hütte; ihm trieb der Raubadel seine Heerden weg, und wenn er nach den Frohntagen matt und muthlos in die Kirche ging, drang ihm der Pfaff den letzten Pfennig und das letzte Zinshuhn ab. Ja, selbst der Tode mußte noch geben! Man nahm ihm sein bestes Kleid und Viehstück als Todessteuer, „Todfall“ oder „Besthaupt“ weg.*)

Mit einem Wort, der Bauer schmachtete in einer so unerträglichen Leibeigenschaft, er seufzte unter so übermäßigen Lasten, daß er sich lieber wie ein Hund todtschlagen lassen wollte, als länger so zu leben.

„Der Krug aber geht so lange zum Wasser, bis er bricht!“ und die mißhandelte Menschheit duldet so lange, bis ihr die Geduld ausgeht. Dann aber wehe der Welt! wenn sich Massen empören, die nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittert nicht!

So zerrissen denn auch die Bauern ihre Sklavenketten, und die entfesselten Hände griffen nach Sense und Dreschflegel, und ein furchtbares Gericht brach über die adligen Zwingherrn und die reiche Klosterpfaffheit herein. Der Nothschrei des Bauernstandes galt den zertretenen Menschenrechten. Man verlangte Abschaffung der unerschwinglichen Zehnten, Zinsen und Steuern, man verlangte Befreiung aus der Leibeigenschaft der Frohne, man wollte als Mensch und nicht

*) Böttiger, Geschichte des deutschen Volkes.

schlechter als Thier behandelt sein, man schrie nach der Möglichkeit, sich satt essen zu können!

Luther, der ein Herz für das unglückliche Volk hatte, erkannte die meisten seiner Forderungen als gerecht; er suchte daher auch die Fürsten und den Adel zu einer vernünftigen Nachgiebigkeit zu bewegen. Unglücklicherweise mißverstanden ihn hierin aber die rohen Haufen, und brachen, von den Streiflichtern halbbegriffener biblischer Wahrheiten in ihrem Beginnen bestärkt, und von Schwärmern, wie Carlstadt, fanatisirt, nun auf allen Seiten zu offenen Gewaltthätigkeiten los.

Den Aufstand verschuldete daher weder Luther noch seine Lehre, sondern die Tyrannei des Adels und der Geistlichkeit. Es war ein Sturm der Verzweiflung, der sich durch die Religion nur beschönigen und rechtfertigen wollte, der aber jedenfalls auch ohne die Reformation losgebrochen wäre.

Wie eine furchtbare Lawine wälzte sich der Aufstand jetzt vom Bodensee bis an die Donau, vom Rhein bis nach Franken, Hessen und Thüringen. Die Wuth und Grausamkeit der zur Verzweiflung getriebenen rohen, jedem Anflug menschlicher Bildung fremden Massen, kannte keine Gränzen. Sie fielen mit solch' gräßlichem Rachedurst über ihre Peiniger her, daß Luther, voll Entsetzen zurückschaudernd, ausrief: „Ich meine, daß kein Teufel mehr in der Hölle sei, sondern daß sie allzumal in die Bauern gefahren sind!" — Er schrieb daher von nun an, bange, seine heilige und reine Sache böswillig mit jenen ungesetzlichen Handlungen vermischt zu sehen, auf das Entschiedenste gegen die Bewegung.

Während dessen gingen, allein in Thüringen, nahe an 200 Burgen und 28 Klöster in Flammen auf.

In Würtemberg dämpfte der Truchseß von Waldburg den Aufruhr, indem er bei Böblingen und Sindelfingen an 8000 Bauern todtschlug. 7000 fielen bei Königshofen, 8000 auf dem Wege nach Würzburg, 5000 bei Pfeddersheim ohnweit Worms.

In Mühlhausen in Thüringen trieb um jene Zeit (1525) der Pfarrer Thomas Münzer sein Wesen. Münzer war ein finsterer Schwärmer, der sich den Kopf durch das Studium mystischer Schriften erhitzt hatte, so daß er, am Buchstaben klebend, das tausendjährige Reich der Frommen und Heiligen auf Erden einführen wollte. Daher seine Predigten von Gütergemeinschaft, die das Volk fanatisirten. An der Spitze des Pöbels setzte er nun die Obrigkeit ab und eine neue ein, deren Haupt er selbst war. Die Plünderung

aller Beſitzenden war nun das Nächſte; als ſich ihm aber endlich noch ein zweiter Schwärmer, mit Namen Pfeifer, beigeſellte und der tolle Haufe auf 8000 Köpfe heranwuchs, zog man gar zur weiteren Zerſtörung aus. Bei Frankenhauſen traf man indeſſen auf das vereinigte Heer Philipps des Großmüthigen von Heſſen und der Herzöge von Sachſen und Braunſchweig. Zwar boten die Fürſten den Münzeriſchen hier Verzeihung an; Münzer aber verſprach den Seinen, alle feindlichen Kugeln mit ſeinen Rockärmeln aufzufangen und fanatiſirte die Unglücklichen dermaßen, daß ſie ſich wie raſend auf die Feinde warfen.

Doch Münzers Rockärmel bewährten ſich ſchlecht; 5000 ſeiner Leute wurden niedergemetzelt, er ſelbſt aber gefangen genommen und nebſt 300 ſeiner Sinnesverwandten gefoltert und durch Henkershand hingerichtet.

Im Ganzen hat Deutſchland durch den Bauernaufſtand nahe an 150,000 kräftige Menſchen verloren, während ganze Länder in Verwüſtung lagen.

Die Verantwortung hierfür fällt ohne allen Zweifel der hohen Geiſtlichkeit und dem hohen Adel Deutſchlands zur Laſt; denn, wenn es auch gewiß Niemanden einfallen wird, das geſetzwidrige Verfahren der Bauern zu vertheidigen, ſo hätten doch die überreichen geiſtlichen Pfründner und die reichen adligen Grundbeſitzer durch ein vernünftiges, der Menſchlichkeit angemeſſenes Nachgeben, alle dieſe Schrecken und Gräuel, ſammt jenem furchtbaren Hinwürgen armer, verzweifelter Menſchen, vermeiden können.

Der Reformation aber dieſe Bewegung aufbürden zu wollen, iſt, zum Mindeſten geſagt, eine große Ungerechtigkeit.

Dagegen kommen wir nun auf eine andere Erſcheinung, die allerdings ein krankhafter Auswuchs der Reformation genannt werden kann: es iſt dies das Auftauchen der Wiedertäufer in ihrer grellſten Färbung. Mit Staunen werden wir dabei erkennen, zu welchem wahrhaften Wahnſinn pietiſtiſche Auffaſſung der Bibel und religiöſes Schwärmen führen können, wenn dem Gefühl das alleinige Recht der Herrſchaft zugewieſen und die ruhige Prüfung des Verſtandes aus geiſtiger Schwäche oder übertriebener Demuth zurückgewieſen wird.

Die Münzeriſchen Schwärmereien hatten im Ganzen in Deutſchland wenig Anklang gefunden. Es wanderten daher die wenigen Apoſtel der neuen Lehre nach den Niederlanden aus, woſelbſt ſie, bei ergiebigerem Boden, eine neue Sekte gründeten. Die Hauptunter-

scheidungslehren dieser jungen Gemeinden gingen dahin: daß, da alle Menschen vor Gott gleich seien, sie sich auch in den socialen Verhältnissen durchaus gleich stehen müßten, mithin sei Gütergemeinschaft das erste Erforderniß in christlichen Gemeinden. Ferner offenbare sich Gott in allen Zeiten den besseren und frömmeren Menschen unmittelbar, namentlich im Traume. Endlich sei die Taufe an Kindern nicht genügend, sondern es sei zur Erlangung der Seligkeit eine nochmalige Taufe im reiferen Alter durchaus nöthig.

Von diesem letzten Gebrauche nun nannte man die neue Sekte: Wiedertäufer, Anabaptisten, oder auch Taufgesinnte.

Aber das Gefährliche der eben angeführten Lehren sollte sich nur zu bald beurkunden. Um das Jahr 1533 wanderten nämlich einige dieser Schwärmer nach Deutschland und ließen sich in der Stadt Münster in Westphalen nieder. An ihrer Spitze standen ein Bäcker aus Harlem, mit Namen Johann Mathiesen, und Johann Backelson, ein Schneider aus Leiden. Beide waren jeder höheren Geistesbildung fremd, hatten dagegen ihren Kopf durch ein eifriges, jedoch unverdautes Studium der Bibel dermaßen mit verkehrt aufgefaßten biblischen Ideen angefüllt, daß sie Welt und Leben, und alle göttlichen und menschlichen Verhältnisse nur durch den Schleier einer mystischen Auffassung erblickten.

Weder die Vernunft, noch die bestehende Ordnung der Dinge, weder die Wissenschaft, noch die Gesetze galten ihnen als Norm, sondern einzig und allein die Bibel nach ihrem Wortlaut. Da nun in diesem Buche, in poetischem Aufschwunge, von einem neuen Jerusalem, einem neuen Reiche Zions die Rede ist, so ging das Denken und Trachten dieser Schwärmer vor allen Dingen dahin, auf Erden ein solches neues Zion zu gründen. Welchen Antheil die Sinnlichkeit der Zions-Apostel an dieser Idee hatte, werden wir sogleich gewahren.

Mathiesen und Backelson fingen demnach an, ihr Evangelium den Einwohnern von Münster zu verkünden, indem sie sich als von Gott gesandte Männer hinstellten, die berufen seien, in der Stadt Münster die Gründung des neuen Jerusalems zu beginnen. Wie natürlich, fanden ihre Lehren von Gütergemeinschaft und Gleichheit bei den ärmeren und gedrückteren Volksklassen ungemeinen Anklang, doch ließen sich selbst auch angesehene Bürger hinreißen, denn religiöse Schwärmerei fängt bei beschränkten Menschen leicht Feuer.

Bald kam es nun zu unruhigen Auftritten, bei welchen jedoch Anfangs die Vernünftigen die Oberhand behielten, und es dahin

brachten, daß man die Tollköpfe zur Stadt hinauswies. Mathiesen und Johann von Leiden gingen auch zu dem einen Thore hinaus, sie kamen aber zu dem entgegenliegenden wieder herein, und so ging der Unfug von Neuem los.

Dabei wuchs ihre Macht von Tag zu Tage, so daß sich selbst der dortige evangelische Pfarrer Rottmann, nebst der Mehrzahl der Bürger zu ihnen schlug. Mit der Macht wuchs aber auch ihr Fanatismus und ihre Tollheit. Um sicher zu stehen, brachten sie es vorerst dahin, daß der Stadtrath nur mit Wiedertäufern besetzt, und einer ihrer eifrigsten Anhänger, Knipperdolling, an dessen Spitze gestellt wurde. Als dies geschehen, ging man zu entschiedeneren Schritten über; unter dem Vorwande göttlicher Eingebung ward neben der Gütergemeinschaft auch Vielweiberei im neuen Zion eingeführt; während man, außer der Bibel, alle Bücher als unnütz erklärte und verbrannte, die Kirchen plünderte und die hohe Geistlichkeit fortjagte.

Solche Handlungen des Wahnsinns und der Gesetzlosigkeit machten endlich ein gewaltsames Einschreiten nöthig. Der Fürstbischof von Münster vereinigte sich daher mit mehreren anderen Fürsten und schloß sodann die Stadt mit einem Heere ein. Aber die Belagerten trafen treffliche Gegenanstalten und waren trotzdem, daß Matthiesen bei einem Ausfall, den er allein gegen das feindliche Heer unternahm, gefallen war, ihres Sieges so gewiß, daß sie nun erst die rechte Herrlichkeit des neuen Jerusalems ans Licht treten ließen.

Johann von Leiden war nun der alleinige Herrscher. Nachdem sich ihm Gott neuerdings in einem angeblich dreitägigen Schlafe geoffenbart, erklärte er: das neue Jerusalem sei gekommen, ihn aber habe der Herr der Heerschaaren zu seinem König auf Erden erwählt. Er schrieb sofort die Namen von zwölf Männern auf, die ihm Gott im Schlafe genannt, und welche nach des Höchsten Willen das Staatsruder zu führen bestimmt seien. Knipperdolling erhielt das Scharfrichterschwert. Der neue König aber setzte sich eine kostbare Krone auf's Haupt, bezog den Palast eines geflüchteten Domherrn, richtete sich auf das Prachtvollste ein, ernannte Kanzler, Statthalter, Mundschenke, Tafeldecker, Kammerdiener und Kammerlakaien, und suchte sich unter den Mädchen der Stadt die sechzehn jüngsten und schönsten heraus, die er sofort im Namen Gottes heirathete.

Man vermag sich nun einen Begriff von dem neuen Jerusalem zu machen.

Uebrigens hielt der neue König dreimal wöchentlich öffentlich

Gericht. Geschmückt mit einer goldenen, reich mit Edelsteinen gezierten Krone, gehüllt in Purpur, an der Seite ein Schwert in goldner Scheide, um den Hals eine eben so kostbare Kette, die eine durch zwei Schwerter durchstochene Weltkugel mit der Umschrift: „Ein König der Gerechtigkeit über Alle!“ zeigte, ritt er alsdann auf den Markt, woselbst er einen, mit goldnen und purpurnen Decken behangenen Thron bestieg.

Auf welche Weise der gottgesandte Beherrscher des neuen Zions hier Gericht hielt, kann man aus dem nachfolgenden Beispiel ersehen. Eine seiner Frauen hatte, da indessen durch die Belagerung eine furchtbare Hungersnoth ausgebrochen war, von welcher natürlich der Hof wenig fühlte, Mitleiden mit dem namenlosen Elende des Volkes; gerührt äußerte sie sich hierüber, da ließ sie der König auf den Markt führen, und schlug ihr, während seine übrigen Weiber um sie herum knieten, höchsteigenhändig den Kopf ab.

Hierauf führte der König seine übrigen fünfzehn Gattinnen zum Tanze.

Und alle diese Thaten und Unthaten, und alle diese gräulichen Verirrungen belegte und rechtfertigte man aus der Bibel.

Dahin kommt es, wenn man am Buchstaben klebt, wenn man glaubt, ein weiches Gemüth allein genüge und der Verstand müsse vor jedem religiösen Gebot schweigen, gegen jedes Ding, welches einmal eine sogenannte religiöse Autorität geworden, zurücktreten. Dem ist nicht so. Nur dann, wenn wir mit dem Verstande, diesem Strahle aus dem Schooße der Gottheit, die an uns gestellten Forderungen prüfen, und erst nach gewissenhafter Prüfung dem als gut Erkannten unser Herz öffnen, nur dann werden wir sicher den rechten Weg wandeln.

Ein sinnliches Schwelgen in religiösen Gefühlen ist zwar bei weitem bequemer und behaglicher, da es jede Forschung, jeden Kampf, jeden zu überwindenden Zweifel ausschließt; aber es entwürdigt auch den Menschen. Indem es seine Selbstständigkeit freiwillig und feig an fremdes Wort und fremde Ueberzeugung gefangen gibt, wagt es alsdann nicht die geringste Prüfung mehr, — das todte Wort entscheidet, die Bilder der heiligen Schrift, z. B. jene poetischen Ausschmückungen blumenreicher orientalischer Sprachen, werden als nackte Wahrheiten aufgefaßt; und so muß sich, da Wahrheit suchend, wo nur Poesie liegt, der Geist verwirren, bis er, durch mystische Deutungen völlig betäubt und dem Leben entrückt, zur

Schwärmerei, zu den unnatürlichsten Verirrungen, ja, wie wir eben gesehen, zu wahrer Tollheit fortgerissen wird.

Darum vor Allem in religiösen Dingen: „Prüfet mit Verstand und Ruhe und behaltet dann das Beste."

Was die Münsterischen Unruhen betrifft, so schlug endlich auch für das neue Jerusalem die Stunde der Enttäuschung. Als der Jammer der Belagerten bis zu einer unerträglichen Höhe gestiegen, verstanden sich einige der Gemäßigteren, welchen das Unglück und die Frechheit Johanns von Leiden die Augen geöffnet, mit den Belagerern und öffneten diesen in der Nachtzeit die Stadt. Den 25. Juni 1535 drangen daher die Bischöflichen unter fürchterlichem Gemetzel ein. Der Widerstand der verzweifelten Schwärmer war hart, doch erlagen sie endlich. Vergebens aber suchte man den Urheber des Unheils unter den Todten. Der feige Zionskönig hatte sich nebst seinem Kanzler und seinem Henker in eine Thurmspitze verkrochen. Hier entdeckt, wurden alle Drei auf dem Markte, an derselben Stelle, wo bisher der Thron gestanden, mit glühenden Zangen gezwickt, worauf man ihnen ein glühendes Schwert ins Herz stieß und ihre Leichen sodann in drei eisernen Käfigen an der Spitze des Lambertusthurmes aufhing.

Dies war das jämmerliche Ende des Münstrer Dramas. Was die Wiedertäufer in ihrer, späteren und jetzigen Erscheinung betrifft, so werden wir auf sie zurückkommen, wenn wir die verschiedenen Sekten der christlichen Kirche durchgehen.

Kehren wir von den häßlichen Auswüchsen zu dem kräftigen Stamm zurück.

VII.

Die Reformation in der Schweiz.

Wie sehr eine Reformation der Kirche Bedürfniß des sechszehnten Jahrhunderts war, und wie allgemein sich dies Bedürfniß kund gab, geht aus dem, fast zu gleicher Zeit erfolgten Auftreten der verschiedenen Reformatoren in den verschiedensten Ländern hervor.

Der Zeitgeist hatte eben einmal eine rein kirchliche Richtung genommen; seine Strömungen führten einer geistig freieren Zukunft ent-

gegen; da sich aber diesen Strömungen das Altherkömmliche dämmend entgegenstemmte, so mußte eben ein Kampf entstehen, der nur zur Ausbreitung des heiligen Werkes beitragen konnte.

Von Denjenigen, die als Hauptstreiter in der ersten Linie dieses Kampfes stehen, müssen wir vor allen Dingen Luthern die Schweizerreformatoren Zwingli und Calvin beigesellen.

Ulrich Zwingli, den 1. Januar 1484, also zwei Monate später als Luther, zu Wildenhaus in der Schweiz geboren, bildete sich zu Basel und Bern aus, und vollendete seine Studien zu Wien. Schon im zweiundzwanzigsten Jahre sehen wir ihn als Pfarrer zu Glarus durch seine Beredsamkeit die Aufmerksamkeit der umliegenden Gegenden auf sich ziehen, während auch er, wie Luther zu Erfurt, mit der heiligen Schrift in ihrer Urform in Berührung kommt und einsehen lernt, wie weit sich die Lehren der herrschenden Kirche von dem Urchristenthume entfernt hat. Blieb indessen auch damals noch sein gerechter Unwille ein Geheimniß seines Herzens, so führte doch der Himmel selbst den Ausbruch desselben durch Zwingli's Versetzung nach Maria Einsiedel herbei.

Hier, in der zwischen himmelstürmenden Bergen eingeschlossenen Benediktinerabtei, die als Wallfahrtsort durch ihr wunderthätiges Marienbild weit und breit berühmt ist, trat nun dem wahrheitsliebenden, sittenreinen Gottesmann der Unfug der Heiligenverehrung und der, die Unmoralität, Faulheit und Werkheiligkeit so mächtig fördernde Unsinn des Wallfahrens recht klar unter die Augen. Ihn jammerten die irregeleiteten, mißbrauchten Tausende, die hier zusammen strömten, und, dem geistigen Wohl seiner unglücklichen Mitmenschen das eigene Interesse opfernd, trat er entschieden auf, und lehrte von heiliger Stätte herab, daß die christliche Religion in ihrer Reinheit keinen Mittler außer Christo kenne, und alle Heiligenverehrung, so auch die Anbetung Marias, mit der Sündenvergebung nichts zu thun habe.

Einen solchen Prediger konnte man aber zu Maria Einsiedel nicht gebrauchen. Schon 1519 wurde daher Zwingli von dort ab und nach Zürich berufen. Aber auch hier verläugnete er seine Ueberzeugung nicht; ja er fand sogar durch sein Eifern für die reine evangelische Lehre bei allen Edeldenkenden lebhaften Anklang. Luthers Wirken so wie seine Bibelübersetzung, die Zwingli durch seinen Freund Leo Judä ins Schweizer-Deutsch übertragen ließ, übten zu gleicher Zeit einen so glücklichen als erfolgreichen Einfluß, und bewogen Zwingli, nun auch mit gleicher Offenheit gegen die übrigen

Mißbräuche der römischen Kirche zu Felde zu ziehen. Gab doch auch ihm der Ablaßkram die nächste Veranlassung dazu. Es ging nämlich in der Schweiz in dieser Beziehung nicht besser als in Deutschland zu. Der Schweizer Tetzel hieß Bernhardin Samson, war ein Barfüßer-Mönch und gab Tetzel an Frechheit nichts nach. Sein Wahlspruch war: „Wer Geld bringt, dem steht mein Haus zuerst offen, die Armen besorg' ich zuletzt!" Und mit diesem sauberen Wahlsprüchlein brachte er 120,000 Dukaten für Sündenerlaß zusammen.

Daß Zwingli in heiligem Unwillen ohne Unterlaß gegen solchen Frevel ankämpfte, ist natürlich; daß Rom den Neuerer zur Verantwortung forderte, versteht sich von selbst. Es geschah dies durch den Bischof von Constanz, aber ohne Erfolg, da der große Rath nicht nur so einsichtsvoll war, Zwingli zu schützen, sondern, dem Ansinnen des Bischofs ohnerachtet, die neue Kirchenordnung mit der Bestimmung einführte: „Das Wort Gottes solle ohne menschliche Zusätze gepredigt werden!"

Zwingli versuchte indessen auch bei verschiedenen Religionsgesprächen das Mittel der Ueberzeugung. So trat er den 29. Januar 1523 öffentlich auf dem Rathhause mit 67 Sätzen hervor. Es ging ihm aber bei allen diesen Disputationen wie Luther. Seinen Vernunftgründen und Beweisen setzten die Römischen ein wüthendes Schimpfen und Schreien entgegen, und am Ende wollte jede Partei gesiegt haben.

Auch Zwingli verheirathete sich, und zwar nahm er den 2. April 1524 eine Wittwe mit Namen Anna Reinhart, zur Gattin, die ihm zwei Söhne und eine Tochter zubrachte.

Was Zwingli's Lehre betrifft, so ging sie mit Luthers Ueberzeugung großen Theils Hand in Hand; doch wies Zwingli noch entschiedener auf die Einfachheit des Urchristenthums zurück. Den Hauptunterschied bildete die Lehre vom Abendmahle. Zwingli sah dasselbe als ein Erinnerungszeichen an, und ertheilte es mit den Worten: „Das bedeutet meinen Leib!" — Luther dagegen verwarf zwar ebenfalls die Transsubstantiationslehre, glaubte aber doch unter den Worten: „Das ist mein Leib!" eine wirkliche Gegenwart Christi annehmen zu sollen. Die Verschiedenheit dieser Meinungen wurzelte in den abweichenden Geistesrichtungen der beiden Männer, bedrohte aber, da sie sich durch Ueberzeugung in Jedem festgestellt, die junge reformirte Kirche mit einer gefährlichen Spaltung. Diese zu vermeiden, veranlaßte der Landgraf von Hessen im

Oktober 1529 eine Zusammenkunft Luthers mit Zwingli zu Marburg. Luther aber, der sich hier an den Buchstaben der Schrift hielt, wollte von einer geistigen Auffassung der bestrittenen Stellen nichts wissen, wie ihm auch Zwingli mit Thränen im Auge die Bruderhand zur Vereinigung darbot; und so blieb, zum unberechenbaren Schaden der guten Sache, der Streit unausgeglichen. Nichtsdestoweniger schieden die beiden Reformatoren, nach einem über die übrigen Glaubensartikel geschlossenen Vertrag, dessen vierzehnter Artikel, auch bei abweichender Meinung im Abendmahl, doch gegenseitige Duldung und Liebe versprach, freundschaftlich und mit gegenseitiger Hochachtung von einander. Die Bekenner der Zwingli'schen Lehre nannten sich von jener Zeit an Reformirte, d. h. im Glauben Gereinigte. Eine der nächsten Folgen dieser Spaltung für die Reformirten war, daß sie in den Augsburger Religionsfrieden, als nicht zur Augsburger Confession gehörend, nicht eingeschlossen wurden.

Zwingli's Lehre hatte sich unterdessen über einen großen Theil der Schweiz ausgebreitet; doch hielten die Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden, Zug, Luzern und Freiburg an dem Papstthume fest. Daß solche Theilung zu gefährlichen Reibungen führen mußte, liegt am Tage, namentlich wenn man bedenkt, welchen aufreizenden Einfluß das nahe Italien auf die römischen Cantone auszuüben vermochte. In der That brach denn auch alsbald die Furie des Krieges los. Die päpstlichen Cantone vereinigten sich mit König Ferdinand und trafen den 11. Oktober 1531 bei Kappel, ohnweit Zürich, mit doppelt überlegener Macht auf die Reformirten. Es war ein heißer Kampf. Zwingli selbst, damals 48 Jahre alt, trug, einer alten Sitte gemäß, das Banner der Partei. Wie tapfer aber auch seine Freunde fochten, sie mußten der Uebermacht erliegen. Auch Zwingli sank tödtlich verwundet, aber er raffte sich wieder auf und rief knieend den Seinen mit den Worten Muth zu: „Nur tapfer, den Leib können sie wohl tödten, aber die Seele nicht!"

Umsonst! — Die Schlacht war für die Zürcher verloren. Sterbend fand man den Glaubenshelden unter den Leichen der Tapfersten. Da er noch athmete, schnaubte ihn ein Soldat wild an, indem er höhnend rief: „Willst du zur heiligen Jungfrau beten?" — Als aber Zwingli des Sprechens nicht mehr fähig, hierauf leise das Haupt schüttelte, ergriff der Wüthende sein Schwert und stieß es dem Sterbenden in den Hals.

Ein freudiges Wuthgeheul durchdrang nun die Lüfte, und der

Fanatismus weidete ſeine blutgierigen Blicke an den Mißhandlungen der ketzeriſchen Leiche.

Zwingli's Körper ward auf jede nur denkbare Weiſe gemißhandelt, dann geviertheilt und zuletzt verbrannt; die Aſche ſtreute man unter gräßlichen Verwünſchungen in die Lüfte; der Sturmwind aber erfaßte ſie, und trug ſie mit zornigem Brauſen über die Welt; und wohin er die Atome ſenkte, da wurden ſie zu goldnen Saaten religiöſer Freiheit und menſchlichen Glückes!

Ehe wir von Zwingli zu Calvin übergehen, ſei es uns erlaubt, noch eines Mannes zu gedenken, der in einem Verhältniß zu Zwingli ſtund, ähnlich dem, welches Luther und Melanchthon verband. Dieſer Mann war Johann Hausſchein, oder nach der griechiſchen Uebertragung ſeines Namens: Oekolampadius. Als Gelehrter allgemein geachtet, ſchrieb er im Verein mit Erasmus Anmerkungen zum Neuen Teſtamente, ſo wie mehrere andere wichtige theologiſche Werke *), während er zugleich als Lehrer der Gottesgelahrtheit zu Baſel, Augsburg und Bern aufs Eifrigſte für die Ausbreitung der kirchlichen Reform wirkte. Des Freundes Tod überlebte er nur wenige Wochen, indem ihn Gott ſchon den 1. Dezember des Jahres 1531 zu ſich rief. Die Art ſeines Todes umhüllt jedoch ein geheimnißvoller Schleier, indem man einerſeits behauptet: er ſei durch Feindes Hand vergiftet worden, andererſeits aber den Gram über den Verluſt des treuen Lebensgefährten als Urſache angibt. Sei dem wie ihm wolle, ſein Ende war das eines Gerechten. Als die Schatten des Todes ſchon über ihm hereinbrachen, frug ihn ſeine Umgebung, ob er Licht wünſche. Da legte der Sterbende freundlich lächelnd ſeine Hand aufs Herz und ſprach: „Hier iſt Licht genug!“

Mit Oekolampadius und Zwingli in gleicher Richtung wirkend, aber gewaltig verſchieden von dieſen durch einen zwar ſittlich ſtrengen, aber harten, leidenſchaftlichen und herrſchſüchtigen Charakter, tritt uns nun Jean Chauvin, deutſch: Johann Calvin, entgegen. Geboren den 10. Juli 1509 zu Noyon in Frankreich, entwickelte er zu Paris ſeine glänzenden und imponirenden Naturanlagen, indem er ſich erſt als Rechtsgelehrter, dann als Theologe ausbildete.

Sein kühner, ſcharfer Geiſt ſtürzte ſich mit Entſchiedenheit in

*) Unter anderen: „De genuina verborum dominum: hoc est corpus meum, interpretatione.“ (Baſel 1525. Deutſch von L. Hätze. Baſel 1526.)

en gewaltig daherbrausenden Strom der kirchlich-reformatorischen Ideen, welchen ferner Bahn zu brechen nun sein unumstößlicher Entschluß ward. Aber sein kühnes Auftreten zog ihm bald den Zorn der herrschenden Partei zu, der ihn denn auch aus Frankreich vertrieb.

Basel öffnete ihm mit Freude seine Thore, worauf er hier ein berühmtes Lehrbuch: „Unterricht über die christliche Religion" herausgab, „als eine Rechtfertigung der Reformation vor Frankreich, — hinsichtlich des Glaubens schon damals abgeschlossen, — in späteren Bearbeitungen die großartigste wissenschaftliche Rechtfertigung des evangelischen Augustinismus, voll religiösen Tiefsinnes in kühner unerbittlicher Folgerichtigkeit der Gedanken" (S. Haase's Kirchengesch.)

Calvin geht hier in seiner Lehre mit Luther und Zwingli in den meisten Stücken Hand in Hand, doch sucht er im Abendmahlstreit vermittelnd aufzutreten, indem er zwar im Abendmahl die wirkliche Gegenwart Christi, aber nicht körperlich, sondern im Herzen der Empfangenden annimmt. Die Seele des Christen empfängt, nach ihm, durch den Genuß des Brodes und Weines auf die gleiche Weise eine lebendige Stärkung im Geiste, wie sie der Körper durch die Aufnahme der beiden Substanzen auf leiblichem Wege empfängt. Hart und abstoßend ist dagegen Calvins Lehre von dem unbedingten Rathschlusse Gottes. Wir kennen diese Richtung schon unter der Bezeichnung Prädestination, und sahen sie zuerst bei dem Kirchenvater Augustin sich geltend machen. Nach ihr hat Gott von Anfang an, Kraft der Unumstößlichkeit seines ewigen Willens, Alles vorausbestimmt; somit fällt jede Möglichkeit, aus eigenem Streben gut und selig zu werden, weg, und ein Theil der Menschheit ist eben so rücksichtslos ewig verdammt, wie der andere selig. Das Gefährliche und Verderbliche dieser Lehre springt in die Augen, auch fanden diese Grundsätze in ihrer ganzen Schroffheit von jeher nur in härteren und fanatischeren Gemüthern Eingang.

Den meisten Anklang fand Calvin in Genf, woselbst man ihn denn auch nicht nur anstellte, sondern ihm auch einen bedeutenden Einfluß einräumte. Aber die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er hier die Anforderungen der strengsten Moral gegen Vornehm und Gering geltend machte, erweckte ihm zahlreiche Feinde, und so sah er sich 1538 genöthigt, sich nach Straßburg zu begeben, woselbst er eine Gemeinde stiftete. Schon drei Jahre später hatte indessen seine Partei in Genf das Staatsruder wieder erlangt, und so kehrte er 1541 im Triumph dorthin zurück. Hier errichtete er nun sofort eine kirch-

liche Oberbehörde, bestehend aus sechs Geistlichen und zwölf Aeltesten, welcher die moralische Ueberwachung der Gläubigen anvertraut wurde, die aber bald so weit ging, daß sie bürgerliche Strafen anordnete, ja selbst Todesurtheile fällte. Leider verführte Glaubenseifer diese Männer zu dem gleichen Fanatismus, den man auf der Seite der Römischen schon so oft mit Recht getadelt, indem man einem gelehrten Spanier, Michael Servet, der, seiner Glaubensmeinungen halber, aus Frankreich flüchtend, durch Genf kam, dort festnahm, und, weil er die Dreieinigkeit für eine unchristliche Lehre erklärte, bei lebendigem Leibe verbrannte. Und dies Urtheil half Calvin fällen!

Sehen wir von diesem Akt des Fanatismus ab, so war Calvins Wirken, im Vereine mit seinem Freunde Beza, für die Verbreitung der Reformation von großer Wichtigkeit. Die Genfer Lehre breitete sich namentlich über den französischen, niederländischen und schottischen Theil der reformirten Kirche aus. Auch in Polen, Ungarn und Schweden fanden Calvins Grundsätze Eingang, während die Reformirten in Deutschland und England ihnen meist fremd blieben.

Es liegt uns nun ob, die Ausbreitung der Reformation auch in den ebengenannten Ländern zu verfolgen; da sich indessen schon während der Zeit, in welcher die Kirchenverbesserung außer Deutschland Wurzel schlug, mächtige von Rom ausgehende Gegenwirkungen kund geben, und diese, — der jungen Kirche feindliche Machinationen — stets mit dem Ringen der Reformation nach gesetzlicher Anerkennung in Conflikt gerathen, so müssen wir vorerst auf die Hebel aufmerksam machen, welche die römische Partei unterdessen in Bewegung gesetzt.

Der mächtigste derselben war der Orden der Jesuiten.

Geschichte der Bekämpfung der Reformation durch Rom.

I.

Der Orden der Jesuiten.

Kaum möchte ein Gegenstand aufzufinden sein, der die Gegenwart zu ernsteren Betrachtungen ermahnte, als die ebengenannte historische Erscheinung, die im Lauf der Zeiten zu einer der riesigen und die Blüthe des Menschengeschlechtes so bedrohenden Größe heranwuchs, — und wenn auch ein Mal scheinbar überwunden — gerade jetzt wieder wie ein vielköpfiges Ungeheuer auftaucht, die prophetischen Worte des Ordengenerals, Franz Borgia's erfüllend: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe hausen wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, — aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen!"

Mit Staunen sah die Welt diesen Ausspruch bis zur Verjagung der Jesuiten in Erfüllung gehen; mit Bangen verfolgt jeder Menschenfreund die Begebnisse der Gegenwart, die auch den letzten Theil der Prophezeihung zu erfüllen drohen.

Und dies Bangen ist wahrlich gerechtfertigt, denn nie und nimmer gab es, und nie und nimmer wird es eine Verbindung geben, die der menschlichen Gesellschaft gefährlicher, als die der Jesuiten, — als die Gesellschaft Jesu, die, — ihrem Namen so widersprechend, — zum Schrecken der Menschheit, deren schlaue unlautere Politik, — jede Sittlichkeit mit Füßen tretend, jeden Geistesaufschwung lähmend, jede reine, heilige Regung erstickend — zur entehrenden Bezeichnung listiger Heuchler geworden.

Fassen wir daher den Feind scharf in's Auge, auf daß wir ihm, — wo und wann wir ihm begegnen — auf Tod und Leben kämpfend die Spitze bieten können.

Der Stifter des Jesuiten-Ordens war Don Inigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn des Hauses Loyola, gewöhnlich Ignatius von Loyola genannt, ein spanischer Edelmann, geboren 1491. — Begabt mit einer überaus glühenden Phantasie, deren Lieblingsspiel die phantastischen Gebilde geistlich-ritterlicher Ideen waren,

und gespornt durch Ehrgeiz, folgte er mit Freuden dem Willen seiner Aeltern und widmete sich schon zeitig, — jeder tieferen wissenschaftlichen Bildung fremd — dem Kriegsdienste. Unverkennbar treten in seinem spätern Leben die Spuren einer, durch die Pfaffheit geknechteten Erziehung hervor; indem sich sein spanischer Stolz gar bald auf überraschende Weise mit auffallender Demuth, andererseits aber auch mit großer Entsagungsfähigkeit und Willenskraft, unter die Herrschaft der Kirche schmiegt.

Unter den Fahnen Königs Ferdinand des Katholischen fechtend, theilte er 1521 die heldenmüthige Vertheidigung Pamplonas gegen die Franzosen, hatte jedoch hier das Unglück, durch den Einsturz einer Mauer das rechte Bein zu brechen. Für lange Zeit auf das Schmerzenlager gestreckt, griff Loyola hier nach einer geistigen Unterhaltung, konnte aber keines anderen Buches als einer Sammlung von Legenden habhaft werden, die das Leben vieler Heiligen im Glorienscheine christlicher Romantik behandelte. Ignatius las sie und las sie wieder, und gewann dieser Lektüre endlich so viel Geschmack ab, daß er sie kaum mehr aus den Händen legte. So erhitzte sich seine rege Einbildungskraft immer mehr und mehr, und zeigte ihm die frommen Glaubenshelden in einem so verklärten Lichte, daß ihm der Heiligenschein jetzt ein weit höheres und herrlicheres Ziel zu sein däuchte, als der blutbefleckte Lorbeerkranz. Dazu kam aber noch ein entscheidender Moment: nach einer höchst schmerzlichen und langen Operation entschied es sich, daß er fortan dienstunfähig sei. Dieser traurige Zufall mußte dem Schwärmer als ein Wink des Höchsten erscheinen, und da er als guter spanischer Edelmann nur König und Kirche kannte, so entschloß er sich jetzt, seine kriegerische Lebensweise mit der eines Streiters Christi zu vertauschen. Aber dieser Entschluß riß den ritterlichen Schwärmer nur zu noch größerer Exaltation hin. Er wählte sich die Jungfrau Maria zu seiner Himmelskönigin und geistigen Braut, und vermählte sich ihr durch das Gelübde ewiger Keuschheit. Zugleich schenkte er sein Hab und Gut den Armen und wanderte als Bußprediger in die Welt. Nach vielen und weiten Reisen, nach Jahren blutiger Selbstpeinigung, nach Anstrengungen und Entbehrungen der verschiedensten Art kehrte Loyola endlich mit der Ueberzeugung heim, daß es ihm, um tiefer und mächtiger wirken zu können, an Kenntnissen gebreche. Ignatius hatte daher den Muth und die Kraft, sich noch in seinem drei und dreißigsten Jahre zum Studiren zu entschließen. Er begab sich daher auf die spanischen Hochschulen zu Alcala und Salamanca, doch scheint ihm seine Neigung zur Schwär-

mengi hier störend in den Weg getreten zu sein. In seinen Predigten verwirrte er seine Zuhörer dermaßen, daß man ihm den Volksunterricht untersagte, bis er noch vier Jahre Theologie studirt habe. Loyola ging nun nach Paris, seine Studien dort zu vollenden, das Schicksal aber wollte, daß er dort mehr fand, als er zu denken gewagt. Es schlossen sich ihm nämlich hier mehrere gleichgesinnte Männer an, die sich mit ihm zu gemeinsamem Wirken verbanden. Es waren dies: Lainez, Salmero, Lefever, Xavier, Bobadilla und Andere, sämmtlich Schwärmer wie er; sämmtlich fest entschlossen, in Entsagung und Demuth für das Seelenheil der Menschen im Namen und zur Ehre Gottes zu leben und zu sterben. Aus dieser engeren Verbindung aber, entsprang leicht und natürlich der Gedanke, eines Ordens. Da jedoch, wie man wußte, päpstlicher Seits der vielen Uebelstände wegen auf keinen neuen Orden eingegangen werden sollte, so entschloß man sich dem heiligen Vater eine Vergünstigung zuzugestehen, die für den apostolischen Stuhl um so verführerischer sein mußte, als ja gerade damals die Reformation seine Grundfesten so mächtig erschütterte. Es war dies das Zugeständniß unbedingten Gehorsams. So weit mit sich im Reinen, pilgerten daher die Verbündeten nach Rom, ihre Angelegenheit in eigner Person dem Papste vorzulegen.

Paul III. zögerte demohnerachtet anfangs längere Zeit; als aber die immer heftiger heranbrausenden Wellen der neuen geistigen Bewegung endlich das Aufbieten der äußersten Kräfte zu fordern schienen, gab auch er, wenn gleich behutsam, nach. Der 27. September 1540 sah unter päpstlichem Schutze zwar keinen Orden, aber eine Gesellschaft Jesu entstehen, die da bestimmt war, ein geistliches Heer des Herrn zu sein, den Satan, d. h. die Ketzer und Heiden zu bekämpfen. Den drei gewöhnlichen Ordensgelübden wurde, nach dem Vorschlag der Gründer, sehr gern als viertes, die unbedingteste Ergebung in den Willen des Papstes, oder an seiner Stelle in den des Ordensgenerals, zugefügt. Ignatius selbst stellte Paul an die Spitze der Verbindung, die zwar vorerst nur sechzig Mitglieder zählen sollte, bald aber, als sich ihre trefflichen Dienste beurkundeten, die Erlaubniß zu der unumschränktesten Ausbreitung erhielt. Jetzt folgten Privilegien auf Privilegien. So erhielten die Väter Jesu das kostbare Recht, sich selbst Gesetze geben, diese Gesetze aber auch willkürlich wieder verändern zu dürfen, alles ohne nachzusuchende päpstliche Bestätigung und aus eigener Machtvollkommenheit. Ferner bekleidete Rom den General der Gesellschaft und diese selbst mit einer, von jeder anderen geistlichen Jurisdiction unabhängigen, allein unter

dem Nachfolger Petri stehenden Macht. In Beziehung auf die Beförderung der Glieder innerhalb des Verbandes, hatte nicht einmal der heilige Vater selbst ein Recht, auch durfte der Ordensobere sogar von den Ordensregeln nach Gutdünken freisprechen. Weiter gestattete man der Gesellschaft die beliebige Gründung von Collegien oder Lehrstühlen, und gestand den Vätern die Freiheit zu, auf allen Hochschulen Vorlesungen halten, allüberall Beichte hören, Bücher verbieten und verbrennen zu dürfen.

Die völlige, großartige Ausbildung der Gesellschaft zu ihrer welthistorischen Gestaltung fand indessen erst nach Loyolas Tode (1556) unter dessen Nachfolger Jakob Lainez statt.

Man sieht, die Gesellschaft Jesu erhielt Rechte, wie man sie keinem Orden je zuvor zugestanden. Ihre Organisation hatte sich aber auch gleich der Art gestaltet, daß eine wahrhaft ungeheure Wirkung nicht ausbleiben konnte. Das Papstthum erkannte, daß es sich nur mit Hülfe dieses furchtbaren Bundesgenossen retten könne!

Mit unglaublicher Schlauheit hatten die frommen Väter alsbald das große Geheimniß gefunden, dem Orden eine ungewöhnliche Ausdehnung zu geben, ohne dabei seine Kraft zu zersplittern und zu schwächen. Wem sind die vielen Arten nicht bekannt, auf die man ihm angehören kann; so zwar, daß Alle, die ihm beigetreten, ihm ganz und gar angehören, und sich alle unter der gränzenlosen Souverainität des Generals befinden, während jeder doch nur so viel von dem Orden und seinen Angelegenheiten hört und erhält, als der General ihm nach seiner Fähigkeit mitzutheilen für gut findet.

Die eigentlichen Glieder der Gesellschaft theilen sich in vier Klassen: 1) Novizen, es sind dies die, dem Orden nach jahrenlanger Prüfung heranwachsenden Zöglinge; 2) Scholastiker, welche, nach Befähigung, Unterricht zu geben, oder auch noch zu nehmen haben. 3) Coadjutoren, der eigentliche Kern des Ordens, der zumeist als der Aufgabe desselben gewachsen, zu seinen Zwecken, sei es nun zu geistlichen oder andern Funktionen und Missionen verwendet wird; und 4) die Professen, so zu sagen der hohe Adel des Ordens, aus dessen Mitte die höheren Organe erwählt werden. Außer diesen vier Graden besteht indessen noch eine Klasse von Ordensgliedern, und zwar ist dies die Gefährlichste. Schon das Decret 139 der, 1558 gehaltenen Generalcongregation verräth ihr Dasein.

Es ist dies die sehr zahlreiche Klasse der Jesuiten, die den Jesuitenrock nicht tragen! Affiliirte männlichen

und weiblichen Geschlechts, deren religiöse und politische Wirksamkeit unter der unsichtbaren Leitung des Generals steht, und die gewiß auch als um so viel nützlichere Mitglieder des Ordens betrachtet werden dürfen, je weniger ihre Kleidung und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse vermuthen lassen, daß sie Söldlinge einer fremden Macht sind.*)

Alle diese Ordensglieder nun, sie mögen zu den vier Graden oder nur zu den Affiliirten gehören, werden von dem Obersten bis zu dem Untersten durch unsichtbare Aufseher überwacht; — überwacht auf Tritt und Schritt, in Wort und That, — im öffentlichen und häuslichen Leben, — schlafend und wachend, in ihren Leidenschaften und Schwächen, — ja selbst in ihren Gedanken. So ist jedes Mitglied Aufseher und beaufsichtigt, und da die Rapporte alle in einem Punkte zusammenfließen, so gibt schon dies allein dem Ordensgeneral eine Allwissenheit und eine Macht, die ohne ihres Gleichen ist, und deren Größe man erst dann zu ahnen vermag, wenn man bedenkt, daß alle Mitglieder als willenlose Sklaven dem Despotismus des Ordensgenerals zu Rom unterworfen sind. Ein Gedanke in dem Gehirne jenes Mannes gefaßt, zuckt als vollbrachter Wille durch alle Theile und Theilchen des ungeheuren Körpers, durchfliegt den Erdkreis von Sibiriens ewigen Schneegefilden, bis nach den Inselgruppen des Südpols, von Italiens gottgesegneten Fluren, über Asiens Steppen, Chinas unermeßliches Reich, bis in die stillen Urwälder Nordamerikas.

Aber noch riesiger schwillt die Gewalt des Jesuitenchefs und somit auch die Macht des Ordens an, wenn man die Stelle der Ordensgesetze in das Auge faßt, in welcher die Art des Gehorsams, der innerhalb des Vereines gilt, näher bestimmt wird. Sie heißt: der Gehorsam gegen die Ordensoberen muß nicht bloß in der Vollziehung, sondern auch im Willen und selbst im Verstande sein; denn vollkommner Gehorsam findet nur dann statt, wenn man nicht nur thut was von dem Oberen befohlen ist, sondern das selbst auch will, was Jener will und befiehlt. Der Wille des Ordensoberhauptes ist der absolute Wille der Gottheit, ihm soll daher von der Creatur auch absoluter Gehorsam werden.

---

*) Hier und ferner namentlich: Ludwig Timotheus Freiherrn von Spittlers: Ueber die Geschichte und Verfassung des Jesuitenordens. — Pascal: Lettres provencales. — Corpus institutorum Soc. Jesu. — Ranke: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat.

Da nun aber in der Brust des Menschen Gefühle schlummern, die seine Sehnsucht, seine Liebe, seine Freundschaft und mit diesen sein Denken, Wünschen, Hoffen und Wollen an die Welt und an andere, mit ihm gleichfühlende Menschen ketten, so mußte die erste Aufgabe der Gesellschaft Jesu, — wollte sie den obenerwähnten Gehorsam gegen den Orden möglich machen, — dahin gehen, jede Spur von Liebe und Freundschaft zu Anderen, oder auch zu dem Vaterlande in ihren Gliedern zu vernichten. Und sie bewerkstelligt dies mit einer Schlauheit und Sicherheit, die uns erstaunen, aber auch entsetzt zurückschaudern macht. Hier die Art und Weise dieses Seelenmordes.

In seinen Noviziaten bringt der Orden bekannter Weise nie weniger als drei Novizen zusammen. Diese drei sind unzertrennlich. Sie schlafen, sie leben, sie arbeiten, sie beten, sie denken miteinander. Jeder Einzelne von ihnen hat im Geheimen die Anderen zu überwachen, und regelmäßig über jedes Wort, über jeden Blick der Anderen zu berichten. Was zu denken, worüber zu sprechen, wie lange zu denken und zu sprechen, so wie die Sprache, in welcher zu sprechen, — dies Alles ist auf das Genaueste vorgeschrieben. Damit aber neben dieser systematischen Vernichtung jedweder Selbstständigkeit, auch keine Ahnung jener beseligenden Jugendfreundschaft, — die dem freien Menschen als einer der schönsten Lebenssterne gilt, — in den jugendlichen Herzen der unglücklichen Schlachtopfer aufkeimt, stellt der Jesuitismus mit diabolischer Heuchelei die Lehre auf: daß der ächte Christ alle seine Mitbrüder mit gleicher Liebe umfangen müsse, und jede Neigung zu einem einzelnen Individuum daher ein Verbrechen an Gott, der Religion und der Menschheit sei.

Da es nun aber klar, und in der Natur des Menschen begründet ist, daß wir in unserer irdischen Erscheinung uns, als schwache Einzelwesen, nur wieder an Einzelwesen mit Liebe und ungetheilter Freundschaft anschließen können, — so zu sagen: Herz an Herz! — so geht klar daraus hervor, daß der Jesuitenorden, indem er scheinheilig von seinen Gliedern gleiche Liebe für alle Menschen, *also das Unmögliche verlangt, gerade durch dies Gebot der allgemeinen Menschenliebe, jeden Funken der Liebe zu zerstören beabsichtigt, und in der That auch zerstört.*

Kalt, liebeleer, mißtrauisch, verzweifelnd an sich und Anderen, losgerissen von der Welt und ihren Freuden, — steht nun der Schüler Loyolas allein da, und wirft sich, — da ihm kein anderer Haltpunkt bleibt, — um so entschiedener in die Arme des Ordens, als

ihm dieser Liebe und Freundschaft, Aeltern und Vaterland, ja Alles ersetzen muß, was das Leben sonst Süßes und Tröstliches dem Menschen bietet.

Aber dem Novizen bleibt keine Zeit und Möglichkeit, zur Besinnung zu kommen. Ist die erste Anforderung des Ordens „Gehorsam," so ist die zweite: Alles auch das Geringste was den Orden und seine Wirksamkeit im Entferntesten betrifft — und was gehörte nicht hieher! — nach Oben zu berichten."

Zufolge der Gesetze muß so genau berichtet werden, ut Generalis omnium rerum omniumque personarum ac provinciarum statum quoad ejus fieri possit, ante oculos habeat (daß der Ordensgeneral den Status aller Dinge, aller Personen und Provinzen, so weit es nur möglich, vor Augen habe.) Hierbei ist nun nicht zu vermeiden, daß auch das Beichtsiegel gebrochen werden muß; da heißt es denn: his vocalibus utendum, ut ea intelligi nisi a superiore non possint, modum autem praescribet Generalis (man soll sich in solchen Fällen einer Schreibart bedienen, die von Niemanden als den Höheren verstanden werde. Die Art und Weise wird der General vorschreiben). Chaotais hat berechnet, daß jährlich an 7000 amtliche Berichte ohne die Rapporte von 200 Missionen, ohne die Schreiben der Professhäuser und Universitäten, und ohne die nicht zu berechnende Zahl der Privatberichte beim Ordensgeneral einliefen. Durch sie erhielt der General Kenntniß von den wichtigsten Staats- und Privatgeheimnissen, alle diese Berichte aber wurden und werden in ungeheure Bücher eingetragen, so daß man in Rom oft genauer über die entferntesten Personen und Verhältnisse unterrichtet ist, als am Aufenthaltsorte der fraglichen Personen selbst. So kommt es, daß der General des Ordens im gleichen Augenblick und eben so genau den Verlauf der politischen, religiösen und Privatbegebenheiten in Brasilien wie in irgend einem europäischen Reiche kennt. So kommt es, daß er alle seine Untergebene besser kennen und durchschauen kann, wie diese sich selbst; — so kommt es, daß er jeden Einzelnen mit Sicherheit auf den Posten zu stellen vermag, dem er am besten gewachsen; — so kommt es, daß er Hunderttausende wie Kinder an ihrem Schwächen gängeln kann.

Wo wäre nun der Monarch, der gleich dem Oberhaupte des Jesuitenordens unterrichtet wäre? dessen Gewalt, nur annäherungsweise, an die Allmacht dieses furchtbaren Herrschers gränzte? Wo wäre aber auch ein Orden so fein geglidert, so tau-

fendfach verzweigt und dennoch in allen seinen Krüften so ganz in einer Hand concentrirt?

Fest abgeschlossen nach allen Seiten und doch seine Triebräder in alle Lebensverhältnisse eingreifen lassend, steht demnach die Gesellschaft Jesu als ein ungeheurer, unsichtbarer Staat im Staate da, — als ein Staat, der um so allgewaltiger, als ihm der ausschließende Gemeingeist, die völlige Dahingebung jedes Einzelnen an die Gesammtheit, seine erstaunenswürdige Kraft geben. Kein Jesuit gehört mehr sich selbst an, er ist nichts als ein willenloses Glied des großen Körpers.

Natürlich ist es daher, daß sich alsbald den Beherrschern dieses unsichtbar-sichtbaren Reiches der kühne Gedanke einer zu gründenden geistigen Universalmonarchie aufdrang; ein Gedanke, den, selbst jetzt, Rom so wenig aufgegeben hat, als dies die Jesuiten je thaten. Aber Rom kann dies Ziel nicht ohne die Väter Jesu, und die Väter Jesu können es nicht ohne Rom erlangen, daher haben sich auch beide Mächte nach kurzer Trennung wieder so eng aneinander geschlossen, daß sie, Angesichts der Welt, nur eine Macht bilden. Ebendeswegen werden und müssen aber auch Beide, so lange sie existiren, jeder ihrer Natur entgegenstrebenden Macht feindlich die Stirne bieten; demnach werden und müssen sie auch immer und ewig jede Art des kirchlichen Protestantismus zu vernichten streben; demnach sind und bleiben sie, offen oder verdeckt, die Todfeinde jeder protestantischen Regierung; denn ihr Sieg ist erst dann vollendet, wenn der letzte Ketzer seinen Odem ausgehaucht hat.

Fassen wir nun einmal die Grundsätze des Jesuitismus in's Auge, so wie sie sich mit der Zeit ausgebildet haben.

Der Grundsatz ihrer Sittenlehre ist die Auffassung des Begriffs Sünde. Ein Orden aber, der sich ein so schwer zu erreichendes, großartiges Ziel gesetzt, durfte in Hinsicht der Moral gegen seine Untergebenen um so weniger streng sein, als er die Mittel, seinen Zweck zu erreichen, nicht engherzig abwägen konnte. Man sprach also vor allen Dingen aus, daß alles was der Orden unternehme, ad majorem Dei gloriam! d. h. zum größeren Ruhm Gottes, geschehe. Wir sagen Alles, denn der Verlauf der Geschichte beweis, und auch wir werden es hier noch beweisen, daß selbst der Königsmord hiervon keine Ausnahme machte. In der That konnte mit dem Wahlspruch: „Alles zur Ehre Gottes!“ und dem daraus ganz consequent folgenden Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ jeder Frevel beschönigt, ja geheiligt werden. Um also diesen, jeder Moral, jedem

besseren Gefühl und vor allen Dingen der reinen Christuslehre so geradezu widersprechenden Lehren einen anscheinenden Haltpunkt zu geben, theilten die Jesuiten, mit der ihnen eigenen scheinheiligen Schlauheit, die Sünden in sogenannte philosophische und theologische. Theologische Sünden sind, so lehren sie, Sünden, die mit dem Bewußtsein des Sündigens vollzogen werden. Verbrechen dagegen, bei deren Ausübung man nicht daran denkt, sündigen zu wollen, sind philosophische, d. h. eigentlich gar keine Sünden. Ueberhaupt entscheidet die gute oder böse Absicht darüber, ob eine That Sünde ist oder nicht. Wenn ich z. B. als Jesuit, „zum größeren Ruhm Gottes" meinen Monarchen ermorde, so ist dies keine Sünde, denn ich vollbringe die That mit guter Absicht. Wenn ich, als Jesuit, durch Erbschleicherei der Kirche oder dem Orden, zur Ehre Gottes Kapitalien zuführe und dabei ganze Familien um ihr Hab und Gut, um ihre Hoffnung, um ihr Lebensglück bringe, und vielleicht Hunderte von Menschen dem gräßlichsten Elend, allen Furien des Jammers, der Verzweiflung, dem Wahnsinn und dem Selbstmord Preis gebe, so ist dies keine Sünde, denn es geschah ja in der heiligen Absicht, der Kirche zu nutzen. Wenn ich, als Jesuit, durch Fanatisiren glückliche Ehen sprenge, und Liebe in Haß, häusliches Glück in Hader, Zufriedenheit in Jammer, und Sittlichkeit in Unsittlichkeit wandele, so ist dies keine Sünde, insofern es nur zur Ehre Gottes d. h. im Interresse der römischen Kirche oder des Ordens geschah. Wenn ich, als Jesuit, friedliche Unterthanen zum Ungehorsam gegen das Gesetz, zu offnem Treubruch, ja zur Rebellion verführe, und Bürgerglück mit Strömen Bürgerblutes hinwegschwemme, so ist dies keine Sünde, denn: „der Zweck heiligt die Mittel" und was ich that, geschah zum Vortheil der Kirche, — also „zum größeren Ruhme Gottes!"

Muß nicht jeder noch unverdorbene Mensch hier mit Entsetzen zurückschaudern, wenn er bedenkt, daß dies die Grundlehren und Grundsätze derjenigen Gesellschaft sind, die sich nach dem Stifter der christlichen Religion die Gesellschaft Jesu nennt!

Erhabener großer Meister, du Innbegriff göttlicher Sittenreinheit, Quelle der Liebe und der Wahrheit, der du Menschenglück aussäetest, und es auf die reinste Moral zu gründen dich bestrebtest, dich haben sie, mit blutbefleckten, habgierigen Händen in den Staub gezogen; ja, sie haben deinen Namen zum Deckmantel der elendesten Ruchlosigkeit gemacht; — sie haben aus ihm ein Gift bereitet, das sie der Menschheit unter scheinheiligen Thränen als die Quelle der Seligkeit

bieten, während sie wohl wissen, daß es unerbittlich so lange an dem Herzen der Menschheit frißt, bis es den Keim alles Edlen, Großen und Erhabenen zernagt und getödtet!

Aber — wir haben noch nicht vollendet! — eine weitere Grundlage des Jesuitismus ist ein von jeder Moral entkleideter Probabilismus.

Probabilismus ist diejenige Lehre, die von dem Grundsatze ausgeht, daß man über Nichts vollständige Gewißheit haben könne. Aus dieser Lehre ziehen nun die Jesuiten den Schluß: daß Alles erlaubt sei, was sich mit Gründen der Wahrscheinlichkeit rechtfertigen lasse. Z. B.: Ich halte es für eine Sünde, meinen Nächsten zu betrügen; nun ist es aber wahrscheinlich, daß es irgend einmal einen Menschen gab, der einen solchen Betrug für keine Sünde gehalten, — folglich ist der Betrug auch keine Sünde, und ich darf ihn mit Gewissensruhe begehen.

Auch steht dem Jesuiten der Vorbehalt in Gedanken (Reservatio mentalis) zu; d. h. jeder Jesuit darf falsche Zeugnisse ablegen, falsche Versprechungen und Aussagen machen, falsche Verträge abschließen, ja falsche Eide schwören, wenn er nur während des Zeugnißablegens, des Versprechens und Schwörens seine Worte in einem anderen Sinn nimmt. Z. B. der Jesuit schwört, Dies oder Jenes nicht gesagt oder gethan zu haben, wenn er es auch gesagt und gethan hat; aber — er denkt dabei, daß er es nicht vor seiner Geburt gesagt und gethan habe.

Wir fragen: gibt es nach allem diesem eine That, ein Verbrechen, eine Gesetzlosigkeit, vor welcher der Jesuitismus zurückzubeben hätte? —

Wir fragen: gibt es einen Staat, der den Jesuitismus dulden kann, ohne sich selbst zu untergraben?

Verlangt man Belege dafür, daß Königsmorde und Bartholomäusnächte erlaubt seien? — Wohlan! — Salmeron, einer der Freunde Loyolas und Mitstifter des Ordens, schreibt:

„Der Nachfolger des heiligen Petrus, der Bischof von Rom, kann wohl zum Besten seiner Heerde, wenn er kein anderes Mittel weiß, durch sein Wort (einem Könige) das Leben nehmen, er darf nur nicht selbst Hand anlegen, sondern muß es allein bei seinem Sagen bewenden lassen. Er kann Ketzer und Schismatiker bekriegen, und durch katholische Fürsten sie umbringen lassen. Denn da Jesus Christus ihm befohlen, seine Schafe zu weiden, so gab er ihm damit auch das Recht,

die Wölfe zu verjagen, und falls sie der Heerde Schaden thun, sie umbringen zu lassen."

Der Jesuit Suarez beweist, daß es Jedem aus dem Volke erlaubt sei, einen Tyrannen umzubringen. Denn wenn es schon der Staat selbst nicht befehle, so dürfe man annehmen, daß er doch von Jedem vertheidigt sein wolle. Läßt er sich also nicht anders vertheidigen, als durch Ermordung des Tyrannen, so ist diese That Jedem vom Volke erlaubt. Der Jesuit Bellarmin sagt in einem Werkchen, welches zu Rom unter der Aufsicht des Ordens gedruckt wurde: (Tractatus de potestate summi pontificis in rebus temporalibus adversus G. Barclajum, Romae 1600) „Es ist keine Sache für die Mönche oder andere Geistliche, zu morden!... noch weniger ist es für sie, Könige meuchelmörderischer Weise umzubringen. Auch die Päpste pflegen es nicht auf diese Weise zu halten. Erst geben sie nur väterliche Verweise, alsdann excommuniciren sie, endlich entbinden sie die Unterthanen vom Eid der Treue und entsetzen also den König nach Befinden seiner Würde und seines Ansehens. Die Execution aber gehört für Andere!"

Wir fragen: kann bei solchen Grundsätzen ein Staat, ein Regent, zumal ein ketzerischer, einen Augenblick auf Sicherheit, kann die menschliche Gesellschaft auf Achtung ihrer Gesetze rechnen? — Kann die gesetzliche Ordnung in irgend einem Staate gehandhabt werden, in welchem ein solcher Staat im Staate sein Unwesen treibt? — Ist eine Regierung ihrer Unterthanen, ist sie des Eides der Treue gewiß, den ihr Jene geleistet, sobald ein fremder, mit unumschränkter Macht ausgerüsteter Potentat Heere seiner geheimen Söldner auf ihrem Gebiete hält?

Wir fragen: kann eine Regierung, in deren Staat die Jesuiten, offen oder geheim, schalten, ihre große Aufgabe, das Volk zur höheren sittlichen Bildung heranzuziehen, je erreichen?

Wir fragen: kann da von wahrer Religiosität die Rede sein, wo der Hauch des Jesuitismus alle Moralität vergiftet, wo durch den Unterricht der Jugend, durch Predigt und Beichtstuhl Lehren unter die Massen gebracht werden, wie wir sie erwähnt? Und wem wäre der unberechenbare Einfluß fremd, welchen der Jesuitismus von jeher und noch heute durch jene drei Organe übt?

Ein Geist weht durch den ganzen Orden, ein Geist beseelt alle seine Glieder, ein Wille regiert sie, ein Ziel verfolgen Alle: es ist, — o möchte es die Welt nie vergessen, — Ausrottung jeder Ketzerei;

demnach Zerstörung jeder geistigen Freiheit, Vereitlung jedes Fortschrittes der Menschheit auf dem Wege zu ihrer sittlichen Vollendung, Vernichtung jedweder Selbstständigkeit, Knechtung der Völker und Fürsten unter ihr, unter das Joch des Papstthums!

Dies ist das getreue und wahre Bild des Jesuiten-Ordens, wie er noch heute besteht, und wie er sich schon unter Lainez als ein Mittel zur Vernichtung des Protestantismus und der Regeneration des Katholizismus gezeigt.

Die Gegenwart kennt ihren Feind, die damalige Zeit kannte ihn nicht, denn die Väter Jesu schlichen sich ja, wie ihr Ordensgeneral selbst sagte, „wie Lämmer ein."

Geräuschlos traten sie auf, sich an den Höfen durch feine Lebensart und eine geschmeidige Politik, bei den Gelehrten durch wissenschaftliches Studium und Cultivirung aller Wissenschaften, bei dem Volke durch kluges Benehmen in dem Beichtstuhle und durch guten, meist kostenfreien Unterricht empfehlend.

Orlandini sagt *), von den Resultaten der Jesuitenschulen sprechend: „Wir sehen Viele im Purpur der Cardinäle glänzen, die wir noch vor Kurzem auf den Schulbänken vor uns hatten. Andere sind in Städten und Staaten zur Regierung gelangt; Bischöfe und ihre Räthe haben wir erzogen; selbst andere geistliche Genossenschaften sind aus unseren Schulen erfüllt worden."

Dabei hatte sich die Gesellschaft bald einer enormen Ausbreitung zu erfreuen. 1710 zählte sie 612 Collegien, 340 Residenzen, 54 Noviziathäuser, 24 Profeßhäuser und 20,000 Jesuiten. Indem aber der Orden auf diese Weise, und namentlich durch die Regierungen selbst, die er mit seinen Creaturen zu umgeben wußte, Alles aus dem Wege räumte, was nicht seiner Richtung huldigte, und allüberall Fuß faßte, gelangte er bald zu einer welthistorischen Bedeutung und einer so tief in die Geschichte fast aller Völker eingreifenden Macht, daß uns von nun an auf Tritt und Schritt seine Einwirkungen entgegen treten.

Mit Schmerz wird uns sein Zertreten jedes schönen Aufschwunges erfüllen, aber mit Entsetzen werden wir uns abwenden, wenn wir seine Spur wiederfinden in den blutigen Königsleichen Heinrichs III. und Heinrichs IV., in der Pulver- und so vielen anderen Verschwörungen, in den Gräuelscenen der Bartholomäusnacht, an den Sterbebetten Ganganelli's und Kaiser Josephs II.

*) Orlandinus, Lib. VI. 70.

Und stürzen wird er vor unsern Augen, zum Jubel aller Edlen, nd die, die wie Wölfe gehaust, werden wir wie Hunde erjagt sehen, bis der böse Dämon der Menschheit den furchtaren Todten wieder aus seiner Gruft ruft, und er in unserer Gegenwart, den heiligsten Interessen der Menschheit Hohn sprechend, sein Drachenhaupt wieder erhebt.

Noch einmal rüsten sich die unsichtbar-sichtbaren Schaaren zum Kampfe gegen Wahrheit, Recht und Licht, noch einmal ruft die neue Reformation die finsteren Geister wach, noch einmal schreitet das unheimliche Schreckgespenst des Jesuitismus über die Erde, und ein alter Schauer, ein instinktartiges Entsetzen schüttelt die Völker: sie fühlen, es gilt der Kampf jetzt nicht mehr einzelnen Sekten; „die Zukunft des ganzen Menschengeschlechtes" ist zu retten; die Errungenschaften von Jahrtausenden sind zu schützen, — die Palladien der Menschheit, unter deren Schutz einzig und allein das wahre Menschenglück zu erblühen vermag — Glaubens- und Geistesfreiheit sind in Gefahr!

Darum „wachet!" der Feind schläft nicht. Reicht Euch, Ihr Edelgesinnten jedes Glaubens, die Hände zum festen, unerschütterlichen Bunde. Setzt der Lüge Wahrheit, dem Schein Wissen, der Gesetzlosigkeit Bürgertreue, dem Haß Liebe, der Unduldsamkeit Duldsamkeit entgegen; aber lernt auch von dem Feinde, lernt wenigstens die eiserne Ausdauer von den Jesuiten, lernt wie man, gilt es einer großen Sache, zusammenhalten, und kein Opfer scheuend, ohne Rast und Ruhe gemeinschaftlich wirken muß.

Wir stehen an den Pforten einer großen, herrlichen Zukunft! — Entzückt schaut sie mein Geist! — Ich sehe eine Zeit, in der alle Menschen voll heiliger Gottesliebe sich die Hände zu einer großen Bruderkette reichen, die ihre Glieder um den ganzen Erdball schlingt. Da frägt kein scheuer Blick, kein rauhes Wort den Bruder um den Glauben mehr; nein! Jeder sucht in liebevoller That den Glauben seiner Brust als göttlich zu beweisen.

Hoch schießen auf in üpp'ger Farbenpracht die Blüthen der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Industrie! — Der gleiche Sinn im Glauben gibt den Nationen gleiches Streben, und mit ihm das Bewußtsein nationaler Kraft; — der gleiche Sinn im Glauben erhöht in allem Volke das Gefühl für Recht, Gesetz und Ordnung; die Himmelsboten Friede und Glück wallen von Reich zu Reich, und da der Glaube nur in Thaten reift, so öffnet Ueberfluß dem Leidenden die milde Hand! — O goldne Zeit! du bist

kein ideales Phantom, du kannst errungen werden; allein vor deinen Pforten hält noch für jetzt der Dämon der Geisteskneechtung Wache, deß ehernes Schild Jesuitismus ist.

Wohlan zum Kampf! den Dämon zu vernichten, der jener himmlisch-schönen Zukunft finst'rer Kerkermeister ist! — Im Namen Jesu predigen die heiligen Väter Zwietracht, Haß und Lüge, — im Namen Jesu sei'n Einigkeit, Wahrheit und Liebe unser Losungswort!

II.

Das Concilium von Trident und der dreißigjährige Krieg.

Die ersten in die Augen springenden Gegenwirkungen Roms gegen die junge protestantische Kirche, bei welcher die Jesuiten die Hände im Spiel hatten, gingen von der Kirchenversammlung zu Trident aus.

Wir erwähnten bereits schon früher, daß Papst Paul III., dem allgemeinen Verlangen nachgebend, 1545 eine Kirchenversammlung in Trident zusammenberufen, dieselbe aber, da es ihm keineswegs um wahre Verbesserung der Kirche zu thun war, und ihm in Trident noch zu viel deutsche Luft wehte, schon bald darauf erst nach Bologna verlegt und sodann vertagt habe.

Nichtsdestoweniger bestanden Fürsten und Völker auf Fortsetzung der Synode, und so befahl Papst Julius III. 1551, dieselbe in Trident fortzusetzen.

Die Bevollmächtigten waren aber noch nicht einmal alle an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen, als die Annäherung des Kurfürsten Moritz von Sachsen und dessen feindliches Zusammentreffen mit dem kaiserlichen Heere bei Innspruck das Concil wieder auseinander sprengte. Jetzt ruhte die Sache bis 1562, in welchem Jahre die Kirchenversammlung zu Trident durch Pius IV. zum drittenmale als eröffnet erklärt wurde.

Aber auch jetzt ging es den alten Schlendrian. Die Führung der Geschäfte lag ganz in den Händen der päpstlichen Legaten, und obgleich Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Toskana, die Schweiz und Venedig wiederholt und mit Ernst auf

eine gründliche Reform der Kirche antrugen, so gelang es dennoch Rom, alle ähnlichen Vorhaben zu vereiteln, indem es lediglich in einigen ganz unbedeutenden äußerlichen Dingen nachgab. Hierin fand es denn zum erstenmale seine festeste Stütze in dem Orden der Jesuiten, dessen Ordensgeneral Lainez durch alle erdenklichen Umtriebe jeden Versuch zur Einführung irgend einer wesentlichen Verbesserung untergrub.

Seinen Eifer für die Unbeschränktheit der päpstlichen Gewalt bethätigte aber Lainez auch dadurch, daß er, wiewohl ohne Zustimmung zu finden, vor der Anordnung regelmäßiger Abhaltung von Provinzial- und allgemeinen Concilien warnte. Jene zu versammeln, sagte er, sei schwierig, und sie würden zum größten Nachtheil der Kirche (?), zu National-Concilien führen; auch könne er nicht billigen, daß zur Versammlung der allgemeinen Concilien eine gewisse Zeit festgesetzt werde, da dies nur den Halsstarrigen zur Berufung an Solche vom Urtheile des Papstes Vorwand leihen könne. *)

Durch die Jesuiten und päpstlichen Creaturen wurde denn auch die Kirchenversammlung dermaßen dominirt, daß fast kein Beschluß zu Stande kam, über welchen man sich nicht in Rom erst Raths erholt, so daß man spottweise zu sagen pflegte: „Der heilige Geist komme vor jeder Sitzung erst im Felleisen von Rom an!"

Daß der Geist, der die Väter des Conciliums beherrschte, indessen nichts weniger gewesen als ein heiliger, beweist der Schluß der Synode.

Achtzehn Jahre lang hatte man zu Trident an der Kirchenverbesserung gearbeitet, als man des vorsätzlich falschen Spieles endlich genug bekam, und in zwei Schlußsitzungen das große Werk zu sanctioniren sich vornahm.

Und was, fragen wir, war nun die Frucht dieser achtzehnjährigen Reformarbeiten gewesen?

Als sich die Kirchenväter zur letzten Sitzung vereinigt hatten, und die Sprache nun noch einmal auf die neue Lehre kam, sprang einer der Cardinäle plötzlich auf und rief mit Donnerton: „Verflucht seien alle Ketzer!" worauf alle übrigen Prälaten im Chorus einfielen: „Verflucht! verflucht was Ketzer heißt!" Und beseelt von solchem Geist, entwarf und genehmigte die Versammlung folgende Sätze als Grundlehre und Richtschnur der katholischen Kirche:

*) Waffenbeug.

„Der Papst ist das sichtbare, von Gott selbst ver„ordnete Oberhaupt der Christenheit; die römisch„katholische Kirche ist unfehlbar. Die mündliche Erb„lehre, Tradition, ist gültig und kann nur von dem „Papste oder einer allgemeinen Kirchenversammlung „richtig ausgelegt werden. Es ist nützlich, die Hei„ligen als Fürbitter bei Gott zu verehren und an„zubeten. Gleich verdienstlich sind gute Werke, als „Fasten, Kasteiungen, Wallfahrten u. s. w. Die „überverdienstlichen Werke der Frommen und Hei„ligen kommen den Sündern durch den Ablaß zu gut, „zu welchem der Papst den Schlüssel hat. Es gibt „außer Himmel und Hölle ein Fegefeuer. Es gibt „sieben Sacramente. Wein und Brod werden durch „die Consecration zu dem wahren Leib und dem wah„ren Blute Christi. Die Laien haben das Abendmahl „nur unter einer Gestalt zu empfangen. Die Priester „haben ehelos zu leben. Wer nicht glaubt, was die „katholische, alleinseligmachende Kirche gebietet, ist „ein Ketzer und ewig verdammt!"

Dies Aktenstück unterschrieben hierauf 255 Anwesende, während es Papst Pius IV. sofort bestätigte und als unabänderliche Norm des römisch-katholischen Glaubens festsetzte.

Somit war nun mit einem Schlag jeder weitere Versuch, die römische Kirche von ihren Mißbräuchen zu reinigen, abgeschnitten. Fester und bestimmter abgeschlossen als je trat sie von nun an jeder abweichenden Meinung schroff entgegen, während sie ausgesprochen, daß sie nicht nur zu keiner Zeit eine Verbesserung zulasse, sondern auch alle Zeit alle Andersdenkenden als ihre Todtfeinde betrachtet wissen wolle.

Italien, Portugal, Polen, so wie der Kaiser, nahmen die Tridentiner Concilbeschlüsse sofort unbedingt an, Neapel, Spanien und Belgien behielten sich ihre königlichen Rechte vor. Frankreich gestand ihnen nur in Glaubensangelegenheiten Gewalt zu. Dennoch gelang es dem unermüdlichen Eifer der Jesuiten und dem Einflusse Roms, es nach und nach dahin zu bringen, daß sich ihnen die ganze römisch-katholische Christenheit schweigend unterwarf.

So ist denn der tridentinische Lehrbegriff noch heutzutage die Grundlage der römisch-katholischen Kirche.

Dennoch mußte bald nach dem Erscheinen jener Beschlüsse das

Papstthum eine höchst bittere Erfahrung über ihre Richtigkeit Angesichts der Vernunft machen. Einer der trefflichsten Schüler Melanchthons, der gelehrte Superintendent, Martin Chemnitz, übernahm nämlich, in heiliger Entrüstung über das Betragen der Kirchenversammlung und die Unchristlichkeit des dort aufgestellten Lehrbegriffs, eine Widerlegung der Tridentiner Beschlüsse, *) die als ein Meisterwerk scharfer Dialektik, als ein Sieg der Vernunft über den krassesten Papismus angesehen werden konnte Das Werk machte in der That ein solches Aufsehen, daß man von römischer Seite aus zwei der gescheidtesten Männer beauftragte, es zu widerlegen. Beide machten sich auch unmittelbar nach erhaltenem Befehle an die Arbeit; aber siehe da! die Wahrheit wirkte so allmächtig auf sie ein, daß sie, von ihr besiegt, zum evangelischen Glauben übertraten.

Nie hat Rom seitdem gewagt, Chemnitzens Werk wieder anzugreifen.

Indessen wirkten und arbeiteten die Jesuiten ohne Unterlaß im Geheimen fort, kein kleineres Ziel im Auge habend, als die förmliche politische Vernichtung der protestantischen Partei.

Noch aber standen die Protestanten zu mächtig da, als daß man mit offener Gewalt hätte gegen sie auftreten können; auch war ihnen der Religionsfriede garantirt, und so würde ein Angriff von römischer Seite aus als eine zu auffallende Verletzung der Treue nur zu Gunsten der Evangelischen gewirkt haben.

Aber es gab ja auch einen viel sichereren Weg. Das ewig wache Auge des Jesuitismus hatte ihn alsbald erspäht. In politischer Beziehung ruhte die Hauptmacht der protestantischen Ketzer darin, daß mehrere der bedeutendsten Reichsfürsten an ihrer Spitze standen. Konnten nun diese Fürsten, oder wenigstens ein Theil derselben, der Mutterkirche wieder zugeführt werden, vermochte man auf die Uebrigen, wenn auch nur auf geheimen Wegen, einzuwirken, so konnte es nicht fehlen, die Macht der Protestanten mußte geschwächt und zersplittert werden. Des Kaisers war man ja ohnedem gewiß.

Dieser Gedanke, einmal gefaßt, ward von Seiten des Ordens sofort in Ausführung gebracht. Ohne daß es die Welt, ohne daß es die Herrscher ahnten, waren alle Throne mit Jesuiten umgeben, ja, die geheimsten Gedanken der Fürsten an Rom verrathen, denn die geistlichen Räthe und Beichtväter der Fürsten standen ja im Dienste des gefährlichsten aller Orden.

*) Examen concilii trid. (Leipzig 1565 und Frankfurt 1707.)

So kam es, daß das protestantische Deutschland zu seinem größten Erstaunen den Rücktritt des Markgrafen Jakob von Baden (1590) und des Pfalzgrafen Wilhelm von Neuburg (1614) zur römischen Kirche erleben mußte; während sich andererseits eine unbegreifliche Einseitigkeit und Laßheit bei vielen anderen evangelischen Herren kund gab. Was die Kaiser betrifft, so würdigte dieselben zum Theil Geistesunfähigkeit gänzlich zum Spielzeug der Väter Jesu herab. Unter der Regierung Rudolphs II. führte sogar Rom die Zügel fast allein. Die Reibungen vermehrten sich daher; einzelne Unterdrückungen und unzählige Hindernisse reizten die Protestanten, und so gestalteten sich die gegenseitigen Verhältnisse immer ernster und drohender, bis sich endlich der Kurfürst von der Pfalz Friedrich V., genöthigt sah, neuerdings durch ein Bündniß, jetzt die Union genannt, der protestantischen Sache einen festeren Halt zu geben. Wie natürlich, verbanden sich nun auch die katholischen Fürsten enger untereinander, indem sie eine Ligue schlossen, an deren Spitze sich der Herzog Maximilian von Baiern stellte.

Aber auch hier wieder leuchtete der geheime Einfluß der Jesuiten durch: Sachsen, die Hauptstütze des Lutherthums, hielt zu dem Kaiser.

So vorbereitet bedurfte es nun nur noch eines gewichtigen aber fügsamen Mannes, um, denselben vorschiebend, den Vernichtungskampf gegen die Ketzer zu beginnen. Aber auch den Mann hatte man schon gefunden, und zwar in dem Erzherzog Ferdinand, der zum Nachfolger des kinderlosen Kaiser Matthias bestimmt war.

Von Kind auf an durch seine über alle Maßen bigotte Mutter zu einem fanatischen Ketzerhaß erzogen, brachte ihn diese als Jüngling in die Jesuitenschule zu Ingolstadt, in welcher er fünf Jahre lang dem unbeschränktesten Einflusse der Jünger Loyolas preisgegeben war. Der Erfolg lehrte, wohin ihn diese gebracht, indem er schon damals vor dem Muttergottesbilde zu Loretto den Eid ablegte, sein Leben der Bekämpfung und Vernichtung der Ketzerei zu widmen! — Hatte man dem jungen Fürsten doch den unseligen Grundsatz beigebracht, der selbst in unseren Tagen von den Jesuiten noch verbreitet wird: das Glück seiner Regierung hänge einzig und allein von der Unantastbarkeit des Alten und Herkömmlichen, somit auch von der Aufrechthaltung des orthodoxen Glaubens ab.

Als nun Ferdinand, noch bei Lebzeiten des Kaisers, von diesem zu seinem Nachfolger in Böhmen ernannt wurde, so mußte der Ausbruch der Feindseligkeiten um so rascher herbeigeführt werden, als

gerade Böhmen am eifersüchtigsten auf seine errungene Religionsfreiheiten hielt.

Die Böhmen hatten sich nämlich schon unter Rudolph II. freie Religionsübung, so wie das Zugeständniß errungen: eigne Kirchen und Schulen errichten zu dürfen. Diese wichtigen Zugeständnisse waren ihnen aber auch von dem Kaiser schriftlich bestätigt worden, und zwar in einer Urkunde, die man den Majestätsbrief nannte. Auch Kaiser Matthias hatte diesem Freiheitsbrief seine Sanction ertheilt. Trotz allem dem aber fing man nun an, denselben auf alle erdenkliche Weise zu verletzen, indem namentlich die Jesuiten darauf hinarbeiteten, den Protestanten eine Kirche und eine Schule nach der anderen zu entreißen. Ferdinand selbst begünstigte dies Treiben, da er wußte, kamen Klagen bis zu ihm, den Worten des Majestätsbriefes jedesmal eine solche Deutung zu geben, daß die Protestanten den Kürzeren ziehen mußten. Somit aber in ihren heiligsten Rechten verletzt, konnte sich nur der Abscheu der Böhmen gegen den fürstlichen Jesuitenzögling steigern, während im Lande die Gährung zwischen der alt- und neugläubigen Partei drohend wuchs. Da sollte ein neuer Streit die Gemüther zum Uebermaß der Erbitterung führen.

Die Protestanten hatten sich zu Klostergrab und Braunau neue Kirchen erbaut; die Katholischen rissen sie auf Ferdinands Befehl nieder, schleiften sie, und warfen mehrere Betheiligte in die Gefängnisse.

Die Nachricht von dieser Ungebühr durchflog mit Gedankenschnelle das Reich und reizte die Masse dazu — wozu sie die schlauen Jesuiten bringen wollten — zu offener Widersetzlichkeit. Graf Matthias von Thurn stellte sich sofort an die Spitze der Unzufriedenen, Recht und Gerechtigkeit fordernd. Nichts destoweniger beharrten die kaiserlichen Statthalter, Martinitz und Wilhelm von Slawata, von welchen der Erstere schon früher seine nicht katholischen Unterthanen mit Hunden in die katholische Kirche hatte hetzen lassen, der Letztere aber um einer reichen Heirath willen den Protestantismus abgeschworen, auf ihren strengen Maßregeln. Da vermögen die gereizten Böhmen ihre Wuth nicht mehr zu zügeln, und die dem Volk verhaßten kaiserlichen Statthalter fliegen sammt ihrem Schreiber zu dem vierzig Fuß hoch gelegenen Fenster der Burg zu Prag hinaus.

Glücklicherweise fielen sie auf Mist- und Kehrichthaufen, und kamen dadurch ohne Beschädigung weg. Von desto nachtheiligeren Folgen war aber die unüberlegte Handlung für die Böhmen; denn nun hatten sie Ferdinand und den Jesuiten die Waffen selbst in die Hand

gegeben. Die Regierung hatte ein Recht, gewaltsam gegen die Ruhestörer einzuschreiten.

Böhmen war ein Wahlreich, und wenn auch gewöhnlich der König seinen Nachfolger schon bei Lebzeiten ernannte, so gelangte dieser doch nur unter dem Vorbehalt dieses, der Nation zustehenden Wahlrechtes, zu dem Throne. So entsinnen wir uns, daß die Böhmen schon ein Mal im Hussitenkrieg dies Recht gegen Sigismund geltend gemacht. Als jetzt im Jahre 1619 Kaiser Matthias starb, und Ferdinand in Frankfurt zu Deutschlands Reichsoberhaupt erwählt wurde, übten die böhmischen Stände dies Recht abermals, und erklärten auf einer Reichsversammlung zu Prag Ferdinand der böhmischen Krone verlustig. An dessen Stelle erwählten sie dagegen den, der reformirten Kirche angehörigen jungen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V.

Mit Böhmen waren Mähren, Oberösterreich, die protestantischen Stände von Niederösterreich, ja Schlesien und die Lausitz.

Einer solchen Macht wäre Ferdinand nicht gewachsen gewesen. Zu seinem Glück wußten die Jesuiten Hülfe zu schaffen, sie führten dem Kaiser die Ligue, jenen bereits erwähnten Bund katholischer Fürsten, zu, während zu gleicher Zeit Spanien und Deutschlands Erbfeind, der Papst, Geld und Leute gaben. Hierzu kommt, daß dem geheimen Einfluß des Ordens der Meisterstreich gelungen war, den Kurfürsten von Sachsen, die mächtigste Stütze der Protestanten, dermaßen gegen die Reformirten einzunehmen, daß er auch jetzt, da es sich um Fortbestand oder Unterdrückung der Reformation in den bedrohten Ländern handelte, sich abhalten ließ, Friedrichs V. Partei zu ergreifen. Und in dieser Uneinigkeit, mehr als in allen anderen Verhältnissen, ist der Keim des Verderbens zu suchen, das jetzt auf lange Jahre über die Evangelischen hereinbrach.

Würde damals, als alle Diejenigen, die sich vom Papstthume losgerissen, das Band der Einigkeit umschlungen haben, Deutschland hätte jetzt in vielen seiner Theile die römischen Fesseln nicht mehr zu tragen, Deutschland würde kein dreißigjähriger Krieg zerrissen haben, es würde jetzt beneidet und beneidenswerth vor allen Reichen der Erde dastehen! —

Aber die Jesuiten hatten und haben noch einen Wahlspruch, den sie hier, so wie von nun an tausendmal in Ausführung brachten, er heißt: „Theilt und regiert!“ Hätten die Evangelischen das Losungswort: „Stark durch Einigkeit!“ entgegengesetzt, so würde der Sieg der Reformirten

den Protestanten, und das Erstarken der Protestanten den Reformirten genutzt haben. So riß sie Unduldsamkeit und, von Jesuiten im Geheim genährtes Glaubensgezänk auseinander, zersplitterte ihre Kraft und beugte den Nacken beider Parteien unter das Joch des Romanismus.

Möge die Gegenwart doch diese ernste Lehre nie vergessen; dreißig Jahre des fürchterlichsten Krieges haben sie mit Strömen deutschen Blutes auf den Blättern der Geschichte verewigt!

Den vereinigten Kräften Ferdinands, Roms, Spaniens und der katholischen Ligue, an deren Spitze noch immer der Herzog von Baiern stand, konnten die zersplitterten Kräfte der Protestanten und Reformirten nicht widerstehen und zwar um so weniger, als noch mehrere protestantische Fürsten kleinmüthig zurückhielten.

Ferdinand und seine Jesuiten jauchzten, denn ihr Plan war gelungen. Mit leichter Mühe konnten sie jetzt Böhmen überwältigen, um dann Einen der thörigten Ketzerfürsten nach dem Anderen zu zertreten.

Mit unerwarteter Schnelle warf sich daher die ganze katholische Macht auf Böhmen. 50,000 Mann überfielen unter Maximilian von Baiern den neuen böhmischen König, nöthigten ihn den achten November 1620 am weißen Berg bei Prag zur Schlacht, und schlugen den noch schlecht Gerüsteten auf's Haupt.

Der König-Pfalzgraf floh, Prag und das Reich ergaben sich dem Sieger.

Jetzt aber bewies Kaiser Ferdinand, daß er ein würdiger Jesuitenzögling sei. Nachdem er durch verstellte Milde die unglücklichen Böhmen, und namentlich die Häupter des Aufstandes, getäuscht und sicher gemacht, ließ er plötzlich ein schreckliches Gericht ergehen. Pfalzgraf Friederich, von seiner nur wenige Wintermonate dauernden Regierung spottweise „der Winterkönig" genannt, wurde geächtet und starb verbannt im Elend. Böhmen fiel dem Kaiser zu, die Kurpfalz erhielt Baiern. Sieben und zwanzig Anführer der Böhmen hauchten ihr Leben unter Henkershand aus. Graf Schlick, dem Oberlandrichter, hieb man erst die rechte Hand, dann das Haupt ab. Dem Rektor der Universität riß man, ehe sein Kopf fiel, die Zunge aus. Den Stadtschreiber nagelte man erst mit der Zunge an den Galgen und erdrosselte ihn dann. Vier und fünfzig Millionen protestantisches Gut ward confiscirt, der Majestätsbrief vernichtet, Volk und Ständen wurden alle Rechte genommen, die Protestanten verjagt, die Jesuiten dagegen zu-

rückgerufen, und endlich erklärt, daß Niemand im Lande zu dulden sei, der nicht Katholik!

So ergriffen über 30,000 der besten Bürger den Wanderstab, und verließen um des Glaubens willen Haus und Hof, Nahrung und Gewerbe, Freunde und Vaterland!

Aber der, auf solch' schmähliche Weise mißbrauchte Sieg öffnete nun plötzlich den übrigen protestantischen Fürsten die Augen. Denn alsobald gab es sich nun kund, daß es dem Kaiser nicht allein darum zu thun gewesen, Böhmen zu beruhigen, sondern daß seine Absicht „Vernichtung der Protestanten," sein nächstes Augenmerk, die Ausführung dieses Vorhabens in Süddeutschland sei.

Nachdem nämlich auch die letzten Trümmer der böhmisch-pfälzischen Macht in Deutschland durch den tapferen Feldherrn der Ligue, Tzerklas, Grafen von Tilly, völlig vernichtet, hatte der Kaiser keine Veranlassung mehr, gerüstet zu bleiben; dennoch besetzte er seine deutschen Länder, als ob es die Behauptung eroberter Staaten gelte. Das Warum zeigte sich indessen bald. Der Rechtszustand der Protestanten ward nämlich vorsätzlich und systematisch durch immer strengere Edikte gekränkt, und zwar geschah dies, um auch die deutschen Protestanten zu Gesetzlosigkeiten und Empörung zu reizen, auf daß man sie dann, unter dem Schein des Rechtes, gleich den Böhmen zu zertreten vermöge. Sollten sie jedoch geduldig ausharren ohne zur Selbsthülfe zu greifen, nun! so konnte man ihnen ja nach und nach ihre besten Privilegien entziehen und so lange schmäleren, bis nichts mehr davon übrig blieb.

Diese jesuitische Taktik setzte die deutschen Protestanten nun allerdings in eine höchst mißliche Lage, aus der sie indessen das muthige Auftreten des Königs von Dänemark, Christians IV. endlich riß.

Als Oheim der Gemahlin des geächteten Pfalzgrafen und als eifriger Protestant, schloß nämlich Christian IV. mit England einen Bund, und trat im Einverständniß mit Niedersachsen entschieden als Beschützer der Evangelischen hervor. Aber zugleich mit Dänemarks Herrscher betrat nun auch auf kaiserlicher Seite eine finstere, aber Ehrfurcht gebietende Heldengestalt den Kriegsschauplatz. Es war des Kriegsglücks Liebling, Graf Albrecht von Wallenstein, die größte und imposanteste Erscheinung seiner Zeit.

Schwer und bang erseufzte Deutschland als sich unter solchen Auspicien die Heere rüsteten, und Wallenstein im Vereine mit Tilly gegen Christian IV. und seine Verbündeten, die Grafen von Mansfeld und den Herzog von Braunschweig, zogen. Aber wie hätten die Protestanten einer doppelt überlegenen Heeresmacht unter sol-

chen Feldherrn widerstehen können! Mansfeld wurde bei Dessau (1626), der König von Dänemark bei Lutter am Barenberg geschlagen.

Jetzt war Deutschland überwunden; selbst Holstein, Schleswig und Jütland besetzten kaiserliche Truppen. Wallenstein, zum Siegeslohne mit dem Herzogsmantel geschmückt, stand an der Spitze eines furchtbaren, Mord und Brand, Plündrung und Gewalt auch in Freundeslanden übenden Heeres.

Da glaubten die Jesuiten nun nicht länger zurückhalten zu dürfen, und so erließ, von ihnen geleitet, der Kaiser am sechsten März 1629 das sogenannte Restitutionsedikt.

Kraft dieses Ediktes wurden die Religionsübungen der Reformirten aufgehoben, und bei Strafe der Reichsacht geboten: alle, seit dem Passauer-Vertrag von 1552 von den Evangelischen eingezogene ursprünglich katholischen Kirchengüter wieder herauszugeben. Auch sprach dasselbe Edikt den katholischen Landesherrn das Recht zu, ihre ketzerischen Unterthanen auf alle Weise zur alleinseligmachenden Kirche zurückführen zu dürfen, während den nicht papistischen Unterthanen nur das traurige Recht des Abzugs gestattet wurde.

Wie ein vernichtender Blitz zuckte die Nachricht von dieser schreienden Ungerechtigkeit durch unseres Vaterlandes Gauen; die Jesuiten jubelten, die Protestanten und Reformirten rangen verzweifelnd die Hände, denn nun war es um die Reformation geschehen!

Aber —

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns hat jetzt betroffen:
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist;
Auf Erd'n ist nicht sein's Gleichen.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen;
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch Nichts:
Das macht, es ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's nicht Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Und Gott bewährte Luthers frommes Wort, denn siehe! in die Schranken trat als Retter der so theuer errungenen Reformation

Gustav Adolph,

Schwedens ruhmgekrönter Heldenkönig.

Hatte einerseits wahres Interesse an dem neuerdings schmählich unterdrückten Protestantismus den König von Schweden gedrungen, den Gewaltthaten Ferdinands entgegenzutreten, so bahnte andererseits Politik dem Uebergang der Schweden über das Baltische Meer den Weg. Oesterreichs wachsende Macht setzte nicht nur Frankreich, sondern auch selbst Rom in Furcht. Daher schob Richelieu schlauer Weise den Helden aus Norden vor. Gustav Adolph landete den 24. Juni 1630 mit 15,000 Mann auf Rügen, und erschien gleich darauf in Pommern. Sobald der fromme Held seinen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, sank er auf die Kniee und flehte den unsichtbaren Lenker aller Geschicke um seinen Segen für das heilige Unternehmen an, das er ja allein zu Gottes Ehre und zur Rettung der Kirche unternommen.

Seine erste Bewegung ging gegen Pommern und Mecklenburg, aus welchen Länderstrichen er auch die Kaiserlichen mit Leichtigkeit vertrieb.

Wer aber sollte es glauben, daß die deutschen protestantischen Fürsten, zumal der Kurfürst von Sachsen, auch jetzt noch in unbegreiflicher Verblendung müßig blieben, und, statt dem Befreier des unterdrückten Protestantismus jubelnd entgegen zu eilen, es darauf ankommen ließen, ob dieser unterliegen oder sein großes Wagniß heldenmüthig durchführen werde.

Hier müssen schlechte oder falsche Rathgeber ihre Hände im Spiel gehabt haben, oder der Eigennutz des Kurfürsten überwog bei ihm Klugheit, Muth, religiöses Gefühl und Ehre.

Gustav Adolph selbst sagte in dieser Beziehung: „Zur Zeit eines Sturmes, als in welcher sich die Evangelischen befinden, will

es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeiten, die Andern aber dem Sturm zusehen und die Hände in den Schooß legen; sondern ein Jeder sollte mit Freuden Hand an das Werk legen!"

Man wollte im Allgemeinen protestantischer Seits nicht mit dem Kaiser brechen, d. h. den protestantischen Fürsten war es mehr um ihre Sicherheit und den ungestörten Besitz ihrer Länder, als um die Aufrechthaltung ihres Glaubens zu thun, darum der Mangel an Entschiedenheit, und das ewige halbe Wesen mit Klagen und Bitten am kaiserlichen Hofe, an dem man über die Blindheit der Feinde spottete.

Allein zwei kleine Fürsten, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und der Landgraf von Hessen-Cassel entrissen sich unwillig der Halbheit und schlossen sich dem nordischen Helden an.

Am kaiserlichen Hofe nahm man unterdessen die Sache von der leichten Seite, und Ferdinand selbst sagte, als die Nachricht von Gustav Adolphs Auftreten sein Ohr erreichte: „Da haben wir haltr a Feindl mehr!" — Man tröstete sich scherzend damit, daß die Macht „des Schneekönigs", wie man den Schweden zu nennen beliebte, bald schmelzen werde, sobald sie nur der kaiserlichen Sonne nahe komme.

Indessen, die Siegesfreude der Katholischen war zu frühe.

Gustav Adolph drang langsam, aber mit sicheren Schritten vor. Da sich Magdeburg den Schweden angeschlossen, ward es von Tilly belagert. Magdeburgs Bürger schlugen und wehrten sich tapfer, mit Sicherheit darauf hoffend, daß ihnen die Schweden zu Hülfe kommen würden. In der That brach auch Gustav Adolph zu diesem Zwecke auf; siehe! da verweigerte ihm, dem Protestanten, der seinen protestantischen Brüdern zu Hülfe eilen wollte, der Kurfürst von Sachsen, das Haupt der deutschen Protestanten, den Uebergang über die Elbe, weil Sachsen Neutralität behauptete.

Was aber waren die schrecklichen Folgen hiervon? Magdeburg fiel den 20. Mai 1631 nach tapferer Gegenwehr den stürmenden Truppen Tilly's in die Hände. Die Wuth der Sieger überstieg alle Gränzen. 20,000 Menschen sanken unter dem Mordstahl der katholischen Ligue. Da rettete nicht Geschlecht noch Alter, nicht Rang noch Stand. Greise und Kinder, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, sie Alle würgten die Barbaren hin. Auf dem Busen ihrer todten Mütter jammerten verschmachtende Säuglinge, auf Haufen von Leichen zechten Croaten, vor den Altären entehrte und mordete man Jungfrauen, in die Flammen, die wie ein Feuermeer auf

allen Seiten wogten, schleuderte man jubelnd Kinder; durch Bäche Blutes wadete man bis an die Knöchel, und nur das kühle Bett der Elbe gab der Verzweiflung ein sicheres Asyl.

Und diesen Gräuelscenen schaute Tilly mit grausamem Behagen zu; ja, als es menschliche Anführer wagten, ihn um den Befehl zu bitten, das Wüthen einzustellen, entgegnete der Barbar: „Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben!"

Endlich, nach vier schrecklichen Tagen, ward es still. Magdeburg, die blühende Stadt, war ein ungeheurer, blutgerötheter Schutthaufen, war das Grab von 20,000 seiner Einwohner geworden. Nur der Dom und wenige Gebäude standen noch, und ragten ernst und schauerlich, wie riesige Grabsteine, zum Himmel empor.

Tilly aber hielt zwischen Trümmern und Leichen seinen Einzug; ließ den Dom katholisch einweihen und Gott für diesen Sieg ein: „Herr Gott, dich loben wir!" feierlich singen! —

Mit Entsetzen wendet das Gefühl sich von solchen Gräueln ab, womit der entartete Mensch die reine Lehre der Religion der Liebe zu schänden wagt. Solche Siege, noch so glänzend, es lastet auf ihnen der ewige Fluch der Weltgeschichte! —

Aber dies „Herr Gott, dich loben wir!" rüttelte nun auch endlich den Kurfürsten von Sachsen aus seinem Schlummer. Er erkannte nun erst die Absicht der Feinde; aber ihm mußte freilich jetzt auch um seine Lande bangen. Denn was wäre einem Tilly nicht möglich gewesen? und in der That wandte sich dieser mit seinen wilden Horden auch schon Leipzig zu.

Da endlich verband sich der Kurfürst mit Gustav Adolph, und nun folgten die Protestanten den Truppen der Ligue auf dem Fuße. In Leipzigs Gefilden kam es zur Schlacht. Tilly wurde geschlagen. 7000 seiner Kerntruppen deckten das Schlachtfeld, 5000 wurden gefangen. Sämmtliches Geschütz fiel den siegenden Schweden in die Hände.

Dieser denkwürdige Tag hatte vor der Hand das Schicksal Nord- und Mitteldeutschlands entschieden, indem er den Einfluß der kaiserlichen Partei und der Jesuiten auf diese Gegenden mit einem Schlage vernichtete und den eingeschüchterten Protestanten den Wahn benahm, daß Tilly und seine Schaaren unüberwindlich seien.

Jetzt hatte man in der kaiserlichen Hofburg mit einem Mal aufgehört, über den „Schneekönig" zu spotten; ja, Ferdinand erzitterte zu Wien, denn der nordische Held drang, seinen Sieg benutzend, mit Blitzesschnelle bis nach Baiern vor. Hier traf er abermals auf

Tilly, der ihm den Uebergang über den Lech streitig machte. Umsonst! Gustav Adolph erzwang den Uebergang, Tilly selbst sank tödtlich verwundet, und hauchte zu Ingolstadt seinen Geist aus.

Baiern war gewonnen; München, an die gräßliche Zerstörung Magdeburgs durch die Schaaren der katholischen Ligue gedenkend, zitterte vor der Rache der Protestanten, und sandte, um Gnade flehend, die Schlüssel seiner Thore dem Schwedenkönig entgegen. Gustav Adolph aber dachte zu groß, um an Unschuldigen Rache für jene Gräuelthat zu nehmen. Siegend zog er in Baierns Hauptstadt ein, ohne Münchens Bewohnern eine Unbill zuzufügen.

Während dessen war aber auch der Kurfürst von Sachsen, nach einem gemeinschaftlichen Plane, in Böhmen eingefallen, und hatte Prag genommen, so daß der Kaiser mit Entsetzen die Feinde in die Gränzen seiner Erblande hereinbrechen sah. Bis zu diesem Aeußersten wäre es nun freilich schwerlich gekommen, hätte nicht der Kaiser, theils aus Mißtrauen, theils gespornt durch den Neid und die Eifersucht seiner übrigen Großen, schon früher Wallenstein entlassen. Jetzt aber war keine Rettung mehr ohne den Arm dieses Furchtbaren. Mit Widerwillen, aber nothgedrungen, flehte man ihn um seine Hülfe an. Der Stolze, der bis dahin wie ein König auf seinen Gütern gelebt, ließ sich lange bitten. Endlich gab er nach, aber nur unter Bedingungen, die ihn zum unbeschränkten Herrn des kaiserlichen Heeres machten, unter Bedingungen, die selbst den Kaiser und die kaiserlichen Prinzen vom Kriegsschauplatze ausschlossen.

Was war zu thun? — man mußte schweren Herzens nachgeben. Kaum aber waren Friedlands Fahnen aufgepflanzt, als sich auch 60,000 Streiter unter ihnen sammelten.

Mit dieser Macht warf sich nun Wallenstein auf Böhmen, welches die Sachsen noch immer besetzt hielten. Sie wurden mit leichter Mühe vertrieben. Als dies geschehen, wandte sich der Sieger nach Baiern, woselbst ihn Gustav Adolph erwartete. Bei Nürnberg trafen beide Heere aufeinander, wagten aber gegenseitig keine Schlacht, sondern verschanzten sich. So verflossen drei Monate ohne Entscheidung, bis der Schwedenkönig nach vergeblichem Sturm auf Wallensteins Lager sich nach Schwaben hinzog. Jetzt brach auch Wallenstein auf, wandte sich aber nach Sachsen, um den Krieg in die protestantischen Lande zu spielen. Als dies der König gewahrte, folgte er dem Feind auf dem Fuße, und traf bei Lützen auf ihn.

Da rüsteten sich endlich die Heere zur entscheidenden Schlacht.

Trübe Ahnungen durchzogen das edle Herz des großen Schwe-

deukönigs. Schlaflos entschwindet ihm die Nacht. Endlich graut der Morgen des 6. November 1632, aber er lagert sich in dichten Nebeln auf die bange Erde. Erst um 11 Uhr verzog sich die feuchte Hülle, und nun stimmten die Schweden, gottbegeistert und umrauscht von Pauken- und Posaunenschall, den 46sten Psalm und Luthers herrliches Lied: „So danken dir und loben dich, o Gott, die Völker alle!" in frommer Erhebung feierlich und kräftig an.

So gestärkt, drangen die wackeren Streiter des Evangeliums mit dem Rufe: „Gott mit uns!" muthig vor. Da tönt des kaiserlichen Heeres Feldgeschrei: „Jesus Maria!" und das Morden beginnt. Gustav Adolph und Herzog Bernhard von Weimar führen die Schweden, Wallenstein und Pappenheim die Kaiserlichen. Von beiden Seiten sieht man mit Löwenmuth. Da wird der König, der sich zu weit gewagt, durch eine Kugel am Arm verletzt. Er blutet. „Der König ist verwundet!" tönt es rings umher. Doch dieser ruft voll Heldenmuth: „Es ist Nichts! Folgt mir! Folgt!" und vorwärts sprengend wirft er sich auf's Neue auf den Feind.

Da plötzlich fährt ein zweiter Schuß ihm durch den Rücken. Er seufzt: „Mein Gott! mein Gott!" und sinkt gebrochenen Auges von dem Pferd.

Aber sein fliehendes, mit Blut bedecktes Roß verräth alsbald den Schweden des Königs Fall. Wüthend und Rache schnaubend stürzen sie auf den Feind, die theure Leiche wieder zu erringen. Dreimal zurückgeschlagen, dringen sie zum drittenmale, von Herzog Bernhard angeführt, siegend vor. Zum Tod verwundet, sinkt Pappenheim, Schreck und Verwirrung faßt die Kaiserlichen; sie fliehen: und Wallenstein vermag die Schlacht nicht mehr zu halten. 10,000 Leichen decken das Feld; den Protestanten ist der Sieg; doch schallt kein Jubelsang, denn traurend senken ihre Fahnen sich auf die Leiche ihres Retters nieder.

Der Heldentod Gustav Adolphs erschütterte Deutschland, der Sieg bei Lützen rettete den Protestantismus.

Glücklicherweise traten sofort an des gefallenen Königs Stelle zwei tüchtige Männer, Schwedens Reichskanzler Axel Oxenstierna, und Herzog Bernhard von Weimar, welche das Uebergewicht der protestantischen Waffen um so entschiedener behaupteten, als sich um jene Zeit der gefürchtete Wallenstein unthätig verhielt, und

ndlich gar von dem Kriegsschauplatze auf eine trage Weise abberu-
en wurde.

Der Ehrgeizige hatte seine kühne Hand nach Böhmens Krone ausgestreckt; er fiel den 25. Februar 1634 auf des Kaisers geheime Veranlassung zu Eger durch Mörderhand. Kaiser Ferdinand glaubte sein Gewissen durch dreitausend Seelenmessen beschwichtigen zu können.

Jetzt stellte sich Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Sohn, an die Spitze des Heeres und ward durch General Gallas unterstützt. Beide schlugen die protestantische Macht bei Nördlingen, worauf Sachsen treulos genug war, die heilige Sache abermals im Stich zu lassen und, im Verein mit mehreren anderen Ständen des Reichs, einen Separatfrieden mit dem Kaiser zu Prag (10. Mai 1635) abzuschließen. Freilich belohnte der Kaiser diesen Abfall mit seiner Gnade und reichen Geschenken an Land und Leuten.

Unterdessen folgte Erzherzog Ferdinand, als Ferdinand III., seinem Vater auf dem deutschen Kaiserthrone, während den Schweden Frankreich zu Hülfe kam, und somit der protestantischen Angelegenheit eine neue und kräftige Stütze ward. Unter wechselndem Glück wüthete der Krieg fort und fort, bis, 16 Jahre nach Gustav Adolphs Tod, der Kaiser abermals die Gränzen seiner eigenen Erblande vom Feinde überschritten sah.

Dreißig Jahre lang hatte nun im Ganzen der Krieg in Deutschland gewüthet; das Reich war verwüstet, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft lagen darnieder; durch die geplünderten und in Schutthaufen verwandelten Städte zogen Hunger und Pest, Verwilderung bemächtigte sich des Volkes, und Glück und Friede schien die Erde auf ewig verlassen zu haben.

Alles dies hätte aber die kriegführenden Häupter, namentlich Oesterreich, wenig bekümmert, wenn nicht auch die fürstlichen Kassen erschöpft gewesen wären. Da dies nun der Fall war, und der Kaiser sogar Wien bedroht sah, schickte man sich endlich an, die Waffen niederzulegen. Die Unterhandlungen begannen zu Münster und Osnabrück (April 1645) und wurden durch den österreichischen Staatsminister, Maximilian, Grafen von Trautmannsdorf, geleitet. So kam denn, nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten, im Oktober 1648 der Westphälische Friede zu Stande.

Schweden erhielt Vorpommern, die Insel Rügen, die Stadt Wismar, das Erzbisthum-Bremen und das Bisthum Werden, nebst 5 Millionen Thaler Kriegsentschädigung. Frankreich fiel Metz, Toul,

Verdün, der Elsaß und der Sundgau zu. Holland und die Schweiz erstanden als unabhängige Staaten.

Im Ganzen hielten sämmtliche Fürsten ihren Vortheil scharf im Auge, und verfolgten und vertheidigten ihn selbstsüchtig nach allen Seiten; an die Völker dagegen, die dreißig Jahre lang ihr Gut und Blut geopfert, dachte Niemand, ebensowenig an das Wohl, die Ehre und die Macht unseres armen, unglücklichen Vaterlandes. So begründete denn der westphälische Friede, der als die Grundlage unserer noch jetzt herrschenden europäischen Staatsverfassung anzusehen ist, das künftige Schicksal Deutschlands.

Was die Religionsangelegenheiten betrifft, so bestätigte man den Passauer Vertrag von 1552 und den Augsburger Religionsfrieden von 1555, in welche man nun auch die Reformirten mit einschloß, so daß also allen Religionsparteien, Katholiken, Lutheranern und Reformirten gleiche Rechte und freie Religionsübung zugestanden wurden. In Betreff der Rechtsansprüche und des Besitzes geistlicher Güter setzte man als Normaljahr 1624 (für Würtemberg, Baden und die Pfalz 1618) fest.

Ob ein Bürger oder eine Gemeinde, oder ein Theil derselben katholische oder evangelische Religionsübung, privat oder öffentlich, in Rechten solle ansprechen können, oder ob die Verwandten einer, von dem Glauben des Landesherrn abweichenden Confession auf die traurige Rechtswohlthat der Auswanderung (wegen Glaubens) sollten beschränkt bleiben, das wurde also von dem Umstande abhängig gemacht, ob während des Jahres 1624 in jenen Orten oder Landen dieselbe Confession sich bereits einer solchen öffentlichen oder nicht öffentlichen Ausübung erfreute, oder nicht erfreute. Zu dulden oder nicht zu dulden sollte also in der Willkür des Landesherrn fortwährend liegen, wo nicht das Normaljahr seinem Eifer und seinem Herrscherrecht eine Gränze setzte. Er konnte die Auswanderung selbst befehlen.

In demselben deutschen Vaterland, auf dem gemeinsamen Rechtsboden, war ein und derselbe Glaube hier herrschend oder nicht herrschend, dort bloß geduldet, dort wieder gedrückt oder geächtet, in bunter Abwechslung auf den sich nächst gelegenen Orten, und dabei noch vielfältiger Rechtsänderung ausgesetzt, je nach der wechselnden Gesinnung des Herrn, oder nach den Zufällen der Landesvererbung; alles dies nach dem Ausspruch des hochgepriesenen westphälischen Friedens! — Nur die hohen Stände und die Reichsritter erhielten das selbstständige Recht der Gewis-

jensfreiheit. Bei allen Uebrigen entschied der Zufall des früheren Besitzes oder der landesherrlichen Gnade. Den evangelischen Unterthanen Oesterreichs gab der westphälische Friede (einige wenig bedeutende Stipulationen ausgenommen) keinen Trost.*)

So war denn, da die Fürsten nur ihr Interesse im Auge behalten, in politischer und religiöser Beziehung einer endlosen Zersplitterung, und durch diese fremdem Einfluß Thür und Thor geöffnet.

Der Papst aber protestirte gegen den Westphälischen Frieden und erkannte ihn nicht an. Und welch ein Papst war dies! Spittler berichtet in seiner Kirchengeschichte Folgendes über ihn:

Als Papst Urban starb, wurden im Conclave ganz enorme Kabalen gespielt; denn seit die Franzosen den heiligen Geist für sich stimmen wollten, waren der Intriguen, Unruhen und niedrigen Streiche darin viel mehr, als vorher. Großen Einfluß auf das Conclave übte eine römische Dame, die von Soldaten und Geistlichen lange genau gekannt war, Donna Olympia Maldachini, die ihren Schwager, den Cardinal Pamphili unter dem Namen Innocenz X. auf den Thron setzte.

Dieser Innocenz X. oder eigentlich Olympia, regierte zehn Jahre lang (1644—1655). Es ist gräulich, wie weit damals in Rom die Idolisirung mit dem Papste getrieben wurde. Man sehe z. B. in Heideggers Historia papatus Excerpte aus einer kleinen Schrift, die damals herauskam, deren Hauptinhalt ist, den Papst mit Gottes Sohn zu vergleichen. Es ist eine saubere, recht im damaligen witzigen Tone geschriebene Schrift. Eines der Hauptargumente ist: Filius Dei sei nur Filius, er, der Papst, sei Pamfilius.

Diesen Papst hat, wie gesagt, eigentlich Olympia geschaffen. Noch wie er Cardinal war, lebten sie in der größten Vertraulichkeit mit einander, an der sich Niemand ärgerte, weil die übrigen keinen besseren Wandel führten. Doch seit der Schwager Papst geworden, hätte es etwas sittsamer hergehen sollen. Demungeachtet ließ sie sich alle Abend zu ihm in den Vatican bringen, und sie würde, wenn es nicht einige Cardinäle verhindert hätten, dasselbe Zimmer mit ihm bezogen haben. Unterdeß, wie Sr. Heiligkeit krank wurden, vergaß sie die Pflichten der Krankenwärterin nicht.

Das Erste, was Olympia that, war: die Familie des vorigen Papstes auf's Bitterste zu verfolgen. Es fing eine Verfolgung der Barberini an, die acht Jahre dauerte, bis das Weib aus Privatursachen es vortheilhaft fand, sich mit ihnen zu versöhnen. In den zehn

*) Carl von Rottecks allgemeine Geschichte, 7. Th.

Jahren wurde keine Cardinalsstelle vergeben, kein Amt besetzt, als durch Olympia; der Papst gab nicht leicht einem Gesandten Audienz ohne daß Olympia hinter der Tapete steckte und zuhörte. Insbesondere von der letzten Krankheit des Papstes hat man gar unangenehme Anekdoten. Er war so schwach, daß er Audienz im Bette geben mußte; da soll denn Olympia einigemal hinter dem Vorhange her vorgewischt sein, wenn die Gesandten außerordentliche Anträge brachten, und der alte, fast schon halb abgestorbene Papst ihnen nicht mehr antworten konnte.

Das Wichtigste der teufelisch-weibischen Regierung, die sie führte ist der Kornhandel der päpstlichen Kammer, den sie aufbrachte. Mit diesem hat es folgende Beschaffenheit: In dem Kirchenstaate ist Niemanden erlaubt, Getraide an einen Fremden zu verkaufen, auch nicht sein Brod selbst zu backen, sondern man ist an gewisse bestimmte Bäcker gewiesen, von denen man es nehmen muß. Wer Korn hat, was er nicht für sich braucht, ist genöthigt dasselbe um einen Preis der päpstlichen Kammer zu überlassen, den sie selbst setzt, und der gewöhnlich um die Hälfte oder ein Drittheil geringer ist, als sie das Getraide wieder verkauft. Alle Bäcker dagegen sind verbunden, das Getraide von der päpstlichen Kammer um ein Drittheil theurer zu nehmen, nach einem Maße, das auch wenigstens ein Drittheil kleiner ist, als das, wornach die päpstliche Kammer einkauft; und nicht jeder Bäcker darf einkaufen so viel er will, sondern zu Anfang des Jahres wird Jedem vorgeschrieben, wie viel er nehmen muß. Bleibt ihm nun etwas übrig, so muß er, was er nicht verschließt, wieder an die päpstliche Kammer verkaufen um den ganzen Preis und nach dem größeren Maaß. So weit zieht nur die päpstliche Kammer Profit davon. Dann kommt noch der kleinere Profit, den die päpstlichen Bedienten in Ansehung des Maaßes dabei ziehen. — Diesem Korn-Monopol hat man besonders zuzuschreiben, daß der Kirchenstaat so äußerst schlecht bebaut ist, daß jetzt das sonst gesegnete Land wie eine Einöde und ein Land des Fluches aussieht. Daher sind so oft Leute in Rom Hungers gestorben; noch im Jahre 1764, wo der Papst genöthigt war, auf die Engelsburg zu gehen, vom Schatze Sixtus' V. zu holen, um der Hungersnoth in Rom zu steuern. Niemand baut mehr Getraide als er braucht; denn alles Andere baut er für den Papst und nicht für sich.

Es war gar zu scandalös, wie der Papst mit seiner Schwägerin lebte, wie sie Cardinäle machte, Stellen verauktionirte. Mehrere Gesandten gingen von Rom weg; man sprach den Papst nicht, sondern nur sie. In ganz Europa spottete man darüber; es erschien eine

Münze, auf der einen Seite: Donna Olympia, ganz im Papsthabit, die sie nach dem Schlüssel Petri greift; auf der umgekehrten Seite er Papst coiffirt wie ein Frauenzimmer, am Spinnrocken sitzend. Allgemein war das Skandal, daß ein Weib am Steuerruder der Kirche sitze. Wie der päpstliche Nuntius die einfältige Protestation von Innocenz gegen den westphälischen Frieden Ferdinand III. insinuirte, sagte der Kaiser: Er solle nur dem Papst sagen, Donna Olympia könne ihm, em Papste, wohl das Wiegenlied singen, aber er, der Kaiser, sei genöthigt, den Frieden zu schließen, um Ruhe vor den Schweden zu haben.

Mit dem Westphälischen Frieden haben wir übrigens abermals einen bedeutenden Abschnitt der Kirchengeschichte geschlossen. Die Reformation, die sich mit Wiklef und Huß vorbereitete und mit Luther, Zwingli und Calvin in's Leben trat, ist vollendet. Zwar nicht ihrem Geiste nach; denn eine Reformation, deren Grundlage freie Forschung und Protestation gegen den jeweiligen Zwang in Glaubensangelegenheiten ist, kennt keine Gränzen; im Gegentheile wächst sie naturgemäß mit der fortschreitenden Vervollkommnung der Menschheit aus sich selbst heraus, indem sie eine immer höhere Auffassung, eine immer praktischere Ausübung der Religion verlangt, nach dem Ziele der reinsten Humanität strebend. Aber abgeschlossen erscheint uns allerdings die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in ihrer historischen Gestaltung. Abgeschlossen, sowohl durch die waltenden politischen Verhältnisse, als durch die Engherzigkeit ihrer nunmehrigen Träger, die, der Genealität entbehrend, sich mit dem Errungenen zufrieden gaben, und nur dahin trachteten, diese Errungenschaft so recht scharf abzugränzen, sogar unter den einzelnen Richtungen der Neugläubigen selbst. Daher das immer schroffer hervortretende Verhältniß der Protestanten (Lutheraner) und der Reformirten (Zwinglianer und Calvinisten). Ueberhaupt kommen wir jetzt an den Zeitpunkt, der uns die christliche Kirche in einer Zersplitterung zeigt, die dem Aengstlichen fast wie ein Zeichen der Auflösung vorkommt, demjenigen aber, der tiefer blickt, und aus dem Laufe der Weltbegebenheiten ein gesundes Urtheil zu fällen gelernt hat, gerade mit der entgegengesetzten Hoffnung, mit der Hoffnung erfüllt, daß aus eben dieser scheinbaren Zersplitterung das Bedürfniß einer großen Einigung hervorgehe, und in der That bereitet sich denn auch in unseren Tagen, 300 Jahre nach Luthers Auftreten, die Erscheinung einer

allgemein christlichen Kirche

vor.

Ehe wir jedoch die chriſtliche Kirche in ihrer Zerklüftung verfolgen, haben wir in der Reformationsgeſchichte noch Etwas nachzuholen Es iſt dies:

Die Geſchichte der Reformation außerhalb Deutſchland, vornämlich in Frankreich, England, Schweden, Dänemark, den Niederlanden und in Amerika.

Wir haben dies gefliſſentlich bis hieher verſchoben, weil wir gerne das Bild der Kirchenverbeſſrung in Deutſchland in ſeiner vollen Abrundung, alſo von Huſſens Auftreten bis zum Weſtphäliſchen Frieden, geben wollten.

I. Frankreich.

Daß Frankreich das unabwendbare Bedürfniß einer Kirchenverbeſſerung noch eher gefühlt als Deutſchland, hat uns das Auftreten der Albigenſer genugſam belehrt. War dieſe Sekte aber auch zum größten Theil, ja faſt bis auf die Wurzel, durch Feuer und Schwert von der Erde vertilgt worden, ſo hatte der Geiſt ſeine ewige Anwartſchaft auf Freiheit im Forſchen und Glauben doch manifeſtirt; ſo hatte die Wahrheit doch ihre Stimme gegen die Lüge erhoben. Freilich traten Thron und Altar die Verwegenen in den Staub, ihren Schmerzensruf aber hörten die Völker, und wie ein Echo hallte er wieder in den Herzen der Edleren, auf Brittaniens Eiland, in Deutſchlands Gauen, in Böhmens Bergen, und ſelbſt im eiſigen Norden. Und der Ruf war nicht vergebens. Wiklef, Huß, Luther, Zwingli, Calvin verſtanden ihn, und zündeten ihre Fackeln an den zuſammenſtürzenden Scheiterhaufen der unglücklichen Ketzer.

Wie Deutſchland, ſo blickte auch Frankreich mit freudigem Staunen auf Luther und ſein großartiges Beginnen; doch ſtand der Deutſche der franzöſiſchen Nation noch zu fern, um ſie mit ſich fortreißen zu können. Er erleuchtete, Calvin dagegen, durch Geburt, Charakter, Sitten und Sprache verwandter, führte das Werk in's Leben, indem ihn Beza als gewandter Redner und umſichtiger Weltmann trefflich unterſtützte.

Uebrigens geſtalteten ſich ſowohl die Hinderniſſe, auf welche die Reformation in Frankreich ſtieß, als auch die Unterſtützungen, die ihr wurden, hier ganz anders als in Deutſchland. Denn während in unſerem Vaterlande die Abweſenheit des Kaiſers und die Zerſplitte-

rung des Reiches, so wie das Ringen der Großen nach selbstständiger Macht, dem großen Werke Zeit gönnten, Wurzel zu schlagen und sich auszudehnen, trat in Frankreich ein mächtiges, in Einer Hand ruhendes Königthum der Kirchenverbesserung um so entschiedener und feindseliger entgegen, als die Bekenner des neuen Glaubens auch streng sittliche Forderungen an die Welt und den Hof machten, während dieser doch bekannter Weise in eine Unmoralität versunken war, die ihres Gleichen in der Geschichte sucht.

Außerdem, und dies liegt in den beiden so sehr verschiedenen Nationalcharakteren begründet, außerdem machte ein großer Theil des deutschen Volkes zufolge seiner Gemüthlichkeit und tief religiösen Richtung, Luthers Angelegenheit zu einer Angelegenheit seines inneren, geistigen Lebens, wogegen die ganze Bewegung in Frankreich sogleich eine politische Färbung annahm.

Den schlagendsten Beweis für die letzte Behauptung liefert sogleich derjenige französische König, unter dessen Regierung das Beginnen der Reformation fällt. Es war Franz I. Da er mit dem deutschen Kaiser fast beständig im Kriege lag, so behandelte er auch sofort die kirchliche Bewegung als eine Sache der Politik, indem er die Protestanten in Deutschland aus allen Kräften unterstützte, während er die gleiche Richtung in Frankreich mit Feuer und Schwert verfolgte und aus allen Kräften zu unterdrücken suchte.

Noch schärfer als Franz I. trat dessen Sohn Heinrich II. gegen die Calvinisten auf. Freilich machten sich unter seiner Regierung auch schon die Jesuiten geltend, ja sie beherrschten schon den König. Daher sehen wir mit bittrem Schmerz abermals den finsteren Qualm unzähliger Scheiterhaufen zum Himmel wirbeln; daher sehen wir erstaunt und unwillig den wollüstigen und entnervten König den Hinrichtungen in höchsteigner Person mit Behagen und Wohlgefallen beiwohnen. Aber auch hier bewährt sich die alte Erfahrung: daß gerade der Druck zur Ausbreitung einer neuen Lehre am meisten beiträgt.

So nahm in Frankreich der Calvinismus unter den blutigsten Verfolgungen gegen seine Anhänger mit auffallender Schnelle überhand. Einerseits als Sieg der Wahrheit, andererseits durch den Geist des Widerspruchs, und endlich als Gegensatz zu der namenlosen Sittenlosigkeit des Hofes und der hohen Geistlichkeit, die vereinigt so recht klar bewiesen: daß ihnen die römisch-katholische Religion nur als eine bequeme Entsündigungs-Anstalt, keineswegs aber als eine Grundlage höherer, sittlicher Vollendung diente.

Aber je mahnender die Stimme der Wahrheit von Außen an die Stufen des Thrones ſchlug, und von Innen an die Herzen der fürſtlichen Verbrecher pochte, deſto allgewaltiger der Druck. So kam es, daß die Neugläubigen ihre religiöſen Zuſammenkünfte in vielen Städten Nachts im Geheimen halten mußten, wie z. B. auch namentlich in Tours. Dies gab denn auch die Veranlaſſung zu dem Spottnamen „Hugenotten.“ In Tours nämlich ging, der Volksſage nach, der Geiſt eines alten Königs „Hugo“ nächtlich um; man rief daher die Evangeliſchen, die des Nachts zu ihren Gottesverehrungen ſchlichen, ſpottweiſe „Hugo-Geſpenſter“, Hugonotten, Hugenotten. Eine Benennung, die bald durch die Bluttaufe der unſeligen Bartholomäusnacht eine nur zu ernſte Bedeutung erhielt.

Von der geheimen Verrichtung ihrer Andacht befreite die Evangeliſchen indeſſen bald die raſch zunehmende Zahl der Neubekehrten. Jetzt wuchs die kleine Gemeinſchaft mit einemmale zur achtunggebietenden Maſſe an, die an Anſehen und äußerlichem Halt um ſo mehr gewann, als Margaretha, Navarra's geiſtreiche Königin, die Schweſter Königs Franz I., Ludwig von Bourbon und andere Großen auf ihre Seite traten. Der mächtigſte Verbündete der Hugenotten war indeſſen der Zeitgeiſt, der einmal mit unüberwindlicher Macht nach einer freieren und würdigeren Geſtaltung der Kirche rang.

So bereitete ſich denn allmählig jener große Kampf der neuen reformatoriſchen Ideen gegen den altherkömmlichen Unfug auch in Frankreich vor, nur daß ſich, wie ſchon erwähnt, die Politik der Volksgährung zu bemächtigen wußte, und ſo der religiöſe Aufſchwung des Volkes vielfach zur Sclavin herrſchſüchtiger Großen herabgewürdigt wurde.

Der Wurm, der in der Blüthe ſaß, und ihr Herz zernagte, war wieder der Jeſuitismus.

Heinrich II. war geſtorben (1559), ſein Sohn und Nachfolger, Franz II., war erſt fünfzehn Jahre alt und kränkelte. Da ergriff ein laſterhaftes Weib, eine herrſchſüchtige, ränkevolle Italienerin, die Zügel der Regierung. Es war die Königin Mutter, die, in jeder Beziehung von Jeſuiten beherrſchte Wittwe des verſtorbenen Königs, Katharina von Medici.

Kein beſſeres Werkzeug hätten die Jünger Loyola's für ihre Pläne finden können. Das Spiel wurde daher unter ſo günſtigen Auſpicien ganz offen getrieben, und ſofort mit dem Papſt und mit Spanien ein Bündniß zur gemeinſamen Unterdrückung der Evangeliſchen

geschlossen. In Frankreich selbst gewann man zu dem Endzweck die mächtige und leidenschaftlich papistisch gesinnte Partei der Guisen.

Diese Partei, an deren Spitze der Herzog Franz und der Cardinal von Guise standen, ward somit und durch die Verbindung mit der Königin Mutter, die herrschende, und übte einen Einfluß, den ihr die Partei der Bourbonen, der Prinzen von Geblüt, um so weniger gönnte, als sie nähere Ansprüche auf die Regentschaft zu haben glaubte. Um daher den verlornen Einfluß wieder zu erlangen, und die verhaßten Guisen wo möglich zu stürzen, wandten sich die Bourbonen den Hugenotten zu, und beriefen als Beschützer der Glaubensfreiheit die unterdrückten Evangelischen unter ihre Fahnen.

Die Reformirten jubelten über die mächtige Stütze, die ihnen geworden. Die Thörigten! sie sahen nicht ein, daß die heilige Sache des Volkes den schlauen Fürsten nur zur Waffe dienen sollte, mit welcher sie die eigene Größe, unbekümmert um des Volkes und des Landes Weh und Wohl, zu erkämpfen gedachten.

Somit war der Bürgerkrieg erklärt und Frankreich blutete im Namen der Religion aus Millionen Wunden, für den überwiegenden Einfluß der Prinzen von Guise oder Bourbon.

Von beiden Seiten schlug man sich mit wechselndem Glück. Die Hugenotten erfreuten sich dabei des Besitzes mehrerer ausgezeichneter Feldherrn: als des würdigen und allgemein geehrten Admirals Coligny, Condé's und Chatillon's, Männer, die es zugleich redlich mit den religiösen Angelegenheiten meinten.

Unter Coligny's trefflicher Leitung erkämpften sich denn auch die Hugenotten nach manch blutiger Schlacht wesentliche Vortheile, bis endlich 1570 ein Friede zu St. Germain en Laye zu Stande kam, der den Evangelischen freie Religionsübung gewährte, das Recht auf den Zutritt zu allen Staatsämtern zusicherte und ihnen vier Festungen als Sicherheitsplätze zustellte, unter welchen das wichtige La Rochelle.

Diese so äußerst günstigen Bedingungen hatte aber wunderbarerweise den Katholischen keinesweges die unabweisliche Nothwendigkeit abgedrängt. Im Gegentheil, sie erschienen fast als ein freundschaftliches Nachgeben.

Mehr noch! der Hof wandte sich den Häuptern der Hugenotten mit Freundschaftlichkeit zu, ja! er wünschte Versöhnung.

Versöhnung! — Eine arglistische Italienerin im Bunde mit den Jesuiten Versöhnung mit Ketzern! Wer sah Feuer sich noch mit Was-

ſer verſöhnen? wer ſah die Unſchuld und den Mord wohl jemals Hand in Hand? wer ſah den blutgierigen Wüſtenkönig noch zu des Lammes Füßen? wer ſah die blutgier'ge Hyäne funkelnden Auges mit der Beute freundlich ſpielen? Wahrlich, eher werden Feuer und Waſſer, Mord und Unſchuld Freunde, als Jeſuitismus und Duldſamkeit ſich brüderlich vereinen!

Nur zitternd und beklommen ſchlagen wir im großen Buche der Geſchichte die Seite um.

Der Friedensſchluß von St. Germain en Laye hat etwas Unheimliches! In banger Ahnung verhüllt der Genius der Menſchheit ſein Haupt, die Pulſe klopfen höher, es ſtockt das Herz in ſeinen Schlägen, und wie das Auge auf die nächſte Seite fällt, da ſtarrt der Blick, da däucht es uns, als ſchauten wir ein Meer von Blut!

Und aus den Purpurwogen ſteigt, in ſchwarze Schleier dicht verhüllt, ein rieſig Weib. Auf ihrem Haupte funkelt, röthlichen Scheines eine Sternenkrone! Die dunklen Schleier ſind durchwirkt mit tauſend Todtenlarven die, gräßlich röchelnd, die Sterbeſeufzer nach dem Himmel ſenden. — — — In den Armen der finſteren Geſtalt aber ruht ein Crucifix, an deſſen Stamm der Heiland angeſchlagen. Auf's Neue ſcheint der Herrliche gekreuzigt, denn aus den friſchen Wunden fließt das friſche Blut!

Wer biſt Du? finſtrer Geiſt? Du prahlſt mit dem Symbol der ewigen Liebe und dennoch athmeſt Du nur Tod und Blut?

Wer biſt Du?

Und ernſt und feierlich ſchlägt ſie die Hülle weg! Ein bleiches Antlitz, in deſſen Zügen der Jammer von Millionen zertretenen Geſchöpfen ruht, ſchaut uns gräßlich an.

Wer biſt Du? rufen wir abermals entſetzt.

Da rollen Donner, Blitze zucken durch die Luft, die Sternenkrone funkelt blutig roth, des Heilands Wunden öffnen ſich weiter, die Todesſeufzer werden Sturmgeheul und von den bleichen Lippen tönt es, gleich wie der Ruf zum Weltgericht:

Ich bin die Bartholomäusnacht! Da tönt der Völker Schmerzensſchrei durch alle Lüfte, Nacht wird's vor unſerm Blick und Thränenfluthen löſchen das ſchreckliche Gebild der Phantaſie.

O! wär' es eine Schöpfung erregter Phantaſie! Leider aber iſt, was unſer Schmerz phantaſtiſch ausgemalt, die nackte, kalte Wahrheit.

Der Friede von St. Germain en Laye war ein ruchloſer teufliſcher Betrug, beſtimmt die Hugenotten in Sicherheit einzuwiegen, um ſie mit einem Schlage zu vernichten.

Zum Aerger des Papſtes, der Königin Mutter und der Jeſuiten griff nämlich die Reformation in Frankreich täglich um ſich, ſo daß die Partei der Hugenotten immer mehr und mehr erſtarkte. Tapfer, ja oft ſiegreich, hatte ſie unter dem ruhmgekrönten, kriegs- und ſtaatskundigen Admiral von Coligny der katholiſchen und Hofpartei getrotzt. An Unterdrückung durch Gewalt der Waffen konnte nicht mehr gedacht werden, und doch ſahen der Papſt durch die überhandnehmende Macht der Reformirten ſeinen Einfluß auf Frankreich, Katharina von Medici ihre Herrſchaft über das Reich und den König, die Jeſuiten, durch Beides, ihre Exiſtenz bedroht. Ein gleiches Intereſſe vereinigte alſo dieſe drei Mächte, Alles aufzubieten, die verhaßten Ketzer aus dem Weg zu ſchaffen. Wie aber konnte dieß in's Werk geſetzt werden, bei einer Partei, die ſelbſt durch die vereinigte Macht Frankreichs nicht zu bezwingen geweſen war?

Die Aufgabe war in der That ſchwierig; aber, es ſaßen ja die Väter Jeſu und eine Italienerin zu Rath, und Dieſe brüteten denn auch ein Projekt, das ſelbſt die Gräuelthaten jenes heidniſchen Tyrannen als geringfügige Launen eines Wütherichs erſcheinen läßt.

Mit einem Wort, man entſchied ſich dahin: die Hugenotten durch einen ſcheinbar für ſie günſtigen Frieden und ein freundſchaftliches Zuvorkommen des Hofes in Sicherheit zu wiegen, dieſe Sicherheit ſodann durch den Vorſchlag einer völligen Ausſöhnung zu erhöhen, zu welchem Zweck eine Verheirathung der Schweſter des Königs, Margaretha von Valois, mit dem, der reformirten Kirche angehörenden Prinzen von Navarra verabredet wurde.

Die Hochzeit ſelbſt und ihre Feſte ſollten die Hugenotten in Maſſen nach Paris rufen. Dann habe man ſich nur der Häupter der Reformirten zu verſichern, und im Falle des Widerſtandes alles niederzumetzeln, was Hugenotte ſey. So würde mit einem Male die Ketzerei in Frankreich vertilgt, der Staat von einem brandigen Gliede befreit, und die Herrſchaft der drei gedachten Mächte gerettet.

Als man über dieſen hölliſchen Plan einig, ſetzte man ſogleich alle Mittel in Bewegung ihn auszuführen, und wie hätte dies der ſchlauen ränkevollen Regentin und den Jeſuiten mißglücken ſollen?

Der ſchwächliche König Franz II. war ſchon nach kaum ein und einhalbjähriger Regierung (1560) geſtorben; ſein Bruder, Karl IX. beſtieg nun, als zehnjähriger Knabe und unter der Vormundſchaft Katharinas von Medicis, den Thron. Man kann ſich denken, zu welch' willenloſem, elendem Werkzeuge höfiſcher und pfäffiſcher Ränke er erzogen ward. So kam es denn, daß er zur Zeit von welcher

wir jetzt reden, selbst in seinen zwanziger Jahren noch völlig unselbstständig, und jedem Einflusse Seitens seiner Mutter und der Jesuiten zugänglich war.

Ihn für den gedachten Plan zu gewinnen, unterlag daher um so weniger einer Schwierigkeit, als Karl IX. in dem Grundsatz erzogen war: Ketzern brauche Niemand Wort zu halten. Seinen schwachen Gewissensbissen setzte man außerdem die Lehre entgegen: „Der Zweck heilige die Mittel!" und man bezwecke ja nichts, als die Rettung des Staates und der römisch-katholischen Kirche.

Solch' triftigen, dem Munde der Väter Jesu entflossenen Gründen, konnte der König nicht widerstehen, und so nahm denn das Verbrechen seinen Lauf.

Die erste Folge haben wir im Frieden von St. Germain en Laye erblickt. Die zweite war, der Verabredung nach, die Vermählung Margaretha von Valois, mit dem Prinzen Heinrich von Navarra. Mit Freuden begrüßten die Hugenotten diesen Bund, er sollte ja eine Garantie werden für die neu geschlossene Aussöhnung, er sollte ein Segen des Friedens, ein Stern christlicher Bruderliebe am Horizonte Frankreichs glänzen, und in alle Herzen den Strahl der Liebe werfen und alle Söhne des weiten Frankenreiches zu Duldsamkeit im Glauben auffordern. Aus diesem Grunde und da die Hochzeit mit ganz ungewöhnlichem Gepränge in Gegenwart der Häupter der reformirten Partei gefeiert werden sollte, strömten denn auch unzählige Volksmassen, und unter diesen namentlich Hugenotten, nach Paris. Auch der größte Theil des reformirten Adels fand sich ein.

Admiral Coligny hatte der König schon früher, unter dem Vorwande: er könne des Rathes eines der verständigsten Männer seines Reiches nicht entbehren, an den Hof gelockt. Zwar folgte Coligny dem Wunsche des Monarchen, aus Mißtrauen, nicht gern. Allein dies Mißtrauen mußte bald schwinden, da er von Karl IX. höchst freundlich aufgenommen, ja sogar „Vater" genannt wurde.

Den 18. August des Jahres 1572 erfolgte die Hochzeit des oftenwähnten fürstlichen Paares. An diese Feierlichkeiten knüpften sich prachtvolle Feste, welche mehrere Tage hintereinander fortdauerten. Allüberall herrschte Lust und Freude und Jubel und selbst die verschiedenen Glaubensgenossen beseelte eine „vergnügliche Ruhe" und Sicherheit. Als plötzlich, am Abend des 22. Augusts, den Admiral Coligny, da er friedlich nach Hause ging, ein Schuß verwundete. Er war aus dem Fenster eines benachbarten Hauses gefallen, und

wurde sogleich dem Todfeind des Admirals, dem Herzog von Guise zur Last gelegt.

Unstreitig hatte man durch diesen Mordversuch den Hugenotten vor allen Dingen ihren tapferen und gefürchteten Führer rauben wollen. Da der Anschlag mißglückt war, galt es: gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und so eilten sofort der König und die Königin Mutter in eigner Person zu Coligny, ihm ihr Beileid und ihren Unwillen über die ruchlose That zu bezeugen. Beide schienen auf's Höchste aufgebracht, beklagten den Admiral, und Karl IX. ertheilte sogar den Befehl, den Herzog von Guise augenblicklich gefänglich einzuziehen. Auch der reformirte Adel versammelte sich um sein Haupt, die nöthigen Schutzmaßregeln zu berathen.

Jetzt galt es katholischer Seits — jetzt oder nie!

So wurden denn die nöthigen Anstalten schnell getroffen. Der Herzog von Guise und der Marschall Tavannes begaben sich sofort zu den Vorstehern der Quartiere; während der Herzog von Nevers die besoldeten Mordschaaren unterrichtete, und die Väter Jesuiten den Pöbel fanatisirten und mit Waffen versahen. Ein weißes Band am Arm, ein weißes Kreuz auf der Kopfbedeckung sollten der katholischen Partei als Erkennungszeichen dienen.

Das Mordgeschäft zu erleichtern, hatte man Seitens des Hofes sogar die satanische Bosheit, dem reformirten Adel, mit heuchlerischer Besorgniß um Coligny, zu rathen, sich in die Nähe des Admirals einzuquartiren, um, wie man sagte, desto eher, bei allenfallsigen Angriffen der Guisen, zum Schutze des Führers bei der Hand zu sein; in der That aber gedachte man auf solche Weise den Kern des reformirten Adels auf einem Punkte den Mordknechten zu überliefern.

So hatte sich der Abend des 23. Augusts allmählig niedergesenkt.

Es war Sonnabend, und manches Herz mochte in banger Ahnung dem kommenden Tage des Herrn entgegensehen; denn schon hatte sich der bisherige Jubel in jene plötzliche Stille, die heitere Sorglosigkeit in jene dumpfe, geistige Schwüle umgewandelt, die einem furchtbaren Sturme vorauszugehen pflegen. Aber den armen, gequälten Menschenherzen ist ja die Nacht eine sanfte Trösterin, leise zieht sie ihren schmerzenstillenden Schleier über die Erde und von ihrem Kusse berührt, sinkt die seufzende Menschheit lächelnd dem Schlaf in den Schooß.

So auch den 24. August des Jahres 1572 zu Paris.

Schon war Mitternacht vorüber, da plötzlich tönt vom Thurm St. Germain l'Auxerrois das schauerliche Todeszeichen. Dumpf

hallt die Glocke, dumpf hallen plötzlich hundert Glocken in grauenhaftem Sturme nach.

Paris erwacht entsetzt! Jetzt mischt sich in den dumpfen Klang der Glocken das Krachen der Mordgewehre. Von allen Seiten hört man Schuß auf Schuß; die Thüren der Häuser werden eingeschlagen, wüthende Haufen stürzen durch die Straßen, in die Wohnungen; Mord folgt auf Mord! Ins Wuthgeheul der Niedermetzelnden mischt sich der Jammer der Sterbenden, wohin das Auge blickt, zeigt sich im rothen Schein der Fackeln nur Blut und Kampf und Tod! Mit Leichen decken sich die Straßen, was Hugenotten heißt wird niedergemacht. Ob weiße Haare den würd'gen Scheitel decken, ob Jugendblüthe um längeres Leben fleht, ob Mann, ob Weib — was kümmert es die weißbekreuzten Mörder, im Namen Gottes und für seine Kirche verhaucht sein Leben was nicht Katholik ist. Des Säuglings Unschuld, der Jungfrau zarter Reiz, sie rühren die Herzen der Kanibalen nicht: Jesus Maria! oder Tod!

Es schwimmt Paris in Blut. Als erstes Opfer aber war Coligny gefallen. Sein Haus erstürmte der Herzog von Guise. Was sich hier widersetzt, haut seine Schaar in Stücke. Endlich erreichen sie das Schlafgemach des Admirals. Der Greis noch matt von einer Wunde, erwartet ruhig seine Mörder, indem er betend sich an die Wand lehnt. Da fährt der Mordstahl ihm in's Herz, und lautlos sinkt er nieder, ein Held im Sterben wie dereinst im Leben. Die Schaar der Mörder aber wirft sich auf die Leiche, die jubelnd aus dem Fenster auf die Straße fliegt. Der Graf von Angouleme, des Königs Bruder, begierig, ob's auch der Rechte, wischt dem Entstellten das Blut aus dem Gesicht, und stößt dann, als er die Züge des Admirals erkannt, den Leichnam verächtlich mit dem Fuße weg, der jetzt ein Spiel des wüthenden Pöbels wird.

Indessen fielen schon die Edelsten der Hugenotten, während Hunderte der Opfer nach dem Louvre flüchten, von ihrem König Schutz und Gnade hoffend. Arme Betrogne! An seinem Fenster steht König Karl und schießt mit eigner Hand die fliehenden Ketzer im Namen Gottes nieder! Selbst auf Navarra und Prinz Condé zielt sein Feuerrohr, doch kaufen diese, durch Abschwörung ihres Glaubens, ihr Leben dem blut'gen Herrscher ab.

So dauert sieben Tage lang das Morden, während der Hof, lustwandelnd zwischen verstümmelten und nackten Leichen, sich an dem Pestgeruch der todten Feinde labt.

Doch mit Paris war es den Jesuiten nicht genug. Orleans,

Angers, Meaux, Troyes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Toulouse und viele andre Städte folgten dem Beispiel des Hofes und der Hauptstadt, und feierten die Bluthochzeit mit gleichen Schändlichkeiten.

So fielen zwischen siebzig bis Hunderttausend Hugenotten dem Mordsignal der Bartholomäusnacht.

Doch was deutet dieser feierliche Glockenton? Er weht von Rom! Kündet das Läuten aller Glocken, der ernste Donner der Kanonen ein Trauerfest ob dieser namenlosen Schandthat an? —

Nein! — vernimm es, o Christenheit! — er kündigt das Sieges- das Jubelfest, mit dem der Papst den Meuchelmord von 100,000 Hugenotten feiert.

Gregor XIII. ließ in der That, zur Feier der Bartholomäusnacht und des errungenen Sieges über die Ketzer, zu Rom mit allen Glocken läuten, Kanonen lösen, Jubel- und Danklieder singen, Prozessionen halten, Denkmünzen schlagen, Feuerwerke abbrennen, die Stadt beleuchten, ja, er wagte es, die katholische Christenheit zu gleichen Dank- und Freudenfesten aufzufordern.

— Man spricht viel in unsern Zeiten über Politik und Staatsweisheit, vom Mann des Volkes an, bis zu Denjenigen, welchen die Regierung der Nationen in die Hände gelegt ist. Man brüstet sich mit Staatsweisheit, mit tiefer Einsicht in den Lauf der Weltbegebenheiten, man will seine Freunde und Feinde kennen! Aber müssen wir nicht fast an dieser Weisheit, an dieser Einsicht und Kenntniß zweifeln? oder sollte man klar sehen und nur nicht klar sehen wollen? Wahrlich, dem Staatsmann, dem die Bartholomäusnacht und namentlich das Benehmen des Papstes, der sich bei dieser Gelegenheit, durch das Uebermaß seiner Herzensfreude hingerissen, unbedachtsam verrieth, die Augen nicht öffnet, der muß blind an Geist und Herz sein. Was aber 1572 Grundsatz der römischen Hierarchie und der Jesuiten war, ist es auch heute noch, muß es für alle Zeiten sein, denn der Papst und seine Kirche sind unfehlbar, und wie Gregor XIII. Gott für das Niedermetzeln von 100,000 Hugenotten dankte, so müßte auch heute noch der Papst Gott preisen, wenn abermals eine Bartholomäusnacht die Welt von Ketzern reinigte. Mit einem Wort: vermöge der Grundsätze, auf welchen der Bau der Hierarchie ruht, bleibt das Papstthum, so lange es existirt, der offne oder verkappte Todfeind nicht nur der protestantischen Völker, sondern auch der protestantischen Fürsten und Regierungen.

Daher muß denn auch allen protestantischen Regierungen jedes

Zurückweisen des Romanismus in ihrem eigenen Interesse willkommen sein; darum muß auch die Erscheinung des Deutsch-Katholizismus von diesen Regierungen als eine, ihrer eignen Existenz befreundete Bewegung, als ein Bote des Friedens begrüßt werden.

Aber die Sache ist zu einfach und natürlich, als daß sie noch lange von Deutschlands Staatsmännern mißkannt werden könnte, und so darf wohl die Welt mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß man den Deutsch-Katholiken bald die Freundeshand reichen werde.

Dann erst, wenn es keine Jesuiten und keinen päpstlichen Einfluß mehr gibt, kann es auch keine Bartholomäusnacht mehr geben! —

Die römisch-katholische Partei und ihre Seele, die Jesuiten, hatten gehofft, mit jener entsetzlichen Frevelthat die Reformation in Frankreich mit einem Schlage zu vernichten. Sie täuschten sich. Wie durch ein Wunder verwandelte sich der Fluch in Segen. Die Partei, die vernichtet schien, stand wie durch Zauber jetzt mit einemmale furchtbarer auf als je; denn es stärkte sie eine, durch den blutigen Tod der Glaubensgenossen nur noch gesteigerte Glaubenstreue, es entflammte sie eine heilige Indignation, die Gefahr vereinigte sie, der Muth der Verzweiflung machte sie unüberwindlich, ja, ihren Reihen führte die Schandthat eine Menge edelgesinnter Katholiken zu, die sich mit Entsetzen von einem Glauben hinwegwendeten, der zum Beweis seiner Göttlichkeit und Unüberwindlichkeit kein anderes Mittel als die Niedermetzlung von 100,000 friedlichen Bürgern fand.

Schon zwei Monate nach der Bartholomäusnacht sah sich der erbärmliche König genöthigt, ein Edikt zu Gunsten der Hugenotten zu erlassen, um diese zu beschwichtigen. Er selbst, der als Vater seines Volkes diejenigen seiner Unterthanen, die sich Schutz suchend nach dem königlichen Palaste geflüchtet, mit höchsteigenen Händen niedergeschossen hatte, er selbst fiel der Strafe Gottes anheim. Von gräßlichen Gewissensbissen gemartert, senkte sich Schwermuth über ihn. Ruhelos jagten von nun an die Eumeniden, der Rache furchtbare Göttinnen, ihn durch das Leben. — Kein Schlaf kam mehr in seine Augen, kein Friede mehr in seine Brust. So welkte Karl in der Blüthe seiner Jugend elendiglich dahin und starb den 30. Mai 1574, also im vierundzwanzigsten Jahre seines Lebens.

Unter Katharina v. Medicis Regentschaft bestieg nun Karl's Bruder, Heinrich III., den Thron Frankreichs. Aber der ausschweifende Heinrich taugte so wenig zum Führer des Staates, als Karl. Hof- und Weiberintriguen waren sein Element und jede Art Liederlichkeit seine Sache. Um daher in seinen Lüsten nicht gestört zu werden, schloß auch er mit den Hugenotten und dem an deren Spitze stehenden Heinrich von Navarra, der seine erzwungene Glaubensänderung bereits widerrufen, einen neuen Religionsfrieden. Hiermit aber war der papistischen Partei der Guisen nicht gedient, ebensowenig den Jesuiten. Man errichtete daher zum Schutz des römisch-katholischen Glaubens und zur Ausrottung der Ketzerei einen neuen, sogenannten heiligen Bund, auch Ligue geheißen, und beschloß, das Haus der Valois um so mehr vom Throne Frankreichs zu entfernen und ihn den Guisen zu gewinnen, als nach dem Tode des kinderlosen Heinrich III. die Regierung zum Entsetzen aller Rechtgläubigen an den hugenottischen Heinrich von Navarra fallen mußte. In der That erlag denn auch Heinrich III. diesem Plan.

Der König hatte sich aus seinem, durch die Ligue und die Jesuiten empörten Paris flüchten müssen, und belagerte nun die Stadt. Da entschloß sich der Dominikaner Jacques Clement, ein fanatisirter Schwärmer und Schüler der Jesuiten, die bedrängte Rechtgläubigkeit zu retten. Angespornt durch des Königs Todfeinde und erhitzt durch das Versprechen: im Fall einer glücklichen Rettung vom Papste zum Cardinal, im Fall seines Todes aber zum Heiligen erhoben zu werden, eilt er seinen König zu ermorden.

Es war den 1. August 1589, als sich Jacques Clement dem Könige vorstellen läßt, um ihm einen Brief zu überreichen, der wichtige Nachrichten aus Paris enthalten sollte. Heinrich nimmt das Schreiben; kaum aber durchlaufen seine Augen dessen Zeilen, so stößt Clement dem König ein vergiftetes Messer in die Brust.

Es geschah zur Ehre Gottes und zum Schutze der römischen Kirche.

Aber auch Clement fällt unter den Händen der herbeistürzenden Höflinge, worauf sein Leichnam nach dem Richtplatze geschleift und von vier Pferden in Stücke zerrissen wird.

Was aber thut die römische Kirche?

Die römische Kirche erhebt sofort den Königsmörder zum Märtyrer; Papst Sixtus V. aber entblödet sich nicht, dem Mörder in

Gegenwart aller Cardinäle eine Lobrede zu halten und ihn zum Heiligen zu erheben.

Jetzt reißt sich der Pöbel um eine Hand voll Erde, die das Blut des Königsmörders getränkt; jetzt schmücken sich Altäre und Kirchen mit des Königsmörders Bild; jetzt zieht man „der heiligen Mutter Clement des Heiligen" in feierlicher Prozession entgegen, da sie nach Paris kommt!!

Kann auf solche Thatsachen hin Jemand der Behauptung widersprechen: daß in den Augen der römischen Kirche selbst der Königsmord nicht nur erlaubt, sondern sogar ein Verdienst sei, insofern er nur zur Ehre Gottes und zum Schutze der alleinseligmachenden Kirche unternommen wird?

Aber mehr noch. Es sollte ja bei einem Königsmorde nicht bleiben.

Mit Heinrichs III. Tod war das Haus Valois erloschen und rechtmäßigerweise fiel nun die Krone Frankreichs Heinrich von Navarra, somit der Familie der Bourbonen, zu.

Wie uns bereits bekannt, hatte Heinrichs von Navarra Vermählung die Veranlassung zur Bartholomäusnacht gegeben; auch erinnern wir uns, daß König Karl sein Mordgewehr auf Navarra und den Prinzen von Condé anschlug, und ihnen das Leben nur unter der Bedingung ließ, daß sie den verfluchten reformirten Glauben gegen die Rechtgläubigkeit der römischen Hofkirche vertauschten. Navarra und Condé gaben denn auch der Nothwendigkeit nach, wogegen Ersterer, wie gleichfalls schon erwähnt, sobald es die Verhältnisse erlaubten, zu seinem früheren Bekenntniß zurückkehrte.

Als Navarra nun aber Frankreichs Krone zufiel, und somit ein Reformirter, also ein Ketzer, den Thron zu besteigen Anstalten machte, schrieen die Jesuiten, Liguisten, Papisten, Spanien, Oestreich und der Papst Zeter und Mord! — Heinrich traf daher, wohin er sich wandte, auf Widerstand, ja die Ligue setzte ihm in dem Kardinal von Bourbon (Karl X.) einen Gegenkönig. Starb dieser nun auch bald, so hörte deshalb der Widerstand nicht auf; es bereitete sich sogar ein neuer Bürgerkrieg vor und drohte das schöne Frankreich neuerdings blutig zu zerreißen.

Navarra's edles Herz fühlte, daß er solch' schweres Schicksal von seinem Vaterlande abhalten müsse; aber er sah zugleich auch ein, daß er, als anerkannter Herrscher, seinen Glaubensverwandten erst dann unendlich zu nützen vermöge, wenn er selbst, der Politik gehorchend, als Katholik den Thron besteige.

In Folge dieser Ueberzeugung kehrte er am 25. Juli 1593 in

den Schooß der katholischen Kirche zurück und empfing hierauf zu Chartres als Heinrich IV. die königliche Salbung.

Die Folgen bewiesen, welch' scharfer Blick den König geleitet. Paris und mit ihm alle Städte des Reichs öffneten jetzt ihre Thore. Die Ligue ging auseinander, die Herzöge von Guise unterwarfen sich, wenigstens anscheinend, der Friede kehrte zurück, und den Jesuiten war der Grund zu ferneren Intriguen genommen.

In der That zeigte sich Heinrich IV. von nun an als ein ausgezeichneter Fürst, der mit dem vollsten Rechte den Namen „Vater des Vaterlandes" in Anspruch nehmen durfte. Beglückung seiner Unterthanen ward ihm zur Lebensaufgabe, die er denn auch mit Redlichkeit, Liebe und Hingabe zu lösen suchte.

Einen glänzenden Beweis hierfür gibt das weltbekannte Edikt von Nantes, welches den 13. April 1598 erschien.

Nach dem Edikt von Nantes wurde den Hugenotten (Reformirten und Lutheranern), unwiderruflich Glaubensfreiheit und fast unbeschränkte Religionsübung gestattet, das vollkommene Staatsbürgerrecht, nebst einer mit den Katholiken gleichen Anwartschaft auf Staatsstellen zugesagt, Freiheit von jeder bischöflichen Gerichtsbarkeit bewilligt und ihnen mehrere Sicherheitsplätze eingeräumt. Ja, der König bewilligte den reformirten Predigern sogar Besoldungszulagen aus seinem eigenen Schatze.

Man kann sich leicht denken, daß dies Edikt auf der einen Seite mit Jubel, auf der anderen mit geheimem Ingrimm aufgenommen wurde. Namentlich war dies Letztere bei den Jesuiten und Papisten der Fall, und es gehörte die ganze Kraft und Entschiedenheit Heinrichs IV. dazu, mit demselben durchzudringen.

Heinrich wandte dabei ein nachahmungswerthes Mittel an, um seine Feinde zu besiegen. Er bot durch eine vortreffliche Regierung Alles auf, seine Feinde in Freunde zu verwandeln. In diesem Streben reichte ihm sein Minister, der Marquis von Rosny, nachmaliger Herzog von Sully, redlich die Hand.

Rotteck sagt von Sully, „er sei einer der wenigen Minister gewesen, welche die Liebe des Volkes nicht minder als jene ihres Herrn verdienten."

Sully fand, als er die Verwaltung der Finanzen übernahm, 330 Millionen Livres Schulden vor. Fünfzehn Jahre später waren nicht nur alle diese Schulden getilgt, sondern es befanden sich auch

40 Millionen im Schatz, wobei die Lasten des Volkes noch verringert worden waren. *)

Trotz allem dem aber vermochte Heinrich IV., gewiß einer der größten und edelsten Fürsten, dennoch die Jesuiten nicht von dem Hasse gegen ihn zu befreien. Die Väter Jesu konnten das Edikt von Nantes niemals vergessen.

Sie arbeiteten im Finstern, den Arm des Fanatismus neuerdings bewaffnend.

Den 14. Mai 1610 fuhr der König aus, die Vorbereitungen in Augenschein zu nehmen, die man zum Empfang seiner zweiten Gattin getroffen. Als er in eine enge Straße kam und sein Wagen halten mußte, schlich sich Franz Ravaillac, ein finsterer Mönch von widerwärtigem Aussehen, an den Wagen, bog sich über den Schlag und stieß dem König einen zweischneidigen Dolch zweimal in die Brust, so daß Heinrich IV. auf der Stelle seufzend verschied.

Der Mönch aber blieb stehen, ließ sich ruhig gefangen nehmen, und erduldete mit der Standhaftigkeit eines Schwärmers den Tod.

Ravaillac war nur Werkzeug. Den Dolch aber schmiedete man auf einem Heerde, der noch heute arbeitet, der noch heute Waffen schmiedet, um Fürsten und Völker, der Existenz einer privilegirten Kaste zu lieb, dem Unglück Preis zu geben, ja zu vernichten.

Unter Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu (seit 1624) brach nun für die Hugenotten eine neue Leidensepoche an; indem man sich, trotz der Bestätigung des Edikts von Nantes, auf allen Seiten Rechtskränkungen gegen sie erlaubte. Aber diese Eingriffe sollten nur ein Vorspiel trüberer Zeiten werden, denn nun folgt Ludwig XIV., jener große, aber lasterhafte König, der, als die Jugend in glänzenden Thaten und Sünden vergeudet war, im Alter ein Spielzeug seiner jesuitischen Beichtväter wurde.

Entfaltete sich auch unter Ludwig XIV. der Glanz einer unbeschränkten Monarchie, erblühten auch unter seiner prachtliebenden Regierung Kunst, Wissenschaft und Poesie, so würdigte er sich selbst doch zu einem Knechte seiner Jesuiten herab, und führte, von ihnen geleitet, dem, unter der Verschwendung des Hofes erseufzenden Reiche, auch noch den Jammer neuer Glaubensverfolgungen zu.

Haben wir Acht! es handelt sich hier um einen unumstößlichen Beweis für die Behauptung: „daß der Zweck des Jesuitenordens die Ausrottung des Protestantismus sei, und daß die Jesuiten die Aus-

*) C. v. Rottecks Weltgeschichte, Bd. VII.

führung dieser Aufgabe stets im Auge hatten und immer und immer wieder und zu allen Zeiten auf diesen Plan zurückkamen."

Die Bartholomäusnacht war nur erst ein kleiner Versuch hierzu gewesen. Der Versuch gelang, aber die Folgen wandten sich gegen die frommen Väter Jesu. Das Edikt von Nantes hatte hierauf den Hugenotten unwiderruflich Religionsfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken gewährt. Dennoch sehen wir, sobald die Schwäche eines Regenten es erlaubt, die Jesuiten mit dem alten Plane der Ausrottung aller Andersgläubigen herausrücken. Gegebene Versprechungen, unwiderrufliche Edikte — wir wissen es ja — haben gegen Ketzer keine bindende Kraft, und so geht das alte Lied der alleinseligmachenden Kirche wieder an.

Zwar konnte, zum Bedauern der Papisten, jetzt so leicht keine Bluthochzeit mehr ausgeführt werden; aber man durfte doch, unter dem Mantel glühenden Eifers für die heilige Religion und das Wohl der Menschheit, jedwede List, ja selbst Zwang anwenden, die Irrgläubigen in den päpstlichen Schafstall zurückzutreiben.

So bediente man sich denn zu diesem Zwecke auch in Frankreich unter Ludwig XIV. allerlei unschuldiger Mittel, zum Beispiel: man nahm (seit 1681) den Hugenotten ihre Kirchen und ihre Betsäle weg, man verbot die gemischten Ehen, — diesen Stein des Anstoßes, über den hoffentlich der Jesuitismus noch den Hals brechen wird, — man entriß den Aeltern ihre Kinder, um sie mit Gewalt selig zu machen, man entzog den Hugenotten die garantirten staatsbürgerlichen Rechte, ja man führte abermals unter Louvois an 50,000 Hugenotten dem Galgen, dem Rad, dem Schwert und dem Scheiterhaufen zu, weil sie, als man sie Heerdenweise zur Messe treiben wollte, Ungehorsam zeigten.

Die Heimführung in den Schooß der Mutterkirche wurde dabei auf eine ganz eigene Weise betrieben, nämlich militärisch.

Ludwigs XIV. Minister, Louvois, setzte es nämlich im Vereine mit den Jesuiten durch, daß nach allen Städten und Städtchen, nach allen Höfen, Schlössern und Dörfern, in welchen sich Protestanten, Reformirte oder Lutheraner, befanden, Soldaten geschickt wurden, um die Andersgläubigen gewaltsam zum Abschwören ihres Glaubens zu zwingen. Man nannte diese saubere Bekehrungsweise Dragonaden oder Dragonerbekehrungen.

Wie es dabei zuging, kann man sich denken.

Vor allen Dingen wurden die bezüglichen Orte umstellt, damit

Niemand entfliehe, und nun fielen die zügellosesten Gewaltthätigkeiten vor, und zwar unter dem Zurufe:

„Entweder in die Messe — oder todtgeschlagen!“

Die Art und Weise, wie man die Protestanten zur allein wahren Kirche Christi zurückführte, war unter ander folgende: Man hing Männer und Weiber entweder an den Haaren oder an den Beinen an den Wänden oder in den Kaminen auf, und zündete dann nasses Holz oder nasses Heu unter ihnen an, bis sie die Qualen zur Bekehrung trieben.

Oder man riß ihnen auch die Haare aus, oder man folterte sie mit Schrauben und glühenden Zangen, oder man tauchte sie gewaltsam unter Wasser und ließ sie ertrinken, wenn sie nicht katholisch wurden.

Daß diese Gewaltthätigkeiten nicht nur unchristlich, sondern schurkenhaft waren, ist gewiß! — allein von den Vätern Jesu *) wissen wir ja, „daß der Zweck die Mittel heilige!“ und der Zweck war ja einzig, die verirrten Ketzer der Rechtgläubigkeit, und somit der Seligkeit zurückzuführen.

Natürlich ist es, daß unter solchen Verfolgungen viele Hugenotten abfielen; als die Dragonaden daher längere Zeit gewüthet, und die Zahl der Hugenotten dadurch bedeutend geschwächt worden war, glaubte man sich nicht mehr vor ihnen fürchten zu müssen, und hob daher das Edikt von Nantes, welches doch als unwiderruflich von König Heinrich IV. gegeben und von seinen Nachfolgern bestätigt worden, am 22. Oktober 1685 wieder auf.

Jetzt war abermals das Aeußerste zu fürchten; da griffen die so schmählich Verfolgten zu dem Wanderstabe, sich da eine neue Heimath zu suchen, wo Glaubenshaß und Verfolgungswuth die schöne Erde nicht zur Hölle machten.

Mit thränenfeuchtem Blick, aber glaubenstreuem Herzen verließen, im Vertrauen auf Gott, fünfmalhunderttausend Hugenotten

*) „Das Synedrium der Loyoliten hatte den Ruhm des Ordens, die Ausbreitung seiner Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk seiner Plane gemacht. — — Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend des dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Ihre Prinzipien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und waren Ursache von der schändlichen Aufhebung des Edikts von Nantes u. s. w.“ (Kaiser Joseph II. in einem Schreiben an den päpstlichen Gesandten zu Paris). Geschichte des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, von F. C. Schlosser. (Heidelberg 1842). 3. Bd. S. 270.

ihr theures Vaterland. Und ihre Hoffnung täuschte sie nicht; der Allliebende führte sie an seiner Hand über Frankreichs Grenzen, und Deutschland, Holland, England und Dänemark öffneten ihnen freudig die Arme, denn es waren Frankreichs edelste, fleißigste und beste Unterthanen.

Noch heute zeugen viele Colonien in den eben genannten Ländern von dem Fleiß und der industriellen Thätigkeit dieser Refugiés.

Aber auch dieser Sturm vermochte in Frankreich die Reformation nicht zu vernichten. Ueber eine halbe Million Hugenotten blieb daselbst zurück. Ein großer Theil derselben nahm gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts an dem Aufstande in den Cevennen Theil. Wir kennen sie unter der Bezeichnung Camisards.

Der Druck und die Verfolgungssucht hörte indessen für die Hugenotten natürlich nicht auf, so lange Frankreich noch Jesuiten beherbergte. Erst durch Montesquieu, Voltaire, Rousseau und Andere wurde eine bessere Zeit für sie heraufgeführt. 1788 erhielten sie durch ein Edikt neuerdings Duldung und beschränkte Anerkennung. Die Revolution von 1789 brachte denselben dagegen völlige Gleichstellung mit den Katholiken, während die jesuitischen Bestrebungen der Gegenwart neuerdings das alte und doch ewig neue Ziel des Ordens: „die Vernichtung der Reformation" wieder ins Auge fassen.

Aber die Menschheit beginnt das Wehen eines neuen, großen Morgens zu fühlen; er bricht herein mit hellem, heitrem Licht; die alten, düstren Nebel schwinden, und frisch und fröhlich umweht die Welt der Geistesfreiheit lebenskräftiger Odem.

Doch Licht und frische Lebensluft vertragen abgeschiedene Geister nicht! — Darum helfe Jeder Licht und Wahrheit und Aufklärung zu verbreiten, und das riesige Schreckgespenst des Jesuitismus wird in sich zusammenschrumpfen, bis es erschöpft zurücksinkt in die Gruft, aus der ein unheilvoller Ruf es aufgeschreckt.

II. England, Schottland und Irland.

Wir haben seiner Zeit bereits erwähnt, daß Englands achter Heinrich nicht nur der Reformation entgegen war, sondern sogar auch 1521 die lächerliche Schwachheit hatte, gegen Luther zu schreiben. Sein Machwerk, das nicht ohne Mithülfe Anderer zur Welt gebracht worden, war so erbärmlich, daß Luther den gekrönten

Autor in seiner deutschen Derbheit „den englischen Hanswurſten“ nannte. Die Wunde, welche ein solcher Unglimpf dem eitlen Heinrich geschlagen, war schmerzlich. Der heilige Vater beeilte sich daher, sie so gut als möglich zu heilen, und beglückte seinen ritterlichen Kämpen für die Vertheidigung des Papstthums mit dem Ehrentitel: „Beschützer des Glaubens“. Die Freundschaft der Mächtigen pflegt aber auf Erden meist nur so lange zu dauern, als der Freund ihren Leidenschaften und ihren Launen schmeichelt. So ging es auch hier mit der Freundschaft zwischen England und Rom. Als Heinrich VIII. vom Papste die Erlaubniß verlangte: sich von seiner rechtmäßigen Gattin scheiden zu dürfen, um seine Geliebte, Anna Boleyn, ehelichen zu können, und der heilige Vater dies nicht zugab, war es auch mit der Herrlichkeit zwischen England und Rom aus, und der Vertheidiger der Hierarchie brach sofort alle Verbindung mit dem Papste ab, und ließ sich 1534 selbst zum „Oberhaupte der englischen Kirche“ ernennen. Die Mönche wurden verjagt, die Klöster eingezogen, Prozessionen, Reliquien und Heiligenbilder abgeschafft und die Bibel in's Englische übersetzt. Dabei bemühte sich jedoch Heinrich VIII. so viel als möglich, seinem Lande ein Papst im Kleinen zu sein; wie er denn mit ächt hierarchischer Despotie eine unabweichbare Glaubensnorm für seine Kirche erließ, für deren Anerkennung der Henker arbeiten mußte. Fiel doch dessen eigenmächtigen Reformationen selbst das Haupt des ehrwürdigen Kanzlers Thomas Morus. Das Jahr 1547 befreite jedoch England von Heinrich VIII., diesem moralischen Ungeheuer an Wollust und Tyrannei.

Die vormundschaftliche Regierung für den zehnjährigen Eduard VI. übernahm nun der besonnene Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, dessen Umsicht denn auch England eine zweckmäßige Kirchenverbesserung verdankt. Cranmer brachte es wirklich auch bald dahin, daß das Papstthum, mit Einwilligung Eduards, für England völlig und gesetzmäßig abgeschafft wurde. Ein gleiches Schicksal hatten Bilderverehrung, Messe, Wallfahrten und Ohrenbeichte. Das Abendmahl dagegen führte man unter beiden Gestalten ein. Ferner schrieb der Erzbschof von Canterbury einen neuen, sehr zweckmäßig verbesserten Katechismus und ließ 1551 ein, aus 42 Artikeln bestehendes Glaubensbekenntniß erscheinen. In demselben wird die heilige Schrift als einzig wahre Glaubensnorm und einzige Erkenntnißquelle seligmachender christlicher Wahrheiten aufgestellt. Die Episcopaleinrichtung behielt die neue Kirche bei.

Leider starb Eduard schon in seinem sechszehnten Jahre, und

nun suchte Maria, seine älteste Schwester, die mit fanatischem Eigensinn dem Katholizismus bis dahin treu geblieben, das so schön egonnene Werk auf jede Weise zu zerstören. Alle Verordnungen Eduards in Betreff der Religion wurden aufgehoben und die protestantischen Lehrer vertrieben; ja man ging so weit, den Protestanten lle Gemeinschaft unter einander zu verbieten. Dagegen zog der Romanismus triumphirend wieder ein, und feierte unter den Flammen unzähliger Scheiterhaufen seinen Sieg. Im Jahr 1555 allein tarben über 400 Nichtkatholische den Feuertod. Unter denselben befanden sich 5 Bischöfe, 21 andere Geistliche, 55 Frauen und viele Kinder. Aber dafür erhielt die Königin von England auch vom heiligen Vater den Ehrennamen: „die Katholische."

Vergebens hatte sich der ehrwürdige Cranmer bemüht, all diesen, der Menschheit Hohn sprechenden Gräueln vorzubeugen. Auch ihn traf der Zorn der von römischen Pfaffen geknechteten Königin. Drei Jahre lang mußte er als Ketzer in elenden Kerkern schmachten, und als er nun, körperlich und geistig gebeugt, sich zum Widerruf bereit erklärte, verurtheilte ihn die unversöhnliche Königin, d. h. deren Priester, dennoch als Ketzer zum Feuertode. Diese Unmenschlichkeit der römischen Kirche rief aber in dem greisen Bischofe den alten Muth und die alte Wahrheitsliebe wach, so daß er laut und öffentlich seine Schwäche bekannte, und neuerdings den Papst sammt seiner unchristlichen Lehre verwarf. Da schnaubten seine Feinde Wuth und Verderben, und ihres Fanatismus nicht mehr Herr, fielen sie über den 67jährigen Greis her, schleppten ihn unter Wuthgeheul an einen Pfahl, und letzten sich hier an seinem Flammentode.

Es waren dies römisch-katholische Priester! — Es geschah dies Alles mit Zustimmung desjenigen Menschen, der sich einen Nachfolger Christi nannte!!

Nach sechsjähriger Regierung befreite Gottes Rathschluß endlich die Welt auch von diesem Ungethüm. Maria starb 1558, von dem größten Theile ihrer Unterthanen gehaßt und verachtet.

Jetzt bestieg ihre Halbschwester, Elisabeth, den englischen Thron. Auch sie war eine Tochter Heinrichs VIII., jedoch aus dessen zweiter Ehe mit Anna Boleyn. In dem protestantischen Glauben erzogen, vollendete sie die Reformation in England, indem sie die anglicanische oder bischöfliche Kirche schuf.

Diese anglicanische Kirche hält in Lehrbegriff und Cultus die Mitte zwischen der katholischen und der reformirten Kirche. Die Oberaufsicht ruht bei ihr nicht im Papste, sondern in der Krone;

während die Leitung derselben von Erzbischöfen und Bischöfen ausgeht. Diesen schließen sich als geistliche Räthe Präbendare und Kanoniker an, worauf Diakone, Archidiakone, Pfarrer und Vicare folgen. Gesänge, Gebete, Vorlesungen und Anreden bilden den Gottesdienst, dessen Liturgie reicher als die der Protestanten ist. Die Messe fällt bei demselben weg, das Abendmahl aber wird unter beiden Gestalten genossen.

Elisabeth stützte sich bei sämmtlichen kirchlichen Reformen auf den Rath ihres ehemaligen Lehrers, Matthäus Parker, welchen sie auch zum Erzbischof von Canterbury erhob. Durch Parker wurden denn auch die, unter Eduard VI. aufgestellten 42 Glaubensartikel verbessert und in jene 39 umgestaltet, welche noch heute die Basis der Glaubenslehre der bischöflichen Kirche ausmachen, und schon 1562 auf einer Synode zu London allgemein angenommen wurden.

Nach dem Tode der Königin Elisabeth (1603) bestieg Jakob I. (Sohn der unglücklichen Maria Stuart) den Thron. Wenn auch der englischen Kirche angehörend, konnte sich Jakob doch nie ganz von den Vorurtheilen frei machen, welche er mit der Muttermilch eingesogen; — Vorurtheile, die eine kindliche Neigung für seine Mutter, die ja für den und in dem katholischen Glauben gestorben, nur noch befestigten. Unglücklicherweise kam aber bei Jakob I. noch jene Halbheit und Unentschiedenheit des Charakters hinzu, die die gefährlichste Feindin jedes Menschen, geschweige denn hochgestellter Männer ist. So verdarb es König Jakob I. mit seinen Glaubensgenossen dadurch, daß er eine geheime Vorliebe für den Glauben seiner Mutter durchblicken ließ, während er auf der andern Seite auch die Römlinge durch Vertreibung der Jesuiten aus England erbitterte. Es war schon viel, daß er den Muth gehabt, diesen letzten Schritt durchzusetzen; denn wie zu erwarten, stach die Schlange, deren Haupt er zu zertreten versuchte, alsbald nach dem königlichen Vernichter. Die Exjesuiten, wüthend über ihre Vertreibung, schürten unter dem Volke und trieben es zu verschiedenen Verschwörungen an. Die wichtigste derselben ist die sogenannte Pulververschwörung. Sie war ein Werk des Jesuiten Heinrich Garnet, dem es gelangen, einen Kreis glaubenswüthiger Katholiken unter dem Protectorate eines Anverwandten der Familie Northumberland zu sammeln, dessen Glieder nichts geringeres beabsichtigten, als König und Parlament mit einem Streiche zu vernichten, und dem katholischen Glauben abermals die Oberhand in England zu verschaffen.

Der Plan war von den Jesuiten mit wahrhaft teuflischer Schlauheit erdacht, seine Ausführung setzte man auf den 5. November 1605, als auf den Tag der Parlamentseröffnung, fest, bei welcher sowohl der König, als auch der ganze Hof zugegen sein würde. Vermittelst einer, durch die Entzündung von 36 Fässer Pulver herbeizuführenden Explosion sollte sodann dem katholischen Glauben geholfen werden. Glücklicherweise erhielt der König hierüber Winke, wodurch die Ausführung der Schandthat vereitelt wurde.

Die Mitverschworenen, die zum Theil flüchteten, zum Theil hingerichtet wurden, waren fast sämmtlich sonst achtbare Männer aus den angesehensten Familien, welche eben nur ein Spielzeug der Jesuiten gewesen, die sie zu fanatisiren gewußt hatten.

Nach König Jakob's spät erfolgtem Tode erbte sein Sohn Karl I. die Krone. Leider waren in dieser Erbschaft auch die Schwächen des erlauchten Vaters einbegriffen, Schwächen, welche die Höflinge, und namentlich die streng katholische Königin wohl zu benutzen wußten. Der Einfluß der Letzteren machte sich denn auch alsobald geltend. Katholische Gebräuche wurden allmählig wieder in die anglicanische Kirche eingeführt, und dem Druck der Protestanten Begünstigung der Römlinge entgegengesetzt. Die Folgen waren verheerende Bürgerkriege, die einen um so ernsteren Charakter annahmen, als sich der schlaue, finstere, eben so tapfere als ehrgeizige Oliver Cromwell an die Spitze der Unzufriedenen stellte, und unter dem Schein eines Heiligen die blutbefleckte Hand nach der Herrschaft ausstreckte. Von seiner Nation verlassen, mußte Karl die Strafe der beleidigten Volkssouveränität tragen. Ein Gefangener des Heeres und seines blutdürstigen Führers ward er des Hochverraths angeklagt, und als Feind der Nation den 30. Januar 1649 enthauptet.

Cromwell behauptete sich als Protector Englands bis 1658; den schwächeren Händen seines Sohnes Richard entsank indessen der Herrscherstab, und so folgte Karl II. (1660—1685) seinem unglücklichen Vater auf dem Throne. Aber auch jetzt wiederholte sich das alte Schauspiel. Neue Begünstigung der Römlinge, neue Schwankungen, neue politische und religiöse Kämpfe bis in das Jahr 1689, in welchem unter Wilhelm III. das berühmte Toleranzgesetz erlassen wurde, nach welchem „allen Bewohnern Englands völlige Religionsfreiheit zugesichert, und alle, seit Elisabeths Zeiten gegen die Presbyterianer erlassene Verfügungen aufgehoben wurden."

Werfen wir nun, ehe wir uns Schottland zuwenden, noch einen

Blick auf einige Abschattirungen der englischen Kirche. Wir meinen namentlich die Puritaner oder Presbyterianer.

Den grausamen Verfolgungen der Nichtkatholiken unter der Regierung der Königin Maria zu entgehen, hatten eine Menge Engländer ihr Vaterland verlassen und sich nach Deutschland, Straßburg und die Schweiz begeben. Als Elisabeth's Freisinnigkeit ihnen die Heimkehr gestattete, brachten sie eine entschiedene Vorliebe für die einfache und schmucklose Gottesverehrung der deutschen und schweizerischen Reformirten mit, deren Kirchenverfassung ihnen um so mehr zusagte, als sie sich nicht nur von dem Institut der Bischöfe frei gehalten, sondern überhaupt die vielen Ueberreste des Papstthums, welche die anglicanische Kirche noch belasteten, nicht kannte. Ihrem Wunsche einer solch' völlig gereinigten Kirche auch im Vaterlande Anerkennung verschafft zu sehen, entsprach indessen Elisabeth um so weniger, als sie fürchtete, es möge aus dieser religiösen Zersplitterung eine politische hervorgehen. Hieraus erwuchs sonach eine Spaltung, indem diejenigen, welche die englische Kirche noch von den Resten des Papstthums gereinigt wissen wollten, sich „Reine", puri (daher Puritaner) oder auch Nichtübereinstimmende, Nonconformisten, im Gegensatz zu den mit der Regierung Uebereinstimmenden, Conformisten, nannten. Da ein Hauptbeweggrund dieser Trennung die Episcopaleinrichtung der anglicanischen Kirche war, so nahmen die Puritaner, als dem Urchristenthum entsprechender, nun die Presbyterialverfassung an, woher auch ihre Benennung Presbyterianer.

Den Puritanern oder Presbyterianern gilt nur das neue Testament als Richtschnur und Grundlage des Glaubens. Ihre Geistlichen kennen keinen Rangunterschied, auch haben sie ihre Gottesverehrung aller stehenden, todten Formeln entkleidet.

Ein Theil dieser von der anglicanischen Kirche Abweichenden, Dissenters, ging indessen in seinen strengen Grundsätzen noch weiter, indem er für jede einzelne Gemeinde die völligste Unabhängigkeit von jeder anderen Gemeinde verlangte. Man nannte sie daher „Unabhängige" „Independenten," oder auch „Congregationalisten", da sie unter sich eine Congregation ausmachten.

Die Gesammtzahl der Anhänger der Episkopalkirche (Hochkirche) beläuft sich, den neuesten Angaben nach, auf 11 Millionen Seelen, wovon $1^1/_2$ Millionen auf die Dissenters kommen.

Gehen wir nun zu

Schottland

über.

Unter den Schülern Melanchthons befand sich auch ein junger, talentvoller Schotte, Patricius Hamilton, auf dessen empfängliche, wahrheitliebende Seele die großen Lehren der Reformatoren einen solchen Eindruck gemacht, daß er nun selbst dies heilige Amt in seinem Vaterlande übernahm. Er mußte aber die Wahrheit seiner Begeisterung mit seinem Leben besiegeln, indem er als Opfer seines heiligen Eifers durch die Hände der Geistlichkeit fiel. Gleiches Schicksal traf einige Jahre später mehrere andere Reformatoren, bis endlich 1542, nach Jakob V. Tode, der Prediger Johann Knox öffentlich für den gereinigten Glauben erklärte.

Wie der Sturm über Schottlands Hochebene fährt, wie des Gebirgsbachs wildbrausende Fluthen himmelanstrebende Felsen mit sich in die Tiefe reißen, so brauste die Worte des Schotten über sein Vaterland hin, so riß seiner Beredsamkeit Allgewalt die Herzen der Besseren mit fort. Auch hier war ja die Reinigung der Kirche und des Glaubens zu einem Volksbedürfnisse geworden, auch hier mußte über die große Idee der Zeit in tausenden von Herzen Anklang finden.

Vergebens riefen die Diener Roms die Knechte der Finsterniß zu den Waffen, vergebens ließ man selbst aus dem katholischen Frankreich Truppen kommen, die Ketzer zu vernichten. Mit dem erhöhten Druck wuchs ihre Macht; auch vereinigten sie sich 1557 zu Edinburg in einem Bündnisse, dem man den Namen „Congregation Christi" beilegte.

Knox predigte, als ein Schüler Calvins, dessen Grundsätze; aber bemächtigte sich auch ein gleich leidenschaftlicher Geist seiner Partei, so daß erst nach langen Kämpfen und manchen bedauerlichen Ruhestörungen 1592 die presbyterianische Kirchenverfassung vollständig in Schottland eingeführt werden konnte.

General- und Provinzial-Synoden leiten die kirchlichen Angelegenheiten der schottischen Presbyterianer, die sich von den englischen nur durch ein noch strengeres Festhalten an den Lehren Calvins unterscheiden. — Auch in

Irland

fand die Kirchenverbesserung Anhänger, obgleich, was schon in dem niederen Culturzustand der Iren begründet, nur Wenige sich der geistigen Vormundschaft der katholischen Geistlichkeit zu entziehen vermochten, und jede freiere Bewegung auf die mächtigsten Hindernisse stoßen mußte. Hierzu kommt, daß der unkluge und ungestüme, oft fanatische Eifer der Reformatoren die ungünstige Stimmung eines

großen Theiles des irischen Volkes gegen die Kirchenreinigung nu steigerte. Die Neigung oder Abneigung der englischen Monarche für die Reformation influirte dabei natürlich ebenfalls auf die Insel und so wechselten hier wie in England selbst die Gesetze für und g gen die Reformirten. Rom unterließ dabei kein Mittel, die Zwi tracht, die großentheils auf altem Nationalhasse beruhte, recht g flissentlich zu nähren, und brachte es denn auch in der Th dahin, daß im Jahre 1641 unter Karl I. ein förmlicher Aufru ausbrach.

Von den Priestern fanatisirt, standen mit einemmale alle Kath liken auf und erwürgten in einer wahren Glaubenswuth binnen sech Monaten an 200,000 ihrer protestantischen Brüder. Viele dies Unglücklichen wurden zu Tode gepeitscht, Andere zog man nac aus und trieb sie heerdenweise in die Gebirge, oder stürzte sie vo Felsen herab, oder ersäufte sie, oder quälte sie durch Zerstückelun langsam zu Tode. Wenden wir uns von dieser schrecklichen Kata strophe, welche die Geschichte unter der Bezeichnung „das irisch Blutbad" kennt, schaudernd hinweg, mit dem Meister ausrufend „Herr! vergieb ihnen, denn sie wußten nicht, was sie thaten!"

III. Schweden, Dänemark, Norwegen und Island.

Schweden.

Schweden begrüßte den Morgen der Geistes- und Glaubensfre heit unter der Regierung Gustav Erichson's. Seinen Luthe und seinen Melanchthon fand es in den Brüdern Claus un Lorenz Peterson, die sich in Wittenberg unter den deutschen Re formatoren gebildet. Als sie 1519 in ihr Vaterland zurückgekehr legten sie auch dort Hand an das große Werk und hatten bald di Freude zu sehen, daß sich ihnen einer der bedeutendsten Männer jen Zeit, Lorenz Anderson, der nachherige Reichskanzler, anschlo Auch in Schweden gab die Ablaßkrämerei den nächsten Anstoß; abe auch hier waren unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, bis ma dem Volke die Augen geöffnet, und den Widerstand der Geistlichk besiegt. Dennoch hielt Claus Peterson schon 1525 zum erste male die Messe in schwedischer Sprache. Als er sich kurz darauf ver heirathete, folgten eine Menge Mönche und Nonnen seinem Beispiel wodurch der guten Sache viele achtbare Mitwirker gewonnen wurden

Mit Hülfe der Lutherischen Bibelbearbeitung schritt man sodann zur Uebersetzung des neuen Testamentes in das Schwedische, der später eine Uebersetzung des alten Testamentes folgte. Da dies große und segensvolle Unternehmen unter dem Schutze des Königs gefördert wurde, so erhielt diese Uebertragung der heiligen Schrift die Bezeichnung „die gustavische".

Religionsgespräche, deren auch in Schweden Behufs der Verständigung der Katholischen und der Reform-Partei gehalten wurden, führten hier ebensowenig zu einem Ziele, als anderswo. So die Versammlung der Geistlichen zu Upsala den 2. Dezember 1526. Des Widerstandes der Geistlichkeit aber ward man erst nach dem Reichstag zu Westerås 1527 einigermaßen Herr, in dessen Folgen viele Klöster aufgehoben und der geistliche Stand in die ihm gebührenden Schranken gewiesen wurde. Das Jahr 1544 sah endlich die allgemeine Einführung der Reformation und den entschiedenen Sieg des Protestantismus. Als Gustav Wasa 1560 starb, war das große Werk der geistigen Befreiung für Schweden vollendet und gesichert. Umsonst waren daher auch die Bemühungen der Gattin Johanns III. des zweiten Sohnes Wasa's, die katholische Religion insgeheim wieder im Reiche einzuführen. Eine Synode zu Upsala (1572) beharrte treu und glaubensfest bei dem protestantischen Lehrbegriff, die Ränke eines, von Pfaffen bestochenen Weibes nicht achtend. Ebensowenig half es später den Jesuiten, daß sie Gustav Adolphs launenhafte Tochter Christina, nach Niederlegung der Krone durch ihre unlauteren Künste der alleinseligmachenden Kirche wieder zuführten. Ihr Gelübde: auch die schwedische Nation wieder unter das Joch der römischen Knechtschaft zu beugen, zerstob als eine weibliche Laune.

Dänemark

erhielt unter Christian II. (1513—1523) durch mehrere seiner Söhne, die zu Wittenberg die Lehren der deutschen Reformatoren kennen gelernt, die ersten Nachrichten von der großen kirchlichen Reformbewegung. Der König selbst nahm an derselben einen so regen Antheil, daß er Luther ersuchte, ihm tüchtige Prediger seines Sinnes zu senden. Den neuen Ankömmlingen wurde denn auch sogleich (1520) eine Kirche zu Kopenhagen eingeräumt, in welcher man sofort deutsch und dänisch predigte. Wie sich von selbst versteht, mußte die Reformation aber auch hier Seitens der römischen Geistlichkeit und ihrer Partei die gleichen Schwierigkeiten überwinden, wie sie sich auch in andern Ländern der Reformation entgegengethürmt. Glücklicherweise aber

trat Christians II. Nachfolger, Friedrich I., in seines Vorgängers Fußtapfen, indem er mit lobenswerther Klugheit die Kirchenverbesserung so lange im Stillen weiterführte, bis er es 1526 an der Zeit fand, durch seinen eignen, öffentlichen Uebertritt ein großes Beispiel zu geben. Dieser kühne und hochherzige Schritt blieb denn auch nicht ohne Nachfolge, worauf der Reichstag zu Odensee die gesetzliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken 1527 aussprach. Was er begonnen, vollendete 12 Jahre später Christian III. Von Schweden und Dänemark aus verbreitete sich die Lehre der gereinigten Christenthums bald auch nach Norwegen und Island, in welchen Ländern sie um die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts festen Fuß faßte, ihre Segnungen selbst in den fernsten Norden tragend.

IV. Die Niederlande.

Wenn der, durch die Reformatoren heraufgeführte Morgen einer geistig freieren Zeit irgendwo freudig begrüßt wurde, so geschah dies in den Niederlanden, deren Provinzen der Geist politischer Selbstständigkeit und Freiheit seit langen Jahren durchfluthete. Aber wie sehr die neue Lehre auch Anklang fand, zu einer Manifestation derselben war keine Hoffnung, denn in jenen Tagen lastete ja das Joch des katholischen Spaniens mit erdrückender Last auf dem unglücklichen Lande. Was Karl V. in Deutschland nicht durchsetzen konnte, suchte er wenigstens in den Niederlanden zu Stande zu bringen, und so folgten Edicte (1529) auf Edicte, die Ausbreitung der Reformation nach dieser Seite zu hemmen. Aber auch hier wiederholten sich die alten, naturgemäßen Erscheinungen: der Widerstand steigerte den Glaubenseifer, während dieser auch hier den wildesten Fanatismus hervorrief. Da aber die römisch-katholische Kirche nicht im Stande war durch Vernunft ihre Rechte geltend zu machen, so griff sie eben auch hier zu dem einzigen Mittel, welches ihr, ihre Schwäche beurkundend, zu Gebote stand, zur rohen Gewalt.

Während Karls V. Regierung (1506—1555) wurden in den Niederlanden zu Ehren des Christen-Gottes 40,000 Menschen verbrannt, ersäuft, gehenkt, geköpft, oder auch lebendig begraben.

Dennoch, und gerade durch solch' ein grausames, von der römischen Pfaffheit ausgehendes unchristliches Verfahren gefördert, brechen sich die neuen Ideen Bahn, und finden eine ungemein lebenskräftige Stütze an der, 1525 erscheinenden holländischen Bibelübersetzung, aus den Händen Jakobs von Liesfelt.

Indessen trübte sich die Zukunft der Niederlande mit Philipps II., des Ketzerhassers, Thronbesteigung immer mehr. Waren doch bei Philipp II. die Begriffe: „Ketzer" und „Rebell" ganz gleichbedeutend, während ihm politische und Glaubens-Freiheit Ausgeburten der Hölle deuchten.

So entspann sich aus des spanischen Philipps Bestrebungen: die Niederlande in beiden Beziehungen zu knechten, und aus dem Ringen des wackeren Volkes nach Aufrechthaltung seiner weltlichen Rechte und seines Glaubens, jener große Freiheitskampf, der so reich an Heldengrößen und Erfolgen.

Schon 1565 hatte sich ein großer Theil des niederländischen Adels, im Vorgefühl der nahenden Stürme, in dem sogenannten Compromiß zur Aufrechthaltung der alten Freiheit, zur Abschaffung der Inquisition und zur Erlangung vollständiger Glaubensfreiheit verbunden. Durch den Fanatismus der Katholischen gereizt und durch calvinistische Prediger begeistert und ermuthigt, fing an vielen Orten zu gleicher Zeit das Volk an, seinem Unmuthe durch Bilderstурm und Zerstörung der Kirchen und Klöster Luft zu machen, worauf im Frühling 1567 der furchtbare Alba mit 10,000 Mann spanischer Kerntruppen in die Niederlande einrückte.

Von diesem Augenblick an wütheten Alba und seine jesuitischen Henkersknechte mit spanisch-römischem Despotismus; so zwar, daß sie in 6 Jahren 18,600 Menschen gemordet und das blühende Land in eine Wüste verwandelt hatten.

Jetzt endlich erhob sich die Nation und der große Kampf begann. Aber die zeitgemäßen Ideen und die Vaterlandsliebe siegten. Die Union zu Utrecht stellte 1579 „den Freistaat der vereinigten Niederlande" her, worauf sich 1581 die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Gröningen, Friesland, Geldern und Oberyssel für unabhängig erklärten.

Philipp und seine Helfer, die Jesuiten, knirschten vor Zorn, und da namentlich Wilhelm von Oranien der Urheber der niederländischen Freiheit war, so schleuderte man Acht und Fluch auf ihn, erklärte seine Ermordung für ein Gott wohlgefälliges Werk und setzte 25,000 Kronen auf seinen Kopf. Und in der That streckte bald darauf eine Kugel den edlen Kämpfer für Freiheit und Glauben zu Boden. Wilhelm von Oranien ward 1584 zu Delft, als er von der Tafel aufstand, durch Balthasar Gerhard, einen, wie erwiesen durch die Jesuiten gedungenen, Burgunder erschossen.

Unter Wilhelms Söhnen faßte indessen die Freiheit immer

festere Wurzel, so wie sich die Reformation mit Macht allseitig ausbreitete, bis 1648 der westphälische Frieden die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannte, in deren nördlichen Theilen namentlich die reformirte Kirche die herrschende ward.

Doch hier sei es mir einen Augenblick vergönnt, auszusprechen, was sich meinem Geiste beim Niederschreiben der letzten Abschnitte unwillkürlich aufdrängte. Ich gestehe, daß ich jüngst mitten im Schreiben die Feder niederlegte und mich frug: ob ich denn in der That Kirchengeschichte schreibe? Es zogen nämlich in dem Augenblick Millionen blutende Leichen, Schlachtenscenen, die Bilder brennender Scheiterhaufen, blutgerötheter Marterkammern, verwüsteter Reiche, die Manen gemordeter Fürsten und ähnliche Schreckensgebilde an meiner Phantasie vorüber. Ich hielt, — wie gesagt, — inne, um mich zu fragen, ob denn alle diese Dinge mit in die Geschichte der christlichen Kirche, das heißt, mit in die Geschichte der Entwicklung und historischen Gestaltung der sanften, liebeathmenden Christus-Religion verwoben seien?

Unwillkürlich fiel mir ein, daß einst der Begründer dieser Religion gesagt hatte:

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Land besitzen!"

„Selig die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, denn sie werden gesättigt werden."

„Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

„Selig die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!"

Ferner:

„Man sagt: Aug' um Aug' und Zahn um Zahn — ich aber sage euch, — liebet eure Feinde; thuet Gutes denen, die euch hassen; segnet, die euch fluchen, betet für die, so euch verläumden, — ja — suchet also vollkommen zu werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

und ferner gedachte ich der Aussprüche des Heilandes, die da lauten:

„Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet!"

„Warum seht ihr so leicht den Splitter in dem Auge eurer Brüder, und des Balkens in dem eignen Auge denkt ihr nicht?"

„Schauet auf! — aus euren Werken soll man euch erkennen!"

„Und ein neues Gebot gebe ich euch: das Gebot, daß ihr einander liebet! und daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet!“

Und es ward mir wunderbar zu Muthe. Wohin ich blickte in der christlichen Kirche, da fand ich Haß und Verfolgungssucht, vom arianischen Streit an, bis zum dreißigjährigen Krieg und der Bartholomäusnacht, von den Dragonaden bis auf den heutigen Tag. — — —

„An euren Werken soll man euch erkennen!“

Bei Gott! an den Werken, die seit 18 Jahrhunderten die christliche Kirche und namentlich der Theil der christlichen Kirche übt, der sich den allein rechtgläubigen nennt, erkenne ich alles Andere, — nur keine Spur christlicher Gesinnung.

Aber der Mensch kann ja irren. Vielleicht, — so dacht' ich mir, — vielleicht hat dich dein Eifer für die gute Sache zu weit geführt? — Vielleicht hast du zu schwarz gemalt? — Vielleicht geflissentlich die grassen Greuen in der Kirchengeschichte herausgehoben?

Und ich sann lange, wo und wann Rom Duldsamkeit und Liebe geathmet habe? — Vergebens, ich fand von den Begriffen: Duldsamkeit und Liebe in der Geschichte des Papstthums keine Spur.

Christus hatte gesagt:

„Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet!“

Trotz dem sitzt Rom seit Jahrhunderten zu Gericht und vernichtet mit bluttriefendem Schwerte Alle, die da nicht glauben, was es zu glauben befiehlt.

Und ich sah neuerdings die alten Schreckbilder, — und ich hörte den Jammerruf vernichteter Völker: der Waldenser und der Albigenser, der Hussiten und der Hugenotten! — und ich gedachte der Inquisition und der Ketzergerichte und als ich auf die Blätter der Geschichte starrte, da fand ich den Verlauf der Entwicklung der christlichen Kirche mit Blut und Thränen aufgezeichnet, — und das Blut und die Thränen ließen sich nicht verwischen, und nicht austilgen ließ sich die Zahl der, um des Glaubens Willen von ihren christlichen Brüdern Verbrannten und Erschlagenen und zu Tode Gemarterten.

Mir selbst und meinem empörten Herzen mißtrauend hatte ich mein Verfahren kalt geprüft; — aber ich sah, daß ich in der That nie und nirgend übertrieben, daß allerdings die Kirchengeschichte eine traurige Geschichte der Entartung der heiligen und reinen Christuslehre ist.

Sie ist es, und das Geschehene läßt sich nicht ändern! — Entsetzlich aber wäre es, wenn die Menschheit aus ihr nichts lernen würde; wenn all' die Ströme Blutes umsonst geflossen, wenn all' die Thränen umsonst geweint, wenn all' die Opfer umsonst gefallen, wenn all' die Völker umsonst zertreten wären.

Und doch! und doch gibt es nur ein Mittel, dem reißenden, unheilvollen Strome einen ruhigen, segensvollen Lauf zu geben. Es ist die Verzichtung auf jedwede Gewalt; es ist die Aufhebung jener unheilvollen Dämme, die, ihn riesig anschwellend, so oft seinen Lauf gehemmt.

Mit einem Wort, dies eine Mittel ist „Geistesfreiheit" — denn nur und allein dann, wenn um des Erdballs Runde der Hauch der völligsten, der unumschränktesten Geistes- und Gewissensfreiheit weht, nur dann kann es keine Verfolgung um des Glaubens willen, und keine Bartholomäusnächte und keine Dragonaden, und keine Inquisitionen und keine Jesuiten mehr geben.

Aber ein Anderes gibt es alsdann — und dies Andere ist: ein ächt christlicher Sinn und durch ihn — ein beglücktes Menschengeschlecht!

Geschichte der getheilten christlichen Kirche.

I.

Die römisch-katholische Kirche.

Die Geschichte der Zersplitterung der christlichen Kirche ist die Kirchengeschichte selbst. Es bleibt uns hier also nur die Schicksale einiger Theile derselben nachzuholen übrig.

Die christliche Kirche zerfällt, ihrem jetzigen Standpunkte nach, in die

Katholische und protestantische Kirche.

Der katholischen Kirche haben wir unterzuordnen:
- **Die römisch-katholische Kirche,**
- **die griechisch-katholische Kirche,**
- **die freie oder deutsch-katholische Kirche.**
- **die Episkopal-Kirche.**

Der protestantischen Kirche dagegen:
- **die lutherische Kirche,**
- **die reformirte Kirche,**

Alle diese einzelnen Richtungen zerfallen aber wieder in eine Masse von **Sekten**, welche mit ihren Unterscheidungslehren aufzuzählen hier unsere Aufgabe ist.

Die **römisch-katholische** oder die **päpstliche** Kirche haben wir bereits zur Genüge betrachtet; es erübrigt uns daher jetzt nur noch das Nöthige über deren Sektenzersplitterung zu sagen.

Zwar führt die römische Hofkirche beständig mit prahlerischem Stolze die Behauptung im Munde: „**daß sie allein einig und**

ohne Zersplitterung dastehe." — Allein diese Behauptung ist einerseits nicht gegründet, da schon die gallicanische Kirche, die unirten Griechen, die Maroniten u. s. w. abweichende Theile von ihr ausmachen; andererseits aber der größte Theil der Sekten, so wie unendlich viele Meinungsverschiedenheiten von jeher in ihrem Schooße entstanden, so daß sie diese Einheit nur durch die schmerzliche und schwächende Operation der völligen Lostrennung zu erkaufen vermochte.

Wir erinnern hier nur an die Arianer, die Gnostiker, die Manichäer, die Montanisten, die Nestorianer, die Monophysiten, die Monotheleten, die Pelagianer, die Katharer, die Waldenser, die Albigenser, die Hussiten, an die griechische und protestantische Kirche, die Jansenisten, die Quietisten und die Deutsch-Katholiken.

In so tausend verschiedene Glaubensrichtungen zerschlug sich also von jeher die sogenannte orthodoxe katholische Kirche; und wenn sie dabei auch alle diese Richtungen als ketzerisch ausstieß oder auch mit Feuer und Schwert zu vernichten suchte, so konnte sie damit doch nie die Thatsache ungeschehen machen: daß sich ihre gepriesene Einheit mit der Zeit in eine große Vielheit zerklüftete, und zwar in eine Vielheit, die, nicht wie zumeist in der protestantischen Kirche, in dieser wenigstens ruht; sondern in eine Vielheit, welche, ihr feindlich gegenüberstehend, unablässig auflösend auf sie wirken muß.

Wir sehen dies z. B. gleich wieder in dem Jansenismus und Quietismus.

Im Jahre 1638 war nämlich Cornelius Jansen, Bischof von Ypern, ein ebenso wissenschaftlich gebildeter als rechtlicher Mann, gestorben, und hatte auf dem Sterbebette seinen Freunden ein Werk, „Augustin"*) betitelt, hinterlassen, in welchem er die Resultate seiner lebenslänglichen Forschungen niedergelegt. Dieses Werk, die Ansichten des heil. Augustin „über den kranken und gesunden Zustand, so wie über das Heilmittel der menschlichen Natur" enthaltend, erschien 1640 zum erstenmale im Druck. Der Grundgedanke, der das Ganze durchzog, war aber die Annahme: daß die reine Lehre Christi, so wie sie die Apostel und älteren Kirchenväter bis zum heil. Augustin dargestellt, von dem christlichen Gemüthe aufzufassen, alle späteren Auswüchse der Scholastik aber gänzlich zu verwerfen seien.

Kaum war aber diese Lehre in Frankreich, wo sie eifrige Ver-

*) Augustinus, sive doctrina de humanae naturae aegritudine, medicina, adversus Pelagianos et Massilienses.

heidiger fand, und in den Niederlanden ruchbar geworden, als auch die Anhänger der jesuitisch-scholastischen Theologie mit der Wuth fanatischer Ketzerrichter gegen sie zu Felde zogen. Hieraus entwickelte sich ein mächtiger, durch bedeutende geistige Kräfte geführter Streit, dessen Früchte einerseits die Verdrängung der Scholastik aus der Theologie, andererseits die Darlegung der schmählichen Moral der Jesuiten, und somit ihre moralische Vernichtung Angesichts aller Besserdenkenden waren.

Als die Jesuiten nun fühlten, daß sie in der That durch die Enthüllungen der Jansenisten in ihrer Existenz bedroht seien, hatten sie, wie natürlich, nichts eifriger zu thun, als Jansens Werk der Ketzerei zu beschuldigen. Wirklich schleuderte denn auch schon 1643 Papst Urban VIII. den Bann gegen jene Schrift, wodurch jedoch nur Oel in das Feuer gegossen und der Streit erneut wurde.

Auch Innocenz X. vermochte dem, für das Papstthum so verderblichen Streit kein Ende zu machen, obgleich er 1653 wiederholt folgende fünf Sätze aus Jansens Werk verdammt hatte:

1) Auch mit dem besten Willen vermag der Mensch gewisse Gebote Gottes ohne die höhere Gnade nicht zu erfüllen.

2) Die Gnade Gottes wirkt unwiderstehlich.

3) Zum Verdienste vor Gott bedarf es Freiheit vom äußeren Zwang, nicht Freiheit von innerer Nöthigung.

4) Die Gnade anzunehmen oder zu verwerfen steht dem Menschen nicht frei.

5) Auch ist Christus nicht für Alle gestorben.

Gegen diese Verdammung dieser Sätze traten aber nun die Jansenisten neuerdings auf, indem sie den Papst beschuldigten, daß er denselben eine ganz falsche Deutung unterschoben habe. Aber die Jesuiten hatten sich bekanntlich ja auch Ludwigs XIV. zu bemächtigen gewußt, und so wurde es ihnen nachgerade ein Leichtes, auch von dieser Seite aus gegen den Jansenismus zu wirken. In Folge der jesuitischen Machinationen entging daher Seitens der französischen Regierung ein Befehl an alle Geistlichen, eine vom Papste vorgeschriebene Eidesformel zu unterzeichnen, in welcher der Abscheu der Rechtgläubigen gegen die Grundsätze der Jansenisten ausgesprochen war. Auch diese Maßregel fand den heftigsten Widerspruch, und schon drohte eine neue und gewaltige Spaltung, als Papst Clemens IX. einen Mittelweg vorschlug, und eine bedingte Unterschrift zuließ. Indessen förderte diese halbe Maßregel den Hader nur noch mehr, den man nun mit Gewalt zu unterdrücken suchte,

wodurch derſelbe durch Auswanderung vieler Janſeniſten auch nach den Niederlanden getrieben wurde.

Indeſſen gaben in Frankreich die „moraliſchen Betrachtungen über das neue Teſtament“ von Pater Quesnel abermals Veranlaſſung zur Wiederaufnahme des alten Kampfes. Dieſes, die Hebung der Sittlichkeit und chriſtlichen Moral trefflich fördernde Buch fand bei ſeinem Erſcheinen den ungetheilteſten Beifall, ſo daß es ſogar von vielen Biſchöfen empfohlen, von Papſt Clemens XI. feurig belobt wurde. Nur einer Partei war es ein Gräuel, da es, wie Janſens Lehre, der Unmoralität derſelben auf das Entſchiedenſte entgegenwirkte; und dieſe Partei waren die Jeſuiten. Welche Macht dieſelben aber ſelbſt auf Rom übten, geht nun daraus hervor, daß ſie es dahin brachten, daß Clemens, kurze Zeit nachdem er das gedachte Buch geprieſen, hundert und einen Satz aus demſelben durch die Bulle „Unigenitus“ als calviniſtiſch verdammte. Die Annahme oder Nichtannahme dieſer Bulle rief nun eine allſeitige Gährung in den Gemüthern in Frankreich hervor, bis der Deſpotismus Ludwigs XV. durch ein Gebot der Annahme dem Streit ein Ende machte.

Auch durch die Quesnel'ſche Angelegenheit hatte die Partei der Janſeniſten, die ſich übrigens ausdrücklich keineswegs von der katholiſchen Kirche losſagte, neuen Anhang gewonnen.

Die Janſeniſten ſtehen ſeit 1719 unter einem zu Utrecht hofhaltenden Erzbiſchof, dem die Biſchöfe zu Harlem und Deventer untergeordnet ſind. Ihre Sittenlehre iſt ſtreng und gründet ſich auf die, auch bei ihnen als Erkenntnißſchrift geltenden Bibel. Dabei ſtreben ſie die Werkheiligkeit des Romanismus durch praktiſche Religioſität zu erſetzen.

Die Janſeniſtenſtreitigkeiten gebaren übrigens in dem

Quietismus

einen Gegenſatz, indem der ewige Hader über religiöſe Fragen friedliche Gemüther zu einem um ſo lebhafteren Verlangen nach Frieden und Seelenruhe hintrieb. Daher von quies, Ruhe, Quietismus.

Der Hauptgedanke, der dieſe Sekte ſchuf und trug, war der eines myſtiſchen Ruhens in Gott; wie denn überhaupt ihr ganzes Weſen die Färbung eines ſtarken Myſticismus, einer frommen Gefühlsſchwärmerei trug.

Wenden wir uns nun zu der

Griechisch-katholischen Kirche.

Wir haben seiner Zeit den Kampf erwähnt, der sich, schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirchengemeinschaft, zwischen den Bischöfen von Constantinopel und Rom entsponnen.

Der Grund dieser Trennung liegt ursprünglich und hauptsächlich in der Eifersucht der beiden ebengenannten kirchlichen Würdeträger, die eine nie versiegende Quelle unseligen Streites ward. Statt im Geiste Christi den Gläubigen mit einem guten Beispiele vorzugehen, und, nach allen Seiten hin Liebe übend, das geistige Wohl der Menschheit zu fördern, dachten die beiden Bischöfe von Rom und Constantinopel schon im fünften Jahrhundert an nichts weiter, als an Befestigung ihrer weltlichen Macht. Daher denn auch ihr höchst unchristlicher Hader über Vorrang, Benennung und Herrschaft, ein Kampf, der, wie wir uns erinnern, mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit geführt ward. Namentlich aber waren es die römischen Bischöfe, die diese Rangstreitigkeiten nährten, und, uneingedenk der Worte des Heilandes: „Wer sich erhöhet, der soll erniedrigt, wer sich aber erniedrigt, der soll erhöhet werden" behaupteten, der Bischof von Rom sei der von Christus über alle Welt gesetzte Statthalter Gottes und Christi, wovon natürlich der Bischof von Constantinopel nichts wissen wollte.

Dieser Lockerung des gemeinsamen Bandes gesellten sich aber auch noch dogmatische Streitigkeiten bei. Schon im Laufe des zweiten Jahrhunderts stritt das christliche Abendland mit dem christlichen Morgenland über die Zeit der Feier des Osterfestes. Die Apostel hatten nämlich Anfangs das Osterfest mit den Juden zugleich begangen, demnach vierzehn Tage nach dem ersten Vollmonde nach Frühlings Tag- und Nachtgleiche, somit an einem Sabbathe. In der Folge verlegten sie indessen, um sich von den Juden schärfer zu scheiden, die Feier auf den folgenden Sonntag. Während nun die römische Partei diese Abänderung annahm, blieb die morgenländische dem ursprünglichen Gebrauche treu, und beging Ostern zu gleicher Zeit mit den Juden. Diese höchst unwesentliche Verschiedenheit führte gewaltige Kämpfe herauf, bis endlich das nicäische Concil (325) bestimmte, Ostern seien stets an einem Sonntage und nie mit den Juden zu feiern.

Ferner entspann sich im neunten Jahrhundert ein großer Streit

darüber: ob der heilige Geist vom Vater allein, oder ob er vom Vater und Sohn zugleich ausgehe. Rom behauptete, er gehe von Vater und Sohn aus, Constantinopel war der Ansicht, es sei dies nur durch den Sohn der Fall.

Es ist zwar nun für das praktische Christenthum sehr einerlei, von wem der heilige Geist ausgehe, und gewiß wichtiger, daß er die Menschheit durchfluthe und trage, und sich in ihr durch Thaten ächt christlichen Sinnes kund gebe. Demohnerachtet stritt man auf Tod und Leben über das Ausgehen des heiligen Geistes, und vergaß darüber die Lehren des Heilandes so sehr, daß man sich gegenseitig, von einem sehr unheiligen Geiste besessen, verfluchte und verdammte, und auf alle nur erdenkliche Weise verketzerte.

Noch unwesentlicher war der Streit: ob bei dem Abendmahl gesäuertes oder ungesäuertes Brod genommen werden müsse.

Ueber solche unwichtige, oft erbärmliche Dinge hat man sich aber seit den ersten Jahrhunderten bis auf heute gestritten und streitet sich jetzt noch über ähnliche dogmatische Lehren, während man das Handeln im Geiste des Christenthums vergißt. — Darum wäre es so sehr an der Zeit, alle diese dogmatischen Spitzfindigkeiten bei Seite liegen zu lassen, und dafür endlich einmal praktisch-christlich zu werden.

Zu diesen Meinungsverschiedenheiten traten aber auch noch die politischen Verhältnisse des Morgen- und des Abendlandes, um die Kluft, die sich bereits zwischen der römischen und griechischen Kirche dehnte, noch zu erweitern. Lehnte sich doch, wie natürlich, der Bischof zu Rom an den abendländischen Kaiser, der zu Constantinopel an den griechischen an, so daß mit der Trennung dieser Reiche auch die kirchliche Trennung naturgemäß bedingt war. Nicht weniger trug die so große Verschiedenheit, welche in Neigung, Sitte und Charakter die Völker des Morgenlandes von jenen des Abendlandes kennt, zu dieser Spaltung bei. Dennoch hätte sie durch eine kluge, von christlicher Liebe geleitete Handlungsweise vermieden werden können; von christlicher Liebe aber war, namentlich zu Rom, keine Spur, und so brachten es Rechthaberei, Anmaßung, Herrschsucht und priesterlicher Eigennutz dahin, daß 1054 ein förmlicher und dauernder Bruch zwischen Rom und Constantinopel erfolgte, und sich somit die gesammte Christenheit in die römisch-katholische und griechisch-katholische Kirche theilte.

Leo XI., der damals auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom

ß, excommunizirte bei dieser Gelegenheit den Patriarchen von Con-
ntinopel, und dieser verbrannte dagegen die Bulle Leo's und schleu-
rte gleichfalls den Fluch auf Rom.

Alle Versuche, beide Theile zu versöhnen, blieben erfolglos *),
ıb so stellte sich endlich folgender Lehrbegriff der griechischen
irche fest, der in dem, von Peter Mogilas,**) Metropoliten zu
iew, unter dem Titel: „Orthodoxes Glaubensbekenntniß
:r katholischen und apostolischen Kirche Christi" bekann-
n Werke niedergelegt ist, welches denn auch als allgemein gültiges,
mbolisches Buch der griechischen Kirche angenommen wurde.

Die griechische Kirche erkennt, wie die römische, eine doppelte
uelle des Glaubens, Bibel und Tradition. Bei letzterer hält
: sich namentlich an die Autorität des Kirchenvaters Johann von
amask.

Eigenthümlich ist der griechischen Kirche die Lehre: „daß der
eilige Geist nur vom Vater ausgehe, wodurch sie sich von
:r römischen und protestantischen Kirche unterscheidet, da diese „das
usgehen des heiligen Geistes von Vater und Sohn"
nehmen. Die griechische Kirche hat, gleich der römischen, sieben
akramente.

Die Cultusformen haben jedoch bei der Taufe manches Eigen-
ümliche. Der Geistliche setzt einige Kerzen, die ihm die Pathen
ırreichen, auf das Taufgefäß, hierauf räuchert er dieselben und
eiht das Wasser; dann geht er mit den Pathen dreimal um das
aufgefäß, indem er das Bild des heiligen Johannes trägt. Die
athen legen nun das Bekenntniß ab und entsagen dem Teufel, sei-
en Engeln und seinen Werken. Ist auch dies geschehen, so spricht
er Priester die Beschwörung, und zwar vor der Kirche, damit diese
urch den ausgehenden Teufel nicht verunreinigt werde. Die
aufe selbst geschieht nach der biblischen Taufformel mit dreima-
igem völligen Untertauchen. Hierauf schiebt der Priester
em Kinde etwas Salz in den Mund, und salbt und bekleidet
s mit einem weißen Gewande, indem er sagt: „Jetzt bist du so rein

*) Schon 482 hatte Kaiser Zeno eine Wiedervereinigung versucht, und in einem Edikte (Henotikon) die vornehmsten Streitpunkte aufgeführt und entschieden. Der Patriarch von Constantinopel hatte dabei die Hand zur Versöhnung geboten, der Bischof von Rom aber, Felix II., lohnte dessen Bemühung, Eintracht zu stiften, mit Fluch und Bann.

**) R. Gretsch, Geschichte der russischen Litteratur. Petersburg 1822. S. 348.

wie dieses Kleid und von den Flecken der Erbsünde gereinigt". Schließlich ertheilt man dem Kinde das heilige Abendmahl, indem man ihm in einem Löffel etwas in Wein geweichtes Brod gibt, und hängt ihm ein kleines Kreuz von Metall an, welches gewöhnlich Zeit Lebens getragen wird.

Bei'm heiligen Abendmahle nimmt die griechische Kirche die Transsubstantiation, so wie die römisch-katholische Ansicht eines Meßopfers an; dagegen ertheilt sie das Abendmahl unter beiden Gestalten, in gesäuertem Brod und mit Wasser vermischtem Wein. Außerdem empfangen auch die Kinder dies Sakrament, selbst wenn sie die Bedeutung desselben noch nicht begriffen haben.

Die Ehe ist den Priestern der griechisch-katholischen Kirche, mit Ausnahme der höheren Geistlichkeit und der Klostergeistlichen, erlaubt; doch dürfen die Geistlichen keine Wittfrauen, sondern nur Jungfrauen heimführen. Wird ein Priester Wittwer, so zieht er sich gewöhnlich in ein Kloster zurück; wenn ihm nicht aus besonderen Rücksichten die Beibehaltung des Pfarramtes gestattet wird.

Die Ehe der Laien ist nicht unauflöslich; die Ehescheidung wird gestattet, nur darf dies Sakrament nicht zum viertenmale eingegangen werden.

Die Oelung erhalten in der griechischen Kirche nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke; indem man ihr nicht allein Sündenvergebung, sondern auch heilende Kraft zuschreibt.

Die griechische Kirche verwirft die Lehren vom Fegfeuer, von der Vorherbestimmung, von den überverdienstlichen Werken und von dem Ablaß; auch erkennt sie das Primat des Papstes nicht an. Ferner duldet sie keine erhabenen Bilder, sondern nur gemalte, und gestattet in ihren Kirchen nur einen Altar.

Demohnerachtet lastet auf der griechischen Kirche eine noch bei weitem düsterere Geistesnacht, als selbst auf der römisch-katholischen; was zum größten Theile von der völligen Unwissenheit und Rohheit ihrer Priester, so wie überhaupt von dem meistens sehr niederen Culturzustande der Völker herrührt, die sich zu ihr bekennen.

So ist die Heiligenverehrung, und namentlich die Anbetung Maria's bei den Griechen noch in viel ärgerem Schwung, als bei unseren römisch-katholischen Brüdern; so übertrifft dort die Reliquien-Verehrung alle Begriffe, und der Handel mit denselben macht noch immer eine Haupteinnahme der Priester aus. So legen die Bekenner der griechisch-katholischen Religion einen außerordentlichen

Zerth auf das Fasten, welches regelmäßig Mittwochs und Freitags, nd außerdem noch viermal des Jahres besonders eintritt, worunter erzehn- und vierzigtägige Fasten sind. Die Festtage nehmen den ritten Theil des Jahres hinweg.

Die Predigt wird im griechischen Gottesdienste kaum berücksich- gt, wogegen die Messe die Hauptfeier bildet.

Ueber den Culturzustand, auf welchem sich die der griechischen irche zugethanen Völker, so wie die Priester dieser Kirche zum größe- n Theile befinden, so wie über den Einfluß, welchen unter solchen mständen die Religion auf die Menschheit zu üben vermag, kann an aus Nachfolgendem schließen.

Viele Priester, Popen, können kaum lesen, desto mehr sind sie ber, und dies gilt namentlich von den russischen, dem Trunke erge- en. Wer von ihnen slavonisch lesen, die Messe herplappern und die Vesper singen kann, ist ein gelehrter Mann. Dabei ist es gar nichts Seltenes, daß sich ein solcher Gottesmann im Zustande der Trunken- eit mit anderen Betrunkenen oder auch mit Nüchternen herumschlägt. Hat er etwa seine Prügel dabei empfangen, so küßt man ihm nach eendigter Rauferei in tiefster Ehrfurcht die Hand und alles ist wie- er gut. Ebenso geht es, wenn sich die Popen eines Polizeiverge- hens schuldig gemacht haben; sie erhalten alsdann, und nachdem sie hrer Amtstracht entkleidet sind, wie der gemeinste Russe ihre Tracht Hiebe, wobei man ihnen jedoch ebenfalls vor und nach der Execu- ion ebenfalls ehrerbietig die Hand küßt.

Freilich ist auch ihre Stellung oft eine sehr elende, so daß sie in hinsicht ihres Lebensunterhaltes ganz von dem jedesmaligen guten Willen der Glieder ihrer Gemeinde abhängen. So müssen sie an ge- wissen Tagen in ihren Kirchspielen umherziehen und Eier, Butter, Flachs u. s. w. sammeln, wobei sie gar oft mit ihrem auf einen Kar- ren gepackten Vorrath betrunken und jubelnd nach Hause kehren.

In welchem Ansehen muß Nichtchristen eine Religion erscheinen, die solche Wesen zu Verkünder hat?

Die griechische Kirche steht unter den vier Patriarchen von Constantinopel, Antiochien, Jerusalem und Alexandrien. Der erstere derselben ist zugleich Erzbischof von Constantinopel und allgemeiner Patriarch; ihn nennen die Griechen den Heiligsten der Herrscher. Die geistlichen Angelegenheiten der griechischen Kirche werden übrigens von einer Synode zu Constantinopel, bei welcher der allgemeine Patriarch Vorsitzender ist, geleitet.

Unter diesen Verhältnissen erhielt sich auch die griechische Kirche,

als Constantinopel 1453 unter türkische Oberherrschaft gerieth; doch trägt wohl der seit jener Zeit auf ihr lastende politische und moralische Druck hauptsächlich die Schuld des elenden Zustandes, in welchem sie sich noch heut zu Tage befindet. Glücklicherweise hat die Losreißung Griechenlandes vom türkischen Staate, wenigstens einem Theile der griechisch-katholischen Christen, einen Schimmer der Aufklärung gebracht. Einen wichtigen Schritt zu ihrer würdigeren Erhebung führte bereits König Otto herbei, indem er im Juli 1833 in Nauplia eine Synode zusammentreten ließ, auf welcher die Bischöfe und Erzbischöfe Griechenlands festsetzten:

1) Die orientalische orthodoxe und apostolische Kirche Griechenlands, welche kein anderes Oberhaupt anerkennt, als Christum, hängt von keiner anderen Autorität ab, indem sie die dogmatische Einheit, den ursprünglich von allen orientalischen orthodoxen Kirchen bekannten Grundsätzen gemäß, unberührt erhält. Die Verwaltung der Kirche steht der Krone zu.

2) Eine permanente (fortwährende), blos aus Erzbischöfen bestehende Synode, die vom König eingesetzt wird, ist die oberste Behörde der Kirche. Die unmittelbare Verbindung mit dem, vom Sultan eingesetzten Patriarchen von Constantinopel ist aufgehoben.

Wenn nun diese Einrichtung auch noch ganz außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt, so ist sie doch als ein Anfang einer kirchlichen Reform anzusehen. Ein freundlicher Tag wird freilich der griechischen Kirche und den von ihr beherrschten Völkern erst dann dämmern, wenn sich mit politischer Selbstständigkeit und Freiheit ihre socialen Verhältnisse gebessert haben werden, und eine tüchtige Jugendbildung ein neues Geschlecht heraufgeführt hat.

Die griechisch-katholische Kirche wird im Ganzen auf ungefähr 55 Millionen Gläubige geschätzt. Ehe wir nun zu den einzelnen Secten derselben übergehen, haben wir hier der sogenannten unirten (vereinigten) Griechen (Latinophrones) zu gedenken. Man bezeichnet mit dieser Benennung diejenigen griechisch-katholischen Christen, welche die unabläßigen Bemühungen Roms der Oberhoheit des Papstthums wieder zugeführt hat. Es geschah dies namentlich in Ungarn, Slavonien, Croatien, Galizien, Dalmatien, Polen und Litthauen. Da die Päpste alles daran setzten, Glieder der griechischen Kirche in den Schooß der alleinseligmachenden zurückzuführen, so bezeigte sich Rom bei dieser Gelegenheit ungewöhnlich nachsichtig, indem es den unirten Griechen nicht nur ihre Kirchenverfassung und Gebräuche, sondern auch die Ehe der Geistlichen, und die Ertheilung des Abendmahls un-

er beiden Gestalten ließ; wogegen diese jedoch das Fegfeuer, den lusgang des Geistes von Vater und Sohn und die Oberhoheit des Papstes anerkennen mußten.

Im Gegensatz zu diesen halb römisch-, halb griechisch-katholischen Christen nennt man diejenigen griechischen Katholiken, ie den Heimführungsversuchen der Papisten widerstanden: nicht unirte Griechen.

Die griechische Kirche zerfällt nun wieder:

I. in die orthodoxe Kirche und

II. in die griechisch-russische Kirche.

Unter den Orthodoxen haben wir als Secten:

die Nestorianer,
die Thomaschristen,
die Monophysiten,

ls Jacobiten, Armenier, Kopten, Abessinische oder Johannis-Christen; und

die Maroniten

u erwähnen; in der griechisch-russischen Kirche dagegen namentlich

die Raskolniki,
die Duchoborzi, und
die Philipponen,

Die Nestorianer sind die Nachkommen jener Partei, die sich im Jahr 431 um den Bischof Nestorius von Constantinopel bildete, als sich dieser — wie wir uns erinnern — auf der Synode zu Ephesus weigerte, Maria, die Mutter Jesu, als Gottesgebärerin anzuerkennen und zwei Naturen in Christo aufzugeben.

Als Ketzer verdammt, zog er sich mit seinem Anhang nach Syrien zurück, wo denn auch noch heute ohngefähr 400,000 seiner Verehrer wohnen, und an den nestorianischen Grundsätzen festhalten. Da sie ihren Gottesdienst in syrischer Sprache halten, tragen sie auch den Namen Syrische Christen. Sie stehen unter Patriarchen, deren vornehmster in Elkesch bei Mossul in Mesopotamien residirt.

Wenn aber die Nestorianer, gleich den übrigen Secten der griechischen Kirche, auch auf einer sehr niederen Culturstufe stehen, so haben sie sich, kraft ihres gesunden Menschenverstandes, dennoch von vielen unvernünftigen Satzungen der Kirche befreit.

So nehmen sie die heilige Schrift als alleinige Quelle aller christlichen Gotteserkenntniß an, — so gelten ihnen nur Taufe, Abendmahl und Priesterweihe als Sacramente, — so halten sie Bilder- und Heiligenverehrung, als eine Herabwürdigung des menschlichen Geistes, von sich entfernt. Dieser Secte schließen sich die

Thomaschristen eng an, deren Hauptsitz auf der Küste Malabar in Ostindien ist. Ihren Namen leiten sie von dem Apostel Thomas her, der bis zu diesen Gegenden den segenbringenden Saamen des Evangeliums gebracht haben soll. In der That haben ihre religiösen Institutionen auch noch viel mit den Einrichtungen der ersten Christengemeinden Uebereinstimmendes. So feiern sie noch die Agapen, statten ihre Bräute aus dem Kirchenvermögen aus, und versorgen aus demselben auch die Armen. Ferner nehmen die Thomaschristen nur zwei Sacramente — als Taufe und Abendmahl — an, und gestatten ihren Priestern die Ehe, namentlich aber zeichnen sie sich durch ein einfaches und sittliches Leben vortheilhaft aus. Auch sie stehen unter dem Patriarchen von Mossul.

Die Monophysiten, zu welchen die Jacobiten, Armenier, Kopten und Abessinischen Christen gehören, sind uns gleichfalls aus dem 5ten Jahrhundert her bekannt. Wir sahen sie ihren Ursprung 451 auf der Synode zu Chalcedon nehmen, woselbst sie den Glaubenssatz, daß in Christo nur eine Natur sei (μονοφυσις), aufstellten.

Die gesammte Anhängerzahl dieser Meinung wird heut zu Tage auf 8 Millionen Seelen angeschlagen, die fast sämmtlich in einer traurigen Verwilderung und einer geistigen Finsterniß leben, die von dem Christenthum fast nichts als die äußerlichen, menschlichen Zuthaten übrig gelassen hat. So wird der Gottesdienst in der syrischen Sprache abgehalten, von welcher weder Volk noch Geistlichkeit das Geringste verstehen. Die Priester schlafen oft, rauchen, und trinken ihren Kaffee zwischen dem Gottesdienste in der Kirche, der lediglich aus Litaneien, Gebeten und Messen besteht. Hervorragend ist der Gebrauch der Beschneidung, und daß die Weltgeistlichen unter ihnen sich einmal verheirathen müssen.

Das geistliche Oberhaupt der armenischen Christen heißt Katholikos, und wohnt im Kloster Etschmiazin in der Nähe von Eriwan. Die Syrer haben ihren Patriarchen zu Diarbekir oder Aleppo, die Mesopotamier im Kloster Saphra bei Mardin. Der Patriarch der Kopten residirt dagegen zu Cairo.

Auch der traurige und unfruchtbare Streit darüber: „ob ein oder zwei Willen in Christus gewohnt," hatte im 7ten Jahrhundert eine Kirchenspaltung verursacht, in dessen Folge die Monotheleten — die an einen Willen in Christo Glaubenden — als Ketzer verbannt und vertrieben wurden. Die Anhänger dieser Meinung flüchteten nach dem Libanon und siedelten sich in der Gegend des, dem

heiligen Maro gewidmeten Klosters an, wovon sie den Namen Maroniten erhielten.

Der Patriarch der Maroniten, deren es heut zu Tage noch ohngefähr 150,000 geben mag, residirt in dem Kloster Kanobin auf dem Libanon und führt den Titel Patriarch von Antiochien. Sie schließen sich in Satzungen und Cultus der griechischen Kirche an, haben aber demohnerachtet seit 1584 die Oberhoheit des Papstes angenommen. Auf ihrem kleinen Gebiete von beiläufig 56 Quadratmeilen befinden sich mehr denn 200 Mönchs- und Nonnenklöster; übrigens sind sie ein rohes, wildes und kriegerisches Volk, dem selbst die Blutrache noch heilig ist.

Auch sie leben, wie alle die genannten asiatischen Christensekten, in einer großen Unwissenheit und einer Sittenlosigkeit, die sie selbst in den Augen der Türken verächtlich macht. Wer nicht eine todte, weder von den Priestern noch vom Volke verstandene Liturgie, unsinnige Gebräuche und Zauberei Religion nennen will, der wird auch nicht die mindeste Spur einer solchen unter diesen Völkerschaften finden.

Wir wollen nur zwei Feste herausheben, um einen Begriff von dem zu geben, was man in jenen Gegenden Christenthum und christliche Gottesverehrung nennt:

Den Palmsonntag feiern die am Jordan wohnenden katholischen Christen auf folgende Weise. Sie ziehen schaarenweise zu dem Fluß, in welchem Christus einst getauft worden. Hier angelangt, ziehen sich Männer und Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder nackt aus, und steigen, zum Andenken an die Taufe des Heilandes, in bunter Mischung in die Fluthen.

Wir überlassen Jedem sich selbst zu beantworten, in wie weit dieser, alle Sittlichkeit untergrabende Act eine christliche Feier genannt werden kann.

Den Vorabend des Osterfestes begehen die zu Jerusalem wohnenden Christen wie folgt:

Da nämlich unter denselben der feste Glaube wurzelt, daß Christus an diesem Tage, zum Andenken an seine Auferstehung, Licht vom Himmel in das heilige Grab senke, so versammelt sich am Vorabend des Osterfestes nicht nur die ganze Bevölkerung der Stadt, sondern auch die der Umgegend, vor der Kirche des heiligen Grabes, das Wunder mit zu erleben. Die Ceremonie wird durch einen Act christlicher Liebe eröffnet, nämlich damit, daß der griechische Patriarch in seinem größten Ornate, umgeben von seiner Clerisei, in der Kirche die römische Kirche und ihr Oberhaupt feierlich und

öffentlich in den Bann thut. Hierauf werden sämmtliche Lampen um das heilige Grab herum, bis auf eine einzige, die hoch im Gewölbe hängt, ausgelöscht. Ist dies geschehen, wird unter Leitung eines türkischen Offiziers das ganze heilige Grab untersucht und die Thüre versiegelt. Während dessen heult die, außerhalb der Kirche versammelte Menge ein unaufhörliches: „Husa! Husa!" den Augenblick herbeirufend, in welchem sie ihre Wachskerzen an dem heiligen, vom Himmel gefallenen Lichte anzünden kann. Um die Stunde der Erscheinung begibt sich der Patriarch mit seinem ganzen Gefolge vor die Thüre des heiligen Grabes, durch welche der türkische Offizier einen Priester einläßt und sie wieder verschließt. Nach wenigen Augenblicken ruft dieser, daß das Licht herabgefallen sei, und nun geht der Patriarch und seine beiden vornehmsten Begleiter hinein und stecken ihre Fackeln an. Wüthend, tobend und schreiend bricht jetzt die Menge herein, um, unter der beständigen Gefahr, erdrückt zu werden, ihre Kerzen an diesen Fackeln zu entzünden. Jetzt erfolgt ein feierlicher Umgang. Die Griechen schlagen mit Klöpfeln auf Bretter, die Kopten auf stählerne Platten, die Armenier klingeln mit Schellen und jede Völkerschaft singt in ihrer Sprache und in ihren eigenen Melodien feierliche Loblieder. Man kann sich denken, welchen gräßlichen Eindruck dieses gottselige Chgrivari macht; man wird aber schwerlich begreifen, wie eine solche Ceremonie im Sinne des großen Nazareners auf die Herzen der Gläubigen zu wirken vermag.

Wir sind indessen im Stande, das Räthsel zu lösen.

Die Kerzen, die an dem h. Lichte angezündet wurden, gelten als segensreiche Heiligthümer, deren Wunderkraft sich in allen Nöthen bewähren soll. Der gute Patriarch von Jerusalem bedient sich ihrer daher, um seine Einkünfte durch einen kleinen, unschuldigen Handel zu verbessern. Zwar ist dieser Handel auf einen Betrug gestützt, und noch dazu auf einen Betrug, zu dem man die heiligsten Gegenstände christlicher Verehrung, ja den Heiland selbst benutzt; das thut indessen nichts, denn — der Patriarch verdient viel Geld damit.

Wundern wir uns über solchen christlichen Unfug in Asien nicht, Triet liegt uns viel näher!

Ist es nun nicht ewig unverantwortlich von der griechischen wie von der römischen Kirche, daß sie die Massen dieser Gläubigen lediglich wie Heerden wilder Thiere behandelt, ohne auch nur das Allergeringste zu ihrer sittlichen und moralischen Erhebung beizutragen, ja selbst, ohne nur die erhabene Christuslehre in dem Grade

in ihnen zu erwecken, in welchem sie den europäischen Katholiken zugemessen wird?

Wir fragen wohl mit Recht, warum die Oberhäupter beider katholischen Kirchen sammt der Unzahl ihrer Patriarchen, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. in fürstlichem Luxus leben? warum an Kirchenbauten, Klöstern, Kirchengefäßen, Gewändern, Ausschmückungen der Kirchen und sonstigen äußerlichen Dingen Millionen auf Millionen verschwendet werden, wenn ganze Völkerschaften ohne Schulen, ohne jeden Unterricht dahinleben und von dem Christenthum nichts haben, als seinen Namen und die Ausgeburten seines Aberglaubens!

Es ist Gotteslästerung, es ist ein frevelndes Hohnsprechen des göttlichen Geistes in der Menschheit, es ist ein mit Füßentreten der Lehre Christi, Völkerschaften auf solche Weise im Schlamm des Aberglaubens ersticken zu lassen.

Christus sprach: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie"; Rom und der griechischen Kirche war es aber von jeher um das Belehren nicht zu thun, sondern nur um das Taufen, damit die Heerde wachse und mit ihr die irdische Macht, der Einfluß und der Reichthum der Kirche.

Schickt eure Proselytenmacher, die in Europa so viel Unheil stiften und doch kein Glück haben, dort hin, und laßt sie ihren Eifer auf die geistige Belebung des Christenthums in jenen Völkern verwenden, dann wird Gottes Segen auf euch ruhen, und ihr werdet handeln in dem Geiste dessen, den ihr auf Erden zu vertreten euch so kühn anmaßt!

Neben der orthodox-griechischen Kirche besteht aber auch noch die

Russisch-griechische Kirche,

die sich indessen von jener fast nur durch ihre Verfassung und Unabhängigkeit unterscheidet.

Schon mit dem Anfange des 11ten Jahrhunderts hatte sich das Christenthum über Rußland verbreitet, und zwar von der morgenländischen Kirche ausgehend; wie denn auch die russische Geistlichkeit bis zu Peter dem Großen unter der kirchlichen Oberhoheit des Patriarchen von Constantinopel stand, obwohl seit 1589 die Macht des Patriarchen von Moskau fast zu einer päpstlichen herangewachsen war.

Peter der Große aber, jener mächtige Geist, der die große Idee der Civilisirung seines ungeheuren Reiches faßte und deren Verwirklichung mit schöpferischer Kraft in's Leben zu rufen bemüht war, erkannte bald, daß er sein großes Ziel nicht erreichen würde, so lange die kirchliche Gewalt der seinen entgegen zu treten vermöchte.

Mit bewunderungswürdiger Vorsicht, und der ihm und seiner Politik eigenen furchtbaren Consequenz und Festigkeit, vernichtete der Czaar daher nach und nach das Ansehen des vom Volke fast göttlich verehrten Patriarchen von Moskau.

Als derselbe aber gestorben, ordnete er 1702 eine stellvertretende Verwaltung an, mit welcher er gemeinschaftlich 20 Jahre lang die kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches ordnete. Jetzt erst trat er mit seiner Absicht klar hervor, und setzte 1721 zu Petersburg eine Synode ein, die den Titel heiligst dirigirende Synode erhielt. Von dieser, von der Regierung abhängenden kirchlichen Oberbehörde geht seit jener Zeit die Leitung des Kirchenschiffes aus, und zwar unabhängig von dem Patriarchen von Constantinopel. Zugleich gestattete Peter der Große auch den Protestanten freie Religionsübung, ließ die heilige Schrift in's Russische und Slavonische übersetzen, Katechismen anfertigen, und höhere und niedere Schulen errichten; wie er denn überhaupt in Beziehung auf Aberglaube und Mißbräuche nach Kräften zur Reinigung des Glaubens beitrug.

Mit den Jesuiten machte er kurzen Prozeß. „Da sie sich", wie er sich ausdrückte, „gern in Geschäfte mischten, die sie nichts angingen", wurden sie 1719 des Landes verwiesen.

Kaiser Nikolaus faßte den Gedanken: die russische Macht durch eine Nationalkirche, in welche alle Unterthanen des unermeßlichen Reiches mit der Zeit durch Russificirung zu ziehen seien, zu einer Weltbesiegenden zu erheben. Auf der Synode zu Polozk traten (1839), unter Vorgang der Geistlichkeit an 2 Millionen Katholiken zu der russisch-griechischen Kirche über. Bald darauf ward den römischen Bischöfen des Reichs jeder unmittelbare Verkehr mit Rom untersagt, und dem Papst aufgegeben, den Bischof Gutkowski von Podlachien zu entfernen. Da dies der Papst jedoch verweigerte, bewieß Rußland, daß es sich in seinen Gränzen keinen Widerspruch einer fremden Macht gefallen lasse, und verhaftete den widerspenstigen Bischof. Daß man übrigens nach russischer Manier den Zuwachs der russisch-griechischen Kirche fort und fort betreibt, erfahren wir jeden Tag und werden es auch ferner und trotz der

Besuches des Kaisers in Rom erfahren, da Rußland festen Schrittes einer, durch Peter den Großen vorgezeichneten, Politik folgt.

Lehrbegriff und Cultus der russischen Kirche sind, wie schon erwähnt, fast ganz dieselben wie die der orthodox-griechischen Kirche; der Gottesdienst wird in der slavonischen Sprache abgehalten.

Folgende Sekten haben sich mit der Zeit in der russischen Kirche gebildet:

Die Raskolniki. Sie sind, wie ihr Name bezeichnet, Abtrünnige, heißen sich selbst aber Staroverzi (d. h. Altgläubige). Es ist dies, so zu sagen, der orthodoxe Theil, der, als man im siebenzehnten Jahrhundert hie und da Verbesserungen in Cultus und der Bibelübersetzung einführen wollte, mit eigensinniger Starrheit an dem Alten und Hergebrachten festhielt. Sie unterscheiden sich daher von der Mutterkirche beinahe nur in Gebräuchen.

Die Duchoborzi oder Geistesstreiter bilden eine zweite Sekte. Strenge Sitten, das Verwerfen der Lehre von der Dreieinigkeit und einer sichtbaren Kirche sind die sie charakterisirenden Unterscheidungszeichen. Von Priestern, Sakramenten, Eiden und Blutvergießen wollen sie nichts wissen, das Vater-Unser ist ihnen das einzige Gebet, Gütergemeinschaft ein christliches Gebot. Da sie dabei ihre Erbauung einzig aus der Bibel schöpfen, und geheimnißvolles Versenken in die mystischen Stellen derselben lieben, so ist es natürlich, daß es viele Schwärmer unter ihnen gibt, so wie sich ihnen dadurch denn auch größtentheils ein überfrommes, pietistisches Wesen eingeprägt hat.

Endlich haben wir hier noch der Philipponen zu erwähnen. Es sind dies eine Art russischer Quäker. Sie schwören keinen Eid, wollen keine Kriegsdienste thun, haben eine besondere Tracht, verheirathen sich nur unter einander und haben statt der Geistlichen nur Aelteste.

Die Gesammt-Seelenzahl der russisch-griechischen Kirche wird auf 44 Millionen geschätzt. *)

*) Diese 44 Millionen sind in den 55 der gesammten griechischen Kirche begriffen.

III.

Wir kommen nun zu den wichtigsten Sekten

der protestantischen Kirche.

Zu diesen zählen wir:
Die Wiedertäufer (Taufgesinnte, Mennoniten, Anabaptisten).
Die Arminianer (Remonstranten).
Die Herrnhuter.
Die Unitarier (Socinianer).
Die Methodisten.
Die Quäker.
Die Pietisten.
Die Schwenkenfeldianer.
Die Swedenborgianer.

Die Wiedertäufer, welche ihren Namen von der unter ihnen herrschenden Ansicht erhielten: daß die Wiederholung der Taufe an Erwachsenen nach der heiligen Schrift durchaus erforderlich sei, haben wir in ihrem fanatischen Aufflammen in den Münsterischen Unruhen kennen gelernt. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sammelte hierauf ein friesländischer Geistlicher, Menno Simonis (daher Mennoniten) die zerstreuten Anhänger jener Meinung, und erwarb sich dabei das große Verdienst, die Ueberspannten zur Vernunft zurückzuführen. Von nun an charakterisirt die Mennoniten strenge Kirchenzucht, Verwerfung des Eides und der Ehescheidung, so wie Zurückweisung der Kriegsdienstpflicht. Aber selbst unter den Wiedertäufern traten wieder Spaltungen ein, so daß es sogenannte Feine und Grobe, calvinisch und arminianisch Gesinnte gibt.

Arminianer oder Remonstranten heißt eine kleine in Holland lebende Sekte, welche durch den Theologen Jakob Arminius zu Leyden († 1609) gestiftet wurde. Die Veranlassung gab das Bedürfniß: Calvins harte Lehre „von der unbedingten Gnadenwahl" zu einer milderen Auffassung hinzuleiten. Die unterscheidenden Glaubensartikel der Remonstranten wurden 1610 den Ständen von Holland in einer Schrift überreicht, welche den Titel „Remonstranz" führte. Die fünf Hauptartikel sprechen sich dahin aus: „Der Rathschluß Gottes erwählt und verwirft nicht willkührlich, sondern nach dem Maßstab des menschlichen Lebenswandels.

Christus starb für alle Menschen; von diesen selber hängt es ab, ob sie die Gnade Gottes annehmen wollen oder nicht. Die Gnade wirkt nicht unwiderstehlich; der Glaube kann verloren werden."

Auf solchem Boden erblühte unter ihnen freisinnige Wissenschaftlichkeit.

In den Unabhängigkeitskämpfen der Niederlande sich an die Oldenbarneveldische Partei anschließend, zogen sich die Arminianer schwere und dauernde Verfolgungen zu, bis ihnen nach dem Tode des Prinzen von Oranien Religionsfreiheit bewilligt wurde. Seit jener Zeit leben sie in einer Anzahl von beiläufig 36,000 Köpfen an verschiedenen Orten der alten Niederlande, vorzüglich aber zu Rotterdam und Amsterdam, in welch' letzter Stadt sie ein Seminar zur Bildung arminianischer Lehrer besitzen.

Die Herrnhuter. Die Stiftung der Herrnhuter-Sekte fällt in das Jahr 1722, in welchem eine Anzahl mährischer Brüder zu dem Grafen von Zinzendorf, einem Frömmler aus Franke's Schule, kamen, und ihn um die Erlaubniß angingen, eine neue Niederlassung auf seinem Gebiete gründen zu dürfen. Der schwärmerische Zinzendorf nahm sie um so freundlicher auf, als sich ihm dadurch die Gelegenheit bot, seine Lieblings-Idee: „eine Gemeinde nach dem Muster der apostolischen Kirche zu stiften" endlich zu verwirklichen. Die neuen Ankömmlinge bauten daher unter dem Schutze des Grafen einen Ort und nannten ihn, als unter der Obhut des Herrn stehend, Herrnhut. Zinzendorf organisirte hierauf die junge Gemeinde, und legte in ihren Statuten ohne alle Unterscheidungslehren einzig die Grundwahrheiten des Christenthums nieder; wogegen die Verfassung mehr nach den Satzungen der mährischen Brüderkirche eingerichtet wurde. Zugleich legte sich die neue Religionsgesellschaft den Namen: evangelische Brüdergemeinde bei. In ihrem Lehrbegriff *) sich der Augsburger Confession anschließend, erkennen sie die symbolischen Bücher nicht an. Eine ganz eigenthümliche Färbung erhält jedoch die Sekte dadurch, daß sie die Religion mehr für eine Sache des Gefühls als des Verstandes nimmt. Hierin gründet denn auch jene trübe und weinerliche, alle Freuden des Lebens abstreifende Sündentheorie, die den Geist niederdrückt und den Menschen entwürdigt und in seinen kräftigsten Regungen lähmt. — Hieraus entquoll jenes widerliche Seufzen nach dem

*) Eine vollständige Darstellung desselben durch A. G. Spangenberg. Idea fidei fratrum.

„Lämmlein, welches da hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ — Hieraus entsprang jene förmliche, matte und alberne Liebelei mit dem „Jesulein“ und „Heilandlein“, die auch den Pietisten eigen, und welche gar leicht zu offenbarer Heuchelei wird.

Wahrhaft wehe muß es dem Vernünftigen werden, wenn er z. B. das Zinzendorfische Lied zu Gesicht bekommt, welches da anfängt:

Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden-Wunden-Wundenfluth,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden
Macht Wunden Wunden Wundenmuth
Und Wunden Herzenswunden Wunden!
Geiselwunden, Dornenwunden!
Nägelschrunden, Speerschlitzwunden;
Grüß euch Gott, ihr Wunden!

Oder jenes, welches endet:

Herr, speie mir in's Angesicht,
So hab' ich Kindesrecht gekriegt.

Gerechtigkeit erfordert indessen zuzugestehen, daß sich auch viele Herrnhutergemeinden, und dies namentlich in der neuesten Zeit, von dieser abgeschmackten Ueberschwänglichkeit frei gehalten, und bei solchen ist wahre Religiosität auch sichtbarer und tiefer eingedrungen, als bei irgend einer anderen christlichen Gemeinschaft.

Da es für die Herrnhuter von je eine wesentliche Aufgabe war „Seelen für den Heiland zu gewinnen,“ so sandten dieselben schon bald nach ihrer Entstehung Missionäre nach allen Gegenden Deutschlands, nach Dänemark, Ungarn, England und Schweden, ja 1731 sandten sie Glaubensboten nach Westindien, 1733 aber nach Grönland, woselbst sie Lichtenfels und Neuherrnhut gründeten. Auch in Guinea und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, so wie in Nord- und Südamerika haben sich Herrnhuter-Gemeinden gebildet.

Da die Herrnhuter keine besondere Sekte ausmachen wollen, so nennen sie sich „evangelische Brüderunität augsburgischer Confession.“ In diese Brüdervereinigung können nun zugelassen werden: Böhmische und mährische Brüder, so wie Protestanten und Reformirte, die ohne weiteres im Schooße ihrer Kirche bleiben, da man bei den Herrnhutern keine Rücksicht auf die Streitpunkte jener beiden Confessionen nimmt. Das Abendmahl wird nach diesen drei verschiedenen Tropen auch verschieden vertheilt.

Sämmtliche Mitglieder sind in Chöre eingetheilt, in Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder- und Schwestern-, Ehe-, Wittwer und Wittwen-Chöre. Diese einzelnen Chöre leben und wohnen von einander abgesondert in Brüder- und Schwester- u. s. w.-Häusern. Das Ehe-Chor zieht gewöhnlich in Privatwohnungen, doch steht auch dieses Chor, wie alle anderen, unter der Aufsicht besonderer Chorbeamten. Ueber den Chorbeamten steht eine Aeltestenconferenz, aus dem Gemeindehelfer, dem Prediger und den Chorhelfern zusammengesetzt. Daneben pflegt ein Aufsehercollegium die polizeilichen Funktionen zu handhaben. Diese beiden Collegien endlich machen die Helferconferenz aus. Ein Gemeinderath tritt nur bei außerordentlichen Angelegenheiten zusammen.

Die geistige und höchste Leitung liegt in den Händen des Heilandes, dessen Walten sie alles überlassen, sogar die Verheirathungen, bei welchen die Wahl durch das Loos erfolgt, welches Christus leitet.

Als sichtbare Vertreter haben sie Bischöfe, Aelteste, Presbyter (Prediger), Diakone und Diakonissinnen, die sämmtlich wieder der Unität-Aeltesten-Conferenz untergeordnet sind, welche seit 1789 ihren Sitz zu Bertholsdorf bei Herrnhut hat.

Was den Cultus betrifft, so versammelt sich jede Brudergemeinde täglich ein oder mehreremale zur Andachtsübung in einem einfachen Saale, in welchem sodann Homilieen, ungekünstelte Vorträge über Bibel-Texte, gehalten werden. Die Feier erhöht häufig passender Gesang. Auch Bitten, und, zwischen Gemeinde und Presbyter abwechselnd, Gebete (Litaneien) kommen vor.

Der Sonntag wird sehr streng gehalten und ist zum größeren Theil von früh bis spät Andachtsübungen gewidmet.

Strenge Sittlichkeit und Erweckung religiösen Gefühls lassen sich die Herrnhuter von frühester Jugend an durchschnittlich angelegen sein; daher schon die ganze Kindererziehung darauf abzielt und alle geräuschvollen Vergnügen, wie Tanz, Spiel und sonstige sinnliche Belustigungen, gänzlich untersagt sind.

Man gibt die Zahl der Herrnhuter jetzt auf 70,000 an. Zum größten Theile sind es fleißige, ordnungsliebende, mäßige, sittliche und religiöse Leute, bei welchen indessen freilich nur zu oft die Frömmigkeit zur Manier wird.

An ein kräftiges Geistesleben kann bei ihnen nicht gedacht werden.

Die Unitarier.*) Seit den ältesten Zeiten der christlichen Kirche

*) Dr. G. Lommel „Frankengeschichte". Würzburg 1842.

fand, wie bereits erwähnt worden, die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes vielfachen Widerspruch, indem man ihr den Begriff der Einheit des Weltengeistes entgegensetzte.

Diese Ansicht starb denn auch nie aus und trat zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, namentlich in Polen und Siebenbürgen entschieden hervor; konnte sich jedoch, von der römischen Kirche und später von den Jesuiten auf Tod und Leben bekämpft und verfolgt, nur schwer als Sekte erhalten.

Die Wuth der Jesuiten gegen die Unitarier läßt sich leicht begreifen, wenn man den Lehrbegriff *) der Letzteren ins Auge faßt. Die Hauptzüge desselben sind: Gott ist nur Eine Person; die Bibel ist zwar die Grundlage des christlichen Glaubens, aber nur nach vernunftgemäßer Auslegung. Religionsgeheimnisse gibt es nicht, da Gott bei Offenbarung seiner Lehren den Menschenverstand zu erleuchten, nicht aber zu verfinstern beabsichtigen konnte. Jesus ist nicht Gott, sondern ein mit göttlichen Fähigkeiten und Tugenden ausgerüsteter Mensch Der heilige Geist ist der Geist der Wahrheit und der Liebe, der da in den guten Menschen wirkt. Erbsünde und Vorherbestimmung gibt es nicht. Die Sakramente sind lediglich Zeichen christlichen Bekenntnisses. Das Abendmahl ist unter beiden Gestalten als Erinnerungsmahl zu empfangen. Ewige Verdammniß ist eine, die Liebe und Gerechtigkeit Gottes verhöhnende Annahme.

Außerdem pflegen die Unitarier, deren Gemeinschaft man auf 45,000 Seelen schätzt, einen ruhigen und sittlichen Lebenswandel zu führen.

Hauptniederlassungen der Unitarier finden sich in Andreaswalde in Preußen, woselbst sie, bei freier Religionsübung, eine Kirche besitzen, und namentlich in Siebenbürgen. In letzterem Lande genießen sie alle bürgerlichen Rechte und schicken selbst einen Deputirten zu den Landtagen.

Eine sehr ausgebreitete christliche Sekte ist die der Methodisten. Sie entstanden aus einem Verein frommer Studenten zu Oxford, den John Wesley 1729 um sich sammelte, und wurden wegen ihres pedantisch-heiligen Lebens Methodisten genannt. Sie führten, namentlich für England und Nordamerika, eine mächtige religiöse Erschütterung herbei, und zwar als Gegensatz einerseits gegen die Starrheit der anglicanischen Kirche, andererseits gegen die

*) Summa universae Theologiae secundum Unitarios. Klausenburg 1787.

Verflachung und den Indifferentismus jener, vom Handel und Wandel der Alltäglichkeit absorbirten Völker.

Geistige Wiedergeburt, Versöhnung der menschlichen Verdorbenheit durch Jesum und den dadurch bewirkten Durchbruch der Gnade stellen die Methodisten als erste Erfordernisse wahren christlichen Lebens auf, dem sie Einfachheit und Sittlichkeit zu Grunde legen. Schade, daß ihre Neigung zu heiliger Rührung sie eben so oft zur Schwärmerei als zur Heuchelei verführt. In Gottesdienst und Kirchenverfassung schließen sie sich der englischen Kirche an, doch bedarf es bei ihnen zum Predigen keines theologischen Studiums.

Die Schwenkenfeldianer, die ihre Benennung von einem schlesischen Edelmanne, Kaspar Schwenkenfeld, herleiten, der zu Luthers Zeiten lebte und die Reformation förderte, wenn auch mit manch' schwärmerischen Beimischungen, sind so unbedeutend, daß sie kaum der Erwähnung verdienen. Sie nehmen außer der Schrift, dem äußeren Worte Gottes, noch ein inneres, einen Christus im Menschen, an. Nach ihrer Ansicht war auch der irdische Leib Christi ein göttlicher. Das Abendmahl ist ihnen lediglich ein frommer Gebrauch, die Kindertaufe halten sie für nutzlos, da die Feuertaufe, der heilige Geist, Alles sei.

Gleich unbedeutend sind die Swedenborgianer, deren Stifter, Emanuel von Swedenborg, durch seine Geisterseherei (um 1747 u. später) viel Aufsehen gemacht und durch seine Schwärmerei noch mehr Unheil gestiftet hat. — Von größerer Wichtigkeit sind:

Die Quäker. Sie verdanken ihre Entstehung einem englischen Schuhmacher mit Namen Georg Fox († 1691). Fox war einer jener phantastischen Menschen, die sich durch guten Willen, bei reger Phantasie, beschränkten geistigen Mitteln und überwiegendem Gefühl, zum Grübeln über religiöse Dinge hinreißen lassen, und dann oft zu Schwärmern werden, deren feuersprühender Kometenlauf einen wunderbaren Lichtstreif durch die Geschichte zieht.

So erging es auch Fox, der schon im neunzehnten Jahre (1649) durch innere Gesichte zum Reformator bestimmt, England bußpredigend durchzog. Sein Streben ging dabei dahin, die Menschheit von der Aeußerlichkeit des Gottesdienstes auf ein innerlich-religiöses Leben hinzuführen, wobei er freilich im heiligen Eifer oft zu weit ging.

So sollten die Moden der Welt, die Sitten der Völker, ja viele Einrichtungen des Staates einer überspannten Einfachheit und Frömmigkeit weichen. Fox redete demnach Jedermann mit „Du" an, zog vor Niemanden den Hut, kleidete sich in Thierfelle und verwarf Kriegs-

dienst, Eid, Zehnten u. s. w. Dennoch fand er Nachfolger, die indessen gleich ihm häufig ihren reformatorischen Eifer in Gefängnissen oder Tollhäusern abzukühlen Gelegenheit fanden. Unfehlbar würde denn auch die Sekte der Quäker, als eine in vieler Beziehung verlachenswerthe Erscheinung, erfolglos vorübergegangen sein, wenn sie nicht durch den trefflichen William Penn moralischen und politischen Halt gefunden hätte.

William Penn, der Sohn eines reichen Engländers, hatte, von den Predigten eines Quäkers erschüttert, die glänzende Laufbahn, für welche er durch seine bürgerliche Stellung bestimmt war, schon früh verlassen; 1664 trat er öffentlich zu der neuen Sekte über.

Von nun an wirkte Penn mit Begeistrung für das Quäkerthum und namentlich für ein milderes, praktischeres und weniger abstoßenderes Auftreten desselben, so wie er zugleich alle Ueberspanntheit zu entfernen, und ein arbeitsames, einfaches Leben der Brüder an deren Stelle zu setzen suchte, — ein Leben, das der Widerschein jenes inneren, göttlichen Lichtes sei, welches der Geist Gottes in jedem Menschenherzen entzündet. Bei diesem Streben kamen Penn seine Weltkenntniß und seine, auf der Universität Oxford erlangte, wissenschaftliche Bildung zu statten.

So wohlthuend nun aber auch diese praktischere Gestaltung auf das Quäkerthum wirkte, so blieben seine Anhänger doch vor wie nach ein Spott der Weltkinder und ein Gegenstand der unausgesetztesten Verfolgungen Seitens der orthodoxen Kirche.

Da erwachte in William Penn der großartige Gedanke, „nicht nur seinen Glaubensgenossen, sondern der religiösen Freiheit überhaupt eine Heimath zu gründen.“ Mit Hülfe seines außerordentlich bedeutenden Vermögens erwarb sich Penn daher einen großen Landstrich in Nordamerika, den er als eine Freistätte für alle der Religion wegen Verfolgte betrachtet wissen wollte, und wohin er selbst mit dem größeren Theile der Quäkergemeinden zog.

Treffliche Einrichtungen, so wie die unermüdliche Thätigkeit der Eingewanderten, hob alsobald die neuen Colonieen und führte sie in kurzer Zeit einer Blüthe entgegen, auf welche Europa mit Staunen sah. Das Land aber nannte man nach Penn: „Pennsylvanien.“

Wir alle wissen, welche herrliche Folgen die freisinnige Aufopferung Penns hatte. Aus der religiösen Freisinnigkeit entwickelte sich ein Volksleben voll großer Weltanschauung, deren goldne Früchte schon jetzt der ganzen Menschheit zu gut kommen, und von welchen wir nur die Aufhebung des empörenden Sclavenhandels

und die damit verbundene Freilassung der Neger in einem Theile Nordamerikas zu nennen brauchen, um der Anerkennung aller civilisirten Völker gewiß zu sein.

Die Hauptunterscheidungs-Lehren und Eigenthümlichkeiten der Quäker sind folgende:

In der Seele eines jeden Menschen wohnt ein inneres Licht; dieser göttliche Funke ist der innere Christus, die innere Offenbarung. Die äußere Offenbarung dagegen ist die Bibel, der äußere Christus, der historische. Die Bibel an und für sich vermag aber den Menschen nicht zur Seligkeit zu führen, indem sie ihm nur den Weg andeutet, den er zu wandeln hat und der, allein vom innern Lichte erleuchtet und verklärt, zum Herzen der Gottheit führt.

Die Geschichte Christi, so wie die äußere Form der Kirche, ist daher zur Seligkeit nicht erforderlich, wohl aber der Durchbruch des inneren Lichtes, das sich in einem rechtlichen, Gott wohlgefälligen Leben spiegeln muß.

Die Folgen dieser Lehre zeigen sich bei den Quäkern in einem streng-sittlichen Leben, das selbst jeder öffentlichen Lustbarkeit, wie dem Tanz, der Jagd, dem Besuch der Schauspiele, so wie dem der Gast- und Wirthshäuser entsagt, dagegen fast durchgängig mit den Tugenden der Redlichkeit, der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit und Häuslichkeit geschmückt ist. Natürlich mit den Ausnahmen, die allüberall die menschliche Schwachheit in Anspruch nimmt. Eid, Kriegsdienst und Rangordnung verwerfen sie; daher sie Jedermann mit „Du" anreden und, den Anordnungen ihres Stifters treu, vor Niemanden den Hut abnehmen. Die Männer tragen Hüte mit breiten Krämpen, und Röcke von einfachem Schnitt und dunkler Farbe; die Frauen gehen gleichfalls höchst einfach und haben meistens schwarze Kopfbedeckungen und grüne Schürzen.

Geistliche gibt es unter ihnen nicht. In ihren Versammlungssälen, — bei günstiger Jahreszeit wohl auch im Schatten der grünen Dome heiliger Urwälder, — sitzen sie stumm und in sich gesenkt, den Durchbruch des innern Lichtes erwartend. Wem sodann die Begeistrung kommt, sei es Mann oder Weib, sei er alt oder jung, gelehrt oder nicht gelehrt, der tritt auf und predigt. Findet sich Niemand, so geht die Versammlung meist schweigend auseinander; oder irgend ein Befähigter hält einen kurzen Vortrag. Die Gemeinde-Angelegenheiten werden durch Zusammenkünfte und Generalversammlungen geordnet.

dienst, Eid, Zehnten u. s. w. Dennoch fand er Nachfolger, die indessen gleich ihm häufig ihren reformatorischen Eifer in Gefängnissen oder Tollhäusern abzukühlen Gelegenheit fanden. Unfehlbar würde denn auch die Sekte der Quäker, als eine in vieler Beziehung verlachenswerthe Erscheinung, erfolglos vorübergegangen sein, wenn sie nicht durch den trefflichen William Penn moralischen und politischen Halt gefunden hätte.

William Penn, der Sohn eines reichen Engländers, hatte, von den Predigten eines Quäkers erschüttert, die glänzende Laufbahn, für welche er durch seine bürgerliche Stellung bestimmt war, schon früh verlassen; 1664 trat er öffentlich zu der neuen Sekte über.

Von nun an wirkte Penn mit Begeistrung für das Quäkerthum und namentlich für ein milderes, praktischeres und weniger abstoßenderes Auftreten desselben, so wie er zugleich alle Ueberspanntheit zu entfernen, und ein arbeitsames, einfaches Leben der Brüder an deren Stelle zu setzen suchte, — ein Leben, das der Widerschein jenes inneren, göttlichen Lichtes sei, welches der Geist Gottes in jedem Menschenherzen entzündet. Bei diesem Streben kamen Penn seine Weltkenntniß und seine, auf der Universität Oxford erlangte, wissenschaftliche Bildung zu statten.

So wohlthuend nun aber auch diese praktischere Gestaltung auf das Quäkerthum wirkte, so blieben seine Anhänger doch vor wie nach ein Spott der Weltkinder und ein Gegenstand der unausgesetztesten Verfolgungen Seitens der orthodoxen Kirche.

Da erwachte in William Penn der großartige Gedanke, „nicht nur seinen Glaubensgenossen, sondern der religiösen Freiheit überhaupt eine Heimath zu gründen.“ Mit Hülfe seines außerordentlich bedeutenden Vermögens erwarb sich Penn daher einen großen Landstrich in Nordamerika, den er als eine Freistätte für alle der Religion wegen Verfolgte betrachtet wissen wollte, und wohin er selbst mit dem größeren Theile der Quäkergemeinden zog.

Treffliche Einrichtungen, so wie die unermüdliche Thätigkeit der Eingewanderten, hob alsobald die neuen Colonieen und führte sie in kurzer Zeit einer Blüthe entgegen, auf welche Europa mit Staunen sah. Das Land aber nannte man nach Penn: „Pennsylvanien.“

Wir alle wissen, welche herrliche Folgen die freisinnige Aufopferung Penns hatte. Aus der religiösen Freisinnigkeit entwickelte sich ein Volksleben voll großer Weltanschauung, deren goldne Früchte schon jetzt der ganzen Menschheit zu gut kommen, und von welchen wir nur die Aufhebung des empörenden Sclavenhandels

und die damit verbundene Freilassung der Neger in einem Theile Nordamerikas zu nennen brauchen, um der Anerkennung aller civilisirten Völker gewiß zu sein.

Die Hauptunterscheidungs-Lehren und Eigenthümlichkeiten der Quäker sind folgende:

In der Seele eines jeden Menschen wohnt ein inneres Licht; dieser göttliche Funke ist der innere Christus, die innere Offenbarung. Die äußere Offenbarung dagegen ist die Bibel, der äußere Christus, der historische. Die Bibel an und für sich vermag aber den Menschen nicht zur Seligkeit zu führen, indem sie ihm nur den Weg andeutet, den er zu wandeln hat und der, allein vom innern Lichte erleuchtet und verklärt, zum Herzen der Gottheit führt.

Die Geschichte Christi, so wie die äußere Form der Kirche, ist daher zur Seligkeit nicht erforderlich, wohl aber der Durchbruch des inneren Lichtes, das sich in einem rechtlichen, Gott wohlgefälligen Leben spiegeln muß.

Die Folgen dieser Lehre zeigen sich bei den Quäkern in einem streng-sittlichen Leben, das selbst jeder öffentlichen Lustbarkeit, wie dem Tanz, der Jagd, dem Besuch der Schauspiele, so wie dem der Gast- und Wirthshäuser entsagt, dagegen fast durchgängig mit den Tugenden der Redlichkeit, der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit und Häuslichkeit geschmückt ist. Natürlich mit den Ausnahmen, die allüberall die menschliche Schwachheit in Anspruch nimmt. Eid, Kriegsdienst und Rangordnung verwerfen sie; daher sie Jedermann mit „Du" anreden und, den Anordnungen ihres Stifters treu, vor Niemanden den Hut abnehmen. Die Männer tragen Hüte mit breiten Krämpen, und Röcke von einfachem Schnitt und dunkler Farbe; die Frauen gehen gleichfalls höchst einfach und haben meistens schwarze Kopfbedeckungen und grüne Schürzen.

Geistliche gibt es unter ihnen nicht. In ihren Versammlungssälen, — bei günstiger Jahreszeit wohl auch im Schatten der grünen Dome heiliger Urwälder, — sitzen sie stumm und in sich gesenkt, den Durchbruch des innern Lichtes erwartend. Wem sodann die Begeistrung kommt, sei es Mann oder Weib, sei er alt oder jung, gelehrt oder nicht gelehrt, der tritt auf und predigt. Findet sich Niemand, so geht die Versammlung meist schweigend auseinander; oder irgend ein Befähigter hält einen kurzen Vortrag. Die Gemeinde-Angelegenheiten werden durch Zusammenkünfte und Generalversammlungen geordnet.

Auch die Quäker haben unter sich verschiedene Abschattungen, als nasse und trockne, d. h. strengere und weniger strengere Quäker, und Shakers, welch' Letztere die überspannte quäkerische Richtung vertreten, und ihre Gottesverehrung durch Zittern oder Tanzen beginnen.

Man nimmt im Ganzen die Zahl der Quäker zwischen 3 und 400,000 Seelen an.

Schließlich haben wir der Pietisten zu erwähnen, die zwar keine streng abgegränzte und unter sich zusammenhängende Sekte bilden, sondern nur eine bestimmte religiöse Richtung im Schooße der protestantischen Kirche vertreten, nichts desto weniger aber, zumal für die Gegenwart, von großer Wichtigkeit sind.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß fast alle große und edle Männer mehr oder weniger mißverstanden werden, und die löblichen Institutionen, welche dieselben gründen, mit der Zeit ausarten, so daß sie oft schon nach kurzer Frist das Gegentheil von dem sind, was der Stifter damit bezweckte. Man denke hier nur an sämmtliche geistliche Orden u. s. w.

Auf gleiche Weise ging es dem ehrwürdigen Philipp Jacob Spener, der 1635 geboren, 1666 erster Pfarrer in Frankfurt am Main wurde.

Spener war ein äußerst liebenswürdiger Mann, von sanftem gutmüthigem Charakter und ächt-christlicher Frömmigkeit. Tief mußte ihn daher der gränzenlose Verfall der evangelischen Theologie und Kanzelberedsamkeit schmerzen, in der seine Zeit begraben lag, und in welcher in der That jede Spur von praktischem Christenthum verschwunden war. Schallte doch von allen Kanzeln nichts als eine unfruchtbare, Herz und Geist leerlassende scholastische Polemik, war doch die ganze evangelische Kirche in einem unseligen Dogmatismus geradezu erstarrt.

Von dem großen Gedanken begeistert, auf alle mögliche Weise diesem Zustande entgegen zu arbeiten, und dafür ein lebensfrisches praktisches Christenthum wieder zu erwecken, sprach nun Spener in seinen Predigten einfach, verständlich und erbaulich zu den Herzen seiner Gemeinde, und schuf 1670 mit Einstimmung des Magistrats zu Frankfurt häusliche Andachtstunden, deren Zweck es war: einen besseren Geist und einen frömmeren und religiöseren Sinn zu verbreiten.

Diese Zusammenkünfte, Collegia pietatis genannt, waren also an und für sich eine treffliche Einrichtung und der Name Pietisten, Fromme, den man den Anhängern Speners und den an diesen

Andachtstunden Theilnehmenden beilegte, im edelsten Sinne zu verstehen, ja man durfte ihn einen Schmuck derer nennen, die ihn trugen.

Bald entstanden auf diese Weise auch in andern Städten gleiche Einrichtungen, wie in Halle, Hamburg, Magdeburg, Danzig, Erfurt, Gießen und selbst in Straßburg, und wo sie entstanden, beurkundeten sie sich als treffliche Mittel zur Förderung und Belebung eines frischen und kräftigen christlichen Sinnes. Nach Speners Tod aber verlor sich der praktische Geist bei seinen Anhängern immer mehr und mehr. Hatte dieser mit freisinniger Auffassung gegen die Knechtung der Religion durch Dogmenzwang geeifert, so fing man nun an, in ganz entgegengesetztem Sinn zu Gunsten einer Gemüthsreligion, jeder wissenschaftlichen Auffassung des Christenthums entgegenzutreten. Das Frommsein fing an Form, und somit Heuchelei zu werden. An die Stelle früherer Anspruchslosigkeit trat allmälig ein gewisser geistiger Stolz, aus dem Gefühle des Besserseins als Andere entsprossen; schwärmerische Ideen tauchten auf, und fanden in mystischer Bibelauffassung reiche Nahrung. Was aber noch schlimmer, das Frommscheinen ward nun auch bei Einzelnen, ja bei ganzen Gesellschaften zum Deckmantel argen Unfuges, so daß sich endlich die Regierungen veranlaßt sahen, die Collegia pietatis zu verbieten.

Aber öffentlich geschlossen, pflanzten sich die Zusammenkünfte im Stillen fort und wurden nun erst eine rechte Pflanzschule der Frömmelei, ja der größten Unmoralität. Selbst bei den Besseren war die ächte Frömmigkeit zu einem matten Schwelgen in religiösen Gefühlen herabgesunken, während die Leiter der Collegia sich verbanden, um nach Kräften gegen Alles zu wirken, was Licht und Aufklärung zu verbreiten drohte.

Aber dem gesunden und kräftigen Volksgeiste konnte ein solches Conventikelwesen nicht zusagen; er lehnte sich in beißendem Spott gegen dasselbe auf, und legte der Bezeichnung „Pietist" nun einen Ausdruck der Verachtung bei.

Eben so schlimm aber, als der Einfluß dieser Richtung auf die Laienwelt und das bürgerliche Leben war, in welches er Mystik und ein unwahres Wesen einführte, eben so unselig wirkte der Pietismus auf die Theologen und die Wissenschaft.

Halle namentlich ward der Sitz dieser Richtung, die unter dem Schüler Speners, dem menschenfreundlichen August Hermann Franke, zahlreichen Zuwachs und Einfluß erlangte.

Spener wie Franke wollten unstreitig das Gute. Allem Gedächtnißwerk, allen spitzfindigen Grübeleien und dogmatischen Schulge-

zänke abgeneigt, suchten sie durch Erweckung christlichen Sinns Wärme und Leben in die Kirche zu bringen; aber es ging hier, wie es stets bei jeder Sektenbildung geht. Einzelne Bedürfniße werden fühlbar; die volle Kraft einer hervorragenden Persönlichkeit strebt nun darnach, diesem Uebel zu begegnen, die Masse Gleichdenkender gruppirt sich um sie, und so gestaltet sich plötzlich eine Sekte, die zwar diesen Bedürfnissen abhilft, aber, durch den Widerspruch gereizt, mit schroffer Einseitigkeit alles ihr nicht Zusagende entschieden zurückstößt.

So sehen wir die Anhänger Speners und Frankes sehr bald, mit Aufgebung der Grundsätze jener schätzenswerthen Männer, eine Opposition gegen Wissenschaft und freie Forschung bilden.

Wollte Spener, daß man die Religiosität statt in dogmatischem Gezänke in einem christlichen Leben suche; so setzten sie nun seine Anhänger in Verachtung jedes wissenschaftlichen Strebens und in ein erbauliches, aber hohles, mit Bibelstellen gespicktes Wortgeklingel; während sie zugleich in hochmüthigem Sektengeiste eine Orthodoxie, eine Art alleinseligmachende Kirche im Schoße der protestantischen Gemeinschaft bildeten.

Diese Partei nun ist es, die mit Kopfhängen, Seufzen, Augenverdrehen und scheinheiliger Frömmelei die Masse der Gefühlsmenschen, und namentlich die, für alle religiöse Eindrücke empfängliche Frauen zu ködern und zu gewinnnn sucht, um sich ihre lichtscheue Existenz zu sichern, die sich vom Fortschritt der Wissenschaft und der sich immer mehr bahnbrechenden Aufklärung so gewaltig bedroht sieht.

Diese Partei ist es, die den kühnen Flügelschlag des, aus den Banden des unwürdigen Glaubenszwanges sich befreienden, Geistes zu lähmen unabläßig bemüht ist.

Diese Partei ist es, die den Buchstaben über den Geist setzt, und der freudig fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechtes wie verzweifelt in den Nacken fällt, um sie aufzuhalten, da sie selbst nicht den Muth und die Kraft hat, jener zu folgen.

Gegen diese Partei endlich müssen alle Diejenigen, die die Würde des Menschen im Besser- Selbstständiger- und Vernünftigerwerden und nicht in der Verfinsterung der eigenen Vernunft und in mattem Hingeben der Selbstständigkeit an Sündhaftigkeits-Theorien und Buchstabenglauben suchen, vereinigt, mit dem Schwerte der Wahrheit, dem Schilde der Wissenschaft, dem Helm der Vernunft

und dem Panzer der Rechtlichkeit zu Felde ziehen; denn es gilt ja die heiligsten Güter der Menschheit! —

Achtung daher dem wahrhaft frommen Menschen, weß' Glaubens er auch sei; aber auch Kampf, ewigen und unermüdlichen Kampf der Heuchelei, der Scheinheiligkeit und dem Streben, die Menschheit in ihrer Entwicklung zu hemmen.

Es mögen Feige zagend beben,
(Und Feige gibt es jung und alt),
Der frischen Kraft lebendig Leben
Glaubt nicht an Nacht und nicht an Halt;
Dem Tag nur glaubt sie, der zum Schaffen,
Dem Licht nur, das zum Wirken mahnt,
Sie hat nicht Zeit zum müß'gen Gaffen,
Sieht überall den Weg gebahnt.

Und Alle, die das Ziel erkennen,
Sind würd'ge Saat der jungen Zeit;
Gottlob! noch viele Herzen brennen,
Die diesem Ziel sich ganz geweiht!
Was diese stillbegeistert ahnen,
Wird trotz der bangen Zweifel wahr,
Sie schwingen einst die Siegesfahnen
Um den geretteten Altar.*)

*) Stieglitz.

Geschichte der christlichen Kirche in der neueren Zeit.

Von dem westphälischen Frieden bis auf Ronge's Sendschreiben.
Vom Jahr 1648—1844.

I.

Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens und die Zeit Kaiser Josephs II.

Nachdem wir in der letzten Zeit so manche mit Blut geschriebene Seite der Kirchengeschichte durchflogen haben, ist es für uns ein wohlthuender Gedanke, auch einmal wieder eine in milderem Lichte erglänzende großartige Erscheinung beobachten zu können.

Es ist dies das Auftreten und Wirken Kaiser Josephs II., der, nachdem der westphälische Friede den verschiedenen christlichen Confessionen Religionsfreiheit gestattet, das Tridentiner Concil und der Jesuiten-Orden aber dieser freieren Gestaltung der Kirche aus allen Kräften entgegengearbeitet, nun selbst, ein katholischer Monarch, Hand an das Werk der Kirchenverbesserung legt, und, voll wahrhaft menschenfreundlichen Sinns, von den Höhen des Thrones herab ächt christliche Duldung verkündet.

Freilich mischt sich auch hier schon wieder in unsere Freude ein Seufzer, wenn wir bedenken, daß diese großartige Erscheinung, vereinzelt dastehend, ohne nachhaltigen Einfluß vorüberzieht. Dennoch erfassen wir die Geschichte Josephs II., wie wir eben die Geschichte immer erfassen sollen und müssen, als eine große Lehre, als ein

anfeuerndes, mitunter auch warnendes Beispiel, aus dem unsere Gegenwart, aus dem wir lernen können, was wir zu thun und zu lassen haben.

Werfe mir überhaupt Niemand in Bezug auf die Kirchengeschichte, d. h. auf die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geschlechts ein: es sei unnütz, die Frevel und Irrthümer vergangener Jahrhunderte aufzudecken, die Cultur habe die Barbarei auf's Haupt geschlagen und die Gegenwart denke an Inquisition, Scheiterhaufen, Bartholomäusnächte und dergleichen nicht mehr!

Ein solcher Einwurf wäre in der That so lächerlich, als er von Beschränktheit und namentlich von Eigendünkel zeigte.

Warum forschte man alsdann überhaupt in der Geschichte? Wo läge alsdann der Nutzen, den alle die Millionen Opfer der Menschheit gebracht? — Würde alsdann die Geschichte ihre große Aufgabe, die Erzieherin der Menschheit zu sein, lösen können? — Müßten alsdann nicht alle Völker in rathloser Stumpfheit sich den eigenen Weg durch alle die alten Irrthümer erst wieder mühselig suchen, und somit des großen Erbtheils der errungenen Cultur verlustig werden?

Nein! So wie dem Kinde die Lebenserfahrungen älterer Menschen ein sicherer Stab werden, an dem es sich aufrichten, auf den es sich stützen, an welchem es glücklich durch das Leben wandeln kann, so ist die Geschichte für den Einzelnen wie für die Völker eine Führerin durch sturmbewegte Zeiten.

In früheren Zeiten kümmerten sich die Nationen, d. h. die Massen der Völker, freilich wenig um Geschichte. Wenn die tagtägliche Arbeit vollendet, wenn für den Magen gesorgt, ein bescheidener Theil Vergnügen gewonnen, und die Abgaben an Staat und Kirche bezahlt waren, dann glaubte jeder Einzelne genug gethan zu haben.

Was aber war die Folge hiervon?

Die Folge war, daß die Völker von den kirchlichen und weltlichen Herrschern als unmündige Kinder betrachtet und bevormundet wurden. Die Folge war, daß oft ein Mensch über Millionen seines Gleichen mit unumschränkter Macht nach seinen Launen schaltete und waltete. Die Folgen waren mit einem Wort auf der einen Seite Despotie und Tyrannei, auf der anderen ein Knechtssinn, der das erbärmliche Loos verdiente, das ihm Jene bereiteten.

So stand es in den sogenannten alten guten Zeiten. Da erschütterte die Welt eine geistige Revolution. Wissenschaftliche Bildung faßte bei Einzelnen Wurzel und durchdrang bald die Massen.

An der Hand der Wissenschaft aber wandelte vor allen Dingen ein hohes, ernstes Weib einher, es war die Geschichte. Und die Völker lauschten begierig auf die Erzählungen der Geschichte, und auf die ernsten Lehren, die in diesen lagen, und es fiel wie Schuppen von ihren Augen und sie erkannten die große Wahrheit: daß nicht die Völker für die Herrscher, sondern die Herrscher für das Wohl der Völker da seien!

Und mit dieser Erkenntniß streiften die Völker ihre Unmündigkeit ab, und die bürgerlichen, sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Einrichtungen erlitten jene heilsame Umgestaltung, der wir uns heutzutage zu erfreuen haben.

Die Geschichte hat uns also von der Unmündigkeit befreit, wir sind durch sie keine Kinder mehr. Wohlan! vergelten wir der Geschichte diese Wohlthat dadurch, daß wir ihr, im Gefühl unserer Würde, mit doppelter Aufmerksamkeit lauschen, und durch noch genauere Kenntniß mit ihr — Männer werden! — Haben wir doch gerade jetzt eine interessante Erscheinung in Joseph II. zu betrachten, dem jedoch als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit

die Auflösung des Jesuiten-Ordens

vorausging.

Die Jesuiten hatten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Höhepunkt ihrer Macht erreicht. Fast alle christlichen Fürsten waren durch ihre Beichtväter oder vertrauten Räthe an den Orden verkauft, es standen dem Orden unermeßliche Reichthümer zu Gebote. Einen sehr beträchtlichen Theil dieser letzteren bezog er aus seinen überseeischen Besitzungen.

Die Söhne Loyola's hatten nämlich schon bald nach der Entstehung ihrer Gemeinschaft unter dem Vorwand der Heidenbekehrung große Colonien in Südamerika und namentlich in Paraguay gegründet, um, wie es sich bald herausstellte, dort dem Orden ein unabhängiges Reich zu schaffen. Diesen Plan um so sicherer auszuführen und ihre inneren Einrichtungen nicht mehr zu verrathen, ließen sie sogar keinen Nichtjesuiten den Fuß in ihre Colonien setzen.

Demohnerachtet erfuhr die Welt zu ihrem Staunen bald, auf welche Weise der Orden so schnell zu unermeßlichen Reichthümern gelange. Die frommen Väter Jesu trieben nicht nur Handel, und zwar erlaubten und unerlaubten, als namentlich Wucher, sondern sie legten sich auch darauf, den Staat durch Schmuggelhandel zu betrügen

d machten namentlich im Sclavenhandel brillante und großar-
e Geschäfte. Ja, sie trieben diesen Unfug so arg, daß Papst Be-
dikt XIV. schon im Jahre 1741 verschiedene Verordnungen gegen
erließ, in welchen er gegen die Bankgeschäfte und den Wucher
s Ordens eiferte, und allen Geistlichen jede Art Handel und Ge-
rbe, jede weltliche Herrschaft, oder gar Kauf und Verkauf der
kehrten auf das Strengste untersagte. Die Bulle, in welcher
es geschah (Immensa pastorum) ist als das erste päpstliche Ma-
fest gegen den Orden merkwürdig, und wendet sich ganz besonders
gen der Jesuiten Betragen in ihren Missionen in Asien, Afrika,
Brasilien und Paraguay *).

Ferner sah sich der Papst wiederholt genöthigt, bei Androhung
des Kirchenbannes den Jesuiten zu verbieten: die Indianer
zu Sklaven zu machen, sie zu verkaufen, zu vertauschen,
von Weibern und Kindern zu trennen und sie ihrer Gü-
ter und Habseligkeiten zu berauben.

Dies Alles thaten also die Väter Jesu!

Aber sie thaten noch mehr, sie vertheidigten sogar diese Schand-
thaten und das Princip, welches sie dabei verfolgten, von den Kan-
zeln herab; denn der heilige Vater sah sich genöthigt, auch ein Ver-
bot darauf zu legen, daß man in Predigten oder im Unter-
richte, oder auf irgend eine andere Weise behaupte: daß es recht
sei, die Indianer zu verkaufen.

Nur ein Beispiel für Tausende in Betracht des Schleichhandels
der Jesuiten. Die Berge Paraguay's lieferten denselben unschätzbare
Reichthümer an edlen Metallen, namentlich an Gold. Aber das
Gold hatte beim Eingang in Spanien einen bedeutenden Eingangs-
zoll zu entrichten. Doch die Patres wußten sich zu helfen und be-
trogen den Staat um diesen Zoll, bis die Sache auf folgende Weise
entdeckt wurde.

Im Jahre 1701 kam in Spanien mit der merikanischen Flotte
auch eine Kiste Chokolade für den General der Jesuiten an. Da
aber die Schwere der Inhaltsanzeige nicht entsprach, so öffnete man
die Kiste und fand sie mit Goldtafeln angefüllt, welche künstlich mit
einer Kruste von Chokolade überzogen waren. Die Regierung zog
die schönen Täfelchen ein und schickte den Jesuiten, laut Frachtbrief,
eine Kiste Chokolade. Die frommen Väter nahmen sie schweigend

*) Vgl. F. C. Schlossers Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahr-
hunderts.

an und wagten den wahren Inhalt nicht zu reklamiren, versandten aber für die Zukunft keine so kostbare Chokolade mehr.

All' diesem Unfuge vermochten nun die Regierungen von Spanien, Portugal und Frankreich um so weniger länger zuzusehen, als die Jesuiten nun auch bei Gelegenheit eines großartigen Bankerottes, welchen der Jesuit de la Valette machte, behaupteten, der Orden brauche von dem ihm einmal durch Gottes Fügung Zugefallenen, selbst bei eintretenden Bankerotten, nichts herauszugeben.

Solche Grundsätze mußten aber bei weiterer Ausdehnung zu einer völligen Demoralisation führen, und so entschlossen sich die gedachten Regierungen, auf eine Reformation des Ordens hinzuwirken. Sie konnten dies auch jetzt um so sicherer, als das Mündigwerden der Völker in dem gesunden Volksverstande einen entschiedenen Gegensatz gegen den Jesuitismus zu bilden angefangen, während der Orden zugleich den Staatsmännern durch seinen Einfluß an den Höfen, den Kaufleuten durch seinen Welthandel, allen anderen Orden aber durch seine Uebergriffe verhaßt war.

Als nun der portugiesische Minister Pombal Hand an das Werk legte, die jährlichen Ketzerverbrennungen (Auto da fé) abschaffte, die Inquisition in ihrer Macht einschränkte, den Klöstern verbot, reiche Mädchen gewaltsam an sich zu ziehen, und bei einer mit Spanien verabredeten Abtretung in Südamerika Anstalt machte, Paraguay nach seinem Recht in Besitz zu nehmen, so widersetzten sich die Jesuiten auf den Colonien mit bewaffneter Hand und predigten in Portugal und Spanien selbst in den Beichtstühlen und von den Kanzeln Aufruhr. Aber auch dies war noch nicht genug. Sie verbanden sich sogar mit der edlen Familie Tavora und unternahmen am 3. September 1758 einen Mordanschlag auf den König von Portugal. Dies Complott aber gab ihnen selbst den Todesstoß, denn jetzt hatten die Regierungen einen genügenden Vorwand, gegen den Orden gesetzlich einzuschreiten.

So erging denn auch schon den 19. Januar 1759 in Portugal ein Edikt, kraft welchem alle Einkünfte, Liegenschaften, Waaren und sonstige Besitzthümer der Jesuiten mit Beschlag belegt wurden; während nach kurzer, allerdings ziemlich willkührlicher Prozedur den 3. September desselben Jahres ein zweites Edikt erschien, das die Jesuiten als Rebellen, Verräther und Feinde des Reichs auf ewige Zeiten aus Portugal verbannte.

Zugleich sandte die Regierung dem Papste zu seinem Schrecken r Schiffsladungen Jesuiten nach Civitavecchia.

Diesem Beispiel folgte sofort Spanien und 1764 Frankreich, welchem der obenerwähnte Prozeß gegen la Valette und den den die Veranlassung gegeben. Kaum würde hier aber zu begrei- n sein, wie es die Regierung, das heißt Choiseul und die Pom- adour, wagen konnten, einem so allmächtigen Orden den Kampf f Tod und Leben anzubieten, wenn man nicht wüßte, daß den inden des Ordens die, auf moralischem Grunde ruhende öffentliche Meinung Frankreichs zur Seite gestanden. Hatte doch der Streit er Jesuiten gegen die Jansenisten, so wie die Lettres provinciales on Pascal die ganze Abscheulichkeit der jesuitischen Prinzipien ans icht der Welt gebracht. Die allgemeine Erbitterung hatte aber um so festeren Fuß gefaßt, als die französische Regierung auf ihr Vorhaben, den Orden zu reformiren, von dem Jesuitengeneral Lorenz Ricci die Antwort erhielt: „Sint ut sunt, aut non sint!“ (Wir wollen sein, wie wir sind, oder nicht sein.)

Das Urtheil war damit gesprochen, und so erfolgte denn auch in Frankreich, Neapel, Parma und Malta 1767 und 1768 die völlige Aufhebung des Ordens.

Hätten vielleicht Papst Clemens XIII. und der Ordensgeneral nicht jeder Verbesserung mit thörigtem Eigensinne entgegengestanden, würde dem Orden, zumal in Frankreich, ein milderes Schicksal geworden sein; so aber hatten sich Beide in den Kopf gesetzt, die unumschränkteste päpstliche Machtvollkommenheit mit toller Starrheit zu behaupten. Aber die Zeit der Kirchenherrschaft war vorüber und die der Vernunftherrschaft brach an.

Nachdem also die katholischen Reiche, wie Spanien, Portugal, Frankreich, Neapel, Parma und Malta dem Stuhle Petri eine seiner mächtigsten Stützen geraubt, blickte der heilige Vater mit doppeltem Vertrauen auf Oesterreich und den Wiener Hof.

Welch' Entsetzen mag Clemens aber erfaßt haben, als auch von dort aus die Zumuthung um Aufhebung des Jesuiten-Ordens an ihn erging.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Die Kaiserin Maria Theresia, welche damals die österreichischen Erblande regierte und durch weise Reformen bereits kräftig gehoben hatte, wurde, wenn gleich selbst streng katholisch, von allen Seiten mit der gedachten Anmuthung bestürmt. Indessen widerstand sie diesen Forderungen lange Zeit um so bestimmter, als sie selbst von

jesuitischem Einfluß beherrscht, und somit für die Niederträchtigkeiten des Ordens blind war.

Da fand man ein sehr einfaches aber furchtbar schlagendes Mittel, sie sehend zu machen: man schickte ihr nämlich von Rom aus die Abschrift eines Dokuments, welches die ausführliche Darlegung aller ihrer Beichtgeheimnisse enthielt.

Diese Thatsache wirkte, und nun sah sich Clemens XIII. auch von dieser Seite bedrängt. Da errettete ihn 1766 der Tod aus seiner verzweifelten Lage. Sein Nachfolger war der talentvolle und menschenfreundliche Ganganelli, der als Clemens XIV. den apostolischen Stuhl bestieg. Auf diesen gingen nun die Anmuthungen der europäischen Höfe um Aufhebung des Jesuiten-Ordens über; aber auch er widerstand vier Jahre lang. Da endlich mußte er dem Verlangen Europa's und den Mahnungen seines Gewissens nachgeben; und so hob der Papst Clemens XIV. den 21. Juli 1773 den Orden der Jesuiten durch die Bulle: „Dominus ac redempter noster" in allen Staaten der Christenheit auf.

In Rom selbst bedurfte der heilige Vater hierzu Militärgewalt. Im Ganzen zählte der Orden damals in 24 Provinzen 22,589 Mitglieder. Da die Jesuiten indessen das Ungewitter hatten herannahen sehen, waren sie klugerweise darauf bedacht gewesen, ihre Papiere und Schätze bei Zeiten auf die Seite zu bringen; auch wußten sie sich, als selbst Oesterreich, Preußen, das übrige Deutschland, Polen und Oberitalien sie vertrieben, noch lange in Rußland und ohne Unterbrechung namentlich in China zu erhalten.

Der vortreffliche Ganganelli aber, der ein Beschützer der Denkfreiheit, ein Beförderer der Wissenschaften und Künste *), und ein Vater der Armen war, wußte schon im Voraus, daß er mit der Aufhebung des Ordens sein Todesurtheil unterzeichne. In der That starb er denn auch bald **), und zwar unter gräßlichen Schmerzen; seinem Leichname aber fielen die Haare aus, die Nägel gingen von Händen und Füßen, und die Verwesung trat mit einer Schnelle ein, die eine gewaltsame Zerstörung kund gab.

Clemens XIV. starb durch die Hand der Jesuiten an Gift!

Man kann sich leicht denken, welchen gewaltigen Eindruck die Aufhebung des Jesuiten-Ordens auf ganz Europa gemacht. Faßt

*) Museum Clementinum.
**) 22. September 1774.

man nun zugleich die geistige Bewegung ins Auge, die durch Leibnitz und Newton als Begründer neuer philosophischer und physikalischer Systeme, durch Montesquieu, Voltaire und J. J. Rousseau, als Verkünder einer humanen Zeit und eines neuen Staates ausging; — erwägt man ferner, daß am politischen Himmel die Namen eines Friedrichs des Großen, einer Katharina II. und einer Maria Theresia erglänzten, so wird man allerdings mit einiger Berechtigung auch auf wichtige Ergebnisse in der Kirchengeschichte hoffen dürfen.

Wirklich bereiteten sich solche namentlich in Frankreich, freilich unter bedenklichen Symptomen, vor, während sie in Deutschland durch einen der erleuchtetsten Monarchen, durch Kaiser Joseph II. herbeigeführt wurden.

Da Joseph II., der schon 1765 zum deutschen Kaiser erwählt worden, erst 1780 (28. November) durch seiner Mutter Maria Theresia's Rücktritt zum österreichischen Thron gelangte, hatte er Zeit genug gehabt, sich reiche Erfahrungen auf ausgedehnten Reisen zu erwerben. Joseph II. begriff seine Zeit; mehr noch, er war geisteskräftig und vorurtheilsfrei genug, zu erkennen: daß ein Fürst weiter gar nichts sei als der erste Bürger seines Staates, und daß ferner ein Staat weder durch das System der Verdummung und der Geistesknechtung, noch durch den Glanz eines auf Kosten des Landes schwelgenden Hofes mächtig und glücklich werden könne. Dem scharfen Blicke Josephs konnte denn auch der Krebsschaden nicht entgehen, an welchem damals fast alle, namentlich aber seine eigenen Reiche litten. Es war dies die, dem Gemeinwohl so scharf entgegenstreitende Privilegirung gewisser Stände, namentlich der Geistlichkeit, des Adels und der Beamten.

Dies Grundübel erkennend, war denn auch sein Plan gefaßt: es mußte gehoben, die Landeskirche von jedem ausländischen Einfluß befreit, der Regierung unterworfen, zur Schule der Volksaufklärung gemacht, und alle diejenigen Institute vernichtet werden, die dem allgemeinen Besten in ihrer Tendenz widerstritten. Für die Ausführung dieses vortrefflichen, von wahrer Regentengröße zeugenden Planes standen aber zwei Wege offen. Der eine war eine allmälig mit ruhiger Bedachtsamkeit durchzuführende Reform, und diesen hatte die kluge Maria Theresia angebahnt. Er führte sicher, aber nur auf Umwegen und vielleicht erst nach einigen Menschenaltern zum Ziele. Der andere bestand in einem entschiedenen, nach den Schwächen ängstlicher Menschen wenig fragenden, genialen Durch-

greifen. Bei ihm galt es Sieg oder Untergang; — aber auch der Untergang auf diesem Wege war ehrenvoll, während im gelingenden Falle schon den lebenden Generationen ein lang vorenthaltenes Glück erblühen mußte.

Joseph II. entschied sich, als seinem Charakter mehr zusagend, für den letzteren Weg. Daß ihm sein großes Vorhaben dabei mißlang, ist wahrlich seine Schuld nicht; grundfalsch aber ist die Annahme, daß dies dadurch geschehen, daß er mit dem Volke in Widerspruch gerathen; nicht mit dem Volke, sondern mit den privilegirten Ständen: mit dem Adel, den Pfaffen und den Beamten kam er in Widerspruch, und diese, in ihren Privilegien bedroht, wußten alsdann das Volk gegen seinen Wohlthäter einzunehmen.

Diese Klippe kannte Joseph II. recht gut; sein erstes Augenmerk ging also dahin, das Volk aufzuklären und die Jugend zu bilden. Wahrhafte Bildung kann aber nur da stattfinden, woselbst man nicht einseitig auf einer einmal gefaßten Idee beharrt, sondern auch die Meinungen und Ansichten Andersdenkender gelten läßt, mit einem Worte Toleranz übt. Gleich im Anfang der Regierung Josephs erschien das berühmte Toleranz-Edikt, kraft welchem, unbeschadet der katholischen Religion, den Protestanten und nicht unirten Griechen unter nur geringen, durch die Verhältnisse gebotenen Beschränkungen, freie Religionsübung verliehen wurde.

Wir heben aus demselben einige Stellen hervor, aus welchen man auf den Geist schließen kann, von welchem Joseph II. beseelt war.

Im Eingang heißt es:

In keinem Stück soll mehr ein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten gemacht werden. Was die muthwilligen Aufhetzer, oder die im Lande herumirrenden Verführer betrifft, sind solche nach den allgemeinen politischen Gesetzen einzuziehen und zu bestrafen. Hierauf wird den Akatholiken auch da, wo es bisher nicht üblich gewesen, ohne alles Bedenken erlaubt, Gottesdienst zu halten, Kirchen-, Bet- und Schulhäuser zu erbauen und Geistliche zu halten. Ferner soll von nun an, mit Hintenansetzung aller Rücksicht auf die Religionsverschiedenheit, bei Besetzung öffentlicher Aemter akademischer Würden, des Bürger- und Meisterrechts u. s. w. einzig und allein auf Verdienste, Fähigkeit und christlichen Lebenswandel Bedacht genommen werden. Die Katholischen haben sich al-

r Schmähungen der Nichtkatholischen zu enthalten, den Protestanten nd Synoden erlaubt u. s. w *)

Sobald dies Edikt verkündet, schritt Joseph II., unterstützt von einem trefflichen Minister Wenzel Anton von Kaunitz, in seinen Planen weiter, und gebot, die Landeskirche von dem fremdartigen Einflusse Roms zu befreien: daß keine päpstliche Verordnungen mehr ohne seine ausdrückliche Genehmigung in seinen Reichen bekannt gemacht werden dürften. Ferner wurde jede Appellation nach Rom untersagt; da eine Regierung nicht kräftig ür das Wohl ihrer Völker wirken könne, wenn sich eine auswärtige Macht erdreiste, in die inneren Angelegenheiten derselben eingreifen u wollen. Aus gleichem Grunde nahm man den päpstlichen Botschaftern jede geistliche Gerichtsbarkeit und untersagte den Bischöfen en Vasalleneid an den Papst; indem niemand zweien Herren dienen, aber die Bischöfe unmöglich auch dem Kaiser und dem Papst zugleich Gehorsam schwören könnten.

Als der Erzbischof von Trier, Clemens Wenzel, den Kaiser n einem langen Briefe von solch' unchristlichen und gottlosen Unternehmungen abmahnte, antwortete ihm Joseph II. unter Anderem Folgendes:

„Kurz und gut, ich hoffe, wir gehen beide den kürzesten Weg elig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufs erfüllen, worin ns die Vorsehung gesetzt hat und wenn wir dem Brode, das wir ssen, Ehre machen. Sie essen das Brod der Kirche und protestiren gegen alle Neuerungen, ich das Brod des Staates und vertheidige und erneuere seine ursprünglichen Rechte."

Weiter reinigte er den Cultus der römischen Kirche in seinen Landen, insofern, als er die deutsche Sprache überall, wo es thunlich, anzuwenden befahl; indem er sagte, was schon der Apostel der Deutschen, Bonifacius, gesagt: die Leute müssen verstehen was in dem Gottesdienste vorgeht. Auch die Wallfahrten und Processionen, so wie der Heiligen- und Reliquiendienst wurden zu Ehren der Vernunft, so viel als möglich, beschränkt.

Da aber alle diese neuen Einrichtungen nur durch Heranbildung einer aufgeklärteren Generation lebenskräftigen Bestand erhalten konnten, so richtete Joseph seine Sorgfalt sofort auf die Schulen.

Volks- und Normalschulen, so wie Bildungsanstalten für angehende Geistliche und Lehrer wurden gegründet, vermehrt und wo sie schlecht dotirt waren, so wesentlich durch Zuschüsse

*) Handbuch der österreichischen Gesetzgebung. Zweiter Band.

und Anstellung trefflicher wohlbesoldeter Lehrer gehoben, daß sie bald im Auslande zu bedeutendem Rufe gelangten.

In Betreff der Schulen schrieb Joseph II. im Jahre 1781 an den Cardinal Herzan:

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke mit. So werden sie nach einem Zeitraum von Jahren Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterlande und ihren Nebenmenschen schuldig sind; so werden auch noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermüthigen Rom befreit."

Mit dieser Maßregel ging eine andere Hand in Hand, von welcher die Gegenwart auch Etwas lernen könnte. Es ist dies die Aufhebung der Censur, als eine unwürdige Fessel geistigen Aufschwunges im Volke. Nur was die Sittlichkeit und die Religion verletzte, blieb den Censoren zu unterdrücken erlaubt, wogegen sich die Regierung bemühte aus dem über sie ergehenden Tadel Vortheil zu schöpfen.

So weit gediehen, rückte der Kaiser nun auch hinter die heiligen Faulthiere, die Mönche und Nonnen, und zog viele Klöster ein, deren Einkünfte er jedoch, nach Versorgung der früheren Inhaber, wohlthätigen und gemeinnützlichen Instituten zuwandte. So gründete er die Josephinische Akademie für Aerzte und Wundärzte, bereicherte die kaiserliche Bibliothek, und errichtete und hob eine Menge Krankenhäuser und sonstige wohlthätige Anstalten. Eine Masse anderer Klöster, deren Bewohner dem Lande als Bettler zur Last lagen, wurden gleichfalls cassirt. Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiser binnen acht Jahren die Zahl der Mönche und Nonnen in seinen Staaten um 30 bis 36,000 Personen, die dem Lande eben so viel kosteten, als ein stehendes Heer von derselben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließ er noch 1324 Klöster übrig, deren Bevölkerung man auf 27,000 Menschen rechnete. *)

Wer sollte bei all diesen herrlichen Schöpfungen, die der Hand des edlen Josephs II. entsproßten, kalt bleiben? Auch seine Unterthanen blieben es nicht; sie liebten ihn als einen Vater, sie ehrten ihn als des Landes Wohlthäter, und zwar so lange, bis der

*) Vgl. Schlosser a. a. O.

daß der Geistlichkeit sich durch Verführung und Aufwiegelung des Volkes Luft machte.

Wie liebenswürdig zeigt uns nicht folgender einzelne Zug den Kaiser: Joseph war es nämlich, der den Augarten in Wien dem Zutritt des Volkes öffnete, und bei dieser Gelegenheit über dessen Eingang die Worte setzen ließ: „Allen Menschen geweiht, von ihrem Schätzer."

Und in der That wußte Joseph auch die Menschheit und ihre Rechte, die so oft von der Gewalt in den Staub getreten werden, zu schätzen, wie er denn namentlich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft in seinen Landen und die Emancipation der Juden bewies.

Aber das Edle und Große übt auf edle Gemüther einen unwiderstehlichen Einfluß. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Geist der Duldung, der von Joseph ausging, auch bei seinen Zeitgenossen herrliche Blüthen trieb. Doppelt freudig muß es uns aber berühren, wenn wir sehen, daß er vor allem einen Theil der höheren deutschen Geistlichkeit, so die Erzbischöfe von Salzburg und Mainz, und die Bischöfe von Bamberg und Würzburg mit fortriß, die sämmtlich von nun an das ächt christliche Gebot der Duldung und eine aufgeklärte Verwaltung zu üben begannen.

In Rom machten alle diese Dinge freilich einen wunderbaren Eindruck. Man war ganz starr, von Oesterreich, von dem Sitz der Rechtgläubigkeit, solche antirömische Bestrebungen ausgehen zu sehen, und noch dazu von einem Herrscher!

Das Unerhörte bewirkte Unerhörtes! Papst Pius VI. beschloß selbst nach Wien zu gehen, des verstockten Kaisers Herz zu rühren.

Jetzt war die Reihe des Staunens an den Völkern. Der Papst, zu dessen Füßen die Welt und die Monarchen so lange in sclavischer Demuth gelegen, der Papst, der seit Jahrhunderten der Welt Gesetze vorgeschrieben, der Papst, vor dessen Zorn die Erde und ihre Völker erzittert, — der Papst pilgerte jetzt demüthig nach Wien, den deutschen Kaiser zu ersuchen, doch um Gotteswillen durch Einführung vernunftgemäßer Aufklärung das heilige Reich der Finsterniß nicht zu zerstören!

Pius VI., ein sehr schöner und beredter Mann, auf beides sehr eitel, und seinem persönlichen Erscheinen einen allgewaltigen Einfluß beimessend, begab sich also 1782 auf die Reise nach Wien. Natürlich wird man es finden, daß er bei dieser Gelegenheit Alles aufbot, zu glänzen und zu imponiren; eben so natürlich, daß das uner-

meßliche Heer der Pfaffen allüberall das Volk mit dieser Reise ganz toll machte. Wo sich daher der Papst zeigte, strömten Hundertausende herbei, seinen Segen zu empfangen; ja, das Ungewöhnliche und das Geschrei der Geistlichkeit über das unbegreifliche Heil, welches nun auf Deutschland herabträufele, brachte namentlich die Baiern bei des Papstes Durchreise so außer sich, daß sie Pius wie einen Gott verehrten.

So sehr aber nun die allgemeine Volksbegeisterung Pius VI. entzückte und ihm schmeichelte, so bitter fand sich der gute Mann in Wien enttäuscht. Auch hier ward ihm zwar der Pantoffel täglich einige Stunden lang geküßt, ja man mußte denselben den Damen, die des Zudrangs wegen nicht bis zum heiligen Vater gelangen konnten, sogar ins Haus bringen, aber bei Joseph und seinem „prosaisch-diplomatischen Kanzler" richtete der Papst auch nicht das Geringste aus. Kam Pius auf die fraglichen kitzlichen Punkte, verwies ihn der Kaiser mit großer Höflichkeit an Kaunitz. Der Staatskanzler aber machte noch weniger Umstände, und als ihm einst Pius die Hand hinhielt, auf daß Kaunitz den Fischerring küsse, that dieser, als verstehe er dies nicht, und schüttelte sie dem Papst auf gut deutsche Weise ganz treuherzig.

So kehrte denn Pius endlich beschämt von seiner nutzlosen Reise zurück, die ihn viele Millionen gekostet hatte.

Aber die Aussichten sollten für Rom noch trüber werden.

Selbst die hohe katholische Geistlichkeit hatte eingesehen, wie unwürdig und dem Aufschwung der deutschen Nation hinderlich die Fesseln seien, mit welchen sie Rom belastet. Im Verein mit Joseph II. bereitete sich daher eine Lostrennung der deutschen Kirche von der römischen, und zwar durch die vier vornehmsten Erzbischöfe Deutschlands vor.

Den nächsten Anlaß dazu gab wie gewöhnlich der Papst durch neue Anmaßungen. Er hatte nämlich nach München einen neuen Nuntius, päpstlichen Gesandten, geschickt, der dort seinen Sitz aufschlug. Diesem, so wie allen Nuntien, legte nun aber der heilige Vater die Gewalt zu, in seinem Namen die päpstlichen Rechte in einer Ausdehnung zu üben, die nicht nur die deutsche Geistlichkeit, sondern auch die Regierungen in ihren heiligsten Rechten kränken mußte, indem nun mitten im deutschen Reich eine fremde Oberbehörde saß, die nach deutschem Recht und deutschen Gesetzen nicht das Geringste frug, und unter den Augen der Regierung und der Oberhirten der deutschen Kirche, nach römischem Interesse Recht sprach.

Auf die Beschwerden des Erzbischofs von Salzburg und seiner Collegen erließ dann auch der Kaiser sofort einen Befehl, in welchem allen Nuntien, als einfachen Gesandten einer auswärtigen Macht, die Ausübung jeder Gerichtsbarkeit untersagt wurde.

Mainz, Cöln, Salzburg und Trier ließen denn auch sogleich diese Verantwortung bekannt machen, wogegen Rom in Baiern, in den Mönchen und in der, durch Erjesuiten aufgehetzten niederen Geistlichkeit einen mächtigen Stützpunkt fand.

Da fühlten die deutschen Erzbischöfe denn deutlich, daß, um der deutschen Kirche eine unabhängige Stellung zu sichern, es eines ganz entschiedenen Auftretens und die Feststellung eines deutschen Kirchenrechtes bedürfe. Die katholische Religion sollte dabei unangetastet bleiben, und nur jene Anmaßungen des Papstes, die sich auf den Betrug der falsch Isidorischen Dekretalen stützten, ein für allemal zurückgewiesen werden.

Zu diesem Endzwecke trafen denn auch im Sommer 1785 die Erzbischöfe von Salzburg, Mainz, Trier und Cöln in Ems zu jenem Congreß zusammen, der unter der Benennung Emser Punctation bekannt ist.

Dieser Emser Punctation zufolge, erkannte nun zwar die deutsch-katholische Kirche (d. h. der deutsche Theil der katholischen Kirche) die Oberaufsicht des Papstes an, verwarf dagegen jeden Uebergriff, jede Zumuthung desselben auf irgend welche Weise innerhalb Deutschland geistliche Gerichtsbarkeit üben zu wollen. Ferner wurden die Kloster- und Ordensgeistlichen bedeutet, daß sie einzig und allein, als im deutschen Reiche lebend, sich den gesetzlichen Organen der deutschen Kirche und nicht den Befehlen römischer Generale zu unterziehen hätten. Sodann setzte man Minderung der Pallien-, Dispensations- und anderer nach Rom fließender Gelder, so wie Abschaffung unnöthiger Ehehindernisse fest. Bullen und päpstliche Befehle sollten nur dann für Deutschland Gültigkeit erlangen, wenn sie von deutschen Bischöfen, die allein im Stande seien über die Bedürfnisse ihrer Diöcesanen zu urtheilen, angenommen würden. Die Stellen und Würden der deutschen Kirche seien nur mit würdigen Inländern, nicht aber mit Italienern zu besetzen, überhaupt sei endlich ein rechtlicher Zustand und genaue Beobachtung der mit Rom abgeschlossenen Concordate herbeizuführen.

Sollte der Papst dieser Punctation nicht genügen wollen, stellte man ein Nationalconcilium in Aussicht, zu welchem man ihn dann gar nicht berufen würde.

Man sieht, die deutschen Erzbischöfe hatten den Grund zu einer deutsch-katholischen Kirche in Betreff der äußeren Verhältnisse gelegt. Daß der Kaiser dies Beginnen mit Freude wahrnahm, läßt sich denken. Leider sollte aber das ganze Unternehmen einerseits an dem allzu eigenmächtigen Verfahren der Erzbischöfe, andererseits an dem geheimen Gegenwirken Roms durch die Mönche und Exjesuiten scheitern. Die Bischöfe und die niedere Geistlichkeit waren beleidigt, weil die Erzbischöfe sie nicht zu dem Emser Congreß zugezogen, und da sich schon zwei Jahre später auch Mainz und Cöln von der Vereinigung lossagten, so zerfiel die ganze Sache mit der Zeit in Nichts.

Aber der treffliche Kaiser Joseph sollte noch schmerzlichere Erfahrungen als das Scheitern dieses Planes machen.

Einfach und sparsam wie er selbst war, verlangte er auch von Andern Entsagung zu Gunsten des allgemeinen Wohls. In dieser Beziehung schränkte er denn seinen Hof ein, und strich alle verschwenderischen Besoldungen um ein Bedeutendes. So z. B. verminderte er die Einnahmen der ungarischen Bischöfe und Erzbischöfe von der schmählichen Summe von 900,000 Gulden auf 250,000. Demohnerachtet blieben jedem Erzbischof 12,000 Gulden jährlicher Einkünfte, Summen mit welchen wahrlich ein Seelenhirte noch anständig leben kann. Desunerachtet wütheten nun Geistlichkeit und Adel; letzterer aber konnte sich vor Haß kaum mehr fassen, als der menschenfreundliche Joseph sich nun auch der von jenem Adel jämmerlich mißhandelten Leibeigenen annahm, und sie gegen die Bedrückungen ihrer Grundherrn sicher stellte.

Der ungarische Adel aber war gewohnt seine Bauern als leidiges Vieh, das ihm eigenthümlich zugehöre, zu betrachten; man kann sich daher denken, zu welchem Haß er gegen den Kaiser angefacht wurde, als dieser mit väterlicher Hand die unmenschlichen Ketten brach, die seit undenklichen Zeiten diese Unglücklichen beschwerten und ihren stumpfen Geistern nun der Gedanke, daß auch sie Menschen seien und Menschenrechte in Anspruch zu nehmen hätten, aufging.

Mit einem Male fing es daher in Ungarn zu gähren an; Geistlichkeit und Adel vereinigten sich, die Ordensbrüder und Exjesuiten hetzten, und allüberall griff man zu dem niedrigen Mittel: den Kaiser als einen Feind der Religion darzustellen. Die gemeinsame Anstrengung gelang, namentlich durch den Einfluß der Geistlichkeit, und so sah Joseph II., der liebevolle Schützer und Wohlthäter seiner Völker, seine menschenfreundlichen Bemühungen durch offene Empörung belohnt.

Wie es aber in der Welt häufig zu gehen pflegt, daß ein Unglück dem andern auf dem Fuße folgt, so auch hier. Wie eine finstere Verschwörung brachen nun von allen Seiten wilde Stürme über Joseph herein. So, außer Ungarn, die Aufstände in Siebenbürgen und den Niederlanden. Denn auch in dem letzteren Reiche ohnte man seine Versuche, der Aufklärung Bahn zu brechen, mit dem chnödesten Undank. Es waren die Folgen der an jener Nation durch Philipp II. verübten Geistesknechtung.

All dies Mißlingen der ihm so theuren Pläne, häusliches Unglück nd der gränzenlose Undank, mit dem ihm seine, durch Adel und Pfaffeit verhetzten Völker die väterliche Liebe lohnten, mit welcher er ihr Wohl sein Lebenlang erstrebt, brach ihm endlich das Herz. So starb r den 21. Februar 1790, also schon im zehnten Jahre seiner Regierung und zwar, allem Anscheine nach, gleich dem edlen Ganganelli, an jesuitischem Gift!

II.

Die Kirche unter den Stürmen der französischen Revolution.

(1789—1813.)

Alles Leben in der weiten unendlichen Schöpfung, sei es nun physisch, sei es geistig, ist auf gleiche oder doch analoge Gesetze gegründet. Allüberall wohin sich unser forschendes Auge wendet, finden wir z. B. bei den Pflanzen, bei den Thieren, bei den Menschen, bei den Völkern, ja selbst bei den Weltkörpern ein Erstehen, Aufblühen, Reifen, Welken und wieder neu Erstehen. Wohl sollte man nun glauben, daß die Menschheit durch solche, im Lauf der Jahrtausende bestätigte Erfahrungen belehrt, von ihnen Nutzen ziehen würde, und doch beweist die Geschichte, daß dies nur zu häufig der Fall nicht gewesen. Würden wohl sonst die Mächtigen der Erde so häufig in der Regierungsweise der Völker fehlgegriffen haben, würde man, im entgegengesetzten Fall, noch heutzutage der natürlichen Entwicklung des Völkerlebens gewaltsame Fesseln anlegen wollen?

Das Völkerleben und das Leben der einzelnen menschlichen Individuen, wir kommen auf unsere eben ausgesprochene Behauptung zurück, ist analog.

Vernünftige Eltern bekleiden ihr Kind mit einem Gewande, das in jeder Beziehung den Anforderungen des jugendlichen Leibes entspricht; würden und müßten wir sie aber nicht für wahn- und blödsinnig halten, wenn sie demselben Kinde, sobald es zum kräftigen Manne herangewachsen, noch immer dasselbe Kinderkleid anziehen wollten, oder ihn gar zu zwingen versuchten, in dasselbe zu schlüpfen? Ein einziger Ruck der nervigen Arme, und das Gewand, das einst dem Kinde so wohl gestanden, das es geschützt und gewärmt, das seinen jugendlichen Bedürfnissen angemessen war, würde jetzt nicht etwa nachgeben und sich dem ausgewachsenen Leibe anschmiegen, sondern in allen Nähten gewaltsam zerreißen, so daß es in Stücken dem lebenskräftigen Menschen vom Leibe fiele, der nun, durch die Unklugheit der Eltern nackt und entblößt dastünde und sich, vom natürlichen Bedürfniß getrieben, so lange anderer Kleidungsstücke in wilder Uebereilung bemächtigen müßte, bis er endlich Eines gefunden, das seinen Körperverhältnissen anpassend wäre. Unter den hastigen und gewaltsamen Versuchen würden aber noch viele Kleidungsstücke zerrissen und somit die Unklugheit der Eltern hart bestraft werden.

Wir sehen in diesem Bilde das unkluge Verhalten so mancher Regierungen, die, wie 1789 die französische, sich selbst ein furchtbares Zertrümmern des Alten in Revolutionen von 1789 heraufbeschwören.

Das französische Volk war längst seinen Kinderjahren entwachsen. Die Bartholomäusnacht hatte es aufgeschreckt aus seinen Träumen. Wild und brausend schäumte sein Lebensbecher in Ludwigs XIV. Zeitalter über, während die Schöpfungen eines Corneille, Moliere, Racine, Lafontaine, Voltaire, Montesquieu, Condillac, Helvetius und Rousseau sein jugendlich poetisches Schwärmen, bald aber auch seine Uebergangsperiode und endlich sein herannahendes Mannesalter kündeten.

Für dies Heranreifen der Nation war aber Frankreichs Königthum um so blinder, als es, selbst nach der Aufhebung der Jesuiten, von der Hierarchie und dem mit der Hierarchie verschwisterten Adel beherrscht wurde. Hierarchie und Adel aber konnten freilich nicht wünschen, daß die Nation aus dem Kindesalter trete; indem eben dieses Kindesalter des Volkes das goldene Zeitalter Jener waren, hatte doch das Volk nur zu geben, Geistlichkeit und Adel aber nur zu nehmen. „Ich bin der Staat", sagte der despotische Ludwig XIV.; wie konnte unter solchen Verhältnissen das Volk auf seine ihm von Natur zustehenden Rechte Anspruch machen? Es kannte gar keine solchen Rechte; ja es war gegen Königthum, Hierarchie und Adel fast völlig rechtlos. Lasteten doch

uf dem Volke ganz allein alle die ungeheuren Steuern, die der Staats-
aushalt, die Kirche, und der über alle Begriffe verschwenderische Hof
rforderten; stand es diesem doch zu, wenn durch nichtswürdige Mai-
resſenwirthschaft und eine schmachvolle Vergeudung des Hofes alle
Kassen leer waren, die Steuern so hoch als es ihm beliebte auszu-
schreiben. Dabei blieb den Franzosen nicht einmal persönliche Frei-
heit, indem der Adel dem Volke beständig den Fuß auf den Nacken
etzte, der König aber das Recht hatte, durch sogenannte Lettres de
achet, ganz willkürliche Verhaftsbefehle, Jeden nach Launen gefäng-
ich einzuziehen. Alle höheren geistlichen, Civil- und militärischen Stel-
en ruhten dabei unbedingt in den Händen der oft genannten privi-
egirten Stände.

Nach allem dem ist es sehr natürlich, daß Hof, Adel und Geist-
ichkeit Alles aufboten, diesen ihnen so günstigen Zustand zu erhalten,
uch fanden sie bei dieser Stimmung in Rom eine mächtige Stütze,
a ja auch Roms Politik in dem Darniederhalten aller Völker in
Geistesbeschränktheit und Kindheit liegt. Die römische Kirche hatte
in den Verfolgungen der Hugenotten selbst hierin schon ein Beispiel
gegeben und verharrte gerade in Frankreich mehr wie irgend sonst
wo in ihrem bekannten starren Festhalten an dem Alten, ohne alle
Rücksicht auf geistige Fortbildung der Menschheit.

So taumelten denn die absolute Monarchie, die Hierarchie und
der hohe Adel Hand in Hand von Vergnügungssucht und geflissentli-
cher Befangenheit geblendet dem Abgrunde zu, der immer lauter wer-
denden Stimme der zum Selbstbewußtsein gekommenen Nation ein un-
verschämtes Pochen auf ihre angemaßten Rechte entgegensetzend. Mit
einem Wort: sie drängten das aufstrebende Volk eben so unsinnig in
die Zwangsjacke einer veralteten, sich überlebt habenden Regierungs-
form zurück, wie in dem erwähnten Bilde die unklugen Eltern den
erwachsenen Sohn in das Kindergewand. So erfolgte denn auch na-
turgemäß ein gleiches, gewaltsames Zersprengen der veralteten Hüllen.
Frankreich, ja die Welt ward durch eine in ihren Folgen heilsame,
wenn auch in ihrer Erscheinung furchtbaren Revolution erschüttert.

Die Revolution Frankreichs kam und darf also unter keiner
Bedingung weder dem Volk noch seinen hervorragenden und aufklä-
renden Geistern zur Last gelegt werden; sondern ihre ganze Verant-
wortung fällt Jenen zur Last, die, statt hellen Blickes die Lage der
Sache zu überschauen und durch ein zeitgemäßes Eingehen auf die
gerechten Forderungen der Nation, diese durch unsinniges und
widerrechtliches Beharren beim Alten zum Aeußersten

zwangen; die ganze Verantwortung jener Revolution fällt der Regierung, der Hierarchie und dem Adel zur Last.

Eine solche Verantwortung ist aber um so schwerer, als Niemand berechnen kann, wohin die einmal geweckte Wuth eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes führt; sie ist um so schwerer, als bei einer gewaltsamen Staatsumwälzung rohe Gewalt toben muß, und in ihrem Gefolge Unordnung, Verwirrung, Mord, Brand und Raub so lange wüthen, bis die gährende Masse alles Unbrauchbare, einer Umgestaltung Unfähige oder Widerstrebende gewaltsam ausgestoßen hat.

So ging es denn auch in Frankreich, das unter entsetzlichen Wehen eine Krisis überstehen mußte, die für ewige Zeiten Fürsten und Völkern ein warnendes Beispiel bleiben wird; Jenen, wohin es führt, wenn man den Anforderungen des Zeitgeistes und dem ewig fortschreitenden Bildungsgange der Menschheit hemmend entgegen treten will; diesen: zu welchen Gräueln und Schandthaten Anarchie führen kann.

Als Ludwig XVI. den Thron Frankreichs bestieg, fand er sein Vaterland mit einer Schuld von 4000 Millionen Livres belastet. In diese Lage hatten es aber nicht nur unglückliche, häufig aus Herrscherlaune angefangene Kriege, sondern namentlich die Verschwendungen Ludwigs XIV. und XV. gestürzt, Verschwendungen an welchen die Kirche sehr bedeutende Schuld trug, die außerdem das unglückliche Volk auf eine abscheuliche Weise aussaugen half. Schwelgte doch die hohe Geistlichkeit in einem fast königlichen Reichthum, ohne sich nur das Geringste um das Elend des Volkes zu kümmern.

Vergeblich wandten aber Ludwigs XVI. Minister allen ihren Scharfsinn auf, Mittel zu finden, diese mißliche Lage des Landes und des Hofes, der sich übrigens durch diese, auf dem Volke ruhende Schuldenlast nicht stören ließ, in der alten Verschwendung fortzufahren, zu heben. Sie sahen sämmtlich ein, daß nur in der völligen Umgestaltung alles Alten ein glücklicherer Zustand heraufgeführt werden könne.

Statt aber daß Ludwig XVI. diese Einsicht benutzte, und, wie es die Zeit und das mündig gewordene Volk forderten, das Bürgerthum mit Geistlichkeit und Adel gleichstellte, so daß auf allen Ständen gleiche Rechte und gleiche Lasten ruhten; statt zu gleicher Zeit durch Aufhebung ungerechter Privilegien jener einzelnen bevorzugten Kasten Ackerbau, Handel und Gewerbe und somit den Wohlstand der Nation zu heben; statt andererseits den Anmaßungen der Hierarchie, die das freisinnig angeregte Volk durch hartes und orthodoxes Entgegentreten empörte, Milde, vernünftige Nachgiebigkeit und Duldsamkeit anzuempfehlen, ließ sich der schwache König von seinen Pfaffen

und adligen Hofschranzen überreden: das Wohl des Staates hinge einzig und allein von seinem unerschütterlichen Festhalten an dem Alt-Hergebrachten ab. Da man aber zugleich fühlte, daß die Regierung beim Volke eben so die Achtung verloren habe, wie die Geistlichkeit, so kam man auf den unseligen Gedanken, den moralischen Halt, den Beide durch ihre Unmoralität und Stabilität aufgeopfert, durch Glanz, Luxus und Verschwendung, also durch einen Schein von Macht und Reichthum, zu ersetzen. Dieser Glanz und diese Verschwendung mußten aber das Volk gerade noch mehr reizen und empören, als sie die oft am Nothwendigsten darbenden Massen peinlich verletzten, indem sie der Armuth gleichsam Hohn sprachen.

Die Königin kaufte neue Lustschlösser, verschönerte sie, und verschenkte dabei an 20 Millionen an ihre Günstlinge; die Geistlichkeit dagegen trieb die Pracht des Gottesdienstes bis auf das Aeußerste, und suchte die verlorne Heiligkeit der Religion und ihrer eigenen Persönlichkeit dadurch zu heben; aber sie vergaß, daß sie mit diesem Schaugepränge den durch frivole Schriftsteller aufgeregten Massen nur den Beweis lieferte, wie oft diese in ihren Ausfällen gegen sie recht gehabt.

War doch überhaupt alle Religiosität im Volke untergraben und zwar einerseits durch die gränzenlose Sittenlosigkeit des Hofes, der sammt dem Adel über Religiosität, als über ein Gängelband für das rohe Volk spottete, andererseits durch Rom selbst, dem es eben nur auf Schein und Aeußerlichkeit, nicht aber auf wahre, innere und praktische Gottesfurcht ankam, und endlich durch die Spöttereien eines Voltaire und die Sophismen eines Holbach*) und Diderot**) die alles Heilige in den Staub zogen.

Somit steigerte sich aber die gefährliche Lage Frankreichs auf eine beängstigende Weise; denn während das rohere Volk für alles Heilige und Edle mehr und mehr erkaltete, schwärmte ein großer Theil der Besserdenkenden mit Rousseau, Camus und Gregoire für ein zu gründendes „Utopien", Alle aber verlangten immer dringender nach einer zeitgemäßen Verbesserung und Umgestaltung des Staates.

Dessen ungeachtet war das Ministerium Ludwigs XVI. mit solcher Blindheit geschlagen, daß es die Nation immer mehr reizte; so erklärte es wiederholt: dem Könige stehe die unumschränkteste Gewalt zu, auch sei derselbe für seine Handlungsweise nur Gott Rechenschaft schuldig; denn er sei die Nation selbst. Reichsstände könnten

*) Das berüchtigte „Systeme de la nature" 1770. 2 Bände.
**) Encyclopédie.

nur Rathgeber des Königs ſein, ob er aber den Rath der Stände befolgen wolle oder nicht, dies hänge ganz von der Willkür der Majeſtät ab, und jede Berückſichtigung einer Bitte des Volkes ſei ein Akt königlicher Gnade.

Solche und tauſend andere freche Mißachtungen der Volkshoheit mußten natürlich die Gährung im Volke nur befördern, die ohnedem eine Zuſammenberufung der Notabeln ſchon auf einen hohen Punkt gebracht. Die immer mißlicher werdende Lage des Landes hatte ſie veranlaßt. Durch dieſe Zuſammenberufung der Notabeln war aber der Impuls zu einer Staatsumwälzung gegeben, denn jetzt verlangte der Bürgerſtand mit einem Male auch ſein gutes und natürliches Recht: nämlich eine mit dem Adel und der Geiſtlichkeit gleiche Berechtigung an dieſer das Wohl der Nation berathenden Verſammlung.

Dieſe gerechte Forderung des Bürgerſtandes, der doch den Kern der Nation und deren bei weitem überwiegendſte Maſſe ausmacht, und alſo wohl natürlich auch über ſein Wohl und Weh ein Wort mitzuſprechen hat, erregte aber die heftigſten Stürme. Der König ſelbſt gab zwar endlich den Anforderungen der Bürger nach, Geiſtlichkeit und Adel aber verweigerten ihre Zuſtimmung entſchieden.

Da erwachte ein großer Geiſt in der Nation und der in der Verſammlung der Notabeln zwar ſchwach vertretene, jetzt aber durch den Uebertritt mehrerer Glieder der niederen Geiſtlichkeit verſtärkte Bürgerſtand, erklärte am 17. Juni 1789 die Verſammlung zu einer Nationalverſammlung.

Dieſer energiſche Schritt ward in ganz Frankreich mit Jubel begrüßt, auch würde er zum Heil des Landes geführt haben, wenn nicht abermals Adel und Geiſtlichkeit, die beide ihre ungerechten Privilegien bedroht ſahen, den ſchwachen König vermocht hätten, 30,000 Mann, meiſt fremde Söldlinge, nach der Hauptſtadt zu ziehen.

Nicht aber Bajonette ſind die Stützen der Throne, ſondern die Liebe und die Achtung der Völker.

Dieſe Maßregel des Königs reizte die Nation auf's heftigſte. Es bildeten ſich Clubs, und die öffentliche Meinung ſprach ſich laut und rückſichtslos aus.

Was aber war die weitere Folge jener Schritte, zu welchen der Adel und die Prieſter einer Friedensreligion den König verleitet?

Die Freunde des Volkes riefen: „Unſere Unterdrücker rufen die Militärmacht zu Hülfe; gut! ſo muß die Nation der Gewalt Gewalt entgegen ſetzen, wir bieten die rohen Maſſen des Volkes auf!“

Mit dieſem unglückſeligen Schritt, zu dem Adel und Geiſt-

lichkeit die Vertreter des Volkes getrieben, war das Signal zu einer gräßlichen Revolution unkluger Weise gegeben; denn wenn erst einmal die Hefe des Volkes bewaffnet und fanatisirt dasteht, wenn sie erst ihre rohe Gewalt erprobt, und sich kühne aber selbstsüchtige Menschen an ihre Spitze gestellt, dann vermag Nichts die wüthenden Horden zu bändigen, dann sind sie ein um so schrecklicheres Werkzeug in der Hand des Fanatismus, als sie blind Dem gehorchen, der am verwegensten gegen den Besitz und alles Bestehende anstürmt.

Wohl sah die Nacht des 4. August 1789 ein glorreiches Werk, wohl wurde in ihr das Feudalsystem aufgehoben mit seinen ungerechten Privilegien, mit seinen Frohnden und persönlichen Dienstbarkeiten, mit seiner Verkäuflichkeit der Aemter, mit seiner schmählichen Steuerfreiheit für jenen Adel und jene Geistlichkeit, die doch alle Würden und Aemter des Staates unter sich theilten; dem König verblieb dabei sein gebührendes Recht, nur sollte die Monarchie keine absolute, sondern eine durch Gesetzeskraft umschränkte sein.

Wohl darf nicht nur Frankreich, sondern Europa mit Stolz und Freude auf jene Nacht zurückschauen, in welcher edle und große Seelen, von der Heiligkeit der Menschenrechte durchglüht, den Grund zu einem auf sittliche Freiheit basirten Staatensystem legten. Aber während die hochherzigen Vertreter der Menschheit hier wirkten, schürten jene wüthenden Demagogen, die ihre Größe auf den Trümmern des Vaterlandes aufzubauen gedachten, die vor Hunger und Noth heulenden Pöbelhaufen zum offenen Aufstande an.

Was half es, daß Männer, die es wahrhaft gut mit dem Volke meinten, was half es, daß ein Lafayette und Bailly zur Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit mahnten! Vergebens, die Revolution begann zu wüthen, die Bastille wurde erstürmt, und der König am 5. Oktober so gut als gefangen von Versaille nach Paris gebracht.

Indessen gingen diese Stürme vorüber. Der bessere Geist behauptete sich auf einige Zeit, und so arbeitete man rüstig an einer neuen Constitution.

Kraft ihr wurden unter Anderem auch alle geistlichen Orden und Klöster innerhalb Frankreich aufgehoben; ebenso veränderte man das Gerichtswesen und führte die Geschwornen-Gerichte ein. Auch die bürgerliche Verfassung der Kirche und der Priester ward geordnet. Man verlangte von nun an von ihnen an der Stelle eines römischen Vasalleneides einen Eid der Treue gegen Nation, Gesetz, König und Verfassung.

Da aber bewährte Rom auf's Neue seine staatsgefährliche Ten-

denz, indem es bei Bann und Ausstoßung allen Priestern untersagte der neuen Verfassung solchen Eid zu schwören; ja es that mehr, es schleuderte von Neuem die Brandfackel des Krieges unter das Volk, indem es von den Kanzeln, in den Beichtstühlen und in den Familien mit stupid-bigotter Wuth für Aufrechthaltung aller alten Mißbräuche, als einer Stütze seiner eigenen Erbärmlichkeit, predigte, und alle Welt gegen die edlen Männer aufzureizen suchte, welche das große Werk einer gesetzlichen, vernunft- und zeitgemäßen Umgestaltung des Staates begonnen.

Ihre Anstrengungen blieben auch nicht ohne Früchte, und unglückseliger Weise gerade beim König nicht, der sich nun durch unvorsichtige Aeußerungen bald wieder um die kaum errungene Volksgunst brachte. Aber der schwache König hatte, statt sich seinem Volke in die Arme zu werfen, und mit aufrichtiger Hingabe an den Staat einer freisinnigen Verfassungsumänderung, die ihm Thron und Leben gesichert haben würde, beizutreten, jetzt auch noch einen zweiten unbesonnenen Schritt gethan. Er war mit den übrigen Monarchen Europa's in Verbindung getreten, um durch ihre Hülfe den Aufschwung Frankreichs zu unterdrücken, und die schönen Zeiten des absoluten Königthums wieder einzuführen.

Alle diese Dinge, so wie namentlich die Kriegserklärung Oesterreichs führten aber eine neue Gährung herbei. Jetzt zogen sich die eifrigsten Patrioten neuerdings in Clubs zusammen, von welchen einer, da er seine Sitzungen in dem aufgehobenen Jakobinerkloster der Straße St. Honoré hielt, der Jakobiner-Club, und seine Mitglieder den, für die Folge so bedeutungsschweren Namen Jakobiner erhielten.

Auch unter den meisten Jakobinern herrschte im Anfang nur glühende Begeisterung für die Rettung des Vaterlandes; als sich nun aber allmählig die Nachricht verbreitete, der König stehe mit den auswärtigen Mächten in Unterhandlung, um mit ihrer Hülfe Frankreich in die alten Fesseln zu schmiegen, als man erfuhr, daß des Königs beide Muhmen nach Rom abgereist seien, und dies, so wie andere Anzeigen auf eine Flucht des Königs deuteten, ward der Eifer und der Argwohn der Jakobiner mächtig geschürt, ja sie gingen in wilde Leidenschaftlichkeit über, die mit Ungestüm auf energische Schritte drang, und, da nun das Vertrauen auf den König völlig entwichen, den Wunsch nach einer Republik laut werden ließ.

In der That hatten sich denn auch die Patrioten nicht getäuscht. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni floh Ludwig XVI., um

sich den Feinden Frankreichs in die Arme zu werfen, ja er war unvorsichtig genug, schriftlich zu hinterlassen: daß er gegen alle Beschlüsse der Nationalversammlung protestire, und Frankreich, sobald er wieder im Besitze der Macht sei, zur alten Ordnung zurückführen werde.

Indeß die Flucht mißlang, und Ludwig XVI. wurde in Begleitung der Königin und der königlichen Familie in Varennes festgehalten.

Ein unglücklicheres Ereigniß hätte nicht statt finden können; denn nun benutzten die leidenschaftlichen Patrioten, und namentlich jene Böswichter, die im allgemeinen Zertrümmern ihre Größe suchten, diese Flucht des Königs, um das Volk und vor allen Dingen die rohen Haufen durch den Ruf: „Verrath am Vaterlande!" zu fanatisiren. So sehen wir denn auch von nun an die wahren Freunde Frankreichs, die mit vernünftiger Freisinnigkeit das Werk der socialen Umgestaltung bisher gehandhabt, immer mehr von den wüthenden Jakobinern verdrängt, so gewahren wir mit Schmerz und Entsetzen, daß von nun an Rohheit für Patriotismus, Blutdurst für Freiheitsliebe, politische Raserei für Begeisterung gelten wird.

Dennoch gelingt es dem edlen Lafayette und seinen Freunden noch einmal, den Sturm zu beschwichtigen. Den 13. September 1791 legt man dem König die neue Constitution, nach welcher Frankreich zu einer durch Gesetzeskraft beschränkten Monarchie erklärt wird, vor, die denn auch Ludwig nach zwölf Tagen freiwillig unterzeichnet und beschwört.

Diese Constitution, welcher die Erklärung der Menschenrechte voranging, war eine in den Hauptzügen treffliche Arbeit, die, wohl gehandhabt, Frankreich eine glückliche und große Zukunft gesichert haben würde.

Aber das schöne Werk sollte an den Machinationen der römischen Hierarchie scheitern und Ludwig XVI. über seine Pfaffen zu Grunde gehen. Hatte nämlich der König den Adel und seine Privilegien, diese eine Quelle alles über Frankreich hereingebrochenen Unglücks, so zu sagen aufgegeben, so vermochte sich doch der charakterschwache Mann nicht dem Einflusse seiner Priester zu entziehen. Ihren Einflüsterungen folgend, rief er denn nicht nur immer auf's Neue den alten Argwohn wach, sondern er empörte auch die leidenschaftlichen Patrioten dadurch, daß er auf die Seite jener Geistlichen trat, die sich der gerechten Anforderung: dem Staate den Eid der Treue zu schwören, auf jesuitische Weise entzogen. Hierdurch auf's Aeußerste gereizt, setzten die Jakobiner nun Alles daran, ihrer Partei das

Uebergewicht in der gesetzgebenden Versammlung zu verschaffen, was ihnen auch um so eher gelang, als in aufgeregten Zeiten Muth, Entschlossenheit und Kühnheit stets Sieger bleiben. Roms und seiner Diener unzeitiger, ungerechter und unvernünftiger Widerstand, durch den König unterstützt, trieben daher die Männer der Revolution zum Aeußersten. Mit furchtbarer Schnelle entwickelt sich nun das schauerliche Drama, da Männer wie Danton, Marat, Pethion und Robespierre die Hauptrollen darin übernahmen.

Schon am 21. September erklärte der Convent, da der Eigensinn des Königs und seiner Römlinge die beschränkte Monarchie von sich stoße, die Nation auch Ludwig kein Vertrauen mehr schenken könne — Frankreich zu einer Republik.

Diese Erklärung war der Schmerzensruf der Mutter Zeit, die unter gräßlichen Wehen das neunzehnte Jahrhundert gebären sollte. Das Mittelalter mit seinen überlebten Einrichtungen mußte den Anforderungen der erwachten, in der Cultur rasch fortschreitenden Menschheit weichen. In Deutschland hatte hierzu die Reformation die Hand geboten, in Frankreich führte der Widerstand ein gewaltsames Zertrümmern alles Bestehenden herbei, aus dem sich die neue Welt mühsam erheben mußte.

Die nächste Folge der Erklärung Frankreichs zu einer Republik war die Gefangennehmung des Königs, der sofort in Anklagestand versetzt wurde. Seine Verurtheilung aber beschleunigte das unterdessen erfolgte Einrücken der Oesterreicher in Frankreich und das Auffinden gewisser Dokumente, laut welchen er, zur Unterdrückung der Revolution, mit den offenbaren und geheimen Feinden Frankreichs in Verbindung getreten, ja diese durch Bestechungen zu gewinnen gesucht.

Dies war den Jakobinern genug, den König zu stürzen. Der heuchlerische Robespierre und seine Freunde wütheten denn auch so lange, bis das Todesurtheil über Ludwig XVI. gefällt und der König den 23. Januar 1793 sein Leben auf der Guillotine geendet.

Hiermit aber waren alle Bande der Ordnung und Gesetzlichkeit gelöst, und die Schreckensregierung des sogenannten Wohlfahrtsausschusses und des Revolutionstribunals erhob unter Robespierre, dem blutgierigen Ungeheuer Marat, Couthon und St. Just ihr furchtbares Haupt.

Dennoch hat sich Frankreich — wenden wir unsere Blicke von jenen wüthenden Fanatikern ab — nie größer gezeigt als in jener Zeit; denn als es nun von ganz Europa angegriffen wurde, und Oesterreich, Preußen, England, Holland und Spanien

u gleicher Zeit feindlich hereinbrachen, um mit Gewalt der Waffen dem efreiten Frankreich die Despotie zurückzubringen, da flammte der freiheitssinn der Franzosen hoch auf, und zum Staunen Europa's anden in kurzer Frist dreizehn französische Armeen schlagfertig und rugen bald unter den Generalen Hoche, Pichegru, Jourdan nd später Bonaparte den Sieg und den Ruhm Frankreichs über essen Gränzen. Aber mit den Franzosen war auch ein mächtiger Alliirter: die Idee, für ihre Freiheit, Selbstständigkeit und Unabängigkeit zu kämpfen; denn wenn auch gerade damals das Land nter der gräßlichsten aller Despotien, der Despotie der Rohheit und es Fanatismus, seufzte, so sagte den Franzosen doch die gesunde Vernunft oder an ihrer Stelle eine instinktartige Ahnung, daß der virderkehrende Despotismus der absoluten Monarchie wieder Jahrunderte auf ihnen lasten würde, während das Wüthen der blutgieigen Republikaner naturgemäß bald in sich selbst zerfallen müsse.

So ereilte denn auch schon am 13. Juli 1793 den gräßlichsten jener Menschen, den schändlichen Marat, die Strafe. Charlotte Corday, ein junges, reizendes Mädchen, entschloß sich, für Frankreichs Freiheit im edelsten Sinne begeistert, mit Hingabe ihres Lebens das Vaterland von jenem Ungeheuer zu befreien. Mit fester Hand stieß sie Marat, bei welchem sie sich hatte melden lassen, und der sie im Bade empfing, nieder, worauf sie mit Ruhe, Würde und republikanischer Begeisterung ihrer Hinrichtung entgegen ging.

Wir wenden uns nun einer anderen Seite der Revolution zu, nämlich der Revolution auf dem Gebiete der Kirche und der Religion; konnten aber bisher nicht vermeiden, den politischen Verlauf derselben in seinen Hauptzügen zu geben, da ohne die Bekanntschaft mit diesem die Bewegungen innerhalb der Kirche gar nicht zu verstehen sind.

Mit Staunen werden wir hier sehen, wohin sich der menschliche Geist verirren kann, wenn ihm erst die Religion durch Gewissenszwang und Aberglaube verleidet wird und sich des gleichgültig gewordenen kalte Spötter bemächtigen, für deren nüchterne Seelen es nichts Göttliches gibt.

Die Liebe zur Freiheit war, wie wir gesehen, zur Raserei geworden. Ebenso glaubte man die allerdings nöthige Umgestaltung des Alten durch eine völlige Zertrümmerung desselben hervorrufen zu müssen. Die politische wie die kirchliche Tyrannei war dem Volke unerträglich geworden, und darum sollten, dies sind

die Folgen jeder Tyrannei, die Spuren alles dessen, was an Zwang ja selbst an die Zeiten des Zwanges erinnerte, vernichtet werden.

Königthum, Hierarchie und Adel waren gefallen. Mit ihrem Blute hatten alle Drei unter der Guillotine die Schmach bezahlt, die sie seit Jahrhunderten auf den Nacken des französischen Volkes gehäuft. Es gab keinen Adel, es gab keine Wappen, es gab keine Privilegien, es gab für den Staat keine römischen Knechte im Priestergewande mehr. Jetzt wurde, vom 6. Oktober 1793 an, auch eine neue Zeitrechnung eingeführt, Maas, Gewicht, Benennung der Tage und Monate, der Schluß des Jahres geändert; die Ehe trat als ein rein bürgerlicher Vertrag hervor, die reichen Kirchengüter wurden als National-Eigenthum eingezogen, ja, das Christenthum, welches die Römlinge durch ihre unwürdige Herabziehung zu einer Religion des Aberglaubens, der Dummheit und des Geistes- und Gewissenszwanges allem Volke verhaßt gemacht, wurde als aufgelöst erklärt. Ja, Gott selbst ward abgesetzt und an seiner Stelle die Vernunft als höchstes göttliches Wesen ausgerufen. Die Sonn- und Feiertage hörten auf, dagegen feierte man Feste der Vernunft, der Menschenrechte, der Tugend. Die Kirchen wandelten sich in Tempel jener Göttin um, die durch gemeine Dirnen dargestellt wurde, welche man unter theatralischem Pompe in den der Andacht geweihten Räumen einführte, auf die Altäre setzte und göttlich zu verehren gebot.

Dahin hatten es die römischen Priester mit ihrem heiligen Gaukelwerk gebracht. Würde Rom nicht schon seit langer Zeit die Herzen des Volkes wahrer Religiosität entfremdet haben, hätte es nie und nimmer zu solchen die Menschheit entwürdigenden Scenen kommen können. Nicht die Vernunft, die wahrhaft göttliche, verehrte man hier, sondern die eigene Leidenschaft, und ihr Cultus war der traurigste Glaube, den es geben kann, der Egoismus kleiner Seelen, der Materialismus, der sich nicht über das Handgreifliche hinauf zu schwingen vermag, sondern in erbärmlicher Selbstgefälligkeit und Beschränktheit das arme irdische Dasein, und in ihm die Behaglichkeit der Sinne zum höchsten Lebenszweck erhebt.

Auch die Unsterblichkeit der Seele galt jetzt als ein Hirngespinst, und über alle Friedhöfe ward die Ueberschrift gesetzt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf!“ Um die christliche Gottesverehrung aber ganz in den Koth zu treten, nahm man die Kirchengefäße, die Gewänder der Priester und den Schmuck der Gotteshäuser und lud dies Alles

bunter Mischung, so daß es Jedermann sehen konnte, auf Esel
d brachte die ganze Ernte in einem langen, von Pöbelhaufen um-
ichzten Zuge in den Convent. Hier aber war Bischof Gobet mit
nen Waaren erschienen. Sämmtliche erklärten: daß ihr bisheriges
ben eine Täuschung gewesen, und traten unter eidlicher Bekräftigung
n neuen Cultus bei. Gobet soll für diesen Schritt mit 300,000
anken belohnt worden sein. Zugleich räumte man der Göttin der
rnunft die Kirche Notre Dame ein; andere Kirchen waren alle-
rischen Gottheiten, als: der Freiheit, der Jugend, der ehelichen
be u. s. w. gewidmet.

Während aber von den Schreckensmännern unter dem Zujauchzen
s Pöbels solche gotteslästerliche Scenen ausgingen, weckten eben diese
revel den Theil der Nation aus seinem wilden Taumel, welchem
e politischen Gräuel die Augen noch nicht geöffnet. Man fing an
begreifen, daß die neu errungene Freiheit nicht wie ein blutgieri-
r Aar auf den Trümmern der zerschlagenen Welt fort und fort ihre
pfer zerreißen dürfe; sondern daß sie nun, gleich einer freundlich
östenden Göttin, aus dem Schutt zerstobener Reiche die versproche-
en Paradiese schaffen müsse.

Und wo wäre überdies ein Volk so abgestumpft und roh,
m sich gleichgültig die heiligsten Güter der Menschheit: den Glau-
en an Gott und Ewigkeit, rauben zu lassen? Die Comödien
it der Vernunftgöttin befriedigten am Ende die Mehrzahl des
olkes noch weniger als die heiligen Gaukeleien der römischen Prie-
er, und so kam es, daß die Franzosen den Haß gegen die Religion
es Zwanges bald vergaßen und laut gegen Robespierre zu mur-
en anfingen.

Als dies der schleichende Freiheitstyrann gewahrte, entschloß er
ich sogleich dem Volkswillen zu schmeicheln und trat daher sofort mit
iner Frechheit, die ihres Gleichen sucht, als Vertheidiger des
Daseins eines höchsten Wesens auf; ja er bestimmte am
. Mai 1794 den Convent durch eine lange Rede öffentlich zu dekre-
iren: „Der National-Convent erkläre das Dasein eines
öchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele für
Wahrheit."

Zur Feier dieser Wiedereinsetzung Gottes wurde sofort
ein großes Fest begangen, das Fest des höchsten Wesens, bei
welchem Robespierre als Hoherpriester der neuen Religion erschien.

Man hatte zu dem Ende durch den Freund Robespierre's,
den Maler David, kolossale Statuen des Atheismus, des Egois-

mus und der Zwietracht aus Pappdeckel anfertigen und malen lassen. Diese Statuen wurden sofort aufgerichtet, und nachdem man in feierlicher Prozession zu ihnen hingezogen und theatralische Reden in ihrem Angesichte gehalten, übergab man dieselben den Flammen, aus ihrer Asche aber stieg die Statue der Weisheit, freilich nicht gerade glänzend, empor.

Außerdem wurden jetzt vier große Nationalfeste angeordnet, neben welchen noch die Feste „des menschlichen Geschlechts", „des französischen Volkes", „der Wohlthäter der Menschheit", „der Märtyrer der Freiheit", „der Freiheit", „der Jugend", „des Alters", „der Liebe", des Ackerbaues" u. s. w. begangen werden sollten. *)

Aber Robespierre verrechnete sich, wenn er glaubte, alle Herzen seien so arm und leer als das seine; er verrechnete sich, wenn er glaubte, man könne das von dem ewigen Weltengeiste der Menschheit tief in die Seele gesenkte Bedürfniß nach einer Vereinigung mit, nach einem Leben in der Gottheit durch Machtsprüche vernichten oder durch fade Komödien beschwichtigen; — der scheinheilige, schleichende, sonst so schlaue Robespierre verrechnete sich, wenn er hier durch Sentimentalität die Gemüther zu gewinnen gedachte, während er vom Tribunal des Mordens aus täglich 40, 50, ja endlich 60 Verurtheilte zur Guillotine sandte.

Die Erbitterung gegen ihn und seine Freunde wuchs daher immer mehr. Die Stimme der Mäßigung fand allmählig wieder Anklang; und wie es das Schicksal des Bösen ist, daß es durch sich selbst zerfallen muß, so fielen endlich auch die Männer des Schreckens durch die Hand ähnlicher, nur weniger genialer Frevler.

Parteiungen waren entstanden und dieser Zersplitterung unterlag das Triumvirat, welches bis dahin als Haupt der Republik gewüthet.

Den 27. Juli 1794 brach eine Contrerevolution aus, und schon den folgenden Tag wurde Ropespierre und sein Anhang hingerichtet. In drei Tagen überströmte das Blut von 94 Jakobinern jene mörderische Guillotine, die 18 Monate vorher das Blut Ludwigs XVI., den 16. Oktober 1793 das der Königin, am 31. das der durch Charakter, Talent und Heldenmuth unsterblichen Girondisten, den 6. November jenes des Herzogs von Orleans**), und den 10. Mai

*) Vgl. F. C. Schlossers Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 4r Band. 2. Auflage.

**) Egalité, Vater Louis Philipps.

'94 das der Prinzessin Elisabeth, der trefflichen Schwester des
öuigs', getrunken hatte.

Jetzt endlich fing nach und nach die gesunde Vernunft an,
e Oberhand zu erringen; die Stürme hatten ausgeras't; die Krisis
ar vorüber. Selbst die Stimmung des Volkes war eine andere,
id allüberall ward der Wunsch nach Ordnung geltend. Aber auch
e auswärtigen Mächte wünschten Friede, da sie wohl einsahen, daß
: mit ihren Söldnern nichts gegen die, wenn auch mitunter entar-
ten Söhne der Freiheit auszurichten vermöchten.

Den 5. April schloß Preußen zu Basel einen Separatfrieden.
'en 22. April erfolgte die Anerkennung der französischen
'epublik durch Schweden, den 22. Juli jene durch Spanien.
)en 21. Februar kündete ein Dekret allgemeine Religionsfrei-
eit an, drei Monate später aber wurde das Revolutionsge-
icht aufgehoben.

Werfen wir nun einen Blick auf die Gesammterscheinung zurück,
ie wir eben betrachtet, und stellen wir uns dabei auf jenen Stand-
unkt, von welchem aus alle geschichtlichen Erscheinungen ins Auge
efaßt werden müssen, so erscheint uns die französische Revolution,
'otz allen ihren Gräueln und Schrecken, als ein für Staat und
:irche in seinen Folgen heilsames Ereigniß. Freilich wäre es wohl
esser gewesen, wenn die Umgestaltung des Alten und Veralteten auf
inem friedlicheren Wege erfolgt wäre; da sich hiegegen aber Ari-
okratie und Hierarchie gewaltsam stemmten, so mußte eben jene
krisis erfolgen.

Es ging hier mit dem französischen Staatskörper genau, wie
s mit dem menschlichen Körper bei analogen Fällen zu gehen pflegt.
Wenn sich im menschlichen Körper Krankheitsstoffe gehäuft, gehört das
charfe Auge eines klugen Arztes dazu, das Uebel zu entdecken; weiß
erselbe alsdann jene Krankheitsstoffe glücklich zu entfernen, wird er
er Krankheit selbst vorbeugen. Geschieht dies aber nicht, übersieht
er Arzt die Anfänge des Uebels, oder stemmt er sich vielleicht gar
gegen jede vernünftige Ableitungsmaßregel, oder ist er unvorsichtig
genug, dem Uebel neue Nahrung zu geben, so wird die Krankheit
unfehlbar über den Patienten hereinbrechen und ihn lebensgefährlich
auf das Schmerzenslager strecken. Und wilde Fieberglut wird ihn
dann schütteln, denn die Natur muß jetzt auf dem Wege der
Gewalt versuchen, was dem Arzte auf dem friedlichen
Wege der Wissenschaft herbeizuführen nicht vergönnt
war. Und das Fieber wird seine Stadien durchlaufen, es wird zu-

nehmen, wird seinen Höhepunkt erreichen und wieder allmählig nachlassen. Sind aber die Krisen glücklich vorüber, hat die Revolution des Körpers die Krankheitsstoffe ausgestoßen, dann wird der Geheilte um so fröhlicher und kräftiger wieder aufleben, und in neuer freudiger Thätigkeit zu seinem gewöhnlichen Tagewerke friedlich zurückkehren, wie furchtbar er vielleicht auch in der Fieberwuth gerast.

Wer wird alsdann aber so ungerecht sein, dem Betreffenden die Handlungen anzurechnen, die er in der Aufregung des Fiebers begangen? Der natürliche Verlauf der Krankheit rief dies Wüthen hervor!

Ganz dasselbe findet bei der französischen Revolution statt, und wir können daher nur wiederholen: daß die Schuld aller ihrer Gräuel zuletzt auf Frankreichs Adel und Geistlichkeit zurückfällt.

Die Wirkungen der Revolution, als einer nicht mehr zu ändernden historischen Erscheinung, waren indessen für die ganze Welt von unendlichem Nutzen, da durch sie nicht nur die despotische Monarchie moralisch den Todesstoß erhielt, und an ihrer Stelle die constitutionelle Regierungsform sich Bahn brach, sondern durch sie auch der Sieg der politischen so wie der religiösen und kirchlichen Freiheit begründet wurden. Das Mittelalter mit seinen die Menschheit entwürdigenden Fesseln, mit seiner hierarchischen und politischen Tyrannei, mit seinem alle bürgerliche Freiheit untergrabenden Feudal- und Lehnswesen, mit seinem Geheimverfahren und seinen Privilegien, mit seiner geistigen Verdumpfung und seiner Unterdrückung jeder freisinnigen Idee, mit seiner Unduldsamkeit und rohen Kampfeslust, — das Mittelalter war unter Trümmern zu Grabe gegangen; aus Blut, Flammen, Staub und Asche schwang sich aber in dem Morgenroth einer neuen, besseren Zeit, gleich einem strahlenden Phönix das neunzehnte Jahrhundert empor, in dessen Schooße, so der Allmächtige will! alle jene edlen Lebenskeime, und vor allen Dingen Duldsamkeit, Glaubens- und Geistesfreiheit freudig und segensreich erblühen werden. Aber der Kampf ist noch nicht vorüber, er ist, Gott sei Dank, zu einem geistigen Kampfe geworden, in dem auch wir mitten drinnen stehen; — doch muthig:

Laßt Euch nicht vom Kampf verwirren,
Denn das Göttliche hienieden
Muß bestehen! — Aus Kampf und Irren
Geht hervor der höh're Frieden. *)

*) H. Stieglitz.

III.

Des Papstthums Demüthigung unter Napoleon.

Es sei uns hier vergönnt, ein Urtheil unseres trefflichen Zschokke ber die Staatsumwälzung Frankreichs aufführen zu dürfen. Der- lbe sagt (in seinen ausgewählten Schriften, 1r Theil):

„So wahr das Menschengeschlecht des ganzen Erdbodens sich r gleichen Vernunft freut, so wahr muß das Vernunftgemäße unter len Völkern die gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen durch- ingen und sie von den Werken barbarischer Dummgläubig- it, oder selbstsüchtigen Gewaltthums sowohl in Volks- als ürstenreichen reinigen. Denn nicht Republik, nicht Monarchie sind r sich im Widerspruche mit dem Heile der Menschheit, sondern was beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich klebt. Die öttliche Natur unseres Geschlechts aber läßt sich nicht ewig in die hierhaut einspannen, worin ein argliſtiger oder unwissender Stolz e verdammt halten möchte. Dafür leistet die Geschichte der vergan- enen Jahrtausende, dafür das Schicksal unseres Zeitalters unver- erfliche Bürgschaft. Licht und Recht immerdar freier zu ellen, dazu mußten Feinde und Freunde, Willkür und Nothwen- igkeit, Glück und Unglück, Verbrechen und Tugend sich unbewußt erbünden. Wer an Gott glaubt, muß daher nie das Recht und die Wahrheit, die unterdrückt werden sollen, sondern nur die Verblendung es Unterdrückers beklagen, der für das Unmögliche alles mögliche Böse wagt. Der Unterdrücker ist aber jedesmal nur der Parteimensch uf welcher Seite er stehe, der aus Liebe zum Himmel Bösewicht, us Liebe zur Freiheit Despot, und im Eifer für öffentliche Ordnung nd Glückseligkeit deren unbarmherziger Zerstörer wird."

„In diesen Gesinnungen betrachtete der Urheber gegenwärtiger eilen (Zschokke) das welterschütternde Schauspiel der letzten Jahr- ehnten. Er begrüßte einst mit freudiger Begeistrung den ersten Auf- ang der Freiheit Frankreichs. Und wenn er sich schaudernd vom nblicke der blutigen Gräuel wegwenden wollte, die den innern Kampf iner aufgelösten Nation begleiten mußten, hielt ihn der Gedanke röstlich aufrecht: das Gerechte wird überleben; das Jahrhundert ist m Auge des Ewigen mehr, als das Jahr; die Menschheit mehr ls der Mensch. Er erblickte mit Bewunderung den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit; aber

in den Triumphzügen desselben nicht das, was der Held sah, sondern nur erweiterte Pflanzungen dessen, was göttlich ist, über dem Schutte zusammengestürzter, alter, verwitterter Götzentempel. Der Kriegsmann führte bloß den eisernen Pflug; die Hand der Vorsehung aber streute ihre Saat in das aufgerissene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grausen ergriff beim Anblicke des wachsenden Weltreichs unter eisernem Zepter, trösteten ihn vergangene sechs Jahrtausende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig, und immerdar glänzender bestand. Ist die Sonne einmal aufgegangen, wird es nicht Nacht, sondern Tag; und die Wolke welche am Himmel spielt, löscht dessen ewige Leuchte nicht aus." —

So weit Zschokke, dessen Urtheil um so gewichtiger, als er selbst die Stürme der Revolution über die Erde brausen hörte, als er eigenen Auges die Zuckungen des französischen Staatskörpers, ja selbst ihre Folgen bis auf heute zu beobachten Gelegenheit hatte.

Aus der Anarchie der Bürgerkriege hatte sich unterdessen die Dictatur Napoleons erhoben, dessen Siegeslauf zu folgen hier nicht unsere Aufgabe ist, da wir einzig und allein die Geschichte der christlichen Kirche im Auge behalten müssen.

Was nun diese betrifft, so erstarkte deren protestantischer Theil immer mehr; während in der Periode, von welcher wir jetzt sprechen, das Papstthum seiner völligen Auflösung entgegenschwankte, ja, wenigstens für kurze Zeit, als aufgelöst zu betrachten war.

Um jene Zeit (1775—1813) schmückte die dreifache Krone das Haupt Pius VI. der uns bereits durch seine Reise nach Wien zu Joseph II. bekannt ist. Pius erklärte seine Erhebung auf den Stuhl Petri, sei es nun aus Heuchelei, sei es im Bewußtsein der eigenen Schwäche, selbst für ein Unglück. Und in der That hätte Rom um jene Zeit einen überwiegend mächtigen Geist bedurft, um das Schiff der Kirche sicher durch die tosenden Fluthen zu führen, nicht aber konnte ihm jetzt ein Mann dienen, der so eitel und kindisch war, wie Pius VI. der, wie dieser, auch nur durch sein Aeußeres wirken zu können glaubte, und sich daher Stundenlang vor dem Spiegel abmühte, seine Gewänder in schöne Falten zu legen, der seine Reden zierlich abmaß und setzte, und sich mit einem Glanz und einer Pracht umgab, welche die ohnehin schon zerrütteten Finanzen des Kirchenstaates und des päpstlichen Haushaltes dermaßen in Unordnung brachten, daß seine Heiligkeit sich genöthigt sahen zum Verkauf

der Aemter zu schreiten, und volksaussaugende Lottospiele zu errichten. Freilich bedurfte er solcher Hülfsquellen um so mehr, als ihn seine Eitelkeit darin gefiel, unnöthige große Bauten zu unternehmen; wie denn Pius VI. z. B. eine Sakristei an die Peterskirche ankleben ließ, die das herrliche Gebäude nur entstellt. Ebenso suchte er seine Familie durch ungeheure Summen zu bereichern.

Mitten unter solchen egoistischen Unternehmungen stürmten aber von allen Seiten Mißgeschicke auf das Papstthum ein, das sich mit der Aufhebung des Jesuitenordens ohnedem die rechte Hand abgehauen hatte. Kaiser Josephs II. Reformen vernichteten jeden Einfluß Roms in den österreichischen Landen. Wie sehr die unglückliche und erfolglose Reise des Papstes nach Wien dem päpstlichen Ansehen geschadet, ist uns bekannt. Jetzt traten gar in der Emser Punktation die deutschen Erzbischöfe hervor, und trugen auf die Errichtung einer deutschen katholischen Nationalkirche an. Zu gleicher Zeit begannen die Beherrscher von Toscana, Neapel und Polen zu reformiren, während in Frankreich das Papstthum mit dem absoluten Königthume total aufgehoben wurde.

Das Schlimmste bei dem Allem war, daß die Welt anfing einzusehen: daß sie auch ohne Papstthum recht gut bestehen könne; und dies Erkenntniß gab denn auch dem Papstthum jenen Todesstoß, von dem es sich nie mehr erholen wird; indem alle historischen Erscheinungen nur so lange ihr Dasein zu fristen vermögen, als sie eine moralische Nothwendigkeit zur Entwickelung des Völkerlebens in sich tragen.

Pius VI. bot indessen Alles auf, das Werk Josephs II. zu zerstören, wie er denn auch den Bürgerkrieg in Frankreich durch Anschürung des religiösen Fanatismus zu nähren wußte.

Da füllte plötzlich die Welt der Ruhm Bonapartes. Wie Spreu vor dem Winde zerstoben vor seinem allgewaltigen Feldherrntalente die Heere seiner Gegner. Italien sank zu seinen Füßen, und da Pius VI. der französischen Constitution seine Zustimmung verweigert hatte, drang Bonaparte 1796 in den Kirchenstaat. Da sah sich der heilige Vater genöthigt (19. Februar 1797) um Frieden zu flehen.

Die Bedingungen, die dem anmaßenden Priester eine Züchtigung sein sollten, waren hart. Rom mußte auf die Besitzungen in Frankreich, so wie auf die Legationen Ferrara, Bologna und Romagna verzichten, Ancona besetzen lassen, 30 Millionen Franken zahlen und eine Menge der herrlichsten Kunstschätze zur Versöhnung bieten. Schlimmer als diese materiellen Opfer waren abermals für

Petri Stuhl die moralischen Folgen, die hauptsächlich in dem Verlust allen Einflusses auf Frankreich bestanden. Zudem erwachte in Rom der alte republikanische Geist, und da unglücklicherweise bei einer dadurch hervorgerufenen Volksbewegung ein französischer General sein Leben einbüßte, sandte Frankreich 1798 Berthier dahin, um vom Papste Genugthuung zu fordern. Um Genugthuung war es indessen hiebei weniger zu thun, als um Rückführung des Papstthums auf seinen ursprünglich-einfach kirchlichen Standpunkt: da Bonapartes heller Geist wohl ein sah, daß, so lange Rom sich anmaße, in die Angelegenheiten anderer Staaten, wenn auch nur indirekt, einzugreifen, das kräftige Aufblühen irgend eines solchen Staates eine Unmöglichkeit sei. Berthier errichtete daher unter dem Schutze französischer Waffen eine römische Republik und zwang den Papst aller weltlichen Herrschaft zu entsagen.

So wenig sich aber Pius VI. der Verehrung seiner Zeitgenossen zu erfreuen hatte, so besaß er doch eine gute Seite, die jetzt im Unglück hervortrat und ihm das Mitgefühl einer nicht unbedeutenden Masse erweckte. Es war dies seine Unbescholtenheit im häuslichen Leben; eine Tugend, welche sich zwar bei den Inhabern des päpstlichen Stuhles von selbst verstehen sollte, die aber nirgends weniger als bei den sogenannten Nachfolgern Christi zu finden war. Da sich nun die Theilnahme an dem Schicksale Pius VI. auf eine für Frankreich bedenkliche Weise steigerte und der Papst natürlich Alles aufbot, diese Stimmung zu mehren, so traf alsbald von Frankreich der Befehl ein, den Papst nach Valence zu führen, woselbst er streng bewacht wurde und schon den 29. August 1799 starb.

Nun sah es mit dem Papstthum in der That schlimm aus, und schon winkte der Menschheit die Hoffnung, jene Würde erlöschen zu sehen, deren Träger seit Jahrhunderten nur auf ihre Knechtung gesonnen und ihrem gesunden geistigen Aufblühen stets zerstörend entgegengewirkt, als unglückseliger Weise Oesterreichs Adler seine Fittige ausbreitete und unter seinem Schutze zu Venedig am 13. März 1800 von 35 Cardinälen in Pius VII. einen neuen Papst wählen ließ.

Pius VII., durch die verbündeten Mächte nach Rom zurückgeführt, erhielt den Kirchenstaat, wenn auch geschmälert, wieder, und fing sofort an, dem Papstthum das fast entflohene Leben zurückzuführen. Sein erstes Augenmerk galt den erschöpften Kassen, die er denn auch durch weise Sparsamkeit bald wieder zu füllen wußte. Einfach, schlau im höchsten Grad, aber dabei sanft und wohlthätig, wußte er durch Milde und durch Größe im Dulden die Welt für sich zu

gewinnen; einmal aber Herr der Weltereignisse, entfaltete Pius VII., wie wir bald sehen werden, den alten hierarchischen Despotismus, mit vollen Segeln auf die unumschränkteste Wiederherstellung der Hierarchie lossteuernd.

Schon 1801 wußte Pius durch kluge Nachgiebigkeit mit Bonaparte ein Concordat abzuschließen, welches ihm mehrere wichtige Rechte zurückgab. Daß auch Bonaparte bei dem Abschluß dieses Concordates nachgiebiger wie bisher gegen Rom war, kam daher, daß er seitdem seine liberalen Gesinnungen geändert und seinen Adlerflug zum Kaiserthrone begonnen hatte. Er bedurfte, dies erschaute er klar, der geistigen Despotie zur Gründung seiner politischen. Da er aber andererseits klug genug war, Alleinherrscher sein zu wollen, so räumte Bonaparte, statt der französischen Nation die so blutig errungene kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit zu sichern, dem Papste jetzt wieder diejenigen Gebräuche oder Mißbräuche der katholischen Religion ein, die er Rom ohne seinen eigenen Nachtheil zugestehen konnte, um dagegen von dem Papste zu erlangen, was ihm zu seinem Herrscherplane dienen möchte.

Diese Uebereinkunft zwischen Pius VII. und Bonaparte ist in der That ein schönes Beispiel, wie gewissenlose Gewalthaber von jeher mit den Völkern und deren geistigen und irdischen Interessen umgingen. Zwischen Pius und Bonaparte handelte es sich um das Wohl fast der ganzen Welt. Dennoch denkt Keiner der beiden Herrscher daran, die Millionen, in deren Existenz die Verhandlung so tief eingreift, zu fragen, ja nur an sie zu denken. Mit unverantwortlicher Gleichgültigkeit verhandeln Beide einzig über ihre Interessen, gleich als ob sie allein auf der Welt und die Nationen nur Nullen wären, die werthlos, wenn sie nicht hinter ihnen, als den Werth gebenden Zahlen stünden.

Ein solch gränzenloser Egoismus, eine solche unverzeihliche Mißachtung der Völker, ihrer Rechte und ihrer heiligsten Interessen ist aber die wahre Sünde gegen den heiligen Geist; weil es dem Geist Gottes, der in dem Völkerleben fluthet, weil es dem Geist des Ewigen, der seine Menschheit durch unaufhörlich fortschreitende Entwickelung zur sittlichen Vollendung führt — Hohn sprechen heißt!

Darum lastet denn auch auf dem Despotismus der Fluch Gottes, darum gibt es nichts Verächtlicheres und nichts Verabscheu-

ungswertheres als der Despotismus, sowohl der kirchliche als der politische.

Um indessen die wahren Absichten vor den Augen des französischen Volkes zu verbergen, kam man überein, daß ein Nationalconcilium in Paris zusammentreten solle. Es geschah dies auch den 29. Juni 1801. Da es aber den Anforderungen Bonapartes nicht entsprach, wurde es im Einverständniß mit Pius aufgelöst und verordnet: daß die beeidigten und emigrirten Priester ihre Aemter niederzulegen hätten, um neu — versteht sich nach dem Sinne der beiden Machthaber — gewählt zu werden. Ferner wurden von dem ersten Consul 10 Erzbischöfe und 50 Bischöfe ernannt, und, laut dem erwähnten Concordate, erklärt: die Ernennung dieser kirchlichen Würden habe in Zukunft stets von dem ersten Consul, die kirchliche Bestätigung von dem Papste zu erfolgen. Die niedere Geistlichkeit sei dagegen durch die Bischöfe zu bezeichnen und durch die Regierung zu bestätigen.

Mit diesem einzigen Artikel war aber die Wahlfreiheit, das Lebensprinzip der kirchlichen Selbstständigkeit, vernichtet, und die Entwicklung der Kirche, an deren Spitze jetzt Sklaven statt freier und selbstständiger Geistlicher standen, ohnmöglich gemacht.

„Nicht ein ihr selbst einwohnender, der Entfaltung des Nationalgeistes folgender Geist, sondern das Machtwort von Papst und Regierung sollte die Seele dieser Kirche, und sie selbst in Allem unbedingt der Regierung unterworfen sein!"

Bonaparte, der Sohn der Republik, hatte es in Händen, eine freie französische Nationalkirche zu gründen, aus welcher sich schon damals, wie jetzt aus der sich bildenden freien deutschen Nationalkirche, Duldsamkeit und Geistesfreiheit wie lichte Göttergestalten heilbringend emporgeschwungen haben würden; aber Napoleon, der Kaiser, zertrat den göttlichen Keim; denn wie die Revolution das Reich der Hierarchie und des Adels zu Grabe getragen, so wollte er, das Zeitalter der Soldatenherrschaft heraufführend, den Traum der Freiheit vernichten.

Und sein Wollen ward zur Wahrheit.

Wie ein furchtbar schönes Meteor, in blutroth goldnem Glanze spielend, am Firmamente großartig emporsteigt und seine Strahlen immer weiter und weiter wirft, und endlich seinen Purpurmantel majestätisch um den ganzen Himmel schlägt, die Erde in seine Arme fassend, so stieg Napoleon durch Kriegsthaten von Stufe zu Stufe bis — zum Kaiserthron.

Aber wenn auch Nationen vor ihm im Staube lagen, wenn selbst
e Fürsten Europa's den Glücklichen anerkannten, blieb dennoch das
aiserthum eine Usurpation, eine durch Gewalt und
ist errungene Macht. Und Napoleon, der eine halbe
Zelt in Waffen nicht gefürchtet, erzitterte vor der Macht der öffent-
chen Meinung, und beschloß daher der neugeschaffenen usurpir-
n Majestät durch eine kirchliche Weihe den Schein der Heiligkeit
i geben.

So erging denn 1804 an Papst Pius VII. die Einladung, den
aiser in Paris zu krönen. Wie ein Donnerschlag traf diese Nach-
cht den römischen Hof; denn war einerseits dem sieggekrönten Corsen
cht zu widersprechen, so mußte andererseits diese Reise das Papst-
um noch mehr in den Staub treten, als dies schon der Besuch
ius VI. zu Wien gethan. Dennoch gab der heilige Vater nach
id erschien zur bestimmten Zeit in Paris. Auch ihn empfingen, wie
inen Vorgänger zu Wien, Jubel und Feste, — aber auch er mußte
ie Jener fühlen, daß die Zeiten römischer Herrschaft erblichen waren.
Mit niegesehener Pracht wurden die Krönungsfeierlichkeiten voll-
gen — aber, und dies war ein Dolchstich in des Papstes Herz!
– der Kaiser setzte sich und seiner Gemahlin die Krone selbst auf,
nd Pius blieb nur die Salbung und die Einsegnung.

Und es trat nun wieder die frühere Kälte ein auch zwischen Na-
oleon und dem heiligen Vater; denn der Kaiser hatte vom Nach-
olger Petri erlangt, was er gewollt, und bedurfte ihn nun nicht
ehr. Ja, Pius mußte erleben, daß man ihn mit Geringschätzung
ehandelte. Er kehrte daher nach viermonatlichem Aufenthalte miß-
uthig zurück, fand aber auch in Rom bei Cardinälen und Volk
aute Vorwürfe über die nutzlose Demüthigung, der er sich durch
eine Willfährigkeit gegen Napoleon ausgesetzt. Mit Entschiedenheit
ies er daher des Kaisers Anforderungen der Aufhebung des Cöli-
ates und der Klöster, der Einführung einer allgemeinen Religions-
reiheit und der Anerkennung des neuen französischen Gesetzbuches
urück und schloß sich jetzt den Feinden des Kaisers an, indem er die
Vereinigung Italiens zu gemeinsamen Maßregeln gegen Oesterreich
nd England hinderte.

Die Folge war, daß der Kaiser den Kirchenstaat besetzen und
ie Schenkungen seines Vorfahren, Karls des Großen, als wegen
Mißbrauchs zurückgenommen erklären ließ. Hierauf wurde
er Kirchenstaat 1809 ohne Weiteres Frankreich einverleibt und dem

Papste als dem ersten Bischof der katholischen Kirche ein Jahrgehalt von zwei Millionen Franken ausgeworfen.

Vergebens schleuderte nun Pius den Bannstrahl auf Napoleon, umsonst schloß er sich in seinem Palast ein und ließ selbst dessen Thüren vermauern. Die französischen Bevollmächtigten steigen die Nacht durch die Fenster ein und führen den Verhafteten auf demselben Wege aus seiner Verschanzung, und bringen ihn sodann als Staatsgefangenen nach Savona und dann nach Frankreich.

Das Unglück aber ist die Mutter der Größe. Dies bewährte sich auch jetzt bei Pius VII., der mit unerschütterlicher Standhaftigkeit jede Zumuthung des Kaisers selbst in dieser mißlichen Lage zurückwies und eine Ergebenheit in sein Schicksal zeigte, die ihm den Ruf eines frommen Dulders erwarb.

Erst nach dem verunglückten russischen Feldzuge fühlte Napoleon, daß er, um sich zu halten, die Mitwirkung des Papstes gebrauchen könne; er ließ daher Pius nach Fontainebleau kommen, woselbst er den 25. Januar 1813 ein neues Concordat mit ihm abschloß, welches indessen, wenn auch veröffentlicht, schon den kommenden Tag vom Papste widerrufen wurde.

So standen die Dinge, als nach dem Rathschluß des Ewigen der bis dahin sieggekrönte Corse fiel.

Das Jahr 1814 befreite auch den Papst, der den 24. Mai wieder in Rom einzog und durch den Wiener Congreß den Kirchenstaat zurück erhielt.

Kaum aber saß der vielgepriesene fromme Dulder, Pius VII., wieder auf dem römischen Stuhle, als er gegen die Beschlüsse jenes Wiener Congresses protestirte, der ihm doch den Kirchenstaat wieder gegeben, und feindlich gegen diejenigen Herrscher auftrat, die ihn unter dem Schutze ihrer Waffen nach Rom zurückgeführt hatten.

Unter einer wahrhaft lächerlichen Anmaßung verlangte der Papst die Wiederherstellung des heiligen römischen Reichs und seiner veralteten und elenden Einrichtungen; forderte Herausgabe der säcularisirten Kirchengüter und erneuerte überhaupt alle alten Protestationen und anmaßlichen Forderungen der Hierarchie.

Ja, der vielgepriesene fromme Dulder Pius VII. that noch mehr: er erklärte die Bibelgesellschaften für eine Pest und für eine Erfindung des Teufels! — er verdammte die Freimaurer! — er ließ Bücherverbote auf Bücherverbote ergehen! — er suchte, wo und wie er nur immer konnte, die Volksbildung durch alle nur erdenklichen Mittel zu hintertreiben! ja, er stellte, wie er frech

behauptete, auf fast einstimmiges Bitten der christlichen Welt, den 7. August 1814 (durch die Bulle Sollicitudo omnium) den Fluch der Menschheit, den Orden der Jesuiten, wieder her.

Dies that der im Unglück so lammfromme, sanfte und nachgiebige Pius VII., und gab damit neuerdings ein Beispiel, daß die römischen Hierarchen nie und nimmer von ihren ungerechten Anmaßungen abgehen, nie und nimmer den gerechten Anforderungen der Zeiten und Zeitbedürfnisse nachgeben, nie und nimmer ihre Ansprüche auf Weltherrschaft der Vernunft und dem Rechte opfern, nie und nimmer der freien Entwicklung des Menschengeschlechtes Raum geben werden.

Deutschland hat in dem Deutsch-Katholizismus den Weg gefunden, in ruhiger, würdiger und gesetzlicher Weise das von den Zeiten begonnene Werk zu vollenden und die leblose Riesenmumie des Papstthums aus dem frischen, kräftigen Dasein in das Marmorgrab vergangener dunkler Zeiten zu senken.

Dort wird sie ruhen, ihren Werth als geschichtliche und gesellschaftliche Erscheinung behauptend, ohne je wieder der, nach sittlich-freier Vollendung ringenden Menschheit das große, das göttliche Ziel auf die Dauer versperren zu können!

IV.

Wessenberg und Zschokke.

Während nun auf die bisher erwähnte Weise der Despotismus eines Napoleon die Päpste, vor welchen einst die Welt erzittert und Kaiser sich in den Staub geworfen, wie Kammerdiener nach Gefallen und Willen gebrauchte und hin- und herreisen ließ, — was wenigstens das Gute hatte, daß der Welt die Augen geöffnet und der angemaßte Heiligenschein der übermüthigen Priester zerstreut wurde — beleuchtete in Deutschland ein ausgezeichneter und rechtlicher Mann, ein Kirchenfürst, die Schattenseiten des Romanismus, und setzte sein Leben und Streben daran, die katholische Kirche auf gesetzlichem Wege von den sie entstellenden unzähligen Mißbräuchen zu reinigen.

Wir sprechen von Ignaz Heinrich von Wessenberg, Freiherrn von Ampringen, Generalvicar des Bisthums Constanz.

Wessenberg, der 1774 zu Dresden geboren ist, zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Fähigkeit und aufrichtige Frömmigkeit

aus, und wurde auch schon als Jüngling mit der Domherrnwürde bekleidet. Im achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens erhob ihn der Erzbischof Karl von Dalberg, den seine Unbefangenheit in religiösen Dingen und seine schon eben erwähnten Vorzüge ansprachen, zum Generalvicar des Bisthums Constanz.

Mit Freuden trat Wessenberg unter der Aegide des freisinnigen Dalberg in diesen Wirkungskreis, da sein wahrhaft frommes Gemüth und sein mit aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit an der Kirche hängendes Herz hoffen konnte, auf diesem Standpunkte kräftig im wohlverstandenen Interesse derselben wirken zu können. Sein erstes Augenmerk richtete Wessenberg daher auf die Wegräumung des Schuttes von Mißbräuchen, den Jahrhunderte auf den ehrwürdigen Dom der christlichen Kirche gehäuft, indem er in Cultus und Ritual Verbesserungen einführte, wozu namentlich die Abhaltung der Liturgie in deutscher Sprache, die Bevorzugung deutschen Kirchengesanges und die Milderung der Fastengebote gehörten. Sodann suchte er die Bildung des Volkes im Allgemeinen und hauptsächlich die der Geistlichen zu fördern und zu heben, zu welchem Zwecke Wessenberg die Werke über „Elementarbildung des Volkes" und „Reform der deutschen Universitäten," so wie seit dem Jahre 1804 das „Archiv für Pastoralconverenzen in den Landkapiteln des Bisthums Constanz" herausgab.

Ueberhaupt fühlte der Generalvicar des Bisthums Constanz recht gut, daß die christliche Kirche durch das Papstthum nicht nur in ihrer Entwickelung zurückgehalten, sondern auch völlig entstellt worden war; er fühlte ferner, daß sich das Papstthum überlebt und die katholische Kirche in ihrer derzeitigen Starrheit nicht fortbestehen könne, und eben so wenig entging es ihm, daß die Stunde einer Umgestaltung derselben auf der Weltenuhr geschlagen habe.

Wessenberg sagt hierüber selbst: „Jede Schmach, die ich auf die Kirche geworfen sah, hat mich, der ich ihrem Dienste frühzeitig meine besten Kräfte geweiht habe, jederzeit tief geschmerzt, und oft und viel habe ich nachgedacht, wie sie den reinen Glanz, in welchem sie einst so herrlich über den Dunstkreis der Verläumdung und Lästerung hinwegblicken konnte, wiedergewinnen möge."

Sein scharfer Blick hatte denn auch die Lage der Kirche klar erkannt; er wußte, daß der dermalige Culturzustand der Völker, und namentlich der deutschen Nation, die Fesseln der mittelalterlich-hierarchischen Einrichtungen nicht mehr tragen könne! — Er ahnte, daß

ie noch zu seinen Lebzeiten gesprengt werden würden; — und wenn sich nun Wessenberg in seiner Ehrfurcht vor dem historischen und geistigen Riesenbau des Papstthumes dies Alles auch selbst nicht gestand, so trieb ihn dennoch der Geist, ja seine aufrichtige und fromme Besorgniß für die Kirche dahin, einer gewaltsamen und kühn durchgreifenden Reform auf dem naturgemäßeren Wege durch Wiederbelebung der National-, Provinzial- und Bisthums-Synoden vorzubeugen.

Mit einem Wort: Wessenberg, der Generalvikar des Bisthums Constanz, war zu jener Zeit genau derselben Ueberzeugung, welcher die Deutsch-Katholiken heutigen Tages leben, nur daß diese gerade durch die schmähliche Behandlung, die ihm, dem edlen Manne, dem mäßig auf legalem Wege fordernden Bischofe von Rom aus ward, belehrt worden sind: daß das Papstthum mit vernunftloser Starrheit auf allen seinen Anmaßungen ewig besteht, und daß es daher ein Unsinn ist, da zu bitten, wo Bitten nicht erhört werden, noch erhört werden können!

Wessenberg aber, der diese traurige Erfahrung erst an sich selbst machen sollte, hatte daher vollkommen recht, daß er auf dem Wege, den die Kirche vorgeschrieben, durch Synoden eine Reform des Katholizismus herbeizuführen suchte.

Er sagt in diesem Betracht in der Vorrede zu seinem berühmten Werke: „Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt" Folgendes:

„Der Gesammtheit, nicht dem Einzelnen (also nicht den Päpsten) ist die Fortpflanzung und Bewahrung der geoffenbarten Lehre anvertraut. Auch gehört es zum innersten Wesen der von Christus gestifteten Kirche, daß ihre Angelegenheiten durch gemeinsame Berathung im Geiste der Liebe verhandelt werden."

„Wäre man dem ursprünglichen Grundsatze: daß alle wichtigeren Kirchensachen in gebührender Unterordnung einzig entweder von allgemeinen oder Provinz- und Bisthumssynoden geregelt werden sollen, treu geblieben, die Kirche wäre ohne Zweifel von vielen Verderbnissen und Zerrüttungen bewahrt, sie wäre weit weniger von Stürmen hin- und hergeschlagen worden, indem die ihr inwohnende Kraft sich jederzeit, dem Erstarken der Triebwerke menschlicher Begierden und Leidenschaften zuvorkommend,

hätte entfalten können, um das Böse im Keime zu ersticken und jeder Gefahr in rechter Zeit zu begegnen."

Mit dem Geiste, der einzig dem Wahren und Guten und Christi Sinne nachstrebt, verfolgte denn auch Wessenberg sein gefährliches Streben, sich der großen Hoffnung hingebend, durch Synoden, auf welchen die Festhaltung der Idee: daß die Kirche zu allen Zeiten nur Eine sei, eine gebührende Verbindung des Neuesten mit dem Aeltesten herbeiführe, die nöthige Reform der katholischen Kirche zu erwirken.

Mit finsterem Antlitze vernahm der Papst aber solche Anmaßungen, die er sofort auch als Unsinn zurückwies; denn wollte das Papstthum die Abhaltung freier Synoden gestatten, so wäre dies gerade dasselbe, als böte ein Mensch einem anderen eine Dosis Arsenik und dieser bedankte sich freundlich und verschluckte sie. Wie der Arsenik für den menschlichen Körper, so sind Synoden für das Papstthum ein den Organismus der Geisteskuechtschaft zerstörendes Gift.

Man kann sich daher denken, welchen Eindruck das Auftreten Wessenbergs in Rom machte, und dieser Eindruck ward wahrlich nicht gemindert, als der Generalvicar von Constanz Anstalten zur Aufhebung der Klöster und zur Gründung eines Priesterhauses für junge Geistliche machte.

Jetzt war es hohe Zeit, diesem Ketzer aus Josephs II. Schule in die Arme zu greifen. Als daher der Fürstbischof Dalberg, im Einverständnisse mit dem Großherzog von Baden, 1814 Wessenberg zum Coadjutor des Bisthums Constanz ernannte, verweigerte Pius VII. entschieden die Bestätigung. Von nun an brachen Stürme auf Stürme über den edlen Vertheidiger kirchlicher Freiheit herein; und als nach Dalbergs Tode die Constanzer Capitularien Wessenberg abermals zum Bisthumsverweser wählten, kam dem Capitel sofort von Rom aus der Befehl zu, an Wessenbergs Stelle einen Mann von besserem Rufe zu wählen.

Im Gefühl seiner Würde und seines Rechtes ging der so hart Gekränkte hierauf selbst nach Rom, um sich in eigner Person zu rechtfertigen. Rom aber sah in ihm, der es gewagt, zu so ungelegener Zeit an Synoden zu erinnern, einen Todtfeind und setzte daher seinen Rechtfertigungen unwiderruflich die unbedingte Verzichtung auf seine Stelle entgegen. Nun aber hatte selbst der geduldige Wessenberg genug, und aller Chikanen ohnerachtet behauptete er, gestützt auf seinen Landesherrn, seine Würde, und vertheidigte muthig die Rechte der Geistlichkeit gegen die Anmaßungen Roms. Erst als

827 die Auflösung des Bisthums Constanz erfolgte, trat Wessenenberg in den Privatstand, in welchem er noch jetzt, ein zweiundebenzigjähriger Greis, lebt.

Als Johannes Ronge auf seiner vorjährigen Reise Constanz esuchte, wünschte er den geistesverwandten Kämpen zu sprechen, in er Hoffnung, auch ihn auf die Seite der Entschiedenen treten zu hen. Aber das Alter hatte sich bei Wessenberg, dem viel und hwer Geprüften, geltend gemacht. Der sonst so kühn Rom die Spitze geboten, der in seinem Werke: „die großen Kirchenversammngen" so großherzig für die Freiheit der Kirche gekämpft, mochte in graues Haupt nicht mehr erneuten Stürmen aussetzen, und glaubte aher den Reformator unserer Zeit nur in Gegenwart mehrerer kirchichen Würdeträger empfangen zu sollen.

Solche diplomatische Aengstlichkeit sagte aber dem Mann der That, sagte Johannes Ronge nicht zu, und so verließ er Conanz, ohne Wessenberg gesehen zu haben, aber dennoch mit jener vollen Anerkennung seiner großen Verdienste, die auch die Deutschatholiken ihm, als einem Vorkämpfer ihrer heiligen Sache, zollen, und welche auch die Nachwelt ihm für alle Zeiten zollen wird.

Noch heute ist Wessenbergs Anhang, namentlich im Badischen, sehr bedeutend; von ihm gingen denn auch, durch die deutschkatholische Bewegung ermuntert, die zahlreichen Bittschriften um Abhaltung von Synoden an den Erzbischof von Freiburg ab.

Auch diese Bitten vieler Tausenden werden, ja sie müssen erfolglos sein; und es bleibt nur zu verwundern, daß so viele aufgeklärte Männer dies nicht einsehen wollen. Aber ein entschiedenes Auftreten erfordert freilich Muth und vielleicht hie und da auch einzelne Opfer — und dafür ist nicht jedes Herz geschaffen. Wäre ihnen die Seligkeit bekannt, die das Bewußtsein, Opfer auf dem Altare der Menschheit gebracht zu haben, gewährt, könnten sie die Freudigkeit fühlen und die lebensfrohe Thatkraft, die Muth und Entschlossenheit in guten und heiligen Sachen geben, wahrlich! sie schleuderten ihre Halbheit hinweg und schaarten sich unter das Banner, auf dem in ewigen Glanze die Worte leuchten:

„Für Recht und Wahrheit Leben und Tod."

Vertrauen wir indessen dem heiligen Gottesgeiste, der in dem Völkerleben wirkt und webt, blicken wir doch mit Nationalstolz auf unsere Nation, durch die er sich schon so oft und herrlich kund gegeben. Gedenken wir, wie an dem Himmel unseres deutschen Vater-

landes das Morgenlicht jenes geistig-freieren Lebens, welches das neunzehnte Jahrhundert der Welt brachte und der Menschheit in noch vollerem Maße gewähren wird, so freundlich emporstieg, die Namen eines Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Fichte, Jean Paul, Hontheim, Pestalozzi und Zschokke mit unvergänglichem Ruhme umstrahlend.

Wie mächtig und allgewaltig die Genannten in den verschiedensten Richtungen gewirkt, ist uns Allen bekannt. Wie wir denn auch wohl mit Freuden die Anerkennung begrüßten, die in den letzten Zeiten den edlen Pestalozzi und seinen großen Verdiensten um Jugendbildung wurden. In gleichem Maße wirkte der jetzt noch als 76jähriger Greis in Aarau lebende, aber geistig immer noch jugendfrische, gesinnungstüchtige Zschokke für das Volk.

Wir haben bereits gesehen, wie treffend er die großen Ereignisse beurtheilte, die vom Schlusse der neunziger Jahre an ihm vorüberzogen. Aber Zschokke blieb nicht müßiger Zuschauer, thatkräftig griff er in jenen bewegten Zeiten mit ein in das chaotische Treiben und half im Schulwesen, im Staatshaushalt, in den politischen Wirren und auf dem Felde der geistigen Neugestaltung, reinigen, ordnen und aufbauen. Kraft und Geistesgewandtheit beurkundeten auf allen Wegen sein vielseitiges Wirken, dem das redliche Streben, daß es durch Wahrheit und Recht besser unter uns werde, zu Grunde lag.

Scharfen Blickes erkannte denn auch Zschokke schon gleich nach den Freiheitskriegen, daß sich dem kaum aufgeblühten Glück der Völker der alte Erbfeind, Vernichtung drohend, entgegensetze. Und wie er die Pläne der Jesuiten bangen Herzens durchschaute, arbeitete er mit aller Energie seines rastlos thätigen Geistes der versuchten Wiederbelebung dieses unseligen Ordens entgegen. Hievon zeugen namentlich die von 1817—1823 erschienenen „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit", so wie seine ausgezeichnete „Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk." Wem wären außerdem seine trefflichen Novellen, wem sein Volksbuch „Oswald, oder das Goldmacherdorf", wem wäre Zschokke's „Selbstschau" unbekannt, die sich durch Tiefe der Anschauung, Innigkeit der Gefühle und Wahrheit der Darstellung eine so gerechte als allgemeine Anerkennung verschafften!

Und dennoch sind es diese Werke nicht, die seinen Namen durch Deutschland, ja durch Europa getragen, wohl aber thaten dies „die Stunden der Andacht", die in 24 deutschen Originalausgaben

und vielen Nachdrücken, so wie in französischer, englischer, schwedischer, polnischer und russischer Uebersetzung seit 30 Jahren in mehreren hunderttausend Exemplaren in alle Welttheile gingen, und in den meisten deutschen Haushaltungen mit Recht neben der Bibel aufgestellt zu finden sind.

Und wahrlich, die tief ergreifende Einfachheit, der wahrhaft kindlich fromme Sinn, den sie athmen, so wie die freisinnige und edle Weltanschauung aus der sie erwuchsen, stempeln sie zu einem Werke, das durch seine segensvollen Wirkungen ein mächtiger Damm wurde gegen die Anmaßungen der Hierarchie und die Verdummungssucht der Jesuiten und Pietisten.

Darum zollen wir denn auch gern und freudig Zschokke, als dem Verfasser derselben, die verdiente Anerkennung, darum konnten wir nicht umhin, ihn neben Wessenberg zu nennen.

Zu gleicher Zeit müssen wir aber noch eine andere Erscheinung erwähnen, die von unberechenbar günstigen Folgen für die Befreiung der christlichen Kirche aus den Fesseln des Zwanges und ihre Verbreitung ist, — es sind dies die Bibelgesellschaften.

Durch die geistige Anregung, die im Gefolge des neunzehnten Jahrhunderts an die ersten europäischen Völker erging, namentlich aber durch den Kampf für und gegen die Jesuiten war allmählig das Bedürfniß nach Bibeln in allen Ländern so fühlbar geworden, daß sich zuerst 1804 in London eine Bibelgesellschaft für das In- und Ausland bildete, die sich die Aufgabe stellte: die Bibel in alle Sprachen übersetzen und unter dem Volke unentgeltlich oder doch zu sehr niedrigen Preisen vertheilen zu lassen. Dies schöne Beispiel fand denn auch sofort überall Nacheiferung, so daß sich bald eine Masse Filialinstitute bildeten, deren die Londoner Gesellschaft jetzt allein über 5000 hat. Auch in Petersburg wurde ein gleich großartiges Institut errichtet, so wie deren eine große Menge in Deutschland bestehen.

Man kann sich einen ungefähren Begriff von der Wirksamkeit dieser Anstalten machen, wenn man erfährt, daß allein die Londoner Muttergesellschaft bis jetzt 15 Millionen Bibeln unter das Volk gebracht und dieses für das Christenthum so wichtige Buch in 157 Sprachen hat übersetzen lassen.

Diese ungeheure Verbreitung der Urkunden des Christenthums in allen Sprachen und Zungen wird die erhabene, die göttliche Wahrheit, wie sie einst Christus der Menschheit verkündete, über den Erdball tragen, und jedes einzelne Buch wird ein Apostel werden und den Samen der reinen Christuslehre ausstreuen. Und erstaunt werden Millionen

Christen, welchen die Bibel bis dahin ein verbotenes Buch war, erkennen, warum es ihnen verboten war; — nämlich deßwegen: weil in der Bibel ganz andere Dinge stehen, als der Papst lehrt und zu glauben befiehlt.

Außerdem aber ist der Anklang, den die Bibelgesellschaften überall fanden, ein schöner Beweis: daß der Sinn für Religiosität in unseren Tagen und Zeiten keineswegs erloschen ist, so viel und so laut auch eine gewisse Klasse von Menschen über die Verderbtheit, Irreligiosität und Gleichgültigkeit der Welt schreit.

Man kennt sie, diese kopfhängenden Scheinheiligen, die mit Augenverdrehen und weinerlicher Stimme klagen: alle Frömmigkeit sei abhanden gekommen, das Positive verschwinde unter den Füßen der Vernunftgläubigen, und der Teufel gehe umher wie ein brüllender Löwe. Sie selbst sind diese in Schaafspelze gehüllten brüllenden Löwen, denn in ihnen sitzt der Teufel der Unwahrheit, mit seinem Gefolge: der religiösen Hoffahrt, der Unduldsamkeit, der Scheinheiligkeit und jener geistigen Beschränktheit, die sich im Gefühl der eigenen Schwäche und Sündenlust an Aeußerlichkeiten, an den leeren Buchstaben, an leere Formen, an den Schein hängt.

Der Geist ist es, der da lebendig macht, und dieser lebendig machende Geist ruht und wohnt und lebt in der heiligen Schrift, und daß die Welt Verlangen trägt nach dieser Schrift, ist der Beweis, daß sie diesen Geist liebt und ersehnt.

Und dieser freudige und lebensmuthige Geist, nicht aber das Schwelgen in dunkeln, unbegreiflichen Gefühlen, wird sie erlösen; denn er wird die Menschheit lehren, daß das Gewinsel über die menschliche Sündhaftigkeit lächerlich ist, und daß ein muthiges und menschenfreundliches Handeln, verbunden mit dem redlichen Streben, besser zu werden und die begangenen Fehler zu vermeiden, den Menschen emporhebt. Dieser Geist, der das Positive der Religion nicht in gedruckte Glaubensformen, sondern in Thaten nach Christi Sinn, d. h. in ein von wahrer Humanität durchdrungenes Leben setzt, — dieser Geist wird denn auch siegend die Menschheit durchfluthen, wenn nach uns Staaten entstanden und erloschen, Throne sich erhoben und versunken, tausende von Glaubensbekenntnissen aufgetaucht und verschwunden sind und die Menschheit begriffen hat, daß es nur einen Glauben gibt, der zur Seligkeit führt, dessen ganzes Bekenntniß heißt:

Gott ist die Wahrheit und die Liebe, alle Menschen sind seine Kinder, sein Himmel aber ist — die edle That!

Geschichte der zweiten Reformation.

Von Ronge's Sendschreiben bis auf die Gegenwart.

I.

Beginn der zweiten Reformation.

Das Reich des Wissens ist ein unendliches, das von dem Menschengeiste nie erschöpft wird, und, zufolge der menschlichen Organisation, nie erschöpft werden kann. Demohnerachtet ist dem Menschengeiste ein unauslöschliches Streben nach Vollendung eingeboren, ein Streben, welches daher in allen Wissenschaften nach einem Abgeschlossenen ringt. Die Früchte dieses unablässigen Ringens zeigen sich nun in den Systemen, welche, von großen Denkern aufgestellt, so zu sagen der Menschheit zu Ruhepunkten auf ihrem Wege zur höchstmöglichen Vollendung werden.

Aber selbst diese Systeme sind nie mehr als eine Darstellung, als ein Ausdruck des Kulturzustandes ihrer Zeit, und somit müssen sie denn auch mit der fortschreitenden Zeitbildung fallen und neuen Denkweisen und neuen Systemen Raum geben.

Es ist daher klar, daß sich auch mit der veränderten Weltanschauung, die durch Copernikus heraufgeführt wurde, alle metaphysischen, philosophischen und religiösen Ansichten total ändern mußten.

Dies der erste und tiefste Grund der Reformation zu Luthers Zeiten.

Wir entsinnen uns aber, daß dem schönen Aufschwunge der damaligen Zeit namentlich durch die Jesuiten ein gewaltiger Damm entgegengesetzt wurde. In der That brachte es Rom denn auch dahin, die Ausbreitung des Protestantismus nicht nur vielseitig zu hindern,

sondern auch in seine Blüthe einen Wurm zu setzen, der sie zernagte und das Reifen der Frucht unmöglich machte.

Dieser Wurm war die protestantische Orthodoxie, die den ganzen Protestantismus bald dermaßen in das Netz ihrer Dogmatik einwob, daß er wahrlich nahe genug daran war in dem eigenen Gewebe zu ersticken.

Durch die französische Revolution, den großartigen Aufschwung deutschen Geistes in der Epoche, deren Culminationspunkt Göthe gewesen, und durch die Befreiungskriege von Napoleons despotischer Weltherrschaft, war aber Deutschland die Gelegenheit geboten, den durch die Reformation eingeschlagenen Weg neuerdings zu betreten.

Wohl wäre es daher wünschenswerth gewesen, daß der Wiener-Congreß dem katholischen Deutschland eine Kirchenverfassung gegeben hätte, zu welcher ja ohnedem durch Joseph II. und die Emser-Punktationen ein Grund gelegt war. Allein Rom bangte vor dem Gedanken einer deutschen Nationalkirche und wußte daher schlau alle Versuche, eine solche herbeizuführen, zu vereiteln, indem es Unterhandlungen mit den einzelnen Staaten anknüpfte.

Mit Baiern ward man zuerst fertig. 1817 erschien ein Concordat, das nach großem Bedenken, ob es mit der Landesverfassung zu vereinbaren sei, 1821 angenommen wurde. In demselben Jahre schloß auch Preußen, in Rücksicht auf seine katholischen Unterthanen, einen Vertrag mit Rom. Drei Jahre später folgte Hannover. Ein Verein anderer kleinerer Bundesstaaten, als Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Kurhessen, Oldenburg, Mecklenburg, Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Hohenzollern, Schaumburg, Reuß, die sächsischen Herzogthümer, und die freien Städte Frankfurt, Lübeck und Bremen suchten gleichfalls eine Verständigung mit der römischen Hofkirche, die sich aber, da man von deutscher Seite von zu freisinnigen Grundsätzen ausging, zerschlug. Spätere, darauf Bezug habende Bullen wurden von den betreffenden Regierungen einfach veröffentlicht, und zwar unter der ausdrücklichen Verwahrung gegen alles, was aus denselben gegen die landesherrlichen Hoheitsrechte, die Landesgesetze und die Rechte der evangelischen Kirche Nachtheiliges entspringen könnte. Später entstand hieraus wenigstens eine Oberrheinische Kirchenprovinz (1827) mit einem Erzbischofstuhl zu Freiburg im Breisgau, und den Bischofsitzen zu Mainz, Fulda, Rottenburg und Limburg. Sachsen ordnete die Verhältnisse seiner katholischen Unterthanen durch die Landesgesetze; in Oesterreich blieb es wie immer „beim Alten", d. h. bei dem Alten, wie es vor Joseph II. war.

Die neuere Zeit hat genügend bewiesen, welchen überwiegenden Einfluß auf die Verhältnisse der deutschen Staaten Rom durch diese Concordate und Verhandlungen erlangt hat. Auf sie gestützt, verlangte die römische Kirche der Staatsgewalt das ihr natürlich zustehende Aufsichtsrecht über ihre katholischen Unterthanen zu entziehen; auf diese Concordate und Verträge gestützt, bemühte sich Rom unablässig die Gewissens- und Glaubensfreiheit der deutschen Katholiken zu beschränken; auf diese Concordate und Verträge fußend, bildete Rom nach und nach einen Staat im Staate heran; suchte es die protestantische Kirche Deutschlands zu untergraben, zu zersplittern, zu schwächen; auf diese Concordate und Verträge gestützt, drängten Rom und die Jesuiten die duldsamere, mildere Praxis, die in Deutschland in religiösen Dingen Fuß gefaßt, zurück, und streuten unter dem deutschen Volke durch die Verwerfung der gemischten Ehen den Saamen der Zwietracht; mit einem Worte, auf diese Concordate suchte Rom die alte, nie aufgegebene Herrschaft über Fürsten und Völker wieder zu begründen.

In welcher schlauen (ächt jesuitischen) Weise die Concordate abgefaßt und auf welche Art sie benutzt wurden, darüber hat der Welt in der letzten Zeit namentlich der Fürst von Wrede in der 3ten Sitzung der bairischen Kammer der Reichsräthe die Augen geöffnet. Er sagt in seinem Antrage: „In dem Artikel VIII. des Concordats habe die Krone Baiern ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, in Anbetracht der Vortheile, welche die religiösen Orden der Kirche und dem Staate gebracht haben, und in der Folge auch noch bringen könnten, und um einen Beweis ihrer Bereitwilligkeit gegen den heiligen Stuhl zu geben, einige Klöster (im lateinischen Texte aliqua) der geistlichen Orden beiderlei Geschlechts entweder zum Unterrichte der Jugend in der Religion und den Wissenschaften, oder zur Aushülfe in der Seelsorge, oder zur Krankenpflege im Benehmen mit dem heiligen Stuhle herstellen zu lassen. Wie aber habe man die Kammer der Reichsräthe getäuscht, indem man aus diesen einigen Klöster über 200 geschaffen habe!“

Als durch die Anlage der Klöster, so ganz nach und nach, der Papismus wieder festen Fuß gefaßt, die barmherzigen Schwestern, als eine ganz unschädliche, rein dem Wohle der Menschheit gewidmete Vereinigung edler Seelen, eingeführt, und die Jesuiten hie und da ein festes Plätzchen in Deutschland gefunden hatten, glaubte man in Rom entschiedener auftreten zu dürfen. Sofort warf der

Erzbischof zu Cöln, Clemens Droste zu Vischering die Maske ab, und trat für die mittelalterliche unbedingte Herrschaft der Kirche auf.

Das entschiedene Eingreifen Preußens lähmte allerdings das kühne Ankämpfen des Erzbischofs, nicht aber das gemeinsame Wirken seiner Partei. Auch der Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen mußte wegen Anmaßungen und Ungehorsam gegen die Landesregierung zu einer halbjährigen Festungsstrafe und Entsetzung verurtheilt werden. Wogegen ein anderer Kirchenfürst den alten Hermelin hervorsuchte, um sich damit neuerdings zu bekleiden und dadurch der Welt zu zeigen, daß die römische Kirche gesonnen sei, alle ihre alten Vorrechte wieder aufzunehmen.

Unter solchen Vorzeichen nahte sich der Ausbruch eines weltgeschichtlichen Kampfes immer mehr. Man fühlte dies auf beiden Seiten, und so bot man in beiden Lagern die Truppen auf.

Die Hauptmacht der römischen Kirche lag aber von jeher in den Massen der unwissenden, und darum blindlings folgenden Menschen. Sonach galt es, die alte Nacht und mit ihr den alten Gehorsam herauf zu beschwören. Wunderbarerweise aber gewahrte Rom zu seinem Entsetzen, daß sich ihm diesmal eine Macht beigesellen wolle, die ihm, selbst als Verbündete, ein Grauen erregte. Es war dies die Philosophie und die Kritik der Vernunft. Die Sache verhält sich wie folgt:

Georg Hermes, Professor der Dogmatik zu Münster (1807—1819) und dann zu Bonn (1819—1831) trat auf und suchte, durch philosophische Forschungen auf dem Gebiete des Katholicismus, die Lehren desselben wissenschaftlich zu begründen und zu erweisen. Es war dies ein um so wunderbareres und gefährlicheres Unternehmen, als das Papstthum jede speculative Thätigkeit des Geistes systematisch von sich ausschließt und einfach den Glauben, ohne allen Zweifel, ohne alle Widerrede und ohne alle Prüfung, verlangt.

Zwar erklärte Hermes ganz bestimmt, daß er sich der Kirche in allen Lehren unbedingt unterwerfe, und nur auf philosophischem Wege gerade das beweisen wolle, was Rom aufstelle; allein auch damit war der römischen Kirche nicht gedient. Denn sobald sie erst einmal erlaubte, daß man den Prüfstein der Vernunft in ihren dunklen Regionen handhaben dürfe, mußte sie gewärtig sein, daß dies, wenn auch nicht von Hermes, doch jedenfalls von einem seiner Schüler, zu irgend einer Zeit geschehen werde. Einer Prüfung auf dem Wege der Vernunft fühlte sich aber die päpstliche Kirche zu widerstehen nicht stark genug; oder mit deutlicheren Worten: Rom fühlte, daß es, sobald

eine Anhänger zu denken und zu prüfen anfangen würden, verloren sei, da seine ganze Macht auf falschen Satzungen und unwahren und unvernünftigen Dogmen beruhe, die von jeher nur durch den Befehl: Ihr müßt dies glauben! hatten aufrecht erhalten werden können.

Dennoch fand Hermes großen Anklang bei der katholischen Geistlichkeit; so wie auch sein Wirken einen auffallenden Einfluß auf die Jugendbildung übte. Es bewies dies namentlich die Begeisterung seiner vielen Schüler für ihn, die bald in Bonn, Trier, Münster, Breslau und Posen zu lehren begannen; in der That war er aber auch ein eben so vortrefflicher Lehrer, als sein Charakter achtenswerth und sein Wandel sittlich war.

Auf alles dies aber nahm die orthodoxe Partei keine Rücksicht. Hermes hatte, so gut er es gemeint, der alten, starren Dummgläubigkeit den Dolch auf die Brust gesetzt, und somit mußte er und seine Lehre verflucht, verdammt, ja vernichtet werden.

Gegner traten daher auf; Denunciationen und förmlich unwahre Berichte über seine Lehre gingen nach Rom, und er würde schon jetzt ein Opfer der Dunkelmänner geworden sein, wenn ihn der freisinnige Erzbischof Spiegel nicht geschützt hätte; kaum aber hatte Spiegel die Augen geschlossen, als (26. Sept. 1835) auch schon eine Verdammungsbulle gegen den Hermesianismus aus Rom anlangte.

Zum Unglück für die neue Lehre bestieg aber jetzt auch noch der obenerwähnte Freiherr von Droste zu Vischering den erzbischöflichen Stuhl zu Cöln, und begann sofort eine systematische Verfolgung der Hermesianer, deren Wirksamkeit auf der Universität Bonn er sogleich dadurch lähmte, daß er den Studirenden im Beichtstuhl verbieten ließ, ferner bei den Anhängern des Hermes Collegien zu hören.

Alle Rechtfertigungen der hermesianischen Lehre halfen nichts. Sie hatte die zwei unverzeihlichen Verbrechen auf sich geladen: zum Denken aufgefordert und der Welt bewiesen zu haben, daß sich Rom vor der Vernunft fürchte, und somit mußte sie erdrückt werden, was denn auch der, sich unter Droste Vischering so mächtig erhebenden orthodoxen Partei trefflich gelang.

Noch schroffer bewies sich der Erzbischof von Cöln in den Angelegenheiten der sogenannten gemischten Ehen.

Es ist ein wunderliches Ding mit diesen gemischten Ehen und namentlich haben sich die römisch katholischen Priester von jeher wunderlich bei Abschließung derselben benommen.

Der Natur der Sache nach ist die Ehe ein Bündniß, welches

gegenseitige Achtung und Liebe zwischen Mann und Frau schließt. Sie ist das innigste, das herzlichste Verhältniß, was auf Erden eingegangen werden kann; sie ist der Stand, der den Menschen zu dem Höchsten erhebt; denn Kinder zu denkenden, guten und gottähnlichen Wesen zu erziehen, ist wahrlich ein göttlicher Beruf.

Dieser hohe und herrliche Beruf kann aber nur da erfüllt werden, wo die Liebe in Einigkeit waltet, wo Vater und Mutter durch ihre vereinte Sorgfalt, Zärtlichkeit und Güte gleichsam den zarten Kindlein ein sichtbares Bild der allsorgenden, allnährenden, allschützenden und alliebenden Gottheit sind.

Ganz natürlich ist es daher, daß, wenn überhaupt die Ehe als ein kirchlicher Act angenommen werden soll, die Priester jeder Religion, und namentlich der christlichen, die ja im eigentlichen Sinn eine Religion der Liebe ist, auf das fürsorglichste darauf bedacht sein müssen, diesen Bund zu einem Bündniß der Einigkeit und der herzinniglichsten Liebe zu weihen, und da, wo sich allenfalls Elemente der Zwietracht finden sollten, solche nach Kräften zu versöhnen.

Was aber that von jeher die römisch-katholische Kirche in Betracht der Ehen?

Vor allen Dingen machte sie die Ehen, in Betreff der Verwandtschaftsgrade, zu einem Handelsartikel, und heiligte dadurch, Angesichts aller Völker, den Grundsatz: daß etwas, was an und für sich eine Sünde sei, durch Zahlungen an Rom zu einer rechtlichen Handlung werden könne.

Andererseits verwandelte sie die Ehe aus einem Bund der Liebe und der Eintracht in einen Bund des Hasses und der Zwietracht, indem sie, sobald ein Glied der römischen Kirche sich mit einem Mitgliede einer anderen Glaubenspartei zu verbinden suchte, eine solche Vereinigung mit dem Fluch belegte, oder die Herzen gewaltsam auseinander zu reißen unablässig bemüht war.

Dies geschah namentlich in den der Reformation folgenden Zeiten, in welchen der Katholicismus die althergebrachte Verdammung jeder Ehe mit einem Ketzer auf die Protestanten lenkte. Da indessen diese unchristliche Härte deutscher Volkssitte widerstrebte, so verlor allmählich dieser Gebrauch seine volle Strenge, und man ging fast in ganz Deutschland ohne kirchliche Hindernisse gemischte Ehen ein, sich dabei nach den bezüglichen Landesgesetzen richtend.

Als aber die geheimen Jesuiten, und jene orthodoxe Papistenpartei, an deren Spitze der Cölner Erzbischof stand, Fuß gefaßt, und

man in Rom glaubte, die guten Deutſchen ſeien reif, um wieder unter das Joch Roms geknechtet werden zu können, auf daß der römiſche Biſchof und ſeine Cleriſei fortan, wie früher, auf Koſten deutſcher Gutmüthigkeit ſchwelgen und in ſorgloſer Freude leben könne, da trat man plötzlich mit den alten hierarchiſchen Anmaßungen wieder hervor und verfluchte jede gemiſchte Ehe, bei welcher nicht im Voraus das Erziehen aller Kinder in der Lehre der alleinſeligmachenden Kirche unbedingt verſprochen wurde.

Aber nicht allein daß man dies Verſprechen vor dem Eingehen der Ehe verlangte, nein! man fing zugleich an, in den Beichtſtühlen Ehegatten, die längſt mit einander verbunden, gegen einander zu hetzen.

Kalt, und den heiligſten Gefühlen der Menſchheit Hohn ſprechend, riſſen nun ſogenannte chriſtliche Prieſter den Mann von dem Herzen des Weibes, das ihn, trotz allem Religionsunterſchied, ſeit Jahren treu und innig geliebt, das mit ihm Freud und Leid getheilt, das mit ihm vereint in glückſeliger Häuslichkeit gewirkt und liebe Kinder zu braven Menſchen erzogen. Kalt und den heiligſten Gefühlen der Menſchenbruſt Hohn ſprechend, riſſen nun die Verkünder der Religion Chriſti die Gattin aus den Armen des Gatten, das tödtliche Gift des Haſſes in das zarte weibliche Herz gießend, oder den Saamen der Zwietracht ſäend, oder das treue Weib mit dem Gedanken quälend und marternd: daß der Mann ihrer Liebe, daß vielleicht ihre Kinder einer ewigen Verdammniß, dem zermalmenden Fluche der Gottheit als Ketzer preisgegeben ſeien.

Kalt, und durch Frevelthat das Andenken ihres Religionsſtifters entehrend, bewies nun eine chriſtliche Cleriſei den Kindern, daß der Vater oder die Mutter, die ſie bisher mit kindlichem Sinn verehrt und geliebt, die ihnen als Muſter guter Menſchen vorgeleuchtet, Ketzer, d. h. gottverdammte Creaturen ſeien, denen man nicht folgen dürfe, da ſie die heilige, alleinſeligmachende Kirche ausgeſtoßen.

Was kümmerte die Römlinge die Maſſe gebrochener Herzen? was kümmerte ſie das zertretene Glück ſo vieler Menſchen? was kümmerte es ſie, daß aus hunderten von Familien Einigkeit und Friede wichen?!

Sie hatten ja in den Herzen der Menſchen neue Ketzergerichte erweckt; ſie hatten, da ſie keine Scheiterhaufen mehr anzünden konnten, die hölliſchen Flammen der Verzweiflung in den Buſen verhaßter Ketzer geſchleudert!

Sie hatten, o ſchmählicher Triumph! durch all' dies Unheil hier

und da das erzwungene Zugeständniß erhalten, daß die Kinder dieser oder jener Ehe römisch werden sollten.

Aber eines hatten sie nicht! Sie hatten nicht bedacht, daß der bessere Theil des deutschen Volkes sie von nun an verachten werde.

Lieblos hatte die römische Kirche die Grundsätze Christi und die heiligsten Gefühle der Natur mit Füßen getreten; der Liebe und der Achtung bar, wandten sich die Herzen von ihr ab, wohl fühlend, daß der Gott im eignen Busen ein heiligerer sei, als der zu Rom.

Die Gegenwart erinnert sich wohl der Stimmung noch, die die schroffen Anforderungen in Betreff der gemischten Ehen in ganz Deutschland hervorgerufen. Sie war eine unheilvolle, sturmverkündende. Jeder Denkende sah den Frieden Deutschlands bedroht; — jeder Vernünftige erkannte mit Angst, daß sich das Gespenst der mittelalterlichen Hierarchie wie ein furchtbarer Riesenschatten aus der Gruft vergangener Jahrhunderte erhob; — jeder Freisinnige erzitterte vor dem Gedanken an die alte Geistes- und Glaubens-Knechtung! — Kurz eine allgemeine Aufregung ging durch unser Vaterland, und es war nahe daran, daß sich die Masse der edleren Menschen geistig gegen Rom erhoben hätten, — als die Hierarchie mit blitzendem Schwerte einen Streich führte, der die Gegenpartei mit einem Male zerschmettern sollte.

In der That war denn auch dieser Streich so überraschend, so unerhört, daß dem tobenden Gebrause der Aufregung — eine Todtenstille des Staunens folgte.

Rom hatte, um den protestantischen Fürsten und Völkern mit dem Beweis seiner Macht zu drohen, ein Aufgebot an die Schaaren seiner Blindgläubigen ergehen lassen. Um aber um so schlagender darzuthun, wie unbedingt die rohen Massen seinem Gebote folgten, steckte es eine Fahne aus, die selbst der beschränktesten Vernunft Hohn sprechen mußte.

Bischof Arnoldi von Trier hing im Jahr Ein tausend acht hundert und vier und vierzig zu Trier den sogenannten „heiligen Rock Christi" aus, zu welchem denn auch, — durch die unedelsten Machinationen der Pfaffheit bewogen, — über eine halbe Million Menschen und die Erzbischöfe und Bischöfe von Cöln, Leyden, Limburg, Luxemburg, Metz, Münster, Nancy und Toul, Osnabrück, Trier, Speier und Verdun wallfahrten, um ihn

anzubeten: wir wiederholen: um ihn anzubeten; denn in den gedruckten Gebet- und Litanei-Formeln heißt es: „Heiliger Rock, zu dir komm' ich! — Heiliger Rock, ich bet' dich an! — Heiliger Rock, bitt' für mich!“

Man wird uns jedes weitere Wort über diesen Gegenstand erlassen, da es für vernünftige Menschen ein peinliches Gefühl ist, über eine Sache zu sprechen, oder von einer Sache zu lesen, die die gebildete Menschheit entehrt.

Dieselben peinlichen Gefühle lasteten denn auch zur Zeit der Ausstellung wie ein drückender Alp auf Deutschlands Bevölkerung. Alle besserdenkenden und vernünftigen Katholiken, — und ihre Zahl war nicht klein, — erröthelen über diese Herabwürdigung des Heiligen; — ja, es kam so weit, daß man sich Katholik zu sein schämte.

Ein dumpfes Murren ging durch die Lande; fieberhaft waren die Gemüther erregt, und der Zündstoff hatte sich so gewaltig gehäuft, daß es nur eines Funkens bedurfte, auf daß der Unwille in hellen Flammen auflohderte.

Da zuckte ein flammender Blitz durch die gewitterschwüle Luft!

Der römisch-katholische Priester Johannes Ronge sandte am 1. October 1844, von Laurahütte aus, jenes ewig denkwürdige Sendschreiben an Bischof Arnoldi, welches der größte Theil Deutschlands, die freien und vernünftigen Menschen aller Länder mit Jubel begrüßten! — Das Schreiben lautete:

Laurahütte, den 1. October.

Was eine Zeit lang wie Fabel, wie Mähre an unser Ohr geklungen: daß der Bischof Arnoldi von Trier ein Kleidungsstück, genannt der Rock Christi, zur Verehrung und religiösen Schau ausgestellt, Ihr habt es schon gehört, Christen des 19. Jahrhunderts, Ihr wißt es, deutsche Männer, Ihr wißt es, deutsche Volks- und Religionslehrer, es ist nicht Fabel und Mähre, es ist Wirklichkeit und Wahrheit. Denn schon sind, nach den letzten Berichten, fünfmalhunderttausend Menschen zu dieser Reliquie gewallfahrtet, und täglich strömen andere Tausende herbei, zumal, seitdem ein wachtes Kleidungsstück Kranke geheilt, Wunder gewirkt hat. Die Kunde davon dringt durch die Lande aller Völker, und in Frankreich haben Geistliche behauptet: „Sie hätten den wahren Rock Christi; der zu Trier sei unächt.“ Wahrlich, hier finden die Worte Anwendung: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieren kann, hat keinen zu verlieren.“ Fünfmalhunderttausend Menschen, fünfmalhunderttausend verständige

Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstücke nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen! Die meisten dieser Tausende sind aus den niederen Volksklassen, ohnehin in großer Armuth, gedrückt, unwissend, stumpf, abergläubisch und zum Theil entartet, und nun entschlagen sie sich ihrem Gewerbe, der Sorge für ihr Hauswesen, der Erziehung ihrer Kinder, um nach Trier zu reisen zu einem Götzenfeste, zu einem unwürdigen Schauspiele, das die römische Hierarchie aufführen läßt.

Ja, ein Götzenfest ist es; denn viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet, die Gefühle, die Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben. Und welche nachtheilige Folgen haben diese Wallfahrten? Tausende der Wallfahrer darben sich das Geld ab für die Reise und für das Opfer, welches sie dem heiligen Rock, d. h. der Geistlichkeit, spenden; sie bringen es mit Verlusten zusammen oder erbetteln es, um nach der Rückkehr zu hungern, zu darben, oder von den Anstrengungen der Reise zu erkranken. Sind diese äußeren Nachtheile schon groß, sehr groß, so sind die moralischen noch weit größer. Werden nicht Manche, die durch die Reisekosten in Noth gerathen sind, auf unrechtmäßige Weise sich zu entschädigen suchen? Viele Frauen und Jungfrauen verlieren die Reinheit ihres Herzens, die Keuschheit, den guten Ruf, zerstören dadurch den Frieden, das Glück, den Wohlstand ihrer Familie.

Endlich wird durch dieses ganz unchristliche Schauspiel dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden ist, der Lasterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet. Dieß der Segen, den die Ausstellung des heiligen Rockes verbreitet, von dem es im Uebrigen ganz gleich ist, ob er echt oder unecht.

Und der Mann, welcher dieses Kleidungsstück, ein Werk, das Menschenhände gemacht! zur Verehrung und Schau öffentlich ausgestellt hat, der die religiösen Gefühle der leichtgläubigen, unwissenden, oder der leidenden Menge irre leitet, der dem Aberglauben, der Lasterhaftigkeit dadurch Vorschub leistet, der dem armen hungernden Volke Gut und Geld entlockt, der die deutsche Nation dem Spotte der übrigen Nationen preisgiebt, und der die Wetterwolken, welche ohnehin sehr schwer und düster über unserm Haupte schweben, noch stärker zusammenzieht, dieser Mann ist ein Bischof, es ist der Bischof Arnoldi von Trier.

Bischof Arnoldi von Trier! ich wende mich warnend an Sie und fordere Sie kraft meines Amtes und Berufes als Hirte, als deut-

cher Volkslehrer und im Namen der Christenheit, im Namen der deutschen Nation, im Namen der Volkslehrer auf, das unchristliche Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rockes aufzuheben, das erwähnte Kleidungsstück der Oeffentlichkeit zu entziehen und das Aergerniß nicht noch größer zu machen, als es schon ist!

Denn wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen, — daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi von Trier! gehört seinen Henkern! Wissen Sie nicht, als Bischof müssen Sie es wissen, — daß Christus gelehrt: „Gott ist ein Geist, und wer ihn anbetet, soll ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten?" Und überall kann er verehrt werden, nicht etwa bloß zu Jerusalem im Tempel, auf dem Berge Garizim, oder zu Trier beim heiligen Rocke. Wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen, — daß das Evangelium die Verehrung jeder Reliquie ausdrücklich verbietet? daß die Christen der Apostelzeit und der ersten drei Jahrhunderte weder ein Bild noch eine Reliquie (sie konnten deren doch viele haben!) in ihren Kirchen duldeten? daß die Verehrung der Bilder und Reliquien heidnisch ist, und daß die Väter der ersten drei Jahrhunderte die Heiden deßhalb verspotteten? Z. B. heißt es (div. inst. c. 2.): die Bildnisse sollten doch eher, wenn sie Leben hätten, die Menschen verehren, von denen sie gemacht sind, nicht umgekehrt. (Nec intelligunt homines ineptissimi, quod si sentire simulacra et moveri possent, adoratura hominem faisseut a quo sunt expolita.)

Endlich, wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie auch dies wissen, — daß der gesunde, kräftige Geist der deutschen Völker sich erst im 13. und 14. Jahrhundert durch die Kreuzzüge zu Reliquienverehrung erniedrigen ließ, nachdem man in ihm die hohe Idee, welche die christliche Religion von der Gottheit gibt, durch allerlei Fabeln und Wundergeschichten, aus dem Morgenlande gebracht, verdunkelt hatte? Setzen Sie, Bischof Arnoldi von Trier! das wissen Sie, und wahrscheinlich besser, als ich es Ihnen sagen kann; Sie kennen auch die Folgen, welche die gänzliche Verehrung der Reliquien und der Aberglaube überhaupt für uns gehabt hat, nämlich Druck sowohl geistige und äußere Knechtschaft, und demnach stellen Sie Ihre Reliquie aus zur öffentlichen Verehrung! Doch, wenn Sie vielleicht dieß Alles nicht wüßten, wenn Sie nur das Heil der Christenheit durch die Ausstellung der Trierschen Reliquie erzielten, so haben Sie doch eine doppelte Schuld dabei auf Ihr Gewissen geladen, vom der Sie sich nicht reini-

gen stammt. Ein Mal ist es unverzeihlich von Ihnen, daß Sie, wenn dem bewußten Kleidungsstücke wirklich eine Heilkraft beiwohnt, der leidenden Menschheit dieselbe bis zum Jahre 1844 vorenthalten haben. Zum Anderen ist es unverzeihlich, daß Sie Opfergeld von den Hunderttausenden der Pilger nehmen. Oder ist es nicht unverzeihlich, daß Sie als Bischof Geld von der hungernden Armuth unseres Volkes annehmen? Zumal Sie erst vor einigen Wochen gesehen haben, daß die Noth Hunderte zu Aufruhr und zu verzweifeltem Tode getrieben hat? Lassen Sie sich im Uebrigen nicht täuschen durch den Zulauf von Hunderttausenden und glauben Sie mir, daß, während Hunderttausende der Deutschen voll Inbrunst (!) nach Trier eilten, Millionen, gleich mir, von tiefem Grauen und bitterer Entrüstung über Ihr unwürdiges Schauspiel erfüllt sind. Diese Entrüstung findet sich nicht etwa bloß bei einem oder dem anderen Stande, bei dieser oder jener Partei, sondern bei allen Ständen, ja selbst bei dem katholischen Priesterstande. Daher wird Sie das Gericht eher ereilen, als Sie vermuthen. Schon ergreift der Geschichtschreiber den Griffel und übergießt Ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung der Mit- und Nachwelt und bezeichnet Sie als den Tetzel des 19. Jahrhunderts!

Sie aber, meine deutschen Mitbürger, ob Sie nahe oder fern von Trier wohnen, wenden Sie Alles an, daß dem deutschen Namen nicht länger eine Schmach angethan werde. Sie haben Stadtverordnete, Gemeindevorsteher, Kreis- und Landstände; wohlan, wirken Sie durch dieselben. Suchen Sie, ein Jedes nach Kräften und endlich einmal entschieden, der tyrannischen Macht der römischen Hierarchie zu begegnen und Einhalt zu thun. Denn nicht bloß zu Trier wird der moderne Ablaß getrieben; Sie wissen es ja, im Ost und West, im Nord und Süd werden Rosenkranz-, Meß-, Ablaß-, Begräbnißgelder u. dergl. eingesammelt, und die Geistesmacht nimmt immer mehr überhand. Gehen Sie Alle, ob Katholiken oder Protestanten, ans Werk, es gilt unsere Freiheit, unser Glück. Erzürnen Sie nicht die Manen Ihrer Väter, welche das Capitol zerbrachen, indem Sie die Engelsburg in Deutschland dulden. Lassen Sie nicht die Lorbeerkränze eines Huß, Hutten, Luther beschimpfen. Trüben Sie Ihren Gedanken Worte und machen Sie Ihren Willen zur That.

Endlich Sie, meine Amtsgenossen, die Sie das Wohl Ihrer Gemeinden, die Ehre, die Freiheit, das Glück Ihrer Deutschen Nation wollen und anstreben, schweigen Sie nicht länger; denn Sie versündigen sich an der Religion, an dem Vaterlande, an Ihrem Berufe, wenn Sie länger schweigen, und wenn Sie länger zögern, Ihre bessere

Ueberzeugung zu bethätigen. Schon habe ich ein anderes Wort an Sie gerichtet, darum für jetzt nur diese wenigen Zeilen. Zeigen Sie sich als wahre Jünger dessen, der Alles für die Wahrheit, das Licht und die Freiheit geopfert; zeigen Sie, daß Sie seinen Geist, nicht seinen Rock geerbt haben!

Johannes Ronge,
katholischer Priester.

Ehre, Hochachtung und Liebe dem Manne, der den Muth hatte, gegen Rom, gegen eine Welt voll Jesuiten, Pfaffen und Orthodoxen aufzutreten, — der es, ohne feige Rücksicht auf sich und seine Zukunft, wagte: die Wahrheit unumwunden zu sagen!

Und Ronge's Worte waren Millionen aus der Seele gesprochen, und darum trugen sie Begeisterung von Mund zu Mund, durch alle Gauen Deutschlands und über die Wogen des weltumspühlenden Oceans.

Die Geschichte aber rechnet von dem Tage, an welchem jenes Sendschreiben erschien, einen neuen Zeitabschnitt; denn mit ihm beginnt die zweite Reformation, die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts, in deren Morgenröthe der Menschheit der goldne Tempel der Humanität als herrliches Ziel winkt.

Schon den 19. October desselben Jahres traten, — ermuthigt durch Ronge's Zuruf, — in Schneidemühl, einer kleinen Stadt des Großherzogthums Posen, 150 römisch-katholische Bürger auf, und erklärten, — ihren Seelsorger Czerski an der Spitze, — daß sie, nach reiflicher Ueberlegung und gründlicher Forschung in der Bibel, zu der Erkenntniß gelangt seien, daß sich die römisch-katholische Kirche durch eine Menge menschlicher Satzungen und dem reinen Christenthum geradezu widersprechender Irrlehren, von diesem selbst gänzlich entfernt habe. Da nun, trotz allen Bemühungen, von der römischen Kirche in dieser Beziehung keine Abhülfe zu erwarten sei, so vereinigten sie sich zu einer engeren kirchlichen Verbindung, welche, — alle Menschensatzungen und Mißbräuche des Papstthums abstreifend, — zwar in dem Verband der katholischen Christenheit verbleibe, dagegen aber die Bezeichnung apostolisch-katholische, oder, im Gegensatz zu den Römlingen, deutsch-katholisch-apostolische Christen annehmen werde.

Die deßfallsige Eingabe an die Königlich Preußische Regierung zu Bromberg schloß mit den Worten:

„Zwar ist unser Häuflein noch klein, allein wir halten am Gebet

und sind der festen Zuversicht, daß durch unser Beispiel der liebe Gott wunderbar den durch die Priester verblendeten Menschen bald die Augen öffnen wird, denn wir suchen nicht was weltlich, sondern was göttlich ist!"

Den 20. October aber las Czerski zum erstenmale die Messe in deutscher Sprache und theilte in seiner kleinen Gemeinde das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten aus.

Jetzt war die Bahn bezeichnet, die eingeschlagen werden mußte; jetzt hatten sich Ronge's begeisterte Worte erfüllt, und der Weg war vorgezeichnet, der eingeschlagen werden mußte, um den Katholicismus mit dem Jahrhundert und seinen Cultur- und politischen Zuständen auszusöhnen.

Und der Gedanke: den deutschen Theil der katholischen Christenheit, — befreit von den Auswüchsen und Mißbräuchen des Papstthums, — in einer, von Rom unabhängigen, Kirche zu vereinigen, fand allüberall den lebhaftesten Anklang.

Am 19. Januar 1845 constituirte sich in Breslau die zweite christlich-apostolische Gemeinde, nachdem auch Dr. Regenbrecht, Professor der juristischen Fakultät daselbst, zu der neuen Kirchengemeinschaft übergetreten war.

Ein anderer rüstiger Streiter trat hierauf der guten Sache bei: es war der römisch-katholische Kaplan Kerbler. Von dem mächtigen Aufschwunge der Nation begeistert, wandte auch er sein, für alles Gute und Schöne empfängliches Herz der Reformation des neunzehnten Jahrhunderts zu, und hatte den Muth, — unbekümmert um seine Zukunft, — dem Papstthum Lebewohl zu sagen.

Mit unglaublicher Schnelle folgten nun die Städte Deutschlands dem Beispiele Schneidemühl's und Breslau's.

Berlin, Leipzig, Dresden, Elberfeld, Magdeburg, Offenbach, Annaberg, Hildesheim und Chemnitz gingen voran, Marienburg, Braunschweig, Liegnitz, Worms, Wiesbaden und Frankfurt a. M. folgten, und so wuchsen die Gemeinden bis auf den heutigen Tag zu der Zahl von 417 mit ungefähr 200,000 Seelen heran.

Auch in England und den nordamerikanischen Freistaaten haben sich bereits christ-katholische Gemeinden gebildet.

Das wichtigste Ereigniß in der jungen Kirche war zu jener Zeit ohnstreitig das erste allgemeine Concil derselben, welches den 22. Mai 1845 zu Leipzig eröffnet wurde.

Als Hauptresultate gingen aus demselben hervor:

1) Die Einigung über den Namen der jungen Kirche, für welchen man die Bezeichnung „deutsch-katholisch" feststellte.

2) Eine Vereinbarung über den Zweck, die Einberufung, Leitung und die Befugnisse der Kirchenversammlungen.

3) Die Feststellung der Art und Weise des Gottesdienstes, und

4) hauptsächlich die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses, welches in folgender allgemeinen Fassung angenommen wurde, um den einzelnen Gemeinden die Möglichkeit an Handen zu geben, dasselbe nach ihren individuellen Bedürfnissen auszuführen.

Das Glaubensbekenntniß heißt:

1. Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig und allein die heilige Schrift sein, deren Auffassung und Auslegung der, von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist.

2. Als allgemeinen Inhalt unserer Glaubenslehren stellen wir folgendes Symbol auf: „Ich glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland. Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und an ein ewiges Leben. Amen.

3. Wir verwerfen das Primat des Papstes, sagen uns von der Hierarchie los, und verwerfen im Voraus alle Concessionen, welche möglicher Weise von der Hierarchie gemacht werden könnten, um die freie Kirche wieder unter ihr Joch zu beugen.

4. Wir verwerfen die Ohrenbeichte.

5. Wir verwerfen das Cölibat (erzwungene Ehelosigkeit).

6. Wir verwerfen die Anrufung der Heiligen, die Verehrung von Reliquien und Bildern.

7. Wir verwerfen die Ablässe, gebotenen Fasten, Wallfahrten und alle solche bisher bestehenden kirchlichen Einrichtungen, welche nur zu einer gesinnungslosen Werkheiligkeit führen können.

8. Wir stellen der Kirche und den Einzelnen die Aufgabe, den Inhalt unserer Glaubenslehrenden zur lebendigen, dem Zeitbewußtsein entsprechenden Erkenntniß zu bringen.

9. Wir gestatten aber völlige Gewissensfreiheit, freie Forschung und Auslegung der heiligen Schrift, durch keine äußere Autorität beschränkt; verabscheuen vielmehr allen Zwang, alle Heuchelei und alle Lüge, daher wir in der Verschiedenheit

der Auffassung und Auslegung des Inhaltes unserer Glaubenslehren keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung finden.

10. Wir erkennen nur zwei Sacramente an: die Taufe und das Abendmahl, ohne jedoch die einzelnen Gemeinden in der Beibehaltung christlicher Gebräuche beschränken zu wollen.

11. Die Taufe soll an Kindern, mit Vorbehalt der Bestätigung des Glaubensbekenntnisses bei reifender Verstandesreife, vollzogen werden.

12. Das Abendmahl wird von der Gemeinde, wie es von Christus eingesetzt worden ist, unter beiden Gestalten empfangen.

13. Wir erkennen die Ehe für eine heilig zu haltende Einrichtung an und behalten die kirchliche Einsegnung derselben bei; auch erkennen wir keine anderen Bedingungen und Beschränkungen derselben an, als die von den Staatsgesetzen gegebenen.

14. Wir glauben und bekennen, daß es die erste Pflicht des Christen sei, den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen.

Die ganze Wirksamkeit des Leipziger Concils war eine äußerst glückliche. Ein Geist der Einigkeit, der Liebe und der Freisinnigkeit erfüllte alle die Männer, die da von ihren Gemeinden zu dem großen Werke abgesandt worden waren. Eine wahrhaft christliche Glaubensfreudigkeit durchglühte alle Gemeindevertreter, und als die wichtigsten Punkte der Berathung festgestellt waren, zeigte sich allgemein eine bis zur Rührung gesteigerte heilige Begeisterung. Die da aus allen Gauen Deutschlands zusammengekommen, den neuen Bund zu stiften, sie besiegelten denselben durch den Bruderkuß der innigsten Liebe; sie gelobten — höre es die Welt und mögen es alle Deutsch-Katholiken ewig und unverbrüchlich halten — sie gelobten im Angesichte Gottes und in ihrem und aller Glaubensbrüder Namen: In allen Angelegenheiten ihrer großen und heiligen Sache nie und nimmer das eigene, kleine, persönliche Interesse vorwalten zu lassen; sondern stets und allein das Wohl der Gesammtheit im Auge zu behalten.

Und Gott und die Welt haben dieses Gelöbniß gehört; und vor Gott und der Welt sind alle Deutsch-Katholiken verpflichtet, es zu halten. Geschieht dies, dann hat der Menschheit eine große Stunde geschlagen, sie ist zum zweiten Male erlöst, erlöst von ihrem größten Feinde, dem Egoismus.

Ronge's Reise durch Süddeutschland zu beschreiben, ist uns unmöglich; eine Begeisterung wie diejenige war, mit welcher der Vorkämpfer der neuen Reformation aller Orten begrüßt wurde, läßt sich fühlen, nicht aber erzählen. Man sah Greise feuchten Auges Gott danken, daß sie diesen Tag geschaut; Mütter, die ihre Kinder in die Höhe hoben, auf daß sie den Mann von Angesicht zu Angesicht sehen möchten, dessen Ruf die Schläfer zu einem neuen Leben geweckt; mit freudiger Zuversicht schaute alle Welt in das freundliche, sanfte und milde Antlitz Ronge's, der mit stiller Bescheidenheit alle die Huldigungen hinnahm, wohl wissend, daß sie ihm nur in so fern galten, als er der Träger der neuen Richtung sei.

Diese Begeisterung war aber um so natürlicher, als in ihren brausenden Wogen die Gefühle nicht nur der Deutsch-Katholiken, sondern auch der Protestanten und Israeliten, kurz aller vernünftig und freisinnig denkenden Menschen zusammenschlugen.

Hatte sich doch das Bedürfniß nach Glaubensfreiheit und einer vernunftgemäßen Gestaltung der jeweiligen Kirchen, ja das bewußte oder auch noch unbewußte Anstreben des größeren Theiles der deutschen Nation nach einer „allgemeinen deutschen National-Kirche" in allen Sphären kund gegeben.

Dies Bedürfniß trat gleichzeitig mit der deutsch-katholischen Bewegung hervor. Die Protestanten und Juden fühlten, daß sie eben so gut einen Papst hätten als die Katholiken, diese in den symbolischen Büchern, letztere im Talmud.

Es bildeten sich daher in verschiedenen Städten Deutschlands „protestantische Freunde", „Freunde des Fortschrittes", „Lichtfreunde", so wie „Reform-Vereine" für das Judenthum.

In letzteren sprachen sich die Vertreter des aufgeklärten Judenthumes dahin aus: daß, so lange der Talmud eine Autorität im Judenthume bilde, so lange die Tradition als eine mündliche Fortsetzung der biblischen Schriften angesehen werde, auch in der That ein papierner Papst für das Judenthum vorhanden sei. Daher müsse denn auch das Judenthum mit dem Talmud verfahren, wie einst Luther mit dem Papstthume. Sei erst der Talmud mit seinen veralteten Anforderungen beseitigt, so befinde sich das Judenthum, der Bibel gegenüber, in gleicher Lage mit den protestirenden Parteien des Christenthums.

Daher fordere man vor allen Dingen: einen Cultus, der mit den geläuterten Vorstellungen, die man mit dem höchsten Wesen verbinde, nicht im Widerspruch stehe. Sei man erst einmal so weit ge-

kommen, so werde einer freisinnigen und zeitgemäßen Fortbildung des Judenthumes nichts mehr entgegen treten.

Protestantischer Seits dagegen traten sich die Gegensätze des Rationalismus und des Supernaturalismus immer schärfer entgegen. Die Prediger der verschiedenen Richtungen vereinigten sich in Conferenzen, bis in der neuesten Zeit die Geistlichen Wislicenus und Uhlich das Wort ergriffen und sich mit Entschiedenheit dahin aussprachen: daß der Protestantismus, seinem Grundprinzipe treu, nicht nur unablässig fortfahren müsse, gegen Alles zu protestiren, was der Evangelien entgegen laufe, sondern daß er auch, und dies ganz im Sinne der Reformatoren, einer immer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung treu bleiben, folglich als höchste Autorität nicht die Bibel, sondern die in dem Menschen wohnende Vernunft annehmen müsse.

Wislicenus vertheidigt diese vielfach angegriffene Ansicht auf das schlagenste. So sagt er in seinem Werkchen: „Ob Schrift? Ob Geist?“ folgendes: Wenn wir in der Bibel lesen, daß Gott den Israeliten beim Auszuge aus Aegypten wirklich befohlen habe von den Aegyptern goldene und silberne Gefäße und Kleider zu leihen und sie ihnen zu entwenden, so meinen wir, Stehlen und Betrügen könne auch in diesem Falle nicht göttlicher Wille gewesen sein. Vernünftig aufgefaßt, ergibt sich dieser Befehl als eine Anordnung menschlicher Klugheit und Rache. Niemand wird wohl aber wagen zu behaupten: Gott gebiete oder erlaube das Stehlen und Betrügen, weil es in der Bibel stände. Wislicenus sagt weiter:

So sehen wir auch in dem Befehle Gottes, die Einwohner Kanaans, Männer, Weiber und Kinder auszurotten, nur den Blutdurst eines wilden, erobernden Volkes, nicht aber göttlichen Rathschluß. Die Vernunft sagt uns, daß solche Gräuel wider den Willen Gottes laufen, wenn sie auch zehnmal in den Büchern des alten Testamentes geboten sind.

Dennoch entfernen sich die Lichtfreunde keineswegs von dem christlichen Prinzip, wenn sie die Vernunft beim Studium der Bibel gebraucht wissen wollen. Uhlich selbst sagt: durch Gottbegabte wurde die Vernunft der Menschen allmählig an Wahrheit reicher, durch Keinen aber in dem Grade, als durch Jesus. Seine Freudenbotschaft vom himmlischen Vater und von der Liebe, und vom Himmelreich diesseits und jenseits des Grabes hat sich die Vernunft angeignet und kennt bis jetzt, achtzehnhundert Jahre später, Nichts, was darüber hinaus läge.

Darum sagt denn auch das Leipziger Glaubensbekenntniß der eutsch-Katholiken so trefflich:

„Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig und al- in die heilige Schrift sein, deren Auffassung und Auslegung r, von der christlichen Idee durchdrungenen und wegten Vernunft freigegeben ist;“ das heißt: „wir len so forschen, daß wir Christum in uns lebendig machen, nicht ß wir ihn in uns ertödten und verlieren.“

Sehr natürlich ist es nun, daß sich den Bemühungen der Lichtunde, diese Ansichten geltend zu machen, der strenggläubigere Theil r protestantischen Kirche entgegen stellte, und somit eine Spaltung tstand, die bald um so schärfer hervortrat, als die eine Partei die symlischen Bücher der protestantischen Kirche, als der Bibel gleich wich, festhält, während sie die andere nicht als bindend anerkennt.

Da der Streit über diesen Gegenstand noch keineswegs geschlicht ist, so würde es anmaßend sein, ihm durch ein entschiedenes Urteil vorzugreifen, aus welcher Ursache wir uns auch hier nicht weir darauf einlassen. Erwähnt muß jedoch werden, daß sich in Königsberg bereits eine freie protestantische Gemeinde gebildet hat, elche an den erwähnten Grundsätzen festhält.

Der Natur der Sache gemäß werden sich nun alle diese Richungen von Tag zu Tag mehr entwickeln, und, so sie genügende Wahrheit und Lebenskraft in sich tragen, organisch ausbilden. Sicher ber bereitet dies gewaltige Ringen im Schooße aller Religionsparcien der Kirche eine große Zukunft vor; denn auf allen Seiten chwingt ja die Hoffnung ihr ewig siegreiches Panier, und an hrer Hand schreitet segenverkündend die Duldsamkeit einher.

So ist mit dem Jahre Eintausend achthundert und vierind vierzig für die Christenheit, und namentlich für die Völker Deutschlands, ein großer, ein herrlicher Ostermorgen angebrochen! Christus ist erstanden!! Freundlich lächelnd, ermunternd, tröstend, egnend wandelt er durch die Gauen unseres Vaterlandes und eicht versöhnend den Parteien die Hand und spricht:

„Seid einig und liebet Euch untereinander allzumal. Ihr Alle eid Kinder eines Vaters, vor dessen Augen kein anderes Glaubensbekenntniß rechtfertigt, als das der Liebe und der guten That. Liebe und gute That können aber nur da wohnen, wo Wahrheit herrscht. Darum sei ein jeder unter Euch wahr, ohne Menschenfurcht, und kämpfe für die Wahrheit mit der Macht der Ueberzeugung. Denn ich bin die Wahrheit und die Wahrheit wird Euch frei

machen, und ich werde die Freien sammeln in einer großen Kirch und werde bei ihnen bleiben bis ans Ende der Welt!

Ostern, Ostern, Frühlingswehen!
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus des tiefen Grabes Nacht!
Blumen sollen fröhlich blühen,
Herzen sollen himmlisch glühen,
Denn die Wahrheit ist erwacht.

Die im Grabe lag gebunden,
Hat die Lüge überwunden,
Und der dunkle Kerker bricht.
Frühling wehet auf der Erden,
Frühling soll's im Herzen werden,
Herrschen soll das ew'ge Licht!

Und in seinem Glanze möge endlich den Völkern das einzig Zeichen aufgehen, in dem da Heil für sie ist: die vollkommenst und unbedingteste geistige Freiheit, in der da alle Menschen weß Glaubens sie auch seien, sich als Brüder und Kinder eine Vaters umarmen.

Erst dann, wenn man die Frage nicht mehr hört: Bist du Ka tholik? Protestant? Jude? oder Mahometaner? — erst dann wir sich der Menschheit das Reich Christi, das Reich der Lieb erschließen.

Zeittafel.

Von Jesus bis auf Constantin den Großen (1 — 306).

Ihre nach Christi Geb.

1. Jesu Geburt; 750 J. nach Erbauung Roms. — Augustus, römischer Kaiser. — Herodes, König der Juden.
2. Herodes stirbt, und sein Reich wird unter seine Söhne Archelaus, Antipas, und Philippus getheilt.
4. Augustus stirbt. Tiberius, Kaiser.
6. Pontius Pilatus wird Landpfleger von Judäa.
0. Jesus beginnt sein Lehramt.
3. Jesu Tod.
7. Tiberius stirbt. Caligula, Kaiser. Herodes Agrippa, König von Judäa.
9. Die Bekenner Jesu werden zu Antiochien Christianer oder Christen genannt.
1. Claudius, Kaiser.
4. Palästina, römische Provinz.
4. Nero, Kaiser.
4. Nero's Verfolgungswuth.
7 od. 68. Paulus und Petrus werden zu Rom hingerichtet.
8. Nero stirbt.
0. Zerstörung Jerusalems. Josephus.
9. Vespasian stirbt. Titus.
1. Titus stirbt. Domitian.
0. Gnostiker.
4. Domitian verfolgt die Christen.
8. Trajan wird Kaiser.
1. Plinius.
6. Trajan verfolgt die Christen.
6. Ignatius stirbt den Märtyrertod.
2. Empörung der Juden unter Bar-Cochba.
8. Hadrian stirbt. Antonius Pius.
1. Antonius Pius stirbt. — Mark Aurel, Kaiser. — Christenverfolgung. Hinrichtung Justin des Märtyrers.
7. Christenverfolgung zu Lyon und Vienne in Gallien.
0. Mark Aurel stirbt.
9. Juda, der Heilige, sammelt die mündlichen Auslegungen der jüdischen Gesetze.
22 — 235. Ruhe für die Christen unter Alexander Severus.
0. Die 22. Legion verläßt die Gegend von Mainz.
9 — 251. Christenverfolgung unter Decius.
0. Paulus von Theben, Einsiedler.
3 — 260. Valerian verfolgt die Christen. — Cyprian wird Märtyrer.
7. Manichäer.

Jahre nach Christi Geb.
304. Christenverfolgung unter Diocletian und Galerius.
305. Synode zu Elvira.

II. Von Constantin dem Großen bis auf Bonifacius, den Apostel der Deutschen, und den Anfang des Bilderstreits (306 — 715).

306. Constantin kommt zur Regierung nach dem Tode seines Vaters Constantius-Chlorus. — Paulus von Theben und der heilige Antonius in der ägyptischen Wüste.
311. Galerius stirbt. Ruhe für die Christen. Constantin gegen Maxentius.
314. Anfang der Streitigkeiten zwischen Arius und Alexander zu Alexandrien.
323. Constantin huldigt dem Christenthume.
325. Erste ökumenische Synode zu Nicäa gegen die Arianer. — Pachomius in Aegypten, Stifter des Klosterlebens.
326. Athanasius, Bischof zu Alexandrien.
330. Einweihung von Neu-Rom oder Byzanz, nachmals Constantinopel.
335. Arius stirbt. — Wallfahrten und Reliquienverehrung.
337. Constantins Taufe und Tod; seine Söhne herrschen noch bis 360.
340. Eusebius von Cäsarea stirbt; Ambrosius geboren.
350. Cyrill, Bischof von Jerusalem.
354. Augustin geboren.
355. Basilius der Große.
356. Der heilige Antonius stirbt.
359. Ulphilas, Bischof der Gothen.
361. Julian erklärt sich für das Heidenthum.
363. Julians Tod.
373. Athanasius stirbt. — Chrysostomus.
374. Ambrosius, Bischof zu Mailand.
379. Basilius der Große stirbt.
380. Der Kaiser Theodosius empfängt die Taufe.
381. Zweite ökumenische Synode zu Constantinopel.
383. Siricius, Bischof zu Rom.
387. Augustin wird getauft.
393. Theodosius der Große erklärt das Christenthum zur Staatsreligion.
395. Theodosius stirbt; sein Reich zerfällt in das morgenländische und abendländische. Arcadius zu Constantinopel, Honorius zu Rom.
397. Ambrosius stirbt.
408. Arcadius stirbt. Theodosius II.
412. Anfang der pelagianischen Streitigkeiten.
420. Hieronymus stirbt.
424. Styliten.
430. Augustin stirbt.
431. Dritte ökumenische Synode zu Ephesus, Nestorius entsetzt.
444. Dioskuros, Bischof zu Alexandrien. — Cyrill stirbt.
449. Räubersynode zu Ephesus.
451. Vierte ökumenische Synode zu Chalcedon bestimmt die fünf Patriarchen der allgemeinen Kirche. — Monophysiten.
470. Letzte Befehle gegen das Heidenthum.
476. Romulus Augustulus, letzter Abendländischer Kaiser. — Odoaker, deutscher König von Italien.
486. Der fränkische König Chlodwig macht der römischen Herrschaft in Gallien ein Ende, und läßt sich
496. nach einem gegen die Allemannen erfochtenen Siege taufen.

Jahre nach Christi Geb.

515. Benedict von Nursia.
520. Klöster.
527. Kaiser Justinian zerstört die Ueberreste des Heidenthums.
528. Monte Cassino entsteht durch Benedict von Nursia.
553. Fünfte ökumenische Synode, oder die zweite zu Constantinopel.
568. Die Longobarden in Oberitalien.
569. Mahomet wird geboren.
582. Mauritius, Kaiser.
595. Columban in Frankreich.
589. Reccared, König der Westgothen, tritt mit seinem Volke zum katholischen Glauben.
590. Gregor der Große wird römischer Bischof. — Glaubensboten in England.
600. Hebung des päpstlichen Ansehens.
602. Kaiser Mauritius von Phokas ermordet.
604. Gregor der Große stirbt. — Fegfeuer.
607. Kaiser Phokas erhebt den römischen Bischof.
610. Columban im südlichen Schwaben.
612. Mahomet tritt auf.
615. Columban stirbt.
622. Mahomets Flucht von Mekka nach Medina — Hedschra —.
629. Mahomet, Herr von Arabien.
632. Mahomet's Tod. Abubeker, erster Kalif.
680. Sechste ökumenische Synode zu Constantinopel verdammt die Monotheleten; — Bonifacius geboren.
687. Pipin von Herstall, Herr des fränkischen Reichs.
692. Willebrod unter den Friesen.
711. Die Araber erobern das westgothische Reich in Spanien.

III. Von Bonifacius und dem Anfange des Bilderstreits bis auf Papst Gregor VII. (715—1073.)

716. Winfried in Friesland.
718. Erste Reise desselben nach Rom.
719. Winfried oder Bonifacius wirkt in Deutschland, vorzüglich in Hessen und Thüringen.
723. Zweite Reise desselben nach Rom; wird zum Bischofe geweiht.
725. Anfang des Bilderstreits; erste christliche Kirche in Thüringen.
726. Leo der Isaurier verbietet die Bilderverehrung.
731. Gregor III. Papst.
732. Karl Martell schlagt die Araber bei Poitiers.
738. Bonifacius reist zum drittenmale nach Rom.
739. Willebrod stirbt.
740. Bisthümer Eichstedt, Würzburg, Buraburg, Erfurt.
744. Kloster Fulda.
745. Bonifacius wird Erzbischof von Mainz.
752. Pipin nimmt den Königstitel an.
754. Siebente ökumenische Synode zu Constantinopel; alle Bilder aus den Kirchen entfernt.
755. Bonifacius wird in Friesland ermordet. — Pipins Sieg über die Longobarden; Schenkung desselben.
768. Pipin stirbt.
771. Karl der Große bekriegt
772. die Sachsen.
774. Bestätigung und Erweiterung der pipinischen Schenkung.
778. Die Sachsen werden bei Battenberg in Oberhessen besiegt.
785. Wittekind und Alboin empfangen die Taufe.

Jahre nach Christi Geb.

787. Synode zu Nicäa für die Bilderverehrung.
794. Synode zu Frankfurt a. M. gegen die Bilderverehrung.
800. Karl's des Großen Kaiserkrönung durch Leo III.
803. Bekehrung der Sachsen.
804. Bisthümer: Paderborn, Minden und Münster.
814. Karl's des Großen Tod. — Ludwig der Fromme.
819. Der Titel „Papa" für den römischen Bischof. — Anschar Apostel im Norden.
820. Bekehrung der Bulgaren.
822. Rabanus Maurus, Abt zu Fulda.
826. Der dänische König Harald empfängt die Taufe.
831. Paschasius Radbertus, Urheber der Transsubstantiationslehre.
840. Ludwig der Fromme stirbt. — Unächte Decretalen.
841. Paschasius Radbertus stirbt.
858. Nicolaus I., Papst bis 867.
860. Lothar's Ehehändel.
863. Methodius und Cyrillus verbreiten das Christenthum in Böhmen und Mähren.
867. Cyrillus stirbt zu Rom.
869. Lothar stirbt.
904. Theodora regiert mit ihren Töchtern zu Rom unter Sergius III.
936. Otto I., deutscher König. — Kloster Quedlinburg.
968. Bisthümer: Prag, Meißen, Merseburg, Zeitz, Posen; Erzbisthum Magdeburg.
980 — 1015. Wladimir der Große. — Christenthum in Rußland.
1001. Olaf Skotkonung, erster christlicher König in Schweden.
1013. Kanut der Große befestigt in Dänemark das Christenthum.
1054. Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel. Völlige Trennung der griechischen und römischen Kirche.
1056. Heinrich III. stirbt; Heinrich IV. unter Vormundschaft seiner Mutter.
1062. Hanno, Erzbischof von Cöln, bemächtigt sich des minderjährigen Kaisers und der Regierung von Deutschland.

IV. Von Papst Gregor VII. bis auf die Reformation (1073 — 1517).

1073 — 1085. Gregor VII., Hildebrand genannt.
1074. Synode zu Rom über Cölibat, Simonie und Investitur.
1077. Heinrich IV. zu Canossa.
1080. Synoden zu Brixen und Mainz.
1084. Heinrich IV. setzt den neuen Papst Clemens III. ein.
1086. Urban II., Papst.
1094. Peter, der Einsiedler.
1095. Synode zu Piacenza.
1096. Anfang der Kreuzzüge; Kirchenversammlung zu Clermont.
1099. Jerusalem wird von den Kreuzfahrern erobert. — Hospitalbrüder.
1100. Gottfried von Bouillon stirbt. Balduin.
1104. Investiturstreitigkeiten.
1105. Heinrich V., deutscher Kaiser.
1115. Bernhard, Abt der Cisterzienser zu Clairvaux.
1118. Entstehung des Johanniterordens. Raymond du Puis.
1119. Entstehung des Tempelherrnordens Hugo de Payens und Gottfried von St. Aldemar.
1122. Das wormser Concordat beendigt die Investiturstreitigkeiten.
1139 — 81. Alexander III., Papst.
1147. Zweiter Kreuzzug unter Ludwig VII. und Konrad III. — Bernhard von Clairvaux.
1152. Friedrich I., Kaiser.
1153. Bernhard von Clairvaux stirbt.

Jahre nach Christi Geb.

1162. Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury.
1170. Dominicus Guzmann geboren. — Petrus Waldus. — Waldenser. — Becket ermordet.
1182. Franz von Assisi geboren. — Die Maroniten vereinigen sich mit der römischen Kirche.
1187. Saladin erobert Jerusalem.
1189. Dritter Kreuzzug unter Friedrich I. und Friedrich von Schwaben, und
1190. den Königen Philipp August von Frankreich und Richard von England. — Deutscher Ritterorden. — Tod Friedrichs I.
1198. Papst Innocenz III. kommt zur Regierung. Ende der kaiserlichen Gewalt über Rom und Gründung des Kirchenstaats.
1199. Richard stirbt.
1208. Päpstliches Interdict über England.
1209. Kreuzzug gegen die Albigenser in Frankreich.
1210. Franz von Assisi stiftet den Franziscaner- oder Minoritenorden.
1212. Der König von England, Johann, wird abgesetzt. — Das Treffen bei Tolosa vernichtet die Herrschaft der Araber im Abendlande.
1214. Konrad von Marburg.
1215. Die vierte Lateransynode. Innocenz III. stellt die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, der Ohrenbeichte und der Verwandlungslehre auf.
1216. Entstehung des Dominicanerordens. — Innocenz III. stirbt.
1217. Vierter Kreuzzug unter dem ungarischen Könige Andreas II.
1226. Franz von Assisi stirbt.
1228. Fünfter Kreuzzug unter Friedrich II.
1229. Papst Gregor IX. stiftet die Inquisition auf der Kirchenversammlung zu Toulouse.
1233. Konrad von Marburg wird erschlagen. — Kreuzzug gegen die Stedinger.
1243. Innocenz IV. Papst.
1245. Die Synode zu Lyon entsetzt Friedrich II.
1248. Kreuzzug unter Ludwig IX.
1250. Friedrich II. stirbt.
1254. Innocenz IV. stirbt. — Konrad IV. stirbt.
1262. Ende des lateinischen Kaiserthums zu Constantinopel; Michael Palänlogus, griechischer Kaiser daselbst.
1264. Papst Urban IV. führt das Frohnleichnamsfest ein.
1268. Konradin's Enthauptung.
1270. Ludwig IX. stirbt auf einem Kreuzzuge in Afrika.
1274. Rudolph von Habsburg, deutscher König.
1282. Sicilianische Vesper.
1291. Ende der Kreuzzüge.
1292. Rudolph von Nassau, Kaiser.
1294—1303. Bonifacius VIII., Papst.
1298. Albrecht von Oestreich, deutscher Kaiser.
1300. Bonifacius VIII. ordnet das Jubeljahr an.
1307. Verhaftung der Templer in Frankreich.
1309. Clemens V. nimmt seinen Sitz zu Avignon.
1314. Verbrennung der Tempelherrn zu Paris. Jacob von Molay.
1324. Johann Wiklef geboren.
1341. Johann Paläologus, griechischer Kaiser.
1373. Johann Huß geboren.
1375. Ketzerverfolgung in Frankreich durch das Blutgericht.
1378. Großes Schisma — zwei Päpste bis 1429.
1380. Uebersetzung der Bibel in's Englische.
1384. Wiklef stirbt.
1398. Johann Huß zu Prag.
1409. Kirchenversammlung zu Pisa. Universität zu Leipzig.
1415. Huß verbrannt.

[illegible] — Hochschule zu Rostock.

[illegible] die Türken und Ende des

[illegible] — Vertreibung der Juden aus

[illegible] — Bündniß zu Torgau.

[illegible] — Tod Luther's.

[illegible] — Reichstag zu Augsburg. — Augsburgische Confession. — Bund zu Schmalkalden.

[illegible] — Reichstag zu Regensburg.

[illegible] — Religionsgespräch zu Worms.

[illegible] — Religionsgespräch zu Regensburg.

[illegible] — Reichstag zu Speier.

[illegible] — Reichstag zu Augsburg. — Tod Zwingli's. — Religionsgespräch zu Marburg.

[illegible] — Reichstag zu Speier.

[illegible] — Reichstag zu Augsburg. — Tod Luther's

Jahre nach Christi Geb.

1519. Luther und Miltitz zu Altenburg. Religionsgespräch zu Leipzig. — Theodor Beza geboren.
1520. Karl V. wird Kaiser. Luther verbrennt die Bannbulle und das Gesetzbuch des Papstes. — Ulrich Zwingli, Prediger zu Zürich. — Oekolampadius zu Basel.
1521. Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg. — Johann Taufan in Dänemark. — Heinrich VIII. erklärt sich gegen die Reformation.
1522. Luthers Erscheinen zu Wittenberg. — Seine Uebersetzung des N. T.
1523. Friedrich I. von Dänemark und Gustav Wasa von Schweden begünstigen die Reformation. Religionsgespräch zu Zürich.
1524. Der Bauernkrieg bricht aus. — Anfang des Abendmahlstreits. — Oekolampadius wirkt zu Basel. — Kaspar Schwenkfeld.
1525. Friedrich der Weise stirbt. Johann der Beständige. — Luthers Verheirathung. — Ende des Bauernkriegs. — Reformation in Preußen (Albrecht von Brandenburg). — Philipp der Großmüthige nennt sich „evangelisch". — Holländische Bibelübersetzung.
1526. 21. October. Einführung der Reformation in Hessen durch die Homberger Synode. Anfang der Einführung derselben in Dänemark.
1527. Stiftung der Universität Marburg; Synode daselbst. — Gustav Wasa führt die Reformation in Schweden ein. — Patricius Hamilton wird verbrannt.
1529. Reichstag zu Speyer; Protestanten. — Luther gibt seine beiden Katechismen heraus. — Religionsgespräch zu Marburg. — Die schweizerische Bibelübersetzung vollendet.
1530. 25. Juni. Reichstag zu Augsburg. Augsburgische Confession und Apologie derselben. Johanniter auf Malta.
1531. Ferdinand, römischer König. — Abschließung des Bündnisses von Schmalkalden. — Zwingli's Tod bei Cappel. — Oekolampadius stirbt.
1532. Johann der Standhafte stirbt; ihm folgt sein Sohn Johann Friedrich der Großmüthige. — Nürnberger Religionsfrieden. — Heinrichs VIII. Ehescheidung.
1534. Erscheinen der ersten vollständigen Bibelübersetzung von Luther. — Heinrich VIII. läßt sich zum Oberhaupte der englischen Kirche ernennen — Thomas Cranmer. — Calvin zu Basel. — Jesuitenorden. — Münsterische Unruhen bis zum Jahre 1536.
1535. Thomas Morus wird enthauptet.
1536. Erneuerung des Bündnisses von Schmalkalden. Eroberung der Stadt Münster und Ende des Reichs der Wiedertäufer. — Die Reformation kommt unter Christian III. in Dänemark zu Stande. — Calvin reformirt in Genf. — Erasmus stirbt.
1537. Schmalkaldische Artikel. Menno Simonis reformirt die Wiedertäufer.
1538. Der heilige Bund unter den Katholiken. — Calvin wird aus Genf vertrieben.
1539. Herzog Georg von Sachsen stirbt; Heinrich reformirt. — Joachim, Kurfürst von Brandenburg, bekennt sich zur evangelischen Lehre. — Faustus Socinus geboren. — Reichstag zu Odensee. — Die lutherische Lehre Staatsreligion in Dänemark.
1540. Bestätigung des von Ignatius Loyola gestifteten Jesuitenordens durch Paul III. — Cromwell enthauptet.
1541. Moritz, Herzog von Sachsen. Calvin wieder zu Genf.
1544. Universität zu Königsberg. Reichstag zu Westeräs.
1545. Anfang der Kirchenversammlung zu Trident.
1546. Luther's Tod den 18. Februar.
1547. Schmalkaldischer Krieg. Schlacht bei Mühlberg. Lälius Socinus in Deutschland. — Eduard VI. in England und Einführung der Reformation daselbst durch Cranmer. — Heinrich II. in Frankreich.

Jahre nach Christi Geb.

1548. Augsburg-Leipziger Interim.
1551. Johann Knox tritt in Schottland auf. Einführung der Reformation auf Island. — Lälius Socinus zu Zürich.
1552. Passauer Vertrag. Olof Peterson stirbt. Abschaffung des Narrenfestes in Frankreich.
1553. August, Kurfürst von Sachsen. Maria führt wieder die katholische Religion in England ein. — Servet wird zu Genf verbrannt.
1555. 25. September. Religionsfriede zu Augsburg. — Philipp II., König von Spanien, verfolgt die Evangelischen in den Niederlanden. — Blutbad in England. — Karl V. geht ins Kloster.
1556. Ferdinand I., Kaiser. — Cranmer wird hingerichtet. — Ignatius von Loyola stirbt; Laínez wird General der Jesuiten.
1557. Bündniß zu Edinburg, Congregation Christi genannt.
1558. Elisabeth von England führt die Reformation auf's Neue in ihrem Reiche ein. — Hochschule zu Jena.
1560. Friedrich III. von der Pfalz führt in seinen Landen die Reformation nach dem reformirten Lehrbegriffe ein. — Knox verbessert das Kirchenwesen in Schottland. — Melanchthon, Schwenkfeld und Gustav Wasa sterben. — Franz II. stirbt und Karl IX. kommt zur Regierung. Jacob Arminius geboren.
1561. Menno Simonis stirbt.
1562. Anfang der Religionskriege in Frankreich. — 39 Artikel der englischen Kirche.
1563. Ende der Versammlung zu Trident. — Die bischöflich-evangelische Kirche wird in England herrschend.
1564. Tridentiner Glaubensbekenntniß. — Die Inquisition wüthet in den Niederlanden. — Calvin stirbt. Ferdinand's I. Tod; Maximilian II.
1566. Römischer Katechismus. — Unitarier in Polen.
1567. Entstehung der Puritaner in England. — Herzog Alba wüthet in den Niederlanden. — Philipp der Großmüthige stirbt.
1568. Dritter Hugenottenkrieg.
1569. Socinianer in Polen.
1571. Die 39 Artikel in England werden symbolisch.
1572. Bartholomäusnacht; Coligny ermordet. — Kirchenversammlung zu Upsala. Gregor XIII., Papst. — Knox stirbt.
1573. Alba zurückberufen.
1574. Karl IX. von Frankreich stirbt und Heinrich III. kommt zum Thron. — Lorenz Peterson stirbt.
1576. Maximilian II. stirbt; Rudolph II. folgt.
1577. Concordienformel.
1579. Faustus Socinus in Polen. — Union zu Utrecht.
1580. Das Concordienbuch wird zu Dresden bekannt gemacht.
1581. Abfall der Niederlande von Spanien.
1584. Wilhelm von Oranien ermordet.
1585. Jansen geboren.
1586. Oldenbarneveld und Moritz von Oranien.
1587. Maria von Schottland wird enthauptet.
1588. Arminius wird Prediger zu Amsterdam.
1589. Heinrich III. in Frankreich ermordet; Heinrich IV. — Errichtung des Patriarchats zu Moskau.
1592. Einführung der presbyterianischen Kirchenverfassung in Schottland.
1593. Heinrich IV. wird katholisch, — und
1594. gekrönt.
1598. Edict von Nantes.
1603. Arminius Lehrer zu Leyden. Elisabeth von England stirbt; Jacob I.
1605. Pulverschwörung in England. — Theodor Beza stirbt.
1607. Stiftung der Universität Gießen.
1609. Majestätsbrief. — Arminius stirbt.

Jahre nach Christi Geb.

610. König Heinrich IV. von Ravaillac ermordet; Ludwig XIII. — Remonstranten.
1612. Matthias, Kaiser.
614. Kurfürst Sigismund von Brandenburg führt den reformirten Lehrbegriff in seinem Lande ein.
616. Socinianer zu Altdorf.
1617. Matthias tritt die böhmische Krone an Ferdinand II. ab.
1618. Anfang des dreißigjährigen Krieges. — Synode zu Dortrecht. — Hugo Grotius.
1619. Ferdinand II., Kaiser. — Oldenbarneveldt wird enthauptet; — Grotius gefangen. — Die Remonstranten werden verfolgt.
1620. Schlacht bei Prag, am weißen Berge.
1621. Cyrill Lucaris, Patriarch von Constantinopel. Gregor XV.
1622. Die Propaganda.
1623. Die Kurwürde kommt an Baiern. Gregor XV. stirbt.
1624. Normaljahr. — Georg Fox geboren.
1625. Christian IV., von Tilly besiegt. — Die Remonstranten in den Niederlanden erhalten Duldung.
1626. Wallenstein.
1627. Lehranstalt der Propaganda zu Rom.
1629. Restitutionsedict; — Friede mit dem Könige Christian von Dänemark.
1630. Gustav Adolph.
1631. Tilly wird bei Leipzig geschlagen, Gustav Adolph geht bei Erfelden über den Rhein. Religionsgespräch zu Leipzig.
1632. Gustav Adolph siegt und stirbt bei Lützen.
1634. Wallenstein wird zu Eger ermordet. Quesnel geboren.
1635. Spener geboren.
1637. Ferdinand III. besteigt den Thron.
1638. Jansen stirbt.
1640. Jansens Augustin.
1641. Irländisches Blutbad.
1642. Bulle Urbans VIII. gegen Jansens Buch. Confessio orthodoxa.
1643. Ludwig XIV. gelangt zum Thron.
1645. Hugo Grotius stirbt.

VI. Von dem westphälischen Frieden bis zur zweiten Reformation (1648 — 1844).

1648. Westphälischer Friede zu Münster und Osnabrück. — Christina, Königin von Schweden.
1649. Hinrichtung Karl's I. von England. Georg Fox stiftet die Quäker.
1653. Innocenz X verdammt fünf Sätze des Jansen.
1654. Die Königin Christina wird katholisch.
1660. Karl II. von England.
1661. Religionsgespräch zu Cassel.
1662. Herstellung der bischöflichen Kirche in England und Schottland.
1664. Wilhelm Penn.
1670. Philipp Jacob Spener hält zu Frankfurt am Main häusliche Andachtsstunden.
1671. Quesnel's Uebersetzung des N. T. — Fox reist nach Amerika.
1672. Peter der Große geboren.
1675. Quietisten.
1681. Wilhelm Penn kauft Pensylvanien.
1682. Die vier Artikel der gallicanischen Kirche. — Wilhelm Penn in Nordamerika.
1684. Dragonaden in Frankreich.
1685. Aufhebung des Edictes von Nantes. — Auswanderung der Reformirten aus Frankreich. — Karl II. von England stirbt.
1688. Peter der Große in Rußland.

Jahre nach Christi Geb.

1689. **Franke zu Leipzig; Pietismus. — Peter der Große wird Kaiser. — Toleranzedict in England. — Christina von Schweden stirbt. — Religionsfreiheit der Quäker. — Swedenborg geboren.**
1690. August Hermann Franke wird Prediger zu Erfurt.
1692. Universität Halle.
1697. Friedrich August, **Kurfürst von Sachsen, wird katholisch.**
1701. **Preußen wird ein Königreich unter Friedrich I.**
1704. Jansenisten in den Niederlanden.
1705. **Joseph I., Kaiser. — Spener stirbt.**
1706. Dänische Missionsanstalt in **Trankebar.**
1708. Uebersetzung der Bibel in's **Tamulische.**
1711. Karl VI., **Kaiser. — Canstein's Bibelanstalt.**
1713. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. — **Die Bulle Unigenitus** verdammt 101 Sätze **aus Quesnels N. T.**
1714. Georg Whitefield geboren.
1715. **Ludwig XIV. und Fenelon** sterben. Ludwig XV. unter **Vormundschaft.**
1717. Appellanten und Acceptanten in Frankreich.
1718. Wilhelm Penn stirbt.
1721. Peter der Große errichtet **den heiligen dirigirenden** Synod.
1722. **Zinzendorf stiftet die Herrnhuter,** Spangenberg **tritt denselben bei.**
1725. Peter der Große stirbt; Katharina I. von Rußland. Ludwig XV. **regiert.**
1727. **Die Herrnhuter senden die ersten Glaubensboten aus.**
1729 u. 30. Entstehung der **Methodisten durch Johann und Karl Wesley.**
1731. Die Herrnhuter wirken unter den Negersclaven.
1732. Whitefield **wird Methodist.**
1733. Glaubensboten der Herrnhuter in Grönland. Auswanderung der Salzburger.
1737. Zinzendorf wird Bischof der mährischen Brüder. — **Universität Göttingen.**
1738. Brüdergemeinde zu Herrnhaag.
1739. Lehrerbildungsanstalt der Herrnhuter zu **Marienborn.**
1740. **Maria Theresia. — Friedrich II., König von Preußen.**
1745. Franz I. wird Kaiser.
1750. Herrschaft der Jesuiten in Paraguay.
1756. Anfang des siebenjährigen Kriegs. Benedict XIV. gebietet Stillschweigen über die Bulle Unigenitus.
1763. Religionsfreiheit der Herrnhuter in **Rußland.**
1765. Joseph II. wird **Kaiser.**
1773. Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV.
1775. **Leopold, Großherzog von Toscana, reformirt mit Ricci. — Ludwig XVI.**
1780. Maria Theresia stirbt. — Joseph II. **reformirt in seinen Erblanden.**
1782. **Papst Pius VI. reist nach Wien.**
1786. Emser Punktation. — **Friedrich Wilhelm II. in Preußen.**
1789. Ausbruch der französischen **Revolution. Einziehung der geistlichen Güter.**
1790. Joseph II. stirbt; Leopold II., Kaiser. — **Aufhebung der Klöster und** Aenderung der Kirchenverfassung in Frankreich. **Avignon wird Frankreich einverleibt.**
1791. Bürgereid der Priester in Frankreich.
1792. **Franz II. wird Kaiser. — Frankreich, ein Freistaat.**
1793. Ludwig **XVI. guillotinirt.** — Atheismus **in Frankreich.** — Einführung einer neuen Zeitrechnung.
1795. Große londoner Missionsgesellschaft.
1796. Die Franzosen im Kirchenstaate.
1797. **Friedrich Wilhelm III. besteigt den preußischen Thron.** — Niederländische Missionsgesellschaft.
1798. **Römische Republik. Pius VI. nach Sitena abgeführt.**
1799. Pius VI. stirbt in **Frankreich** — 29. August.
1800. **Pius VII.**

Jahre nach Christi Geb.

1801. Alexander I. Kaiser in Rußland.
1802. Das französische Concordat. Kloster Fulda secularisirt.
1804. Gründung der großen Bibelgesellschaft zu London. — Napoleons Kaiserkrönung.
1806. Franz II. legt die deutsche Kaiserwürde nieder.
1808. Abschaffung der Inquisition in Spanien.
1809. Der Kirchenstaat wird zu Frankreich geschlagen, die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben erklärt. — Der Papst thut Napoleon in den Bann — wird aber gewaltsam aus Rom gebracht.
1810. Der Papst erklärt alle ohne seine Bestätigung vorgenommenen kirchlichen Neuerungen für ungültig.
1811. Das Bonifacius-Denkmal in Thüringen errichtet.
1812. Pius VII. in Fontainebleau.
1813. Neues Concordat des Papstes mit Napoleon.
1814. Pius VII. erhält von Napoleons Besiegern seine Herrschaft zurück, und stellt dafür die Jesuiten und die Inquisition in Spanien her.
1816. Die Protestanten werden im südlichen Frankreich verfolgt. — Päpstliche Bulle wider die Bibelgesellschaft. — Missionsschule zu Basel.
1817. Reformationsjubelfest. Fortschritte der Union in Preußen und dem Nassauischen. — Päpstliche Concordate mit verschiedenen Regierungen.
1818. Vereinigung der Reformirten und Lutheraner in Rheinbaiern und im Hanauischen. — Lehreranstalt der Herrnhuter zu Gnadenfeld.
1819. Uebersetzung der Bibel in's Neu-Russische ꝛc. — Die Jesuiten werden aus Rußland vertrieben. — Der König von Otaheite wird Christ.
1820. Union im Bernburgischen, in Pyrmont und Waldeck. — Herstellung des Redemtoristenordens im Oesterreichischen.
1821. Union im Großherzogthum Baden. — Napoleon Bonaparte stirbt — Anfang des griechischen Freiheitskampfes.
1822. Union in Rheinhessen und zu Berlin.
1823. Leo XII.
1827. Union im Anhalt-Dessauischen.
1828. Rheinische Missionsgesellschaft.
1829. Pius VIII. — Emancipation der Irländer.
1830. Kaiser Nicolaus entfernt die Jesuiten aus seinem Reiche. — Gregor XVI. Papst.
1832. Gregor XVIII.
1833. Synode zu Nauplia. — Vereinigung der Reformirten und Lutheraner zu Darmstadt.
1835. Verdammungsbulle gegen den Hermesianismus, Streit über die gemischten Ehen. — Kaiser Franz stirbt.
1839. Vereinigung der unirten Griechen in Rußland mit der griechischen Mutterkirche. — Widerspänstigkeit mehrerer katholischen Prälaten (Erzbischöfe) gegen die preußische Regierung. — Jubelfest der Einführung der Reformation zu Leipzig und Dresden. — Gedächtnißfest der Einführung der Reformation im Kurfürstenthum Brandenburg.
1840. 7. Juni. Friedrich Wilhelm III., von Preußen, stirbt; — Friedrich Wilhelm IV.
1841. Errichtung des evangelischen Bisthums Jerusalem.

VII. Von der zweiten Reformation bis auf die Gegenwart.

Jahre nach Christi Geb.

1841—1844. Fortgesetzter und erhöhter Streit über die gemischten Ehen.

1844. Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier durch Bischof Arnoldi. — Ronges Brief. — Erste deutsch-katholische Gemeinde zu Schneidemühl.

1845. Erstes deutsch-katholisches Concil zu Leipzig.

1846. Annäherung der freien protestantischen Gemeinden, der Reform des Judenthums und der Deutsch-Katholiken zu einer freien deutschen Kirche.

Register.

A.

Abdallah 72.
Abdul-Motaleb 72
Abendmahl 108.
Ablaß 112. 240.
Abu-Bekr 74. 77.
Abu-Taleb 72.
Abyssinische Christen 368.
Aebte 92.
Aebtissinnen 92.
Aeonen 41.
Agapen 15.
Alba, Herzog 353.
Albigenser 160. 172.
Alboin 69.
Albrecht von Mainz 240.
Albrecht von Brandenburg 226.
Alexander III., Papst 167.
Alexander V., „ 191. 202.
Alexander VI., „ 228.
Alexandrien, Schule das. 45.
Alexius, Griechischer Kaiser 144.
Alexius, Luthers Freund 234.
Ali 74. 80.
Ambrosius, Bischof zu Mailand 30
Amiens, Peter von 140.
Amsdorf, Nicolaus 253. 264.
Anabaptisten 283. 374.
Anacletus 9.
Anastasius 50.
Anderson, Lorenz 350.
Andreas, Apostel 12.
Andreas, König von Ungarn 152.
Anhalt-Zerbst 275.
Anna Boleyn 344.
Antiochien 146.
Antonius Pius, römischer Kaiser 23.
Antonius, der Einsiedler 89.
Apollo 12.
Apologie der augsburg. Confession 269.
Apologeten 24.
Apostel 9.
Apostolische Constitutionen und Canones 38. 39.
Ariost 226.
Aristides 24.
Arius, Arianer, Arianischer Streit. 45.
Armenische Christen 368.
Armenianer 374.
Arnold von Brescia 160. 164.
Arnoldi, Bischof von Trier 440.
Artabastus 98.
Aschaffenburger Concordat 223.
Asen 55.
Athenagoras 24. 45.
Athanasius 46. 90.
Auferstehungslehre 45.
Augsburg, Reichstag das. 268.
„ Religionsfriede 278.
Augsburger Confession 268.
Augustin 52.
Augustinismus 52.
Aurina 55.
Avaren 85.
Avignon 190.

B.

Babylonisches Exil 190.
Backelson 283.
Balduin, griech. Kaiser 183.

Balduin, König von Jerusalem 149.
Baldur 54.
Bann 135.
Barden 55.
Barnabas 12.
Bar-Cochba 17.
Bartholomäus 12.
Bartholomäus, Peter 146.
Bartholomäusnacht 332.
Basel, Synode zu 220. 222.
Basilius 94.
Basiliken 27.
Bauernkrieg 279.
Becket, Thomas 170.
Benedict V. 126.
„ VI. 126.
„ VIII. u. IX. 127.
„ XIII. 190. 202. 211.
„ XIV. 389.
Benedict, von Nurcia 94.
Berengar 123.
Bernhard von Clairvaux 150.
Bernhard von Weimar 317.
Bettelmönche 157.
Beza, Theodor 292.
Beziers 173.
Bibelgesellschaften 431.
Bilderdienst 86. 95.
Bischöfe 19.
Bischöfliche Kirche 343.
Bluthochzeit 332.
Blutrache 369.
Bodenstein, Andreas 261.
Böhmisch-Brod, Schlacht bei 221.
Böhmische Brüder 222.
Bonifacius, Apostel der Deutschen 60-67.
Bonifacius VII. 126.
„ VIII. 190.
Bora, Catharina von 264.
Braga, 54.
Braunau 311.
Braunschweig, Herzog von 254.
Bremen, Bisthum 69.
Briefe der Obscuranten 223. 227.
Buchdruckerkunst 197.
Bücher, symbolische 270.
Budisten 91.
Bugenhagen, Johann 264.
Bund, der heilige 270.
Bürgerstand 139.
Bürgerthum 160.

C.

Cajetan 245.
Calixtiner 218. 220. 221.
Calixtus II. 137.
Calvin 287. 290.
Camisards 343.
Carlstadt 261. 280.
Catechumenen 106.
Caufis 204.
Chadidschah 72. 74.
Chaldäische Christen 368.
Chateauneuf, Pater von 173.
Chemnitz, Martin 309.
Chlodwig, König der Franken 56. 57. 58. 60.
Chlotilde 56.
Chowaresmier 153.
Christenverfolgungen 21.
Christenthum in Deutschland 53.
Christian II. 351.
„ III. 352.
„ IV. 314.
Christina von Schweden 351.
Christophorus, Papst 122.
Christus 7. 76.
Clarissinnen 158.
Clemens II. Papst. 127.
„ III. „ 135.
„ V. „ 156.
„ VII „ 190. 269.
„ IX. „ 359.
„ XIII. 391. 392.
„ XIV. 392.
Clemens von Alexandrien 45.
Clemens Romanus 38.
Clement, Jacques 337.
Clermont, Kirchenversammlung 141.
Coadjutoren 296.
Coligny, Gaspard von 329.
Cölestin, Papst 190.
Cölestius 51.
Cölibat 114. 130.
Collegia pietatis 382
Columban 58.
Compactaten 220.
Compromniß 353.
Concil zu Leipzig 446.
Concordate 212. 223. 434.
Condé 329.
Confession, augsburgische 268.
Congregationalisten 348.
Constantin der Große 25. 34. u. f.
Constantin Copronymus 98.
Constantinopel, Synoden daf. 50. 81. 98.
Conventikel 383.
Corduba, Bischof v. 48.
Correggio 266.
Cortenuova, Schlacht bei 181.
Coska 220.
Costnitz, Kirchenversammlung zu 202. 209.
Cramner, Thomas. 344.
Cromwell, Oliver 347.
Cypern 154.

Cyprian 29.
Cyrillus, Bischof v. Alexandrien 50. 51.

D.

Dänemark, Reformation daſ. 351.
Damiette 153.
Decius 24. 88.
Decretalen, Iſidoriſche 115. 120.
Demiurg 41.
Derwiſche 79.
Detik 62.
Deutſche Ritter 156.
Dierolf 62.
Diakone, Diakoniſſinen 14.
Diocletian 24.
Diſſenters 348.
Dominicaner 158.
Dominicus Guzmann 158.
Domitian 22.
Donnereiche 64.
Dragonaden 341.
Dreißigjähriger Krieg 311.
Droſte zu Viſchering 436. 437.
Druiden 55
Duchoborzi 373.
Dürer, Albrecht 226.

E.

Eck, Dr. 247.
Edikt von Nantes 339.
Eduard IV. von England 344.
Eheloſigkeit der Geiſtlichen 114. 130.
Einſiedler 86.
Eliſabeth, Königin von England. 345.
Elvira, Synode daſ. 95.
Emmeran 59.
England, Reformation daſ. 343.
Engliſche Kirche 345.
Epheſus, Synode daſ. 50. 51.
Epiſkopalkirche 345.
Epiſkopoi 19.
Episcopus universalis et vicarius Christi 163.
Erasmus v. Rotterdam 223.
Erbgut des Apoſtel Petrus 84.
Erbſünde, Lehre von der 52.
Eremiten 86.
Eſelsfeſt 229.
Eugen III. 150.
„ VI. 222.
Euſebius, 35.
Evangeliſche Brüdergemeinde 375.
Evangeliſten 19.

F.

Fegefeuer 112.
Feilitſch, von 254.
Ferdinand III. 321.
„ V. 310. 311.
Firmelung 106.
Formoſus 122.
Fox, Georg 379.
Franke, Auguſt Herrmann 383.
Frankfurt am Main, Synode 100.
Franz I., König v. Frankreich 251. 327.
„ II. 328.
Franz von Aſſiſi 156.
Freya 54.
Friede, augsburger 279.
Friede, weſtphäliſcher 321.
Friedrich I, Barbaroſſa 151. 159. 163.
„ II., 152, 159 161. 169. 174-189.
„ I, von Dänemark 352.
„ „ Herzog von Schwaben 152.
„ V. von der Pfalz 310. 312.
„ der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen 226. 237. 246. 250. 252. 262 263.
Frundsberg, Georg 255.
Fulda, 60.

G.

Galerius 24. 25.
Gallas 321.
Gallus in Germanien 59. 70.
Ganganelli (Clemens XIV.) 392.
Ganna 55.
Garnet, Heinrich 346.
Gemeinden, erſte chriſtliche 13. 14.
Gemiſchte Ehen 438.
Gerbert 127.
Gerhard, Balthaſar 353.
Germanen, das Chriſtenthum unter denſelben 53.
Gnadenſchatz 112.
Gnoſtiker 40.
Goar, St. 58. 70.
Gottfried von St. Ademar 155.
Gottfried von Bouillon 145.
Gregor II. 61. 65. 97. 83. 117.
„ III. 63.
„ V. 126.
„ VI. 127.
„ VII. 127. 135. 138.
„ IX. 176. 180.
„ XII. 190. 202. 211.
„ XIII. 334.
Griechiſche Kirche 361.
Guiscard, Robert 135.
Guiſen 329.
Guſtav Adolf 316.
Guſtav Waſa 351.
Guttenberg, Johann 226.
Gymnoſophiſten 91.

H.

Habeſſyniſche Chriſten 368.
Hadrian, römiſcher Kaiſer 23.
Hadrian IV. Papſt. 164. 165. 167.
Hamilton, Patricius 349.
Hedſchra 75.
Heinrich II. von England 169.
„ IV., deutſcher Kaiſer 132.
„ V. 137
„ II. König von Frankreich 327.
„ III. 337.
„ IV. 332 338.
„ VIII. König von England 343.
„ von Navarra 332. 338.
„ von Walpol 157.
Heuneberg, Graf von 254.
Henotikon 368.
Hermes, Georg 436.
Hermias 24.
Herrnhuter 375.
Hertha 54.
Hierarchie 30. 31. 402.
Hieronymus von Prag 201. 209.
Hildebrand, ſ. Gregor VII.
Hochamt 110.
Hohenſtaufen 161.
Honorius III., Papſt 158. 175.
Hoochſtraten 223.
Hugo de Payens 155.
Hugolinus 176.
Hugenotten 328.
Humiliaten 159.
Huß, Johann 192. 199—209.
Huſſinez, Nicol. v. 199. 215.
Huſſitenkrieg 209—222.
Hutten, Ulrich v. 226. 227. 249. 250.

I.

Jacob I. 346.
Jacob V. 349.
Jacob von Baden 310.
Jacobiten 368.
Jacobus der ältere 12.
Jacobus der Jüngere 12.
Jagdmeſſen 110.
Janow 199.
Janſen, Cornelius 358.
Janſeniſten 358. 390.
Jathreb 74.
Jeruſalem 17—148. 151. 152. 153. 178.
Jeſuiten 95. 293—306. 372. 388. 392. 425.
Jeſus. 7. 76.
Ignatius, Biſchof zu Antiochien 38.
Ikonodulen 98.
Ikonoklaſten 99.
Imams 75. 79.
Independenten 348.
Indiſche Heilige 87.
Innocenz II. 165.
„ III. 110. 160. 161.
„ IV. 182.
„ X. 323. 359.
Inquiſition 161.
Interdict 135. 136.
Interim 276.
Interregnum 189.
Inveſtiturrecht 132. 137.
Joachim II. von Brandenburg 270.
Jogis 87.
Johann X. 123.
„ XI. 123.
„ XII. 124.
„ XIII. 126.
„ XIV. 126.
„ XV. 165.
„ XXII. 190.
„ XXIII. 202. 203. 204. 210.
Johanna, Päpſtin 118.
Johann der Beſtändige 226. 264.
„ von Leyden 284.
Johannes, der Apoſtel 12.
„ von Damask 97.
Johannesjünger 41.
Johanniter 154.
Jonas, Dr. 253. 264.
Joſeph II. 386. 393.
Irenäus 44.
Irene 99.
Irland, Reformation daſ. 349.
Iſidor von Sevilla 115.
Iſidors Decretalen 115. 120.
Islam 76.
Island, Reformation daſ. 351.
Julian, Kaiſer 49.
Julius II., Papſt 229. 237. 240.
Julius von Rom 48.
Juſtin, der Märtyrer 24.

K.

Kaaba 74.
Kaiſersberg 226.
Kanobin, Kloſter 369.
Karl der Große 67—70. 85.
Karl I. 346.
Karl II. 347.
Karl V. 155. 250. 254. 273. 275. 352.
Karl IX. König von Frankreich 331.
Karl Martel 64. 80.
Karmeliter 159.
Katharer 160. 171.
Katharina von Medici 328. 337.
Katharina von Bora 264.
Katholiſche Kirche 390.

atholikos 368.
erbler 446.
ilian 59.
irchenstaat 85.
irchenversammlungen
zu Basel 220. 222.
„ Chalcedon 51.
„ Clermont 141.
„ Constantinopel 50. 81. 98.
„ Costnitz 202. 209.
„ Elvira 95.
„ Ephesus 50. 51.
„ Frankfurt a. M. 100.
„ Nauplia 366.
„ Nicäa 47. 99.
„ Pisa 191.
„ Philippopolis 49.
„ Sardika 49. 83.
„ Sudri 127.
„ Trident 276. 306.
Klostergrab 311.
Klöster '92 u. f.
Knipperdolling 284.
Knox, Johann 349.
Konrad III. 150. 159. 163.
Konrad von Marburg 179.
Konradin 189.
Kopernikus 226.
Kopten 368.
Koran 77.
Kreuzzüge 138. 142.

L.

Lainez, Jacob. 295. 296. 307.
Lanze, die heilige. 147.
Latinophrones. 366.
Leo III., der Isaurier. 97.
Leo III. und Karl der Große. 68.
Leo IV. 99. 118.
Leo V. 122.
Leo VIII. 125.
Leo IX. 127. 129.
Leo X. 240. 246.
Lichtfreunde 449.
Ligue 310.
Linus 9.
Lochauer Heide 274.
Longobarden 85.
Louvois 341.
Loyola 294.
Lucas 12.
Lucas Cranach 250.
Lucas von Leyden 226.
Ludwig VII. 150.
„ IX. 153.
„ XIII. 340.
Ludwig XIV. 340. 402.
Luther, Dr. Martin 225—273.
„ Jacob 253.
Lützen, Schlacht bei 319.

M.

Magdeburgs Eroberung 317.
Mahomet 70—76.
Mahometismus 76—80.
Mährische Brüder 222. 375.
Majestätsbrief 311.
Maltheser Ritter 155.
Manes 42.
Manichäer 42.
Marc Aurel 23.
Marcus, der Evangelist 12.
Maria, die Katholische 345.
Maroniten 51. 369.
Marozia 123.
Martin V., Papst 212.
Mathiesen, Johann 283.
Mauritius 84.
Maximilian 251.
Maximilian von Bayern 310.
Medina 75.
Mekka 74. 75.
Melanchthon 226. 250.
Mellerstädt 237.
Menno Simon 374.
Mennoniten 374.
Messe 106. 110.
Methodisten 378.
Metropoliten 30.
Milicz 199.
Miltitz 247.
Minden 69.
Minoriten 158.
Molay, Jacob 156.
Monarchianer 44.
Mönchsgeistliche 86.
Mönchswesen 86.
Monophysiten 51. 368.
Monotheleten 51. 368.
Montanus, Montanisten 41.
Monte-Cassino 135.
Moritz von Sachsen 270. 274. 75.
Morus, Thomas 344.
Moses 76.
Moskau, Patriarch von 371.
Muhamed, s. Mahomet.
Münster 69.
Münzer, Thomas 280. 281.
Mysterien 229.

N.

Nantes, Edict von 339.
Napoleon 417 u. f.

Narrenfest 229.
Nauplia, Synode daf. 366.
Nero 21.
Neffe, Wilh 253.
Neftorius, Bischof von Constantinopel 50. 51.
Neftorianer 51. 367.
Neftorianischer Streit 51.
Nicäa, Synode daf 47. 99
Nicolaus I., Papft 119.
„ V „ 222.
„ Kaiser von Rußland 372.
Niederlande, Reformation daf. 352.
Niflheim 55.
Nominalismus 206.
Nonconformisten 348.
Nonnen 92.
Normaljahr 322.
Novizen 296.
Nürnberg, Friede daf. 269.

O.

Octavian, Papft 124.
Odin 54.
Oekolampadius, Joh. 290.
Ophiten 41.
Omar 80
Origenes 24. 45.
Osnabrück, Bisthümer 69.
Ortoc 140.
Oſternſtreit 361.
Oſterfeſt in Jeruſalem 369
Otto I., Kaiſer 124.
Otto II., Kaiſer 162.
Otto, König von Griechenland 366.
Oxenſtierna 320.

P.

Pachomius, Stifter d. Kloſterlebens 91.
Paderborn, Bisthum 69.
Palöz 204.
Palmſonntag 369.
Pappenheim, Ulrich von 254.
Papſtthum, Gründung 81.
„ , Blüthe 117.
Päpſte 84.
Papſtwahl 122.
Paris, Univerſität 197.
Parker 346.
Paſchaſius Radbertus 108.
Paſſau, Vertrag daf. 277.
Patriarchen 30. 369.
Patripaſſianer 44.
Paul III. 270. 273. 295.
Paulus, Apoſtel 9.
Paulus von Theben 88.
Paulus von Samoſata 44.
Pelagius 51.
Pelagianiſcher Streit 51.
Penn, Wilh. 340.
Pennſylvanien 380.
Peter von Amiens 140.
Peter der Große 372.
Peterſon, Olav und Lorenz 350.
Petrus, Apoſtel 9
Pfeifer 287.
Pfeilermönche 88. 91.
Philippus, der Apoſtel 12.
Philipp Auguſt von Frankreich 151.
Philipp v. Heſſen 226. 254. 265. 275.
Philipp I. 138.
Philipp II., König v. Spanien 279 353.
Philipp IV. von Frankreich 155
Philippopolis, Synode 49.
Philipponen 373.
Phokas, Kaiſer 84.
Pietiſten 382.
Pipin von Herſtal 60. 61. 85.
Pipin der Kleine 85.
Pirkheimer 220.
Piſa, Synode 191.
Pius IV., Papft 306.
Pius VI. 408. 397. 418.
Pius VII. 420 u. f.
Plinius 23.
Poitiers, Schlacht bei 80.
Polykarp 38.
Polezk, Synode 372.
Prädeſtinationslehre 52. 291.
Prager Compakten 226.
Praxeas 44.
Presbyter 14.
Presbyterianer 348.
Prior 92.
Priska 42.
Proceſſionen 111.
Profeſſen 296.
Prokopius 217. 221.
Propheten 76.
Proteſtanten 267.
Proteſtantiſche Sekten 374.
Pſeudo Iſidoriſche Decretalen 115
Pulververſchwörung 346.
Punctation, Emſer 399.
Puritaner 348.

Q.

Quäker 379.
Queſnel, Paſchaſius 360.
Quietismus, Quietiſten 360.
Quadratus 24.

R.

Radbertus 108.
Radbod, König 58.
Raphael 226.
Räuberſynode 51.
Ravaillac, Franz 340.
Raimond von Toulouſe 147.
Raymund du Puis 154.
Realismus 206.
Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern 191. 212. 213. 220.
Reformation 192 u. f.
Refugiés 343.
Regensburg, Reichstag 270.
Religionsfriede zu Augsburg 278.
Reliquien 101.
Remonſtranten 374.
Reservatum ecclesiasticum 278.
Reſtitutionsedict 315.
Reuchlin, Joh. 223. 227.
Revolution, franzöſiſche 402—416.
Richard Löwenherz 151.
Richelieu 340.
Ritterorden 154.
Rock, der heilige 229. 440.
Rom, Synode 130
Ronge, Johannes 429. 441. 449.
Roſenkranz 96.
Roskolniki 373.
Rottmann 284.
Rudolph von Schwaben 134.
Ruſſiſche Kirche 367. 371.

S.

Sabäer 77.
Sabellius 44.
Sachſen, das Chriſtenthum daſ. 68.
Saladin von Aegypten 151.
Saleph 152.
Sanpaſis 87.
Säulenheilige 88. 91.
Sardika, Synode daſ. 49. 83.
Schaumburg, Sylveſter von 250.
Schenkungen Pipins u. K. d. G. 85.
Schisma, großes 190.
Schmalkaldiſche Artikel 270.
Schmalkaldiſcher Bund 270.
Schmalkaldiſcher Krieg 273.
Scholaſtiker 296.
Schottland, Reformation daſ. 348.
Schurf, Hieronymus 253.
Schutterquäker, ſ. Shakers.
Schweden, Reformation daſ. 350.
Schweiz, Reformation daſ. 287.
Schwenkenfeldianer 379.
Seelenmeſſen 110.
Semipelagianer 52.
Sergius, Papſt 122. 123.
Servet, Michael 292.
Severus, Septimus 23.
Shakers. 382.
Sickingen, Franz von 226. 249. 250.
Sigismund 202. 204. 215. 221.
Simeon der Stylite 91.
Simonie 127.
Simonis, Menno 374.
Sinken der päpſtlichen Macht 161.
Sixtus V., Papſt 337.
Skalden 55.
Slawata 311.
Socinianer 377.
Soiſſons, Sieg bei 60.
Spalatin 252. 254.
Spener 382.
Speier, Reichstag daſ. 267.
Sponheim 226.
Staroverzi 373.
Staupitz 236.
Stiekna 199.
Stedinger 180.
Stephan Papſt 122.
Stephanus 10.
Styliten 88. 91.
Suaven 253.
Sueſſa 186
Sully 339.
Suren 77.
Sutri, Synode 127.
Swedenborgianer 379.
Sylveſter II, Papſt 127. 138.
„ III. „ 127.
Sylvius, Aeneas 222. 227.
Symboliſche Bücher 270.
Synoden, ſ. Kirchenverſammlung.
Synode, heilige in Rußland 372.
Syriſche Chriſten 367.

T.

Taboriten 218. 221.
Tachau, Schlacht bei 218.
Talmud 19.
Tatianus 24. 53.
Taufgeſinnte 283. 374.
Tauſan 350.
Templer 155.
Tertulian 24. 29. 44.
Tetzel 240 u. f.
Theodora 123.
Theodoſius 35. 50.
Theophilus 24.
Theſen 243.
Thomas, Apoſtel 12.
Thomaschriſten 368.

Thor 54.
Thunau 254.
Thurn, Graf von 311.
Tiberias, Schlacht bei 151.
Tilly 314.
Timotheus 12.
Titus 12. 53.
Titus, Kaiser 17.
Toleranz-Edikt 394.
Torgau, Bündniß zu 266.
Torquato Taffo 145.
Toulouse, Graf von 173.
Tradition 39.
Trajan 22.
Transsubstantiationslehre 109.
Trennung der römischen und griechischen Kirche 85.
Trident, Synode daf. 276. 306.
Trocznow 215.
Tunis 153.
Tyr 54.

U.

Uhlich 450.
Ulemas 79.
Ulphilas 56.
Unigenitus, Bulle 392.
Unirte Griechen 366.
Union, der Protestanten 310.
Unitarier 377.
Universitäten 197.
Upsala 351.
Urban II. 138. 141.
„ VI. 190.
„ XIII. 359.
Utraquisten 218.

V.

Valentinian 37.
Valerian 24.
Velleda 55.
Verden, Bisthum 69.
Verfolgungen der Christen 18.
„ der Juden 145.
Vespasian, Flavius 17.
Victor II. 127.
„ III. 138. 167.
Vineis 188. 189.
Vorläufer der Reformation 194. 209

W.

Waldenser 160. 172.
Waldus, Peter 172.
Wallenstein 314.
Walhalla 55.
Walkyren 55.
Walter von Habenichts 144.
Wartburg, 258.
Weihwasser 105.
Wesley, John 378.
Wessenberg 425.
Westeräs, Reichstag daf. 351.
Westphälischer Friede 321.
Wiedertäufer 282. 374.
Wiener-Congreß 424—434.
Wiklef 192. 198.
Wilhelm von Oranien 279.
Wilhelm von Neuburg 310.
Willibrod 59.
Wimpfeling 226.
Winfried 60.
Wislicenus 450.
Wittekind 69.
Wittenberg 197.
Wodan 54.
Wormser Edict 258.
Wormser Concordat 137.

Z.

Zabier 71.
Zehnte, der, eingeführt 68.
Zeilsdorf, Luthers Gut 271.
Zinzendorf 375.
Ziska 215—217.
Zoroaster 71.
Zschokke 430.
Zwingli, Ulrich 287.

Acme
Bookbinding Co., Inc.
100 Cambridge St.
rlestown, MA 02129

BR145.R3
Allgemeine Geschichte der christlic
Andover-Harvard [illegible]
3 2044 077 903 201

1 2 3 4 5 6 7 8 9

RAU, Heribert
AUTHOR
Allgemeine Geschichte
TITLE
der christlichen Kirche

Call Number
BR
145
.R3